UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01471370 5

HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

1471 I

Literaturgeschichte

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Hermann Hettner.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Erstes Buch.

Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 1648 — 1740.

Vierte verbesserte Auflage.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1893.

H5916K

Geschichte

der

deutschen Literatur

im

achtzehnten Jahrhundert.

Von

Hermann Hettner.

Erstes Buch.

Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 1648 — 1740.

36722
1891 95

Vierte verbesserte Auflage.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1893.

Alle Rechte vorbehalten.

PN
754
H45
1881
T. 3
Buchl

Vorrede.

Nicht ohne Bedenken übergebe ich den ersten Band von Hettner's Deutscher Literaturgeschichte hiermit wieder der Oeffentlichkeit, nachdem durch Herrn Professor Erich Schmidt mir von der Familie des Verewigten der ehrenvolle Auftrag zur Vorbereitung der neuen Auflage zu Theil geworden. Die Schwierigkeit, mit fremder Hand an ein Werk so bestimmter Eigenart zu rühren, bedarf keiner Auseinandersetzung. Sie wäre noch größer gewesen, wenn nicht die eine Bestimmung des Verfassers die Aufgabe dahin begrenzt hätte, nur Ergebnisse neuerer Forschung in das möglichst unveränderte Werk einzufügen. Freilich konnte diese Einfügung nicht in so äußerlicher Art geschehen, daß ein Widerspruch zwischen dem Alten und dem Neuen eingetreten wäre. Und schlimm stünde es um die Forschung, wenn sie bei fortschreitender Untersuchung der Thatsachen nicht auch manches berichtigte und geklärte Urtheil erzielt hätte, das nicht unbeachtet bleiben durfte. Im Ganzen habe ich mehr für meine Aufgabe gehalten, das Buch in den eigentlich literarhistorischen Partien, die ihm in erster Linie die selbständige Stellung in der Wissenschaft sichern, mehr dem heutigen Stande derselben anzupassen, als in den zahlreichen,

darüber hinausgreifenden Abschnitten, welche verwandte geistige Bewegungen charakterisiren, den Hintergrund und die Gesammtstimmung schaffen, und in denen die individuellen Conceptionen und Urtheile des Verfassers den Grundton bilden müssen.

Trotz mancher Zusätze ist es durch bedeutend compresseren Druck gelungen, den Umfang des Bandes zu vermindern. Hierbei hat auch mitgewirkt, daß ich die in den Text eingefügten literarischen Verweisungen beschränkt habe. Diese störten nicht selten die Lesbarkeit, und konnten nach der ganzen Anlage des Werkes doch nicht eine durchgängige Begründung geben, die auch Hettner augenscheinlich nicht beabsichtigt hatte. Bei wörtlichen Anführungen habe ich sie in der Regel beibehalten; ebenso wo auf seltenere Schriften verwiesen ist, deren Heranzug an sich ein Verdienst des Buches bildet, oder wo eine ausdrückliche Polemik durch sie gestützt wird. Auch dann habe ich gesucht, sie aus der unterbrechenden Parenthese in den Text hineinzuziehen und dem Hinweis die Kürze zu geben, welche dem Fachmann zur Orientirung noch genügt.

Verdienst und Bedeutung des Hettner'schen Buches aber sind mir am meisten an den zahlreichen Stellen deutlich geworden, die ich ändern durfte, weil herrschende Irrthümer in ihnen bekämpft wurden, die heutzutage nicht mehr herrschen. Daß sie es nicht mehr thun, dazu hat Hettner's Literaturgeschichte entscheidend mitgewirkt.

Es liegt mir noch ob, dem Herrn Director der Münchener Staatsbibliothek Dr. Laubmann meinen auf-

richtigsten Dank für das weitgehende Entgegenkommen auszusprechen, mit dem er meine Arbeit während meines Aufenthaltes in München gefördert hat. Von den seltenen älteren Schriften, welche die ersten Abschnitte des Buches anführen, konnte ich einen großen Theil in der Berliner Königlichen Bibliothek vergleichen. Die hiesige Nationalbibliothek Vittorio Emanuele war mir jederzeit in liberalster Weise zugänglich. Auch diesen beiden Verwaltungen sei hiermit der beste Dank gesagt.

Bei der Lesung der Correcturen hat Herr Dr. Alfred Hettner sich freundlichst betheiligt.

Wie früher soll auch diesmal ein Register über das gesammte Werk nach Vollendung der neuen Auflage beigefügt werden.

Rom, im December 1892.

D. Harnack.

Inhaltsverzeichniß.

Dritter Theil.

Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Einleitung.

Seite

Rückblick auf die deutsche Bildung des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts 1

Erstes Buch.

Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 1648 — 1740.

Erster Abschnitt.

1648 — 1720.

Erstes Kapitel. Der Kampf gegen die Engherzigkeit des lutherischen Kirchenthums 33
1. Die Einwirkung der fremden Philosophie 33
2. Der Pietismus. Spener. Arnold. Dippel 50
3. Versuche der Kircheneinigung 66
Zweites Kapitel. Die Befreiung der Wissenschaft von der Ohnmacht der Theologie 77
1. Samuel Pufendorf und das Naturrecht 77
2. Christian Thomasius 85
3. Leibniz 108
Drittes Kapitel. Der Gegensatz zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit in Kunst und Dichtung 133

Seite
1. Die Dichtung 133
Der Roman. Bucholtz. Anton Ulrich von Braunschweig. Lohenstein. Ziegler. Happel. — Moscherosch. Grimmelshausen. Schelmuffsky. Christ. Weise 135
Das Drama. A. Gryphius. Lohenstein. — Chr. Weise. Haupt- und Staatsaktion 157
Die Lyrik. Die Pegnitzschäfer und Hoffmann von Hoffmannswaldau. Canitz. Besser. König. — Chr. Weise. Günther. Geistliche Dichter. Volkslied 168
2. Die Musik, insbesondere die Oper. H. Schütz und die italienische Oper. Die Oper in Hamburg 176
3. Die bildende Kunst. J. Sandrart. Nehring. A. Schlüter. Der französische Rococostil 187

Zweiter Abschnitt.

1720 — 1740.

Erstes Kapitel. Das Vordringen des Rationalismus 198
1. Christian Wolff 198
2. Die Wolffianer und die steigende Macht der englischen Freidenker. Die Alethophilen. Die Wertheimer Bibel 231
3. Johann Christian Edelmann 248
Zweites Kapitel. Geschichte und Philologie. Bünau. Mascov. Mosheim. — J. M. Gesner. Christ 268
Drittes Kapitel. Der gesteigerte Kampf zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit in Kunst und Dichtung und die beginnende Versöhnung 287
1. Die Dichtung 287
a. Die ersten Einwirkungen der englischen Literatur 287
Die moralischen Wochenschriften 287
Die Robinsonaden und die Insel Felsenburg 294
Brockes und Drollinger. Haller und Hagedorn 306
b. Gottsched und sein Kampf mit Bodmer und Breitinger . . 321
c. Der Kreis der Bremer Beiträge. Joh. Elias Schlegel. (Brawe. Cronegk. Weiße.) Zachariä. Rabener. (Liscow.) Gellert. 350
2. Die Musik. Hasse. Sebastian Bach. Händel 382
3. Die bildende Kunst, insbesondere das Dresdener Kunstleben. G. Bähr. Thiele. Dietrich 392

Einleitung.

Rückblick auf die deutsche Bildung des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Lessing sagt in einer seiner unvergleichlichen theologischen Streitschriften: „Luther, Du hast uns aus dem Joch der Tradition erlöst; wer erlöst uns von dem unerträglicheren Joch des Buchstabens?“

Und eine andere berühmte Stelle Lessing's in den Literaturbriefen lautet: „Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte; seine vermeintlichen Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen. Er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu unterscheiden, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. Er hätte aus unseren alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich absehen können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen.“

Mit diesen Sätzen ist der Kern und die treibende Kraft der großen deutschen Geisteskämpfe des achtzehnten Jahrhunderts treffend bezeichnet.

Wissenschaftlich ist das achtzehnte Jahrhundert das Zeitalter der deutschen Aufklärung, die Befreiung vom Buchstaben oder, um mit Kant zu reden, der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit; künstlerisch ist es die Erstrebung einer

eigenen selbständigen Kunst und Dichtung, die Eroberung eines idealen und doch volksthümlichen Stils, dessen Verwirklichung sich zuerst in Lessing und sodann in seiner höchsten Vollendung in der schönen und freien Dichtung Goethe's und Schiller's darstellt.

Es ist daher, wenigstens für Deutschland, ein durchaus richtiger Ausdruck, wenn man das achtzehnte Jahrhundert die bewußte Wiederaufnahme und Fortbildung der in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gewaltthätig und vorzeitig abgebrochenen großen Reformationsideen genannt hat.

Jene jähe Verkümmerung, welche die deutsche Reformation bald nach ihrem ersten ruhmvollen Aufschwung erlitten hatte, ist eine der traurigsten Wendungen der an traurigen Wechselfällen so reichen deutschen Geschichte. Wie mächtig und leuchtend war für Deutschland ein neuer Tag aufgegangen, und wie schnell und kläglich waren alle schönsten Hoffnungen gescheitert! Es enthüllt sich eine tiefe weltgeschichtliche Tragödie, wenn nach dem Zeugniß Melanchthon's (Corp. Reform. IV, 882) Luther kurz vor seinem Tode den Wunsch aussprach, daß seine Familie mit ihm zugleich sterben möge; „denn er sehe eine so endlose Verwirrung Deutschlands voraus, daß für brave Leute und ordentliche Studien ferner keine sichere Stätte sei.“ Deutschland, das durch seine welterlösende That so eben noch ganz Europa erschüttert und geläutert hatte, versank rasch und unaufhaltsam, und ward nicht bloß in seiner politischen Machtstellung, sondern auch in seiner geistigen Bildung die Beute und der Hohn der Fremden.

Viel hatte die ausschließlich theologische Natur der Reformation selbst und der zornmüthige Starrsinn Luther's verschuldet. Jedoch die Grundursache des verderblichen Rückschlags lag in Deutschlands politischem Unglück.

Kurfürst Friedrich der Weise hatte im Jahre 1519 die angebotene Kaiserkrone von sich gewiesen; altersmüde meinte er sich der sturmvollen Aufgabe nicht gewachsen. Wer mag sagen, was Deutschland geworden wäre, hätte es einen Kaiser gehabt, der sich begeistert an die Spitze der neuen Bewegung und der erstarkten

Volkskraft stellte! Einem einsichtigen und kühnen deutschen Fürsten wäre es sicher gelungen, die wild brausenden Wogen des jungen ungezügelten Freiheitsgefühls zu beschwichtigen und für die geistige und leibliche Wohlfahrt Deutschlands nutzbar zu machen; getragen von der thatkräftigen Hingebung des aufstrebenden Volkes hätte er leichter als zu irgend einer anderen Zeit das zerbröckelnde Reich wieder zu fester Einheit zusammengeschlossen. Aber die zähe, undeutsche, rein persönliche Politik Karl's V. hatte ihren Schwerpunkt in Spanien und Italien, und trat darum der deutschen Kirchenreform und dem aufflammenden Nationalsinn naturgemäß mit unbeugsamer Erbitterung entgegen. Zwar war der Kampf des Kaisers schließlich fruchtlos. Dem siegreichen schmalkaldischen Krieg folgte des Kaisers Flucht und der Passauer Vertrag. Der Mönch von St. Yust hatte seinen Klosterbrüdern von schweren Enttäuschungen, Verräthereien und Niederlagen zu erzählen. Doch die Wunden, welche Deutschland in diesem Kampf davongetragen, waren noch unendlich verhängnißvoller und sind im Grund bis auf den heutigen Tag nicht vernarbt. Das deutsche Volksleben war in seiner innersten Wurzel ergriffen, und die ohnehin losen Bande der alten Reichsverfassung hatten sich vollends bis zur fast gänzlichen Unabhängigkeit der einzelnen Landeshoheiten gelockert. Weil die Reformatoren, dem Kaiser gegenüber, das Gedeihen ihrer guten Sache lediglich von der Gunst und Ungunst der Fürsten abhängig wußten, hatten sie mit Verleugnung ihres volksthümlichen Ursprungs das Gewicht ihres Einflusses mit scharf betonter Absichtlichkeit auf die Stärkung der fürstlichen Gewalt geworfen und durch ihre schroff bethätigte Lehre vom unbedingten Gehorsam, nach welcher ein Christ ganz und gar Passivus sei, der in der Welt nur leiden und sich an dem Schatze im Himmel genügen lassen solle, dem Emporkommen des fürstlichen Absolutismus höchst wirksam in die Hände gearbeitet. Und weil die protestantischen Fürsten im Kaiser ihren gefährlichsten Feind sahen, hatten sie in gerechtfertigter, aber offener Empörung diesem gegenübergestanden und nothgedrängt den Beistand Heinrich's II. von Frankreich um den schmachvollen Preis angerufen, daß dieser

als „Reichsvicar" Metz, Toul, Verdün und Cambrai in Besitz nehme. Seitdem war landesverrätherischen Bündnissen Thor und Thüre geöffnet, und keine wichtige deutsche Angelegenheit wurde mehr entschieden ohne die raubsüchtige Einmischung auswärtiger Mächte.

Der tiefe Schmerz um das verfallene Vaterland zehrte an allen edlen Gemüthern. Namentlich die Briefe Melanchthon's bekunden, wie gramvoll Melanchthon später die aus den Stürmen der Bauernkriege erwachsene absolutistische Richtung der Reformatoren bereute, und wie er fortan alles Heil der Kirche und Sitte einzig an die Fortdauer der freien Reichsstädte knüpfte. Und noch trüber wurde der Blick, wenn er sich von dem Verlust der inneren Freiheit zu den Gefahren wandte, welche von außen drohten. Schon im Jahre 1542 schrieb Melanchthon (Corp. Reform. IV, 753) an Veit Dietrich: „Die Feigheit, Zwietracht, Habsucht und Treulosigkeit unserer Fürsten ist so arg, daß Pläne für eine gemeinsame Vertheidigung kaum gefaßt werden können; wie Thyestes in der Tragödie den Sturz des Hauses wünscht und den eigenen Untergang verschmerzt, wenn nur der Bruder untergehe, so sehe ich auch unsere Pelopiden von derselben Leidenschaft beherrscht." Erfahrungsreicher und darum nur um so schmerzlicher kehrt dieselbe Klage in dem jüngeren Geschlecht wieder, das die traurige Frucht der im schmalkaldischen Kriege gelegten Keime schon thatsächlich gekostet hatte. Lazarus von Schwendi bricht im Jahre 1574 in dem „Bedenken an Kaiser Max II. von Regierung des deutschen Reichs und Freistellung der Religion" (vgl. Perthes: Das deutsche Staatsleben. 1845. S. 227) in die tiefempfundenen Worte aus: „Wenn die Ding einmal zur Thätlichkeit und innerlichen Kriegen gerathen, was für ein jämmerliches Wesen würde daraus erfolgen und wie würden die fremden Nationen Oel in das Feuer gießen, damit wir einander selber aufnützen und letzlich ihnen und dem Türken, der solche Gelegenheit auch nicht verschlafen würde, in die Hände kommen. Die Dinge haben desto mehr Gefahr auf sich, weil man beiderseits dermaßen im Reich gefaßt ist, daß ein Theil den anderen würd austilgen mögen und daß, wenn der eine Theil fremder

Hülf und Anhang wird brauchen, der andere Theil nicht weniger dazu wird bedacht sein.“ Wer aber vermochte das rollende Rad zu hemmen?

Unter der Schmach dieser entsetzlichen politischen Zustände hatte sich der deutsche Volksgeist ganz ausschließlich auf das religiöse und kirchliche Leben zurückgezogen; um so störrischer und ungebärdiger, je heftiger und erregter noch die innere Leidenschaftlichkeit von den gewaltsamen Erschütterungen der Reformation in allen Volksschichten fortklang.

Es ist das nicht beneidenswerthe Geschäft der Kirchengeschichte, den Jammer dieser Religionshändel näher auszumalen. Die folgenschwere Spaltung zwischen Lutheranern und Reformirten war mit jedem Tage nur immer schroffer geworden. Luther hatte in seiner herben Weise die reformirte Lehre eine teuflische und lügenhafte genannt; also glaubte der Lutheraner seine Seele gefährdet, wenn er irgend Gemeinschaft hege mit jenen Verlorenen. „Gottes Wort und Lutheri Schrift Sind des Papstes und Calvini Gift“ lautet ein Spruch jener Tage. Und sogar innerhalb der lutherischen Kirche selbst wüthete derselbe gehässige Hader. Es erhob sich das tiefe Zerwürfniß zwischen dem blutgierigen Fanatiker Flacius und dem milden Melanchthon. Das strenge Lutherthum erfocht den finsteren Sieg der Concordienformel, deren düstere Spitzfindigkeit und Verdammungssucht nichts als ein neues Papstthum war, doch ohne dessen innere Folgerichtigkeit und sinnliche Schönheit. Von der Kanzel drangen diese wilden Streitigkeiten in die Gemeinde und lösten alle Bande der bürgerlichen Eintracht. Inzwischen aber fluthete auch in Deutschland die katholische Gegenströmung immer höher und höher, und verübte in Oestreich, Baiern und in den geistlichen Fürstenthümern die schreiendsten Gewaltthaten.

Mit einem schneidenden Epigramm sagt Karl Adolf Menzel in der Vorrede zum vierten Band seiner Neueren deutschen Geschichte: „Zu derselben Zeit, da die Engländer, Franzosen und Niederländer um bürgerliche Freiheit, um Volksthum und Staatsthum kämpften, regte sich im Deutschen Haß und Begeisterung nur,

wo es sich um Sieg oder Niederlage seiner Kirchenpartei handelte.“ Es ist die trostlose Versunkenheit des alten Byzanz.

Nur dürftig und vereinsamt, ganz abseits der herrschenden Kreise, keimten einzelne Gegensätze, welche trostreich bezeugen, daß der lechzende Erkenntnißtrieb freieren Denkens und das Bedürfniß tieferer Innerlichkeit trotz aller Störung und Verfolgung ununterdrückbar fortflammte. F. W. Genthe hat in einer vortrefflichen Untersuchung über das berüchtigte Buch „De impostura religionum breve compendium seu liber de tribus impostoribus“ (Leipzig 1833. S. 7) mit höchster Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß dasselbe in die Jahre 1556 bis 1560 fällt, und daß sein Verfasser ein Deutscher war. Der deutsche Ursprung wird zur Gewißheit, wenn man die Schreibart betrachtet, die in den Worten lateinisch, in den Redewendungen aber durchaus deutsch gedacht ist. Man kann dieses merkwürdige Buch nicht ohne Ueberraschung lesen. Aufgeschreckt durch die geistlose Rechthaberei des ihn rings umwogenden Pfaffengezänks schreitet hier ein rücksichtsloser Denker bereits bis zur völligen Verneinung aller Offenbarung fort, wenn auch noch mit jener bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts festgehaltenen ungeschichtlichen Befangenheit, als seien die Glaubenssatzungen nichts als absichtlicher und selbstsüchtiger Priestertrug. Und wer fühlt nicht, daß es nur die entsprechende Gemüthsspiegelung derselben grollenden, in der Dürre und Qual unbefriedigter Gegenwart nach dem frischen Quell tieferer Innerlichkeit ringenden Grundstimmung ist, wenn gleichzeitig eine andere Richtung auftaucht, welche zu der herzlosen Starrheit der lutherischen Rechtgläubigkeit sich verhält wie der einige Jahrzehnte später in Frankreich entstehende Jansenismus zum Jesuitenthum? Es sind die frommen und gemüthstiefen Bestrebungen Valentin Weigel's und seiner Anhänger Johann Arnd, Gerhard, Valentin Andreä und Heinrich Müller; es ist die unklare, aber tiefsinnige, faustisch gährende Philosophie Jacob Böhme's. Ihnen Allen ist das verknöcherte Lutherthum nur ein gleißnerisches Babel, nur ein Aberglaube, „der von der Juden Aberglauben urständet.“ Sie suchen nach rein innerer

Erquickung und Erleuchtung; nicht nach äußerem, in todter Form verknöchertem Kirchenwesen. Aber weder jener Rationalismus noch diese Mystik kam zu durchgreifender Geltung. Es bedurfte erst wärmeren und nachhaltigeren Sonnenscheins, sollte die winterliche Eisdecke gebrochen werden.

Die Wissenschaft war durch diese theologische Beschränktheit vernichtet. Wer erwartet auf ödem Fels grünende Saat?

Hatten schon die großen Humanisten der Reformationszeit, der hellblickende Erasmus, Eobanus Hessus, Lazarus Spengler, ja selbst Melanchthon die Furcht ausgesprochen, daß mit der steigenden Uebermacht der neuen Theologie eine Barbarei zurückkehren werde, ärger als die so eben gestürzte, so war diese schlimme Voraussagung nur allzubald kläglich in Erfüllung gegangen. Die Geschichte der deutschen Wissenschaft in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ist eine Geschichte stetigen Rückschritts. Selbst Luther sah in den Alterthumsstudien nur ein Mittel der Bibelerklärung. Was Wunder, daß bald theologische Eiferer kamen mit der Behauptung, daß die heidnischen Bücher überhaupt vom Uebel seien und dem gläubigen Christen nur zum Verderben gereichen? Luther hatte das Banner der mittelalterlichen kirchlichen Scholastik wieder erhoben, wenn er in den mannichfachsten Ausdrucksformen wiederholte, daß die Philosophie dienen, nicht aber regieren und meistern solle; er anerkannte die Philosophie nur, insoweit sie Beweis und Stütze des Glaubens war. Was Wunder, daß schon Melanchthon die Aristotelische Lehre von allen der christlichen Offenbarung widersprechenden Ansichten säuberte, und daß zuletzt ein Bernhard Hutter alle Philosophie auf die Explication der Concordienformel beschränkte? In Frankreich errichtete so eben Montaigne und noch bestimmter in England der scharfsinnige Baron von Verulam mit ächt wissenschaftlichem Geist die unumstößlichen Grundlagen freier Forschung; in Deutschland dagegen war die Philosophie fortan nur die geschäftige Anleitung zu eitlen theologischen Klopffechtereien, welche als Summe und Ziel alles geistigen Lebens galten. Ja, die Protestanten verschmähten nicht, sogar bei den Lehrbüchern des spanischen Jesuiten

Franz Suarez in die Schule zu gehen. Für das im Jahr 1601 vom Herzog Maximilian von Baiern veranstaltete Religionsgespräch zu Regensburg, auf welchem von Seiten der Katholiken der Jesuit Jacob Gretser, Professor in Ingolstadt, und von Seiten der Protestanten der Wittenberger Professor Aegidius Hunnius und Jacob Heilbronner, Hofprediger zu Neuburg in der Pfalz, als Hauptkämpfer auftraten, war die gemeinsam vereinte Grundbedingung, daß die Streitenden streng sich in den alten scholastischen Formeln und Schlußarten bewegten. Nur wenige protestantische Universitäten, wie Altorf, Gießen und Helmstädt, wußten diese katholischen Einflüsse von sich fern zu halten.

Entsprechend war das Schicksal der Naturwissenschaft. Der Einführung des verbesserten Gregorianischen Kalenders widersetzte sich die protestantische Geistlichkeit bloß darum, weil diese Verbesserung zuerst von der katholischen Kirche ausgegangen war; im Gutachten des Tübinger Senats vom 24. November 1583 heißt es, Christus könne mit Belial und dem Antichrist nicht übereinstimmen. Vergebens trat Keppler, der große Reformator der Sternkunde, für die neue Zeitrechnung ein. Seine Forschungen mußte er gegen dieselbe Stelle des Buches Josua vom Stillstand der Sonne vertheidigen, mit welcher einige Jahre nachher die römische Inquisition Galilei zum Widerruf zwang. Keppler wurde nicht gefoltert wie Galilei; aber da er die Concordienformel zu unterschreiben sich weigerte, mußte er sich in Noth und Verbannung verzehren (vgl. Reuschle, Keppler und die Astronomie 1871). Wie natürlich also, daß Keiner kam, Keppler's gewaltige Forschungen fortzusetzen! Deutschland verlor die große Erbschaft an Holland und England.

Ueberall nur geistlose Kleinkrämerei und gründliche, aber wüste Polyhistorie; eifriges Aufsammeln roher Stoffmassen, nirgends ein Ansatz einheitlicher Sichtung und Beseelung. Lessing rügt in den Literaturbriefen, daß Leibniz den Deutschen keine andere Geistesgabe als mühsamen Fleiß zuerkennen wollte; aber sehen wir auf die Eindrücke, welche Leibniz noch während seiner Jugend empfing, so ist dieser Vorwurf traurige Wahrheit.

Selbst die edle deutsche Sprache blieb nicht verschont von diesem Elend. Je weiter sich die Reformation von ihrem volksthümlichen Urgrund entfernte, um so mehr gewann das gelehrte Latein wieder die Oberhand. Zu allem Unglück hatte Melanchthon nach Gewohnheit der Humanisten nur immer lateinisch geschrieben. Flacius Illyricus, auf lange Jahrzehnte das einflußreichste Haupt des kämpfenden Lutherthums, hatte vermessen und kurzsichtig erklärt, mit deutschen Büchern sei kein Ruhm zu erwerben. Der anhaltende Streit mit den Katholiken, die großentheils durch fremdländische Gelehrte vertreten waren, sicherte der hergebrachten Gelehrtensprache nur noch mehr die ausschließliche Herrschaft. In Haus und Schule wurde der Knabe von frühster Kindheit auf an das Lateinsprechen gewiesen. Die berühmtesten protestantischen Schulmänner, wie Valentin Trotzendorf in Goldberg und Johannes Sturm in Straßburg, waren darin durchaus mit den Jesuiten übereinstimmend, daß die Muttersprache gänzlich verstumme und Latein unter Lehrern und Schülern zur täglichen Umgangssprache erhoben werde. Dies Gesetz ist in allen gleichzeitigen Schulordnungen ständig. Die Folge war, daß die große Errungenschaft der neuhochdeutschen Schriftsprache für das wissenschaftliche Denken völlig wieder verloren ging. Als alle anderen neueren Sprachen bereits die höchste Reife erreicht hatten, war, wie Leibniz in seinen „Unvorgreiflichen Bedenken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache“ (Leibniz' deutsche Schriften von Guhrauer. Bd. 1. S. 440. §. 9 ff.) bedeutsam sich ausdrückt, das Deutsche zwar ausgebildet in allem Sinnlichen und Leiblichen, in allen Worten und Wendungen für das gemeine Leben, nicht aber für die Bezeichnung der Gemüthsbewegungen und der abgezogenen Begriffe der Sittenlehre und Denkkunst.

Merkwürdig war der Gang der Kunst und Dichtung. Das volksthümliche Alte verfiel, und das eindringende Neue konnte auf diesem ausgedörrten Boden nicht volle und triebkräftige Wurzel fassen.

Grade jetzt verbreitete sich von Italien aus durch die ganze gebildete Welt die Macht der Renaissance, obgleich auch dort die

lebendig schöpferische Blüthezeit derselben bereits vergangen und akademischer Kälte oder übertreibender Manierirtheit gewichen war. Je mehr in Staat und Gesellschaft, Sitte und Denkart die Romantik des Mittelalters verblich, um so williger öffneten sich die Herzen jenem antikisirenden Formgefühl, das selbst in seiner Entartung noch den unverwüstlichen Reiz ruhiger Großheit und machtvollen Linienadels wahrte. Aber Deutschland war in diesem gewaltigen Entwicklungskampf schlimmer gestellt als alle übrigen Länder. England, die Niederlande, Frankreich, selbst Italien, Spanien und Portugal standen am Ende des sechszehnten Jahrhunderts im spornenden Glücksgefühl siegreich erreichter oder mit allen Kräften erstrebter Ziele: nur Deutschland in seiner kirchlichen und staatlichen Verkommenheit war ohne einen solchen großen, gemeinsamen, das ganze Volksleben durchdringenden Grundzug. Jene Länder verarbeiten daher nach kurzer Uebergangszeit das Fremde selbständig und erobern auf der Grundlage der Renaissance eine neue, eigenartig volksthümliche Kunst und Dichtung, deren Höhepunkt durch Shakespeare, Calderon, Rubens, Rembrandt und Murillo bezeichnet sind; Deutschland aber, dessen großes heimisches Kunstleben anfangs der neu eindringenden Formenwelt die unbeirrbarste volksthümliche Umbildungskraft entgegengestellt hatte, verfällt mehr und mehr der äußerlichsten Nachahmung und verliert zuletzt, wie alle wissenschaftliche, so auch alle dichterische und künstlerische Selbständigkeit und Ursprünglichkeit.

Am schnellsten zeigte sich der Verfall in der Dichtung. Hanns Sachs war in seinen künstlerischen Absichten nicht gar so weit von den ersten Vorgängern Shakespeare's entfernt gewesen; als diese Anfänge zu jener Kunsthöhe emporzubilden, zu welcher Shakespeare die Anfänge der englischen Volksbühne emporbildete, erforderte einen Schwung und eine Genialität, wie sie allerdings das goldene Zeitalter der Königin Elisabeth, nicht aber die Zersetzung und Auflösung des deutschen Volksgeistes bot. Noch erhielt sich für einige Zeit ein gewisser volksthümlicher Hauch. Noch lebte das evangelische Kirchenlied in schlichter Innigkeit und Glaubenskraft, und auch das weltliche Volkslied rankte sich noch theilnehmend um die Helden und

wechselnden Ereignisse des schmalkaldischen Krieges. Noch dichtete die Volksphantasie die sinnigen Sagen von Faust und von dem ewigen Juden, und gar manche Schnurren und Späße wanderten zu allgemeiner Ergötzlichkeit geschäftig von Ort zu Ort im Eulenspiegel und Lalenbuch und in ähnlichen lustigen Schwantgeschichten. Wie Burcard Waldis, so stehen auch Fischart und Rollenhagen, obgleich an fremde Muster sich anlehnend, noch durchaus unter dieser volksthümlichen Einwirkung. Doch gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts sind auch diese letzten romantischen Klänge verklungen. In der dumpfen Enge kleiner Verhältnisse und unter dem überwuchernden Unwesen steifen Gelehrtenthums ist dem holden Gaukelspiel der Phantasie nirgends mehr Raum gestattet. Auch in den anderen Ländern hatte die Renaissance die neulateinische Dichtung hervorgebracht, aber sie hatte neben und über dieser zugleich die reinsten und lebensvollsten volksthümlichen Blüthen getrieben; in Deutschland tritt die Renaissance zunächst fast ausschließlich in der todten, einseitig gelehrten Form der neulateinischen Dichtung auf, und kennt keinen anderen Maßstab als den rohen Maßstab der handgreiflichsten Nützlichkeit. Nikodemus Frischlin, der doch einer der freiesten Geister der Zeit ist, ist ein ausschließlich neulateinischer Dichter, und weiß in seiner 1568 zu Tübingen in lateinischen Versen gehaltenen akademischen Antrittsrede, nach dem Vorgang der berühmten Poetik Scaliger's, das Wesen und die Würde der Poesie nur in die eindringliche Einschärfung sittlicher Lehren und Beispiele, in die vergnügliche Ausbreitung nützlicher Einsichten und Kenntnisse, kurz, nur in das Lehrhafte, in das Docere cum delectatione, zu setzen. Zuweilen zwar wagt das Volksthümliche noch einen letzten schüchternen Versuch, gegen die gelehrte Ausschließlichkeit und Oberherrschaft sein unveräußerliches Recht zu behaupten; aber es ist bereits so sehr um alle Frische und Selbständigkeit gekommen, daß es auch seinerseits nur mit entliehenen Waffen kämpft, in immer tiefere Verwilderung herabsinkt, und daher zuletzt nothwendig unterliegen muß. Die sogenannten englischen Komödianten durchziehen das Land mit dem groben Abhub englischer Volksstücke. Die Dramen

Jacob Ayrer's und des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig sind „auf die neue englische Manier und Art" gedichtet; aber die Nachahmung ist roh, ohne alle Empfindung für dramatische Idealität, und darum für Literatur und Bühne ohne bleibenden Einfluß.

Mächtig und schönheitsvoll war der Eintritt der italienischen Renaissance in die deutsche bildende Kunst. Hanns Burgkmaier, der ältere und jüngere Holbein, die späteren Werke Albrecht Dürer's, bezeugen in überwältigender Monumentalität, wie innig und stilvoll deutsche Gemüthsinnerlichkeit und klassischer Schönheitssinn sich zu verschmelzen wußten. Und als unter den Drangsalen der Reformationswirren die Blüthe der Malerei erlegen war, erhob sich durch die Prachtliebe der neuen fürstlichen Machtstellung und unter dem steigenden Wohlstand des kräftig emporstrebenden Bürgerthums eine Blüthe der Baukunst und des Kunstgewerbes, die ein unvergänglicher Ruhm deutscher Geschichte ist. Es ist ein bleibendes Verdienst W. Lübke's, die Fülle und Eigenartigkeit dieser glänzenden Thätigkeit wieder lebendig vor Augen gestellt zu haben. Zuerst unklar ringendes Anlehnen an die Frührenaissance, besonders an die oberitalienische. Die hervorragendsten Bauten, das Lustschloß des Belvedere auf dem Hradschin in Prag (1536 ff.), die gleichzeitige Residenz in Landshut, das Piastenschloß in Brieg (um 1547), sind von italienischen Meistern. Seit 1530 aber treten deutsche Meister auf, und eine reiche Blüthe nationaler Architektur entfaltet und vollendet sich bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Der Georgsbau am Dresdner Schloß (1530 ff.), das Schloß von Torgau (1532—1545), die Plassenburg bei Kulmbach (1554—1569), das Heidelberger Schloß mit seinem Otto-Heinrichsbau (1556—1559) und seinem Friedrichsbau (1592—1607), die prächtigen Arkaden des Schloßhofs von Stuttgart und alle die anderen stattlichen Fürstenschlösser und Herrensitze. Neben den fürstlichen Bauten die schöne Bogenhalle am Rathhaus zu Köln (1569—1571), das Rathhaus zu Altenburg (1563) und zu Emden (1574), die Rathhäuser zu Bremen (1612), zu Augsburg (1615—1618), zu Nürnberg (1613—1619). Und alle die reichen Privatbauten, welche

überall vielgestaltig emporblühen und welche Städte wie Nürnberg und Augsburg, Danzig, Lübeck, Hannover und Braunschweig noch heute so unendlich malerisch und baulich bedeutend machen; heitere Lusthäuser, phantasievolle Brunnenanlagen. Ein Kunstleben von unerschöpflicher Mannichfaltigkeit und Kraftfülle, oft die strenge Gesetzmäßigkeit organischer Gestaltung überspringend, aber in seiner eigenthümlichen Vermischung der Renaissanceformen und der nachklingenden Gothik von überraschend phantastischem Reiz; anfangs heiter und jugendfrisch; dann mit dem Aufkommen gewichtigerer Formen der Spätrenaissance derber und schwerer; immer aber ausdrucksvoll und lebendig, in der sinnigen Durchbildung des altüberlieferten heimischen Fachwerksbaues sogar von machtvollster Ursprünglichkeit. Dazu eine Blüthe des Kunstgewerbes, wie sie kaum Italien in solcher Allseitigkeit gehabt hat. Die Lust und das Bedürfniß häuslichen Behagens weckte die Lust an reichen Täfelungen und zierlich geschnitzten Decken, an prächtigen Teppichen, an geschnitzten eingelegten Schränken, Truhen, Tischen, Sesseln, an fein gearbeiteten Gittern und Thürbeschlägen, an figurenreichen Oefen und Wandfließen, an kostbaren kunstvollen Pokalen und Krügen. Es war die ruhmreichste Zeit namentlich auch der deutschen Goldschmiedekunst. Die Werkstätten der Harnisch- und Waffenschmiede von Nürnberg und Augsburg, München und Innsbruck, erzeugten jene Prachtrüstungen, welche bis auf unsere Tage als die gefeiertsten Werke italienischer Kunst galten. Dennoch kam der Verfall. Mehr und mehr drangen aus Italien die Formen des verwilderten Barockstils herüber, sowohl in der Baukunst wie in der Plastik und in den Kleinkünsten. Und mit dem neu eindringenden Stil erwachte auch wieder die Sitte, große Kunstunternehmungen fremden Künstlern, meist herbeigerufenen Italienern oder italienisirenden Niederländern, zu übergeben. Der großartige Bau der kaiserlichen Burg auf dem Hradschin zu Prag wurde von Palladio's berühmtem Nachfolger Vincenzo Scamozzi, das prächtige Denkmal des Kurfürsten Moriz im Dom zu Freiberg von Italienern entworfen und von einem Niederländer ausgeführt; der Bau und die Grabmäler der anstoßenden

Grabkapelle stammen von Rossini und Cesare da Sesto. Zuletzt vernichtete der Krieg die Sicherheit und Eigenthümlichkeit des deutschen Kunstgeistes von Grund aus.

Einzig die Musik verharrte in fester und ruhiger Stetigkeit. In Lucas Osiander und Johannes Eccard hatte sie treue Pfleger gefunden. Als am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts der große Heinrich Schütz die italienische Schule Gabrieli's mit ihrer reicheren Instrumentirung nach Deutschland brachte, wurde das Volksthümliche von der fremden Einwirkung bereichert, aber nicht überwuchert. Wie die geistlichen Kreuz- und Trostlieder rührend abstechen gegen die gelehrte Mattherzigkeit der gleichzeitigen weltlichen Dichtung, so nährten still und unbemerkt die schlichten deutschen Cantoren die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinns, während ringsum deutsche Sitte und Denkart unwiederbringlich verloren schien.

Tief krank ging Deutschland in den unglückseligen dreißigjährigen Krieg. Bis zum Tode erschöpft war es am Ende desselben.

Wohl giebt es Kriege, durch welche eine Nation gehoben und gekräftigt wird; es sind die Kriege um Macht und Größe, um Ehre und Freiheit. Auf die Perserkriege folgte die Perikleische Glanzzeit; Shakespeare und die niederländischen Maler, selbst Corneille und Racine, erhoben sich wie ein siegreicher Phönix aus dem rauchenden Schutt leidensschwerer Verfassungskämpfe. Aber der dreißigjährige Krieg ist ein Krieg schmachvollster Erniedrigung, ohne festes Ziel und ohne erhebende Begeisterung. Mehr und mehr war im Verlauf desselben der ideale religiöse Hintergrund geschwunden; es war fast nur noch ein Kampf um die Macht des Hauses Oestreich und um die gefährdeten Forderungen und Vortheile der einzelnen Fürsten. Auf der einen Seite Spanier, Italiener und Kroaten; auf der anderen Dänen, Schweden und Franzosen. Zuletzt ein wildes Gemetzel zur Befriedigung der grausamen Beutelust zügelloser Horden. Wie jammervoll war der Zustand Deutschlands zur Zeit des Friedensschlusses! Vor dem Ausbruch des Krieges waren trotz aller gewaltthätigen Uebergriffe noch drei Viertheile Deutschlands protestantisch gewesen: jetzt war ganz Oestreich und das größere Drittel

des gesammten übrigen Deutschlands katholisch. Fruchtbare und weite Länderstrecken waren an die Fremden verloren. Das ganze Land war verheert und entvölkert. Oft war in den Dörfern kein Wagen, kein Pflug, kein Zugthier. Der Glanz jener freien und mächtigen Städte, welche einst der Sitz blühenden Kunstfleißes und Welthandels gewesen, war erloschen. Die Sitte war durch die wüsten Söldnerbanden, durch den verzweifelten Kampf mit der täglichen Noth des Lebens, durch die Aufstachelung aller niedrigen und selbstsüchtigen Leidenschaften entfesselt und verwildert. Rohheit, Aberglaube, Rechtlosigkeit überall.

Keiner, der ein Herz hat für das Heil und die Ehre Deutschlands, kann dieses entsetzlichen Krieges ohne tiefsten Schauder gedenken. Die Sittenschilderungen Philander's von Sittewald und die Epigramme Logau's muß man lesen, um all den Gram und das Weh zu empfinden, das damals die Besten des Volks durchzitterte und verzehrte.

Und doch waren die weitgreifenden und nachhaltigen Folgen noch verderblicher als der lange verwildernde Krieg selbst.

Das Kaiserhaus war gedemüthigt. Die Gefahren, mit welchen die Wiedererweckung der alten Habsburger Hauspolitik Deutschland bedroht hatte, waren beseitigt; aber die deutsche Reichseinheit, schon seit dem Passauer Vertrag ein wesenloser Schatten, war vollends zertrümmert. Was jetzt noch Reich genannt wird, ist ein neues, unfertiges, aus ganz anderen Bedingungen entstandenes Scheinreich. Fürsten und Stände stehen nicht mehr im Reichsrecht, sondern im Völkerrecht. Nicht die einheitliche Macht des Reiches, sondern die einzelnen Landeshoheiten hatten den Frieden geschlossen. Die Territorien waren zu Staaten, die Libertät der Fürsten war zur Souverainetät, das Reich zum völkerrechtlichen Bund geworden.

Freilich war der Untergang der alten Zustände kaum zu beklagen. Jene beißenden Angriffe, welche Hippolithus a Lapide (nach Conring der schwedische Historiograph Philipp Bogislaus von Chemnitz) in seinem 1640 herausgegebenen Buche: „De Ratione Status in Imperio nostro Romano-Germanico“ gegen das Haus Habsburg

gerichtet hatte, mochten in Einzelheiten durch eigensüchtige Parteipolitik übertrieben sein; im Wesentlichen jedoch beruhte ihre große Wirkung auf ihrer unleugbaren Wahrheit. Was Förderliches und Regsames geschah und was die deutschen Waffen Glänzendes ausführten, das vollbrachte und that fortan einzig und allein die Kraft der Einzelstaaten und der gemeinsame Vortheil oder die gemeinsame Abwehr besonderer Verträge und Bündnisse. Selbst Pufendorf (pseudonym Severini de Mozambano) in seinem berühmten Werke: „De statu imperii Germanici, 1667“ und Leibniz in den mannichfachsten Denkschriften und Abhandlungen predigen daher entschieden die Macht und Selbständigkeit der einzelnen Fürsten, in deren Unabhängigkeit sie das Wesen „deutscher Libertät“ erblicken. Aber ein Unglück von traurigster Tragweite war es dennoch, daß das morsche Alte verfiel, ohne daß ein sicherer Neubau an dessen Stelle trat. Friedrich der Große hat die deutsche Reichsverfassung, wie sie aus dem westfälischen Frieden hervorging, als „eine erlauchte Republik von Fürsten mit einem gewählten Oberhaupt an der Spitze“ bezeichnet. Sehen wir die thatlose Schwerfälligkeit des immerwährenden Reichstags, die trostlose Zerrüttung der schleppenden Reichsjustiz, die Schutzlosigkeit und Schwäche der Reichswehrverfassung, sehen wir, wie die Reihenfolge der verschiedenen kaiserlichen Wahlkapitulationen immer nur die stete Steigerung der Sondersouveränetät auf Kosten der Einheit bekundet, so ist es treffender, diese Verfassung mit Pufendorf ein „Monstrum“ und mit Hegel „die constituirte Anarchie“ zu nennen. Deutschland hörte auf, in Wahrheit Deutschland zu sein; Deutschland war nur ein althergebrachter geographischer Name für dreihundert und einige sechszig geistliche und weltliche Selbstherrlichkeiten, welche als elende Wucherpflanzen dem Volk Gesundheit und Kraft entzogen. Die äußere Machtstellung war vernichtet. Mochte das Haus Oestreich, mehr als ein Drittel des Reichsgebietes besitzend, auch ferner das Haupt des Reichs heißen; Schweden und besonders Frankreich waren in ihrem Einfluß mächtiger. Die deutsche Geschichte in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist eine ununterbrochene Leidenskette der gewaltthätigsten französischen Ueber-

griffe und Eroberungen. Und mit dem schwindenden Machtbewußtsein schwand der letzte Rest der Vaterlandsliebe und des volksthümlichen Selbstgefühls. Nicht bloß Hermann Conring, der berühmte Helmstädter Staatsrechtslehrer und Polyhistor, welcher von Frankreich bestochen war, sondern auch reine und edle Menschen, wie eine Zeitlang selbst Leibniz, sahen in Ludwig XIV., wenigstens so lange dessen Politik sich noch nicht in ihrer ganzen Verderblichkeit enthüllt hatte, einen zweiten Karl den Großen, der dazu bestimmt sei, Deutschland vor den aus dem Osten drohenden Gefahren und vor der Selbstsucht Oestreichs zu schützen. Es zeigt die ganze innere Fäulniß der Zeitstimmung, wenn die Zeitungsblätter jener Jahre, die sogenannten Relationen (vgl. Prutz: Geschichte des Journalismus, Bd. 1, S. 138), bei den Plünderungen des Elsasses und der Pfalz zwar genau erzählen, wie viel Schaden die betroffenen Städte erlitten, wie viele Bürger erschlagen, wie viele Häuser verbrannt, wie viele Pferde gestohlen, wie viel Vieh geschlachtet, wie viel Geld erlegt worden, aber des verletzten Wohles des Vaterlandes, des Verlustes an Reichsgebiet, der Schmach des deutschen Namens nie auch nur mit einer Silbe erwähnen.

Je schlaffer und willenloser die Zügel der obersten Reichsgewalt wurden, um so beschränkter wuchs und erstarkte die Selbstherrlichkeit der einzelnen Landeshoheiten. Es war der gemeinsame Wahlspruch aller deutschen Fürsten, wenn der Herzog Johann Friedrich von Hannover offen aussprach: „Ich bin Kaiser in meinem Lande!“ Dienstbeflissene Hofpublicisten, später von dem edlen J. J. Moser als die „Ober- und Kerzenmeister der Souverainetätsmacherzunft“ verspottet, waren emsig beschäftigt, die thatsächlichen Neuerungen mit der Weihe der Ueberlieferungen und des geschichtlichen Rechts auszustatten. Hatten die alten Rechtslehrer den Kaiser als den Nachfolger der Cäsaren betrachtet und auf denselben den haarsträubenden Satz angewendet, daß der Fürst von den Banden des Gesetzes frei sei und daß Alles, was dem Fürsten gefalle, Gesetzeskraft habe, so glaubte nunmehr jeder kleinste Landgraf dieselben kaiserlichen Hoheitsrechte in Anspruch nehmen zu können. Der Glanz und die Allmacht

Ludwigs XIV. wurde das verlockende Vorbild. Der Staat war das persönliche Eigenthum des Fürsten von Gottes Gnaden. Man entledigte sich, wie in Frankreich, zu demselben Zweck und mit denselben Mitteln, fast überall des lästigen Mitregiments und Steuerbewilligungsrechts der Landstände, deren unterthänigste Vorstellungen man als „Kränkungen fürstlichen Respekts“ behandelte. Man errichtete stehende Kriegsheere, man schuf den straff einheitlichen Beamten- und Polizeistaat, man umgab sich mit scharf abgezirkelter Etikette und glänzendem Hofhalt. Selbst das erst jetzt befestigte und allgemein eingeführte Erstgeburtsrecht der Thronfolge, an sich so heilsam, wird in den meisten fürstlichen Hausordnungen nicht durch die Rücksicht auf das Staatswohl, sondern immer nur durch die Nothwendigkeit des „Splendeur“, des „Estime“ und des „Lüstre“ begründet.

Gegen die Zerrüttung des alten Feudalstaates, gegen den raubritterlichen Uebermuth der Junker, selbst gegen das faule, selbstsüchtige, in Sonderrechte versunkene Ständewesen war die Unumschränktheit fürstlicher Machtvollkommenheit sicher hier eben so segensreich und geschichtlich nothwendig wie in Frankreich. Die Einheitlichkeit der Staatsgliederung war gerettet. Es gab einige treffliche Fürsten, welche das ganze Gewicht ihrer Zeit und ihres Berufes begriffen. Ernst der Fromme von Gotha, Johann Philipp von Schönborn sind für alle Zeiten erhebende Fürstenbilder. Der große Kurfürst von Brandenburg, aufgewachsen unter den Eindrücken holländischer Macht und Freiheit, ein Held und Staatsmann großen Stils, legte die Grundlagen der preußischen Größe und Zukunft. Aber zunächst trat dieser neue und in sich nothwendige Staatsgedanke doch meist nur in der abschreckendsten und volksfeindlichsten Gestalt auf. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der deutschen Fürsten und Herren kannte kein höheres Ziel als die komödiantenhafte Nachäffung der französischen Prachtliebe, Verschwendung und Liederlichkeit. Friedrich der Große hat im Antimacchiavell das schlagende Epigramm: „Il n'y a pas jusqu'au Cadet d'une ligne apanagée, qui ne s'imagine d'être quelque chose de semblable à Louis XIV.;

il batit son Versailles, il a ses maitresses et entretient ses armées.“

In Frankreich hatte das absolute Königthum unter Richelieu und Mazarin und in der ersten Glanzzeit des großen Königs den Volksgeist belebt und gekräftigt; wir wissen, wie einseitig, aber wie begeistert und thatlustig die Literatur und Kunst des französischen Classicismus dieses emporkommende und siegende Königthum verherrlichte. In Deutschland dagegen erlitt das Volk zwar dieselben Leiden und Bedrückungen wie in Frankreich, und zwar um so mehr, je mehr Fürsten es hatte; aber es fehlt der belebende Zug großer Zwecke und Verhältnisse. Auf der einen Seite der ausschweifendste Despotismus und das nichtswürdigste Adelstreiben; auf der anderen feile Augendienerei und dumpfe Spießbürgerlichkeit. Man schaudert, wenn man das Schandgemälde des damaligen deutschen Fürstenlebens entrollt; und man schaudert nicht minder, wenn man sieht, daß jene Aeußerung, welche der Hamburger Componist und Musikschriftsteller Mattheson in einer Widmungsrede an den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen thut: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein als Ew. Hochfürstliche Durchlaucht?“ nur der schamlose Ausdruck der allgemeinen knechtischen Gesinnung ist.

Und neben dem fürstlichen Absolutismus stand der kirchliche.

Auch die Bluttaufe des dreißigjährigen Krieges hatte das starre Pfaffenthum nicht geläutert. Allerdings in einzelnen hochherzigen Gemüthern erglühte das tiefste Friedensbedürfniß, der Geist der Milde und der Versöhnung. Logau fragt: „Dieweil Religion bestehet im Gemüthe, Wie, daß man sie dann sucht mit Eisen im Geblüte?“ Ja, er setzt hinzu: „Luthrisch, päpstisch oder calvinisch, diese Glauben alle drei, Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei?“ Gleicher Denkart sind einzelne satirische Bilder und Lieder aus dem Ende des Krieges. Der freisinnige Helmstädter Professor der lutherischen Theologie, Georg Calixt, großgezogen durch ausgedehnte humanistische Studien und durch weite Reisen in England, Holland, Italien und Frankreich, strebte unerschrocken und unablässig, die streitenden Kirchen, sowohl die prote-

stantische wie die katholische, zur Ausgleichung und Einheit zurückzuführen, indem er die Lehre der ersten fünf Jahrhunderte als das Gemeinschaftliche und Bindende aufstellte. Vergebens. Das Thorner Religionsgespräch zwischen Lutheranern, Reformirten und Katholiken, das durch den König von Polen 1645 zu Stande gebracht wurde und auf dem Calixt, obgleich Lutheraner, neben Joh. Berg den reformirten Kurfürsten von Brandenburg vertrat, scheiterte vollständig und machte die Trennung nur um so erbitterter. In zahlreichen und dickleibigen Schmähschriften eiferten die lutherischen Zionswächter, vor Allem Abraham Calov aus Wittenberg, daß Calixt durch die Grundsätze seines verächtlichen „Synkretismus“ nicht nur Papisten und Calvinisten, sondern auch Socinianer und Arminianer, ja selbst Juden und Türken als Brüder der lutherischen Christenheit aufnehmen wolle. Die rohste Verfolgungssucht wiederholte sich. In Königsberg z. B. kam es dahin, daß, als der des Synkretismus beschuldigte Professor und Prediger Behm starb, ihm auf Antrag der Amtsgenossen das christliche Begräbniß versagt ward; und die Prediger Lauterbach und Dreyer, derselben Gesinnung verdächtig, wurden in einer Druckschrift bedroht, daß auch sie „als schändliche Mammelucken, als Verfälscher der reinen Lehre, als Stifter einer neuen samaritanisch-babylonischen-hermaphroditischen Sekte, als Verräther der beschworenen Augsburgischen Confession, ja als Verräther Gottes und ihres Diensteides, gewiß einmal nicht ehrlich begraben, sondern wie das Vieh eingescharrt werden sollten“. Calov versuchte der Kirche sogar ein neues symbolisches Buch aufzudrängen, den „Consensus repetitus“, das an Starrheit und Verketzerung selbst die Concordienformel weit übertraf. Als der große Kurfürst Friedrich Wilhelm die reformirte Kirche, der er angehörte, neben der lutherischen begünstigte, hielt Johann Heinzelmann, Rector eines Berliner Gymnasiums, am Sonntag vor Pfingsten 1657 eine wuthentbrannte Predigt, welche in die Worte ausbrach: „Wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht; ich weiß wohl, daß ich dies mit Gefahr des Leibes und des Lebens rede, aber ich bin Christi Diener.“ Und als der Kurfürst 1663 abermals ein Religions-

gespräch zwischen Reformirten und Lutheranern ausschreiben wollte, erklärte Paul Gerhard, der fromme Liederdichter, als Diaconus an der Nicolaikirche zu Berlin, er wolle zwar einräumen, daß unter den Reformirten Christen seien, aber daß die Reformirten schon an und für sich Christen und als solche seine Mitbrüder seien, das müsse er verneinen. Als der Kurfürst 1664 alle verketzernde Polemik auf der Kanzel untersagte, wendete sich die Berliner Geistlichkeit an die theologischen Fakultäten zu Helmstädt, Jena, Wittenberg und Leipzig und an die Kirchenministerien zu Hamburg und Nürnberg, ob diesem Befehl Gehorsam zu leisten sei; mit Ausnahme der Nürnberger mahnten alle zum entschiedensten Widerstand. Das von Calov verfaßte Gutachten der Wittenberger spricht dabei höchst unbefangen den Satz aus, die Reformirten allerdings seien verpflichtet, die Lutheraner ohne Verdammung zu dulden, weil jene die Lutheraner selbst von Grundirrthümern frei sprächen, aber den Lutheranern dürfe ein Gleiches nicht zugemuthet werden, da sie bei den Reformirten Grundirrthümer fänden.

Dieser zwiefache Druck staatlicher und kirchlicher Gewaltherrschaft war wenig geeignet, der durch die wilde langjährige Kriegsnoth geschwächten und verwilderten Volkskraft geistige und sittliche Erhebung zu bringen.

Fürsten und Hofadel hatten fast aufgehört, deutsch zu sein. Schon Logau, der doch bereits 1655 starb, findet kein Ende in seinen Klagen über die „à la mode-Kleider“ und das „à la mode-Sinnen“; wie gramvoll rügt er, daß „wie sich's wandelt außen, so wandelt sich's auch innen“. Mit jedem Jahr werden diese Klagen der Edelgesinnten nur immer trüber und hoffnungsloser. Man lese das köstliche tiefschmerzliche Kapitel Philander's von Sittewald: „à la mode-Kehraus.“ Und auch Leibniz, persönlich selbst ein geschmeidiger Hofmann und meist nur lateinisch und französisch schreibend, sagt in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ (1697): „Nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden hat sowohl die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frank-

reich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen; und unsere jungen Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre Heimath nicht gekannt und deswegen bei den Franzosen Alles bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprache und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der an ihnen auch bei zuwachsenden Jahren behenken geblieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, die bei Einigen nicht gefehlt, so doch wegen ihrer Herkunft oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelangt, haben solche Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regiert und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft, daran zwar es auch nicht viel gefehlt, doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht."

Nicht minder versumpft war das Gelehrtenthum. In den Schulen nach wie vor nichts als lateinische Disputirübung. Das Griechische ist auf die geringste Stundenzahl beschränkt und auch dann wird ganz ausschließlich nur das neue Testament gelesen. Geschichte fehlt im Unterricht gänzlich; auf der Fürstenschule in Meißen erscheint sie erst seit 1702, in Lübeck seit 1709. Mathematik wird in Meißen sogar erst 1729 eingeführt. Und auf den Universitäten fehlte dem theologischen, so sehr bevorzugten Studium die wesentliche wissenschaftliche Grundlage. Tholuck berichtet in seinem schätzenswerthen Buch über „das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts", daß in den Vorlesungsverzeichnissen von Jena in den Jahren 1656, 1688, 1689, 1690, 1695 nicht einmal die Erklärung biblischer Bücher vertreten ist. Hauptsache war auch jetzt noch die Glaubenslehre, zumal die geschickte Erledigung der herrschenden Streitfragen; auf einigen Universitäten wurden für die theologische Polemik eigene Professuren errichtet. Die ächte und freie Wissenschaft, welche das Ideal der großen Humanisten war, ist bis auf den Namen verschwunden. Daher die entsetzlichste Sittenfäulniß. Die Professoren verfallen zum Theil den schändlichsten Ausschweifungen, oft sogar den niedrigsten Verbrechen. Unter den Studirenden

tobt die freche Zuchtlosigkeit der alten Söldnerbanden. In wilden Gelagen wüstes Branntweintrinken, und dazu blutige Raufereien der Studenten untereinander oder der Studenten gegen die Bürger; zuletzt der unwürdigste Pennalismus, dessen Gemeinheit traurig enthüllt wird, wenn ein Erlaß des Kurfürsten Georg II. von Sachsen verfügt, daß „die älteren Studenten den jüngeren nicht zerlumpte Kleider aufnöthigten, ihnen den Mund nicht mit widerlichem Brei verstopfen und sie nicht zum Schuhputzen zwingen sollen". Christian Günther, der bekannte leichtsinnig geniale Dichter rühmt noch in den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts von seinem Jena'schen Studentenleben, daß sein Aufzug ein halb soldatisch Wesen habe; „sechs Löcher in dem Strumpf, fünf Federn in den Haaren, das hielt ich ebenfalls für ehrlich und galant; und war der Branntwein im Antlitz ausgefahren, so kneipt' ich öffentlich die Blattern mit der Hand." Happel's Akademischer Roman (Ulm 1690, Buch 5, Kap. 32) erzählt arglos, daß selbst das Stehlen als flotter Streich galt; man nannte es Promoviren.

Der Bürger, eingepfercht in die kleinen Verhältnisse armseliger Kleinstaaten und darum ohne allen inneren Schwung, verliert sich in das engste Pfahlbürgerthum, dem mit dem Verlust der selbständigen Wehrkraft und Gemeindeverwaltung zugleich auch alle Weite des Blicks und der einst so mannhafte Bürgerstolz völlig abhanden gekommen ist. Der Reichere wetteifert mit dem Adel in hohler Ausländerei und in trägster Genußsucht; es ist grauenerregend, wenn wir hören, daß grade in dieser Zeit tiefsten Elends die stets wiederholten Kleider-, Gast- und Hochzeitsordnungen der bevormundenden Polizei die anspruchsvollste Prunksucht und üppigste Völlerei bezeugen. Der Handwerker und der kleine Beamte, auf die Gunst der Vornehmen angewiesen, verfällt in niedrige Kriecherei, in Rang- und Titelsucht, in verbissene Klatschhaftigkeit und in alle jene Uebel innerer Unfreiheit, durch welche noch heute der deutsche Kleinbürger so unendlich unvortheilhaft gegen die gleichen Gesellschaftsklassen in England, Frankreich und Italien absticht. Der Bauer, fast siebzig Procent der gesammten Bevölkerung, war hörig und mit Lasten

überbürdet. Er führte ein elendes, knechtisches und darum oft verstocktes, selbst gegen wohlgemeinte Verbesserungen störrisches Dasein.

In der That, versetzen wir uns in diese dumpfen zerrütteten hoffnungslosen Meinungen, Sitten und Zustände, so gleicht es fast einem Wunder, daß Deutschland aus diesem Verfall sich erlöste und in verhältnißmäßig kurzer Zeit in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Bildung, die anderen vorgeschritteneren Länder nicht nur einholte, sondern sogar überflügelte.

Wo also lag der fruchtbare Keim rettender Verjüngung und Wiedergeburt?

An sich ist klar, wahrhaft und im tiefsten Grund konnte das Uebel nur gehoben werden, wenn das stockende Leben wieder in Fluß kam, wenn ein frischer überwältigender nationaler Gehalt die verknöcherten und verflachten Gemüther zu spornender That und Begeisterung rief. Dies ist das Geheimniß, warum Friedrich der Große trotz seiner Verkennung und Mißachtung des deutschen Geistes nichtsdestoweniger im höchsten Sinn der Befreier der Deutschen wurde.

Glücklicherweise aber erhoben sich doch schon vorher einige vorbereitende segensreiche Anfänge.

Vornehmlich die Anregungen der eindringenden fremden Bildung waren es, welche das Erschrecken vor der eigenen Nichtigkeit, das Bedürfniß reicheren Geisteslebens, den Muth und die Thatkraft frischen Aufstrebens weckten.

Eine höchst überraschende und ewig denkwürdige Wendung! Die Ausländerei, welche Deutschlands tiefstes Verderben war, wurde zugleich der Grund seiner Rettung.

Die Lebensfrage der Wissenschaft war die Abwerfung des theologischen Jochs.

In allen freieren Gemüthern lag das mehr oder weniger klar erkannte Gefühl dieser Nothwendigkeit; aber aus eigener Kraft wäre das Ziel doch noch nimmer erreicht worden. Der weitwirkende Pietismus des edlen Spener nährte und steigerte den Widerwillen gegen die herrschende hölzerne Dogmatik und rief zu tieferer Innerlich-

keit; aber das Herz ohne die zügelnde Zucht des Geistes erkrankt, entartet in Empfindelei und Mystik. Der Weg, welchen die Wissenschaft zu ihrer Befreiung wählte, war weiter und mühsamer; aber gradlinig und sicher. Der Blick, einmal gewöhnt, nach außen zu schauen, konnte sich auf die Dauer auch dem Freisinn der in Holland, England und Frankreich rastlos vorschreitenden Philosophie nicht verschließen. Hugo Grotius, Descartes, Spinoza, Bayle, Bacon und Locke gewinnen auch in Deutschland zahlreiche Anhänger und hinterlassen die nachhaltigsten Spuren. Es erstehen Pufendorf, Thomasius und Leibniz. Die Einwirkungen der aus Locke's Schule hervorgegangenen englischen Freidenker, die hinzutretende Verstärkung derselben durch die Macht Voltaire's und der französischen Aufklärer ziehen sich sodann durch das gesammte achtzehnte Jahrhundert. Auf Leibniz folgt Wolf und macht zum Gemeingut, was bisher nur in den Kreisen der Gelehrten und Vornehmen geblieben war. Nicht bloß die Wissenschaft wurde befreit und erlöst, sondern als allgemeine Bildung durchdringt diese Befreiung allmählich selbst die unteren Volksschichten. Friedrich der Große verleiht diesen stillen Segnungen die Kraft seines weltlichen Arms. Seitdem hat kein späterer Rückschlag diese tiefgreifenden Wirkungen auszutilgen vermocht. Jetzt ist Deutschland, das kirchlich einst so schwer geknechtete, in religiöser und philosophischer Freiheit allen Ländern Europas ein leuchtendes Vorbild.

Und die Lebensfrage der Dichtung war die Vermittelung und Versöhnung jenes schroffen und unnatürlichen Gegensatzes, welcher sich seit dem Verfall der Reformation zwischen den Forderungen der gelehrten Kunstdichtung, d. h. der Renaissance, und zwischen dem unmittelbaren Volksbedürfniß, das in Kunst und Dichtung sein eigenstes heimisches Denken und Empfinden suchte, herausgestellt hatte.

Weil der deutschen Dichtung in dieser von Grund aus poesielosen Zeit aller zwingende innere Trieb und alles instinctive Gemeingefühl fehlte, war hier der Gang unendlich langsamer und tastender als in der Wissenschaft. Gar viele Kämpfe und Irrungen gingen voraus, bevor überhaupt erst das zu erstrebende Ziel selbst

fest und spornend in das Bewußtsein trat. Die gesammte deutsche Dichtung von der Mitte des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist eine äußerst wirre und, wie wir leider hinzufügen müssen, äußerst rohe und dürftige Nachahmung der verschiedenartigsten, aus allen möglichen Literaturen bunt zuströmenden Eindrücke. Aber es ist von höchster Wichtigkeit, klar zu erkennen, wie selbst in dieser mattherzig anempfindenden Nachahmung stetig und unwandelbar jener tiefbedeutsame Gegensatz der unabweisbaren Renaissance und der ebenso unabweisbaren volksthümlichen Art und Kunst sich auf das bestimmteste geltend macht. Beide einander gegenüberstehende, nicht selten sich feindlich bekämpfende Richtungen sind gleich unselbständig, in ganz verschiedenen Lagern sucht eine jede naturgemäß ihre wahlverwandten Muster; zuletzt aber vereinigen sie sich doch und erkennen sich als innerlich zusammengehörig. Die Renaissance durchläuft auch in Deutschland alle jene mannichfachen Entwickelungsstufen, welche damals, verfallend und entartend, die Renaissance in allen anderen Literaturen durchlief; aber sie ist in Deutschland äußerlicher und geistloser als irgendwo anders, weil ihr hier nicht, wie anderswo überall, eine selbständige und heimische Schöpferkraft eigenartig umbildend entgegenkommt. Die vergleichende Literaturgeschichte zeigt, daß sich seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts drei verschiedene Strömungen der Renaissance ablösten; die erste steht unter den Einwirkungen des italienischen Dichters des Cinquecento und der Poetik Scaliger's, die zweite folgt dem Vorbilde der Italiener des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts, besonders des Marini, der dritte lehnt sich an den französischen Classicismus. Die Stufenfolge von Opitz († 1639), zu Hofmannswaldau († 1679) und zu Canitz († 1699) bezeichnet die Herrschaft dieser drei Richtungen in Deutschland. Mit mehr Recht als Opitz dürfte freilich sein etwas älterer Zeitgenosse Weckherlin genannt werden, der die Renaissancepoesie mit mehr innerem Verständniß sich aneignete als Opitz; aber des letzteren Reform der deutschen Metrik hat ihm die sichtbarere Stellung im Fortschritt unserer Literatur gegeben. Er und seine Mitstrebenden wollten für Deutschland das

schaffen, was Trissino und Rucellai für Italien, was später für Frankreich Malherbe, Marot, Jodelle und Ronsard, für die Niederlande Daniel Heinsius, Hooft und Vondel, und unter Vorbehalt tieferer Eigenthümlichkeit für England Ben Jonson und dessen Schule erstrebten. Die Fremdheit und Ausschließlichkeit der neulateinischen Dichtung sollte auf gleicher Formengrundlage durch eine ebenbürtige, in der Volkssprache sprechende Dichtung ersetzt werden. Als sodann in Italien die witzelnde schwülstige sinnenfreche Manierirtheit Marini's folgte und unter dem Schutz des Hôtel Rambouillet durch Balzac, Voiture und Mademoiselle Scudery auch in Frankreich zu durchgreifender Herrschaft kam, da wurde auch in Deutschland Opitz durch die sogenannte zweite schlesische Schule verdrängt, welche von jenen italienischen und französischen Mustern, namentlich im Roman und in der Lyrik, unbedingt abhing, und das an und für sich Verwerfliche durch ihre Plumpheit vergröbernd nur um so verwerflicher machte. Und nachdem Italien von der Führerschaft abgetreten und die Macht der Marinisten durch die von den politischen Ereignissen getragene größere Macht des emporkommenden französischen Classicismus gebrochen war, da betrat auch Deutschland mit Canitz und Besser dieselbe Bahn und folgte auch in dieser französirenden Richtung demselben gemeinsamen Zuge, welcher sich gleichzeitig aller anderen Literaturen des europäischen Festlandes bemächtigt hatte, und bald durch Pope, Addison und Samuel Johnson auch in der englischen Literatur zur Geltung kam. Neben dieser Gewalt der Renaissance war aber gleichwohl fest und ununterbrochen eine abweichende, mehr auf das Volk gerichtete und daher jenem Antikisiren, das selbst der verwilderten Renaissance noch innewohnte, eigenartig gegenübertretende Volksdichtung stehen geblieben. Diese volksthümliche Dichtung, von unseren Geschichtsschreibern meist allzu flüchtig betrachtet, wendete sich ihrerseits ausschließlich an die Spanier und Engländer; denn diese allein hatten sich, der eindringenden Renaissance gegenüber, eine wirklich volksthümliche, in der heimischen Gewöhnung und Ueberlieferung wurzelnde Volksliteratur gerettet. Der Simplicissimus zeigt aufs deutlichste

das Vorbild der spanischen Schelmenromane, und diese Richtung mündet sodann, nachdem sich die spanische Literatur ausgelebt hatte, mit innerster Folgerichtigkeit in die Robinsonade und in die Nachahmung der englischen Wochenschriften; gleichzeitig zehrt die deutsche Volksbühne, selbst in der Blüthezeit Gottsched's, nach wie vor von den freilich immer roher entartenden Nachklängen der wandernden englischen Komödianten. Endlich aber ereignete sich auch in der Geschichte der deutschen Dichtung, was in der Geschichte der deutschen Wissenschaft sich schon einige Jahrzehnte früher ereignet hatte. Durch die Nachahmung erstarkte die selbständige Fortbildung. Es erwachte die erlösende Einsicht, daß das Wesen der Kunst zwar seine unverbrüchliche Forderung habe, daß jedoch Kunst und Volksthümlichkeit einander nicht ausschließen, sondern in unauflöslichster Wechselwirkung lebendig zu einander gehören. Der Streit zwischen Gottsched und Bodmer ist der Kampf zwischen den französischen und englischen Einflüssen oder, was dasselbe sagt, der Kampf zwischen der entarteten Renaissance und den unveräußerlichen Rechten des nach künstlerischem Ausdruck verlangenden Volksgemüths. Es ist die geschichtliche Bedeutung und das eigenste Verdienst Lessing's, daß, was in jenen Streitigkeiten und in den ersten Schriften Klopstock's und der sogenannten Bremer Beiträger dunkel gährte, in ihm fester und klarer Begriff, epochemachende kritische und künstlerische That ward. Lessing ist besonders dadurch der Begründer und Reformator der neuen deutschen Dichtung und Dichtlehre, der Ahnherr der klassischen Glanzzeit geworden, daß er die Kunstdichtung, welche in ihrem Ziel und Streben berechtigt, aber durch einseitige Anlehnung an den französischen Classicismus und durch ihre vornehme Abwendung vom Volksleben verflacht war, und die nicht minder berechtigte, in ihrer Vereinzelung und Erniedrigung aber aller klärenden Idealität beraubte Volksdichtung wieder zu innigster Einheit und Durchdringung zusammenschloß. Daher sein gleichzeitiges Zurückgehen auf die Alten und auf Shakespeare, welche man bisher als schlechthin unvereinbare Gegensätze betrachtet hatte. In Lessing klärte sich der Begriff der Renaissance wieder zu jener schöpferischen

Lebendigkeit, welche ihr in dem glänzenden sechszehnten Jahrhundert von Hause aus eigen gewesen, zu dem Begriff ächt künstlerischer und doch zugleich ächt volksthümlicher Idealität; nur daß diese Idealität ihrer innersten Natur nach bei den germanischen Völkerschaften anders gestaltet sein mußte als bei den Italienern und Franzosen, weil das germanische Volksnaturell ein anderes ist als das romanische.

Es ist leicht zu sehen, daß die bildende Kunst und die Musik trotz aller Verschiedenheit ihrer äußeren Lebensbedingungen im Wesentlichen unter denselben Einwirkungen stehen. Auch in der bildenden Kunst zuerst die verfallende Renaissance der späteren italienischen Eklektiker, dann hinzutretender Naturalismus, zuletzt französisches Rococo. Winckelmann stürzte durch die Erkenntniß der urewigen griechischen Kunstschönheit diese französische Manier ebenso, wie es gleichzeitig durch Lessing in der Dichtung geschehen war; aber freilich vermochte er für die Fortbildung der bildenden Kunst noch nicht in dem durchschlagenden Sinn das letzte Wort zu sprechen, wie es Lessing für das Drama gethan hatte, da noch die Künstler fehlten, welche dieses tiefberechtigte, aber ausschließlich antikisirende Kunstideal mit der Fülle und Wärme der eingeborenen Volksthümlichkeit und Eigenart zu beseelen und zu durchglühen vermochten. In der Musik war das Volksthümliche unversehrter geblieben. Auch hier kommen die Italiener und herrschen in der höfischen Oper, wie Italiener und Franzosen in der Dichtung herrschen. Auch hier verlieren sich die Deutschen zum Theil in Abhängigkeit; Hasse, obgleich eine reiche und tiefe Natur, ist trotzdem im Dienste des Auslandes befangen. Aber Sebastian Bach und Händel bleiben, obgleich durch diese fremden Einflüsse bereichert, ächt deutsch und sind der tiefste Ausdruck des Volksgemüthes.

Warum also auf diese Zeit immer nur so verachtend als auf ein Zeitalter unbedingtester Verkommenheit herabblicken? Es ist zugleich ein Zeitalter rührigster Strebsamkeit und Werdelust.

Für die geschichtliche Betrachtung ergeben sich aus diesen Thatsachen zwei wichtige Folgerungen.

Erstens. Der Anfang der Geschichte der großen deutschen Geisteskämpfe des achtzehnten Jahrhunderts ist jene entwickelungskräftige Vorgeschichte, welche in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts liegt. Der Abschluß aber ist jenes klassische Zeitalter der deutschen Wissenschaft und Kunst, in welchem sich durch Kant, Goethe und Schiller siegreich erfüllte und vollendete, was im heißen Kampf von der fortschreitenden Aufklärung und Befreiung erstrebt und erarbeitet worden.

Und zweitens. Der Schwerpunkt dieser Vorgeschichte, welche vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen reicht, liegt nicht in der kulturgeschichtlichen Grundlage der heimischen religiösen und politischen Bildungszustände; denn diese sind erstorben und ohne alle innere und naturwüchsige Keimkraft. Jene ersten vorbereitenden Anfänge in ihrem Ursprung und Fortgang belauschen, heißt vielmehr nichts Anderes, als den Anregungen und Einwirkungen nachgehen, welche sich ein gedrücktes, aber ungebrochenes und aufstrebendes Geschlecht zu selbständiger Umbildung und Fortbildung zunächst aus der Schule des freieren und vorgeschritteneren Auslandes holte.

Erſtes Buch.

Vom weſtfäliſchen Frieden bis zur Thronbeſteigung Friedrich's des Großen. 1648 — 1740.

Erster Abschnitt. 1648 — 1720.

Erstes Kapitel.

Der Kampf gegen die Engherzigkeit des lutherischen Kirchenthums.

1. Die Einwirkungen der fremden Philosophie.

Schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts entsprang aus dem ersten Unwillen über die pfäffischen Umtriebe der verfallenden Reformation das berüchtigte Buch „De tribus impostoribus“. Seitdem hatte sich die Ursache zu solchem Unwillen unter dem fortdauernden kirchlichen Druck und unter der Noth des dreißigjährigen Krieges täglich gesteigert. Der denkende Betrachter ist daher nicht überrascht, wenn er zu derselben Zeit, da Pfaffenthum und Glaubenshaß ihre wüstesten Orgien feierten, in den sehr fühlbaren Nachwirkungen Jacob Böhme's und Weigel's, in den zahlreichen Bekehrungen hochgestellter und bedeutender Persönlichkeiten zur katholischen Kirche, in dem Geltendmachen einer gewissen allgemeinen religiösen Gesinnung, die über den einzelnen kirchlichen Bekenntnissen stehe, den lautredenden Beweis findet, wie tief in freieren Geistern der Widerstand gegen diese verfolgungssüchtige Engherzigkeit grollte.

Darum war gerade in den erſten Jahrzehnten nach dem dreißigjährigen Kriege eine ſo willfährig entgegenkommende Empfänglichkeit für die Einwirkung der franzöſiſchen, niederländiſchen und engliſchen Philoſophen, welche von einer weiterblickenden und milderen Denkart getragen waren. Jede neue Lehre hinterläßt in Deutſchland ihre ſcharf eingegrabenen Spuren. Und in überraſchend ſchneller Friſt bringt Deutſchland ſelbſt bereits in Leibniz einen Philoſophen hervor, welcher ſeinerſeits wieder auf das Ausland die mächtigſte Rückwirkung übte.

Zuerſt kamen die Anregungen der carteſiſchen Philoſophie. Namentlich die Univerſitäten wurden von dieſer Bewegung aufs lebhafteſte ergriffen. Die unmittelbare Anwendung auf die Theologie lag um ſo näher, nachdem ſchon der reformirte Theologe Johann Cock oder, wie er gewöhnlich mit ſeinem Gelehrtennamen genannt wird, Coccejus, 1603 zu Bremen geboren und 1669 als Profeſſor in Leyden geſtorben, aus derſelben Grundlage die wirkſamſten Folgerungen für freiere Schriftforſchung und rein exegetiſche Begründung der Glaubenslehre gezogen hatte. Tholuck hat in ſeinem vortrefflichen Buch über „das akademiſche Leben des ſiebzehnten Jahrhunderts“ die bezüglichen Univerſitätsnachrichten ſehr dankenswerth zuſammengeſtellt. Im Jahre 1653 ermahnen die Statuten der philoſophiſchen Fakultät zu Marburg, daß die Profeſſoren „jene Philoſophie, welche von Des Cartes den Namen habe und welche an Allem zu zweifeln befiehlt, weder ſelbſt billigen noch der Jugend lehren“ ſollen, „denn die jugendlichen Gemüther können ſich jenes Zweifeln leicht dergeſtalt angewöhnen, daß ſie daſſelbe wider den Willen der Lehrer auch auf die Theologie übertragen“. Der Befehl ſcheint aber nicht viel gefruchtet zu haben; denn der Carteſianismus wurde in Marburg nicht nur von dem Theologen Reinhold Pauli und von dem Mediciner Waldſchmied eifrig gepflegt, ſondern der Magiſter Horch hielt ſogar beſondere Vorleſungen über Carteſius und ſetzte dieſelben, als ſie ihm verboten wurden, nichtsdeſtoweniger, nur unter verändertem Titel, fort. Als im Jahre 1651 in Herborn die Carteſianer Clauberg und Wittich durch die Einwirkung des

Professors der Philosophie Lentulus, welcher 1653 eine widerliche Streitschrift: „Cartesius triumphatus“ schrieb, verjagt wurden, fanden sie in Duisburg, der Gründung des Großen Kurfürsten, eine sichere Freistätte und entfalteten dort offen das neue Banner. In Gießen schrieb 1673 der Professor der Philosophie Kahler in seinem Buch „De paradoxa Cartesii philosophia“ eine verdeckte Vertheidigung. Die Visitationsakten von Jena aus dem Jahre 1697 besagen, daß zwar der Philosoph Posner als Aristoteliker seine Schuldigkeit thue, es aber dulden müsse, wie Andere ihn verlachten und cartesische Neuerungen vortrügen. Auch in Altorf klagt 1677 der Curator über das Ueberhandnehmen der cartesischen Lehre; hier lehrte der Physiker Sturm in diesem Sinne. In Tübingen schreibt T. Wagner 1677 ein Examen atheismi speculativi und macht in diesem die bemerkenswerthe Aussage, daß keine Universität Europas von der cartesischen Philosophie, welche er die regia atheorum via nennt, so gefährdet sei als die seinige. In Leipzig veröffentlicht Alberti 1678 die Streitschrift „*Διπλοῦν κάππα*, Cartesianismus et Coccejianismus, Belgis hodie molesti, nobis suspecti“, aber auch hier lehrte trotzalledem seit 1688 Michael Rhegenius die cartesische Philosophie sehr erfolgreich. Selbst Jacob Thomasius, der ihr fern stand, ließ in seinen Erotemata metaphysica den alten Aristotelismus nur noch als ein Wörterbuch der althergebrachten philosophischen Schulausdrücke gelten. Und die Acta Eruditorum von 1692 (S. 281) bezeichnen Cartesius bereits als „philosophorum nostri seculi facile princeps“.

Gar bald aber drang dieser cartesische Einfluß auch in die weitesten Kreise. Es geschah dies vornehmlich durch Balthasar Bekker's berühmtes Buch von der bezauberten Welt.

Balthasar Bekker, ein begeisterter Cartesianer, war am 30. März 1634 zu Metslowier, einem Dorfe in Friesland, geboren; ursprünglich stammte seine Familie aus Bielefeld. Er war reformirter Prediger in Amsterdam und hatte bereits eine freisinnige Auslegung des Heidelberger Katechismus und eine Schrift über den Kometen von 1680—81 geschrieben, als er 1691 mit den beiden ersten Bänden

„der bezauberten Welt, betoverden Wereld“, auftrat, welche noch in demselben Jahre die zweite und dritte Auflage erlebten. Der dritte und vierte Band erschienen 1693. Gleichzeitig erfolgte die Uebersetzung in das Französische, Deutsche und Lateinische.

Der erste Band führt aus, daß das Christenthum den Aberglauben aus den Zaubereien des Alterthums herübergenommen habe; und zwar nicht bloß das Papstthum, sondern auch der Protestantismus, der dem Teufel noch immer eine sehr große Macht beilege. Jedoch eine unbefangene Erklärung der heiligen Schrift zeige deutlich, daß diese von dem Bund mit dem Teufel, von Zauberei, Besessenheit und Gespenstern nichts wisse, daß solche Ausdrücke vielmehr nur bildlich von bösen Menschen, sündhaften Gedanken und Neigungen oder, wie bei den Besessenen, von natürlichen Krankheiten zu verstehen seien. Bekker giebt daher als seinen Zweck an, „dem Teufel seine Macht zu rauben und ihn von der Erde in die Hölle zu verbannen“; er nennt sich einen Monotheisten im strengsten Sinn, der dem Teufel seine fast göttliche Ehre streitig mache. Der zweite Band bespricht die biblischen Stellen, welche von Geistern, Engeln und Teufeln handeln. Es sind die Abschnitte von der Versuchung der ersten Menschen, vom Teufel im Buch Hiob, vom Satansengel des Apostels Paulus, vom Kampf Michael's mit dem Drachen und vom Austreiben böser Geister, vor Allem aber die Versuchungsgeschichte Christi. Diese Erzählungen wörtlich zu fassen, sei unmöglich; der Teufel solle Christus zu gleicher Zeit alle Königreiche der Erde gezeigt haben; da aber die Erde rund sei, könne man von einem Berge nur einen sehr kleinen Theil derselben übersehen. Es bedürfe auch zu Christi Verherrlichung keiner wirklichen Teufelserscheinung; der Kampf und Sieg in Gethsemane sei auch ohne sie ein ergreifend tiefer und gewaltiger. Der dritte Band handelt von den angeblichen Bündnissen mit dem Teufel. Im vierten Band werden eine Reihe von Zauber-, Hexen- und Gespenstergeschichten geprüft. Das Endergebniß aller dieser Betrachtungen ist, daß weder in den Naturgesetzen, noch in der heiligen Schrift, noch in der Erfahrung der Glaube an den Teufel und an böse Geister gegründet

sei; man habe also, statt den Aberglauben zu pflegen, denselben vielmehr auszurotten. Die Schuld hartnäckigen Festhaltens liege nicht sowohl an den Obrigkeiten und an den Gerichten, sondern vornehmlich an den Geistlichen und Schulgelehrten.

Zu tief hatte Bekker die verwundbarste Stelle getroffen, als daß nicht von allen Seiten die heftigsten Gegner erstanden wären. Er wurde seines Amtes entsetzt und starb schmerzlich betroffen, doch mit dem festen Bewußtsein des Sieges seiner Sache am 11. Juni 1698. Sein Vertrauen bewährte sich. Wohl erhoben in allen Ländern die Rechtgläubigen ihren wilden Verdammungsruf. Eine Anzeige in den Leipziger Acta Eruditorum aus dem Jahre 1692 von L. Joh. Schmid (S. 542; vergl. ebendaselbst 1692, S. 19 ff.; 1694, S. 241 ff.) ist der Meinung, Bekker habe dem Christenthum völlig abgeschworen und in einen abscheulichen Brei Alles zusammengekocht, was jemals von den Freigeistern und von den Feinden des Christenthums gesagt sei. Aber die heilbringende Gesammtwirkung war mit diesen Lästerungen nicht zu vertilgen. Je störrischer Luther noch in den finstersten Teufelsglauben sich eingeengt hatte, um so mehr wurde Bekker's Buch eine vernunftgemäße Läuterung der gesammten protestantischen Glaubenslehre. Es wurde ein Grund- und Eckstein des späteren protestantischen Rationalismus; noch ein volles Jahrhundert später, im Jahre 1781, veranstaltete Johann Salomon Semler eine neue Uebersetzung und Umarbeitung. Und je entsetzlicher noch immer die wildesten Hexenprozesse in ungestörter Geltung fortwüthteten, in der protestantischen Kirche fast noch mehr als in der katholischen, um so eingreifender und segenreicher wirkten die hier gegebenen Enthüllungen über die Grausamkeit und Nichtigkeit dieser düsteren Wahngebilde. Christian Thomasius, welcher in Deutschland zuerst die Hexenprozesse aus dem Gerichtswesen verbannte, bekennt freudig, daß er von Bekker den fruchtbarsten Anstoß erhalten.

Und die Wirkung Bekker's wurde verstärkt durch seines Landsmannes und Gesinnungsgenossen Anton van Dale Dissertationes de Oraculis Gentilium und Dissertationes de Origine Ido-

latriae. Jenes erste Buch suchte zu beweisen, daß die heidnischen Orakel eitel Betrug gewesen und darum nicht durch die Macht des Christenthums, sondern durch die Macht der wachsenden Aufklärung geschwunden seien; auch hier ist der letzte Zweck wieder die Bekämpfung des Glaubens an die Persönlichkeit des Teufels, welcher nicht einmal bei den Heiden, geschweige bei den Christen Dasein und Gewalt gehabt habe. Das zweite Buch vom Ursprung und Fortgang des Aberglaubens zeigt an der Hand der Geschichte, daß, wie Edelmann in seinem Glaubensbekenntniß (1746, S. 293) sich treffend ausdrückt, man gleichsam sehen könne, wie immer ein Teufelchen nach dem anderen auf die Welt komme und von seinen lieben Aeltern, dem Aberglauben und der Unwissenheit, von Zeit zu Zeit aufs sorgfältigste ernährt und gepflegt werde. Welche zündende Kraft dieses Buch für die nächsten Zeitgenossen hatte, erhellt deutlich, wenn Christian Thomasius in den Summarischen Nachrichten auserlesener Bücher auf Anlaß desselben sagt: „er sei versichert, daß kein kräftigeres Mittel sei, die Leute aus Vorurtheil und Aberglauben zu retten, als wenn man ihnen die ganze Historie vor Augen lege und zeige, wie bei Heiden, Juden und Christen die Priester und falschen Propheten einerlei Komödie gespielt hätten. Denn sage man den Leuten nur schlechthin, es sei nicht wahr, was man glaube, es seien nicht so viele Götter und Geister, als man vorgebe, so halte sich der Laie doch an seinen Pfaffen, der ihm dann süßiglich vorpredige, er müsse die Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen; wenn aber aus der Historie sonnenklar erörtert werde, daß bei Heiden, Juden und Christen es jederzeit die Sache der Clerisei gewesen, solche abergläubische Lehren zu vertheidigen und das Volk mit ihnen zu bestricken, so könne man auf solche Weise noch etwas mehr als mit allgemeinen Versicherungen ausrichten und der Vernunft ihren gehörigen und rechtmäßigen Gebrauch wieder zueignen. Darum habe ihm auch der Harlemische Medicus, der Herr van Dale, vor Anderen wohlgefallen, weil er von den Heiden, als dem Brunnquell alles Aberglaubens, anfange, mit den Juden fortfahre und bei den Christen aufhöre, und die Historie des Aber-

glaubens und der Abgötterei nach allen ihren Lehren und Stücken recht ausschöpfe.“ Ja, Edelmann in seiner freigeistigen Ueberstürzung meint sogar, man könne „von diesem herrlichen Werk mehr Nutzen haben als aus allen biblischen Uebersetzungen“.

Von der Theologie verpflanzte sich dieser cartesische Einfluß auf die Naturwissenschaft; und zwar hier um so bedeutungsvoller, je mehr Cartesius selbst und besonders Gassendi zu rein materialistischer Auffassung der Naturerscheinungen hinneigte. Die in den Jahren 1668—69 geschriebene Schrift des jungen Leibniz: „Confessio Naturae contra Atheistas“, sein Brief an Jacob Thomasius, die Vertheidigung der Dreieinigkeitslehre gegen den Socinianer Wissowatius, sind voll von Klagen über die wachsende Anzahl Derer, welche der Meinung seien, „man könne die körperlichen Dinge auch ohne die Voraussetzung einer unkörperlichen Grundursache erklären“.

Fast gleichzeitig mit den cartesischen Nachwirkungen drangen Bayle's kritische Schriften ein, die den Widerspruch zwischen Vernunft und Offenbarung so grell beleuchteten. Jean Le Clerc setzte in seine weitverbreiteten Revuen „Bibliothèque universelle“ und „Bibliothèque choisie“ diese Bestrebungen fort und machte zugleich auf die Bedeutung John Locke's aufmerksam. Französisch geschrieben bemächtigten sie sich besonders der Höfe und des Adels; sie zersprengten die theologischen Fesseln, indem sie die Anschauung erweiterten. Aber auch das wissenschaftliche Leben selbst wurde von der logischen Unerbittlichkeit Bayle's aufs tiefste durchschüttert. Zuerst entbrannte der Kampf an der berühmten Frage, ob Gottesleugnung oder ob Aberglaube für das Gemeinwohl schädlicher sei. Vgl. Pritius: Dissertatio de Atheismo in se foedo et humano generi noxio. 1695. Grapius: Dissertatio an antheismus necessario ducat ad corruptionem morum 1697. Elswich: Disputatio de controversiis novis circa atheismum. Dann suchte Leibniz dem Skeptizismus entgegenzutreten, indem er in der Theodicee die Erörterungen über das Dasein des Uebels aufnahm und durch diese die von Bayle behauptete Unvereinbarkeit von Glauben und Vernunft aufzulösen und zu versöhnen suchte. Noch im Jahre 1720

schrieb der Tübinger Kanzler Pfaff Dissertationes Anti-Baylianae.

Aber der Fortschritt des kritischen Geistes ließ sich nicht hemmen; zu den Einwirkungen aus Frankreich gesellten sich die englischen. Baco's Empirismus, Herbert von Cherbury's Lehre von der natürlichen Religion, Hobbe's Sensualismus, obgleich längst bekannt, wurden jetzt erst einflußreich und zeigen ihre Spuren nicht selten in den Acta Eruditorum, in den theologischen Zeitschriften und in den ersten Schriften des jungen Leibniz.

Unter diesen Umständen ist es kaum zu verwundern, daß auch Spinoza bei seinem ersten Auftreten in Deutschland einen weit lebendigeren Anklang fand, als man gewöhnlich annimmt.

Es ist eines der denkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte deutscher Universitäten, daß der hochherzige Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, auf den Rath seines Freundes und Günstlings Chevreau den Entschluß faßte, Spinoza auf den philosophischen Lehrstuhl nach Heidelberg zu berufen. Der Versuch scheiterte. Ludwig Fabritius, Professor der Theologie, mit dieser Berufung beauftragt, schickte am 16. Februar 1673 einen Brief an Spinoza, dem man es ansieht, daß er mit widerstrebendem Herzen geschrieben ist. Es wird zwar in diesem Briefe die weiteste Freiheit philosophischer Forschung zugesichert; aber es wird zugleich mit unverkennbarer Geflissentlichkeit hinzugesetzt, daß man überzeugt sei, Spinoza werde diese Freiheit nicht zur Störung der öffentlichen Religionsform mißbrauchen. Spinoza, allem äußeren Kampf abhold, zog vor, in seiner beschaulichen Einsamkeit zu verharren; in seiner Antwort vom 30. März 1673 scharf betonend, daß die Grenzen einer Denkfreiheit, welche Schonung der bestehenden Religion geloben solle, um so vieldeutiger seien, je ausschließlicher Religionsstreitigkeiten nicht aus warmem Religionseifer, sondern nur aus üblem Willen, aus Widerspruchsgeist und aus Verleumdungs- und Verketzerungssucht zu entstehen pflegten.

Gegen den im Jahre 1671 veröffentlichten theologisch-politischen Tractat schrieb 1674 der Jena'sche Professor Johann Musäus eine

kleine Abhandlung: „Tractatus ad veritatis lumen examinatus.“ Als 1677 Spinoza's Hauptwerk, die Ethik, erſchienen war, mehrten ſich die Klagen über die zunehmende Verbreitung des Spinozismus von Jahr zu Jahr. Johann Georg Wachter ſuchte in ſeiner Schrift „Der Spinozismus im Judenthum“ (1699) und ſpäter in dem „Elucidarius Cabbalisticus“ zu zeigen, daß Spinoza ſeine Lehre aus der jüdiſchen Kabbala geſchöpft habe. Im Anſchluß an letzteres Werk ſchrieb auch Leibniz „Animadvertiones“ gegen Spinoza, die indeß damals noch nicht veröffentlicht wurden. Im Jahre 1680 ſchrieb Chriſtian Kortholt, Profeſſor der Theologie und Kanzler der Univerſität zu Kiel, ein Buch „De tribus impostoribus magnis“. Hatte jenes Buch des ſechszehnten Jahrhunderts, dem der Titel entlehnt iſt, unter dieſem Namen Moſes, Chriſtus und Muhamet vorgeführt, ſo werden hier Herbert von Cherbury, Hobbes und Spinoza als ſolche volksverderbliche Betrüger gebrandmarkt. Spinoza nimmt in dieſer Betrachtung den breiteſten Raum ein. Nachdem die Widmung nach Maßgabe engliſcher und niederländiſcher Schriftſteller über das bedrohliche Umſichgreifen der engliſchen und niederländiſchen Freidenker heftig geklagt und geeifert hat, bricht ſie in folgende bezeichnende Worte aus: „Und leider ſteht es nur allzu feſt, daß auch unſer Deutſchland von der Seuche des Atheismus befleckt worden ſei. Was würde es auch der Mühe lohnen für jene Deutſchen, die das Ausländiſche ſo bewundern, daß ſie ſo viel Geld auf Reiſen nach Italien, Frankreich, England und Holland verwenden, wenn ſie man nicht wenigſtens jene thörichten und ungeheuerlichen Religionsideen mit nach Haus brächten? Sie empfehlen dann einen Herbert, Hobbes und Spinoza und ähnliche geſchworene Religionsfeinde, an allen Orten und bei allen Gelegenheiten mit prahleriſchem Eifer, ſo daß, wenn man nicht ſorgfältig und ernſt die Unerfahrenen vor dieſem Gift warnt, höchſte Gefahr vorhanden iſt, jenes Gift ſchneller als man meint alle Univerſitäten und alle Höfe beherrſchen zu ſehen.“ Aehnlich ſpricht Veit Ludwig von Seckendorf in ſeinem 1685 herausgegebenen „Chriſtenſtaat“; unter allen Gottesleugnern nennt er Spinoza den gefährlichſten.

Auch Christian Thomasius giebt im dritten Heft der Monatsgespräche (März 1688) eine öffentliche Berichterstattung von Cartesius und Bayle und eine weitläufige Widerlegung Spinoza's. Und ebenso klagt er (Kleine teutsche Schriften. Halle, 1721. S. 90) in einem Programm „Von den Mängeln der aristotelischen Ethik", das in dieselbe Zeit, Ostern 1688, fällt und in welchem er „der studirenden Jugend zwei Collegia über die christliche Sittenlehre und über das Jus publicum" ankündigt, daß die Schriften Spinoza's jetzt allmählich sich einzuschleichen begännen und daß das in ihnen enthaltene Gift um so gefährlicher sei, „weil es im ersten Ansehen recht raisonnabel zu sein scheint und weil überdies sich Leute finden, die dasselbe hämischer Weise unter den Gelehrten auszubreiten suchen". Wir gewinnen einen Einblick in diese Gährung der Geister, wenn wir beachten, daß auch Boineburg, der bekannte geniale Staatsmann jenes Zeitalters, und nicht minder eine stattliche Reihe von Professoren, wie Rappolt in Jena, Reinhold Pauli in Marburg, Calov in Wittenberg und Saubert in Helmstädt, für nöthig hielten, ausführliche Gegenschriften zu schreiben, so daß Jänichen in Leipzig bereits einen Catalogus scriptorum Anti-Spinozianorum verfaßte. Vgl. Löscher's Unschuldige Nachrichten 1710. S. 386.

Und betrachten wir nun die geschichtlich nachweisbaren Thatsachen selbst, so wissen wir zwar nur wenige bestimmte Namen zu nennen, denn es lag in der Natur der Verhältnisse, sich möglichst zu maskiren oder still zu verhalten; aber wir sehen, daß Diejenigen, welche sich an das Licht wagen, vor keiner auch noch so weitgehenden Folgerung zurückschrecken.

Freilich der erste deutsche Spinozist, der als solcher öffentlich auftrat, war nichts als ein eitler lärmsüchtiger und fahrender Abenteurer. Es ist der berüchtigte Matthias Knutsen. Er war zu Oldensvort im Holsteinischen Bezirk Eiderstädt geboren, hatte in Königsberg studirt und war darauf einige Jahre hindurch in Deutschland, Dänemark, Polen und Kurland zwecklos umhergestreift, überall mit Lehrern, Predigern, Professoren und Studenten leichtfertige Religionshändel anbindend. Einige Predigtversuche in der

Heimath, in denen er der Geistlichkeit weltliche Gesinnung, Ehrgeiz und Geldgeiz vorwarf, vertrieben ihn von der Kanzel. Im Herbst des Jahres 1674 erschien er in Jena und suchte dort eine Sekte zu stiften, welche er, weil ihm das Gewissen (conscientia) als Grund und Norm aller Religion galt, Conscientiarii oder „Gewissener“ nannte. Er rühmte sich, in Paris, London, Amsterdam, Hamburg, Kopenhagen, Stockholm und Rom großen Anhang gefunden zu haben; in Jena allein seien ihm mehr als siebenhundert Studenten und Bürger angehörig. Knutsen wurde aus Jena vertrieben und ist nachher spurlos verschwunden. Johann Musäus, Professor der Theologie in Jena, schrieb 1674 eine kleine Schrift, „Ablehnung der ausgesprengten abscheulichen Verläumdung, ob wäre in der fürstl. sächs. Residentz und gesammten Universität Jena eine neue Sekte der sogenannten Gewissener entstanden und derselben eine nicht geringe Anzahl von Studiosis und Bürgern beigethan“. Im folgenden Jahre, 1675, erschien eine neue Auflage; sie ist wichtig, weil Knutsen's „Chartequen“ in einem Anhang beigefügt sind. Die Titel derselben lauten: 1) Gespräch zwischen einem Gastwirth und dreien ungleichen Religionsgästen zu Altona. 2) Gespräch zwischen einem Feldprediger, Namens Dr. Heinrich Brummer, und einem lateinischen Musterschreiber. 3) Epistola amici ad amicum, angeblich in Rom geschrieben. Wiederabgedruckt in Joh. Christ. Edelmann's Moses mit aufgedecktem Angesicht. 1740. Bd. 2. S. 34. 46 ff. 68 ff. Ein Einblick in diese Schriften zeigt die Abstammung aus dem theologisch-politischen Tractat Spinoza's; aber die gesammte Anschauung ist verflacht und verzerrt. Die heilige Schrift, heißt es, streite wider sich selbst und sei daher als Glaubensnorm nicht zu betrachten; man solle sich vielmehr, wie Henoch und Noah, allein an die Vernunft und an das Gewissen halten, als die dem Menschen eingeborene Bibel. Dieses wahre „Principium fidei“ aber lehre, daß weder ein Gott noch ein Teufel vorhanden sei, daß daher die Kirchen zerstört und die Priester verjagt werden müßten; daß Staatsordnung und Ehe willkürliche Einrichtungen seien, der Mensch habe die Pflicht, gut und ehrlich zu leben, Niemanden zu beleidigen und einem Jeden

das Seinige zu geben. Es ſei nur dieſes eine Leben, und nach dieſem erfolge weder Lohn noch Strafe.

Ernſter und wiſſenſchaftlicher dagegen iſt jenes jetzt äußerſt ſeltene Buch, welches unter dem Titel erſchien: „Concordia rationis et fidei sive Harmonia philosophiae moralis et religionis Christianae. Amstelodami, Anno 1692.“ Der Verfaſſer war Friedrich Wilhelm Stoſch, oder, wie er zuweilen lateiniſch geſchrieben wird, Stoßius, geheimer fürſtlicher Secretarius zu Berlin; der eigentliche Druckort ſoll Guben geweſen ſein. Vgl. Siegm. Jac. Baumgarten's Nachrichten von merkwürdigen Büchern. 1752. Bd. 2. S. 121. Dieſes Buch iſt ein Auszug und eine Erläuterung von Spinoza's Ethik. Erſtes Kapitel (S. 1—3): De Deo, mundo et homine in genere. In § 3 wird Gott genannt unica et sola substantia — — omnia in se continens, ingleichen infinitum, cogitans et extensum. Zweites Kapitel (S. 4—8): De scientiis, quae cadunt in hominem. § 17 lautet: „Quae de angelis et daemonibus tam in sacra scriptura quam in historia humana traduntur, sunt partim somnia, partim visiones sive apparitiones, partim phantasmata, partim morbi, partim figmenta et illusiones.“ Drittes Kapitel (S. 9—23): De homine se ipsum cognoscente, quoad corpus et animum. In § 3 heißt es: Vita sive anima hominis consistit in legitima fermentatione sanguinis et humorum rite per canales integros fluentium variasque operationes tam voluntarias quam involuntarias producentium. Und § 7 ſagt: Mens est melior pars hominis, qua cogitat. constans cerebro et infinitis ejus organis varie modificatis affluxu et circulatione materiae subtilis itidem diversimode modificatae. Viertes Kapitel (S. 23—37): De actionibus hominis et principiis actionum moralium et de imputativitate. § 1: Recta ratio ipsa movetur, dum est cogitatio bene determinata ab infinito cogitante, d. e. Deo, per corpus aptum et ideas adaequatas. § 4: Haec est hominum libertatis idaea, quod quarundam actionum suarum nullam cognoscant causam, a qua determinantur,

seque libere agere putant. Fünftes Kapitel (S. 38—55): De bono et malo, deque hominis vero et summo bono et vero et summo malo. Sechſtes Kapitel (S. 56—63): De philosophia morali et lege naturae. Seite 60 wird ausgeführt, daß die Geſetze consilia rationis ſeien, auf deren Uebertretung nicht ewige und jenſeitige Strafe, ſondern innerhalb dieſes Lebens die natürlichen Wirkungen böſer Handlung (necessaria consequentia vitiosae actionis) folgen. Siebentes Kapitel (S. 63 bis 67): De officiis hominis erga Deum. Achtes Kapitel (S. 67—69): De officiis hominis erga se ipsum. Der Selbſtmord wird gebilligt, wenn das Leben herber und unerträglicher als der Tod ſei. Neuntes Kapitel (S. 70 f.): De officiis hominis erga alios. Zehntes Kapitel (S. 71—85): Appendix de Anima. Beſtreitung der Immaterialität der Seele und der perſönlichen Unſterblichkeit. S. 77: Claret, animam sive mentem per se et natura sua non esse immortalem nec existere extra corpus humanum. S. 81: Anima non potest esse substantia, quem ad modum vulgo supponunt. Et si totus homo non et nisi pars universi et modus substantiae divinae a Deo et in Deo existens, anima quoque, quae est pars melior hominis, non potest esse aliud quam modus. Elftes Kapitel (S. 85—96): Appendix de poenis divinis. Zwölftes Kapitel (S. 97—124): Fundamenta et elementa religionis christianae. S. 98: Scriptores (sacri Codicis) humanum aliquid passos esse nullum dubium est. Est enim Codex ille mancus ... Vetus praesertim testamentum cum ratione historiae ejusque connexionis, item chronologiae, tum quia multa ibi sunt, quae secundum phantasiam humanam et ad captum vulgi scripta sunt. Deinde nil minus quam veritates philosophico-theoreticas tradit. S. 104: Historia creationis — — dubiis et contradictonibus est plena. S. 111 wird die chriſtliche Religion bezeichnet als: nil nisi legem naturae praescribens. S. 112 heißt es: Quos Deus pater, quos Filius dei verbo utroque cum rationali tum revelato illuminant, hi spiritum et animum sanctum accipiunt.

Ein Buch dieſer Art mußte das gewaltigſte Aergerniß geben. Es wurde daher aufs ſtrengſte verfolgt. In Berlin wurde von allen Kanzeln abgekündigt, daß, wer daſſelbe beſitze oder von deſſen Beſitz wiſſe, bei Verluſt von fünfhundert Thalern oder harter Leibesſtrafe es angeben ſolle. Baumgarten erzählt, daß er ein Exemplar hatte, welches von Chriſtian Thomaſius mit widerlegenden Randbemerkungen angefüllt war.

Gleicher Richtung ſind die Meditationes philosophicae de Deo, mundo homine, welche 1717 ohne Namen erſchienen und von Theodor Ludwig Lau verfaßt ſind. Der ſpinoziſtiſche Geiſt kündigt ſich ſofort in folgenden Worten an: Kap. 1, § 4: Mihi Deus natura naturans, ego natura naturata; ratio ratiocinans, ego ratio ratiocinata; forma formans, ego forma formata; materia simplex, ego materia modificata. § 5 ſetzt hinzu: Das Daſein Gottes bedarf keines Beweiſes; alle Sinne empfinden ihn, daß Auge ſieht ihn, das Ohr hört ihn, der Geruch riecht ihn, die Zunge ſchmeckt ihn, die Hand berührt ihn. § 23 führt aus, die Welt könne nicht vernichtet werden; die Welt vernichten heiße Gott vernichten. Doch ſteht der Verfaſſer an Ernſt und Sachlichkeit bedeutend hinter Stoſch zurück. Namentlich die ſittlichen Folgerungen, welche aus jenen metaphyſiſchen Vorderſätzen gezogen werden, ſind frech und leichtfertig. Zwei Jahre ſpäter ließ er noch Meditationes, theses, dubia philosophico-theologica erſcheinen; wegen beider Schriften mußte er die preußiſchen Staaten verlaſſen. Vgl. Thomaſii Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserleſene juriſt. Händel. Th. 1, S. 233. 349. Walch: Hiſtoriſche und theologiſche Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten. Th. 5, S. 77.

Sicher wäre es Unrecht, wollten wir aus der ſcharfen Bergluft auf die Luftſtrömungen der Niederung ſchließen. Philoſophen wie Carteſius und Spinoza können über gewiſſe Grenzen niemals hinausreichen. Aber leugnen läßt ſich nicht, daß dieſe Lehren und Meinungen, wenn auch in den verſchiedenartigſten Abſchwächungen und Strahlenbrechungen, dennoch einen ſehr breiten Boden gewannen.

Es ist beachtenswerth, daß, wie Gottfried Arnold in seiner Ketzerhistorie (Bd. 1, S. 1078) berichtet, 1688 in Wittenberg ein gestorbener Student, Joachim Gerhard Ram aus Glückstadt in Holstein, ein Glaubensbekenntniß hinterließ, in welchem er aussagte, daß er die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und die Religion überhaupt nur für Priestertrug halte. Die theologischen Zeitschriften jener Zeit haben meist eine ganz besondere Rubrik, in welcher sie die „atheistischen" Bücher besprechen. Die von Ernst Valentin Löscher 1701 gegründete Zeitschrift: „Altes und Neues aus dem Schatz der theologischen Wissenschaften", welche im folgenden Jahre den bekannteren Titel der „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen" annahm, sagt in ihrer Vorrede: „Wir gedenken des grausamen Aergernisses, so bei zehn Jahren her vielen hundert Christen durch so viel gott- und lieblose Scharteken gegeben werden, davon alle Buchläden unseres evangelischen Teutschlands erfüllet sind. O wie glücklich waren wir vor zwanzig Jahren, da man von solcher schändlichen Licenz wenig oder gar nichts wußte und mit Erstaunen anhörte, was vor Unheil das ungemessene Bücherschreiben durch viel atheistische und fanatische Bücher im allzufreien Holland anrichtete. Nunmehr ist es, Gott sei es geklagt, so weit gekommen, daß das holländische Samaria gegen das evangelische deutsche Jerusalem fromm worden ist, denn es haben es ja einige lichtscheuende Kinder der Finsterniß bisher ärger als jene gemacht. Dies bedauern wir am meisten, daß dergleichen giftige Dinge nicht allein am meisten gelesen und gekauft werden, sondern auch viel eher Verleger finden als was zu Gottes Ehre und Beförderung des Guten gemeint ist, zumal die Erfahrung lehrt, daß die gründlichste Widerlegung solcher schädlichen Schriften entweder keinen Verleger bekommen oder von Wenigen und nur mit Unwillen gelesen werden." Tentzel's Monatliche Unterredungen (1689. S. 984) sprechen vom Atheismus als der Religio Eruditorum.

Der Vorwurf mildert sich allerdings, wenn wir wissen, daß man Atheisten nicht bloß Diejenigen nannte, welche, wie die Unschuldigen Nachrichten 1702. S. 357 sagen, „Gottes Wesen, Religion,

Christenthum, heilige Schrift, Unsterblichkeit der Seele, Himmel und Hölle", sondern auch Solche, welche nur das persönliche Dasein des Teufels und der Gespenster verneinten. Und bei der größten Mehrzahl war dieser angebliche Atheismus nur jene duldsame und mild vermittelnde Gesinnung, welche man damals wohl auch Indifferentismus nannte, weil sie von der Schroffheit der einzelnen Bekenntnißunterschiede absehend auf das Wesentlichste der christlichen Grundlehre als auf die ausgleichende gemeinsame höhere Einheit drang.

Zeugniß von dieser durchbrechenden milderen Gesinnung giebt besonders Erich Friedlieb's „Untersuchung über den Indifferentismus der Religionen, Glückstadt 1700". Der pseudonyme Verfasser war der Hallesche Professor und Geheimerath Jacob Friedrich Ludovici. Vgl. S. J. Baumgarten's Geschichte der Religionsparteien. Halle 1766. S. 120. Der Grundgedanke dieser Schrift ist, daß die wahre Religion bei Seite setze, was Christi Person und Natur sei; ihr genüge zu wissen, daß Christus gütig und ein Retter in der Noth sei. Man könne in allen Religionen selig werden. Die heilige Schrift sei nicht eine Richtschnur, „daraus man Phrases ziehen sondern darnach man leben solle". Die Wahrheit sei nirgends, wo das Herz nicht geändert sei. Taufe und Abendmahl seien für das Christenthum unwesentlich; es sei genug, wenn ein Christ mit dem heiligen Geist getauft sei und mit Christus täglich das Abendmahl halte. Es gebe keine Grundartikel, so wie es in der wahren Religion auch keinen Unterschied zwischen Priester und Laien gebe.

Eine gleiche Gesinnung tritt uns in dem 1702 ebenfalls unter einem angenommenen Namen geschriebenen „Bedenken von der Religione ecclectica" von Oswald Heinrich Ermeling entgegen. Auch „das verdeckte und entdeckte Carneval, erster und zweiter Aufzug 1701" ist in diese Gruppe gehörig, obwohl der Ton frech und lästerlich ist und andererseits doch der Verfasser sich in aufrichtigster Herzensmeinung einen Pietisten nennt. Ihren Titel hat diese Schrift dem Gleichniß entnommen, daß das Spiel der lutherischen Theologen ein verdecktes Carneval sei; sie stellten sich, als suchten sie die Ehre Gottes, in der That aber verkauften sie ihren Zuhörern

nur Larven. Ein unschädlicher Indifferentismus sei tausendmal besser als die starren Fesseln einer finsteren Glaubenslehre, wie sie in den symbolischen Büchern herrsche.

Ja, es fehlt nicht an Anzeichen, daß gleiche duldsame Gesinnungen sich allmählich auch unter dem Bürgerstand verbreiteten. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung das Bild, welches Adam Bernd's, eines schlesischen Geistlichen, eigene Lebensbeschreibung 1738 von den religiösen Zuständen in Schlesien entwirft. Die Mischungen und Begegnungen mit Menschen aller Religionen, wie sie der dreißigjährige Krieg hervorgebracht, hatten den Rückwirkungen der gelehrten Literatur bedeutend und erfolgreich in die Hände gearbeitet.

Dies war der Boden, auf welchen die erneuten Anregungen Locke's und der aus seiner Schule hervorgegangenen späteren englischen Freidenker fielen.

Locke war sowohl philosophisch wie religiös dem allgemeinen Verständniß und Bildungsmaß näher als Des Cartes und Spinoza. Er faßte nur in klare wissenschaftliche Begriffe, was dunkel und ahnungsvoll bereits in Vieler Herzen lag; er brach nicht mit der bestehenden Religion, er suchte sie nur vernunftgemäß aufzufassen und zu erläutern. Die Schriften Locke's und der englischen Freidenker fanden daher nicht bloß in der Urschrift, sondern noch mehr durch französische und deutsche Uebersetzungen und durch die ausführlichen Auszüge, welche die Zeitschriften gaben, überall in Deutschland den willigsten Eingang. Die Leipziger Acta Eruditorum zeigten 1691. S. 501 Locke's Versuch über das menschliche Erkenntnißvermögen sehr beifällig an. Die Unschuldigen Nachrichten, die wichtigste theologische Zeitschrift, bringen Besprechungen und Berichte über Locke's Vernünftiges Christenthum (1710. S. 768), über Shaftesbury's Moralisten (S. 693), über Toland's Adeisidämon (S. 214), über Whiston's Wiederbelebung des ursprünglichen Christenthums (1713. S. 1021), über Toland's Christenthum ohne Geheimniß (1714. S. 464), und nicht minder über die englischen Gegenschriften, welche immer neuen Anlaß gaben, auf jene freieren Regungen einzugehen. Und die Einführung dieser englischen Bücher beschränkt sich nicht

bloß auf die theologischen Fachschriften, sondern erstreckt sich auch auf Zeitschriften allgemeineren Inhalts, wie z. B. auf den Neuen Büchersaal, welcher 1709—1717 von Joh. Gottlob Krause und Joh. Georg Walch herausgegeben wurde.

Schon erschienen geharnischte Gegenschriften von Buddeus, Frommann, Pfaff und Mosheim. Bald erfolgten auf den Universitäten regelmäßige Vorlesungen über und gegen die Deisten. Aber die mächtigen Einwirkungen ließen sich nicht mehr vertilgen, sondern erwuchsen von Jahr zu Jahr zu immer größerer Bedeutung.

---

2. Der Pietismus. Spener. Arnold. Dippel.

Wenn man gewöhnlich Philipp Jacob Spener als den Schöpfer und Begründer des deutschen Pietismus bezeichnet, so ist dies nur sehr bedingt richtig. Das Verlangen nach reinerer und gemüthstieferer Religiosität war weitverbreitet und tiefwurzelnd; Spener war nur der Erste, welcher demselben die Zunge löste und den dunkelgährenden und ziellos umherschweifenden Besserungsversuchen eine einheitliche und wirksame Form gab.

Das Emporkommen des sogenannten Pietismus ist nur eine andere Bethätigung derselben Grundstimmung, welche einen Theil der Zeitgenossen damals der eindringenden fremden Philosophie in die Arme geworfen hatte. Beide Richtungen, der erstehende Pietismus und die beginnende Freigeisterei, haben den gemeinsamen Ursprung und das gemeinsame Ziel in ihrem Kampf gegen die starre Aeußerlichkeit und den ertödtenden Druck der herrschenden Theologie; nur mit dem Unterschied, daß die eine Richtung das Hauptgewicht auf die Befreiung und Befriedigung des denkenden Erkennens legt, die andere auf die Befreiung und Befriedigung des empfindenden Herzens. Die eine Richtung gehört kühnen und folgerichtigen Geistern, die andere ist gemüthsweicher und darum volksthümlicher. Daher die auf den ersten Anblick überraschende Erscheinung, daß das

scheinbar so weit Auseinanderliegende fast immer gleichzeitig auftritt. Neben Baco, Hobbes und Herbert von Cherbury stehen die Puritaner, neben Des Cartes und Gassendi die Jansenisten.

Viele hatten sich bei dem trostlosen Zustand des evangelischen Gemeinlebens in den sicheren Hort der katholischen Kirche zurückgeflüchtet; dort gab es zwar keine größere Freiheit des Denkens, aber eine beruhigende Einheitlichkeit des Glaubens, eine mächtige Folgerichtigkeit des Lehrgebäudes, eine herz- und sinnenerquickende Poesie des Kultus. Andere hatten sich, abgetrennt von den engen kirchlichen Satzungen, in die beschauliche Tiefe der Mystik verloren. War Jacob Böhme und Alles, was an ähnlichen tiefsinnigen und gemüthsinnigen Herzensergießungen ihm voranging oder mit ihm zusammenhing, in seinem innersten Wesen nur der ringende Gegenschlag gegen das hohle und zanksüchtige Kirchenthum der Concordienformel gewesen, was Wunder, daß, da dieselben Ursachen noch fortwirkten, auch die gleichen Stimmungen und Gährungen blieben? Je tobender und ausschließlicher die in Amt und Würden befindliche Priesterkaste, um so zahlreicher, rücksichtsloser und abenteuerlicher die verzückten Schwärmer, die von der Einrichtung einer neuen Kirche träumen, in welcher die Verheißung allgemeinen Priesterthums eine geschichtliche Wahrheit werden soll. Je wirrer, angstvoller und trostloser das Diesseits und die Gegenwart, desto lebendiger und allgemeiner das Bedürfniß, sich über diesen quälenden Jammer zu erheben und nach tröstender Hoffnung einer freudigeren und gottgleicheren Zukunft auszuschauen.

In allen diesen Schwärmern und Sekten bleibt daher die Idee des Chiliasmus, d. h. die Lehre von der Wiederkunft Christi und der Errichtung eines tausendjährigen Reiches, der stetig wiederkehrende gemeinsame Grundzug. Nach großen Kämpfen und nach Zeiten voll Verwirrung, in denen das Böse eine fürchterliche Macht offenbart hat, wird ein irdisches Messiasreich kommen, in welchem die Kirche ihren Vorsabbath feiern wird. Der Teufel wird dann gebunden, das Böse in den Abgrund gedrängt sein. Ein Hirt und Eine Heerde. Das Christenthum ist dann nicht mehr bloß die

leidende und streitende Macht, sondern die weltüberwindende und weltherrschende. Die ersten Christen seien die Kirche in ihrer Kindheit, in statu juvenili, gewesen; das tausendjährige Reich sei die Kirche in ihrer Vollendung, in statu virili. Es ist eine Zeit ohne Sünde, ohne Krieg, ohne Noth und ohne Tod; die Gläubigen werden lauter Licht und Wonne fühlen.

Einer der bekanntesten Schwärmer dieser Art, welche die stillen Nachwirkungen Böhme's pflegten und ihnen thatsächliche Verwirklichung geben wollten, war Quirinus Kuhlmann, geboren am 10. Juli 1652 zu Breslau. Sowohl durch seine Schriften, „Prodromus quinquennii admirabilis“ und „der neubegeisterte Böhme“, wie besonders auch durch lange Wanderungen und Wanderpredigten in Deutschland, Holland, England, Frankreich, Italien und Konstantinopel war er emsig bemüht, den Samen der neuen Erkenntniß auszustreuen und neue Gemeinden zu gründen. Babel sollte fallen, von nun an das Jesusreich oder die sogenannte fünfte Monarchie der Frommen beginnen. Kuhlmann wurde ein trauriges Opfer seines Bekehrungseifers. Am 4. Oktober 1689 wurde er nach grausamer Folterung in Moskau verbrannt. Arnold meldet in seiner Ketzerhistorie, daß dies besonders auf Anstiften der dortigen reformirten und lutherischen Geistlichkeit geschah.

Johann Georg Gichtel, 1638 zu Regensburg geboren und 1710 zu Amsterdam gestorben, durch die Schriften Jacob Böhme's fast bis zum Wahnsinn verzerrt, errichtete die Gemeinde der sogenannten Engelsbrüder, welche, aller irdischen Lust, Arbeit und Sorge sich enthaltend, durch Gebet und Zerknirschung, durch fromme Beschaulichkeit und Ehelosigkeit den Zorn Gottes gänzlich vertilgen, zeitliche und ewige Strafe aufheben und, wie es die Bibel (Lucas 20, 36 und Matthäus 22, 30) verheißen, die Menschen zu Engeln machen wollten.

Philipp Jacob Spener, am 13. Januar 1635 zu Rappoltstein im Elsaß geboren († 1705), wurde von derselben religiösen Strömung getragen. Auch er meinte, daß es dem verknöcherten Kirchenthum gegenüber darauf ankomme, „ein Kirchlein in der Kirche

zu zimmern"; auch er empfahl die alten Mystiker aufs eifrigste und auch er theilte den Glauben an die diesseitige Verwirklichung des tausendjährigen Reichs. Aber Spener war eine klare und verständige Natur, welche bei aller Gefühlstiefe nie den Compaß verlor, der vor Schwärmerei und Ausschweifung sichert.

Von Jugend auf über die Verderbtheit der Kirche erschreckt, begann Spener seit 1670 als Oberpfarrer in Frankfurt am Main die berühmten Collegia pietatis, d. h. gottesdienstliche Hausandachten, in welchen die frommen Seelen aller Stände, Alter und Geschlechter allwöchentlich Montags und Mittwochs Abend durch gottselige Gespräche, Bibelerklärungen und Gebete sich erbauten und zu werkthätiger Heilung weckten. Darauf trat Spener in die Oeffentlichkeit und richtete im Jahre 1675 in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Arnd's Postille einen bewegten Mahnruf über die Gebrechen der Kirche und sein herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung an die gesammte evangelische Christenheit. Diese „Pia Desideria" suchten nicht nur nach dem Vorbild der alten apostolischen Kirche die in Frankfurt bereits bestehenden Erbauungsstunden allgemein zu verbreiten, sondern sie drangen vor Allem auch auf die Aufrichtung und fleißige Uebung des allgemeinen geistlichen Priesterthums, wonach ein Jeglicher Macht habe, in dem Worte Gottes fleißig zu forschen, Andere, besonders seine Hausgenossen, zu unterrichten, zu ermahnen, zu trösten, zu bekehren und für ihre Seligkeit zu sorgen; sie drangen auf die strenge Einschärfung der Lehre, daß es im Christenthum mit dem Wissen nicht genug sei, sondern daß das Christenthum vielmehr in der Ausübung der von dem Erlöser und seinem Jünger Johannes gebotenen Liebe bestehe; und sie drangen zugleich auf eine andere Bildung der Prediger, deren Beruf nicht unnützes und gefährliches Streiten gegen Andersgläubige sei, sondern Erweckung des inneren und neuen Menschen, der sein Wesen im Glauben habe und das Zeugniß dieses Glaubens durch die Früchte seines Lebens ablege. Wir wissen, wie Spener diese Grundsätze sein ganzes Leben hindurch, auch in seiner späteren Wirksamkeit zu Dresden und Berlin, maßvoll, aber unbeirrbar festhielt und

dadurch in der That und in der Wahrheit dem gesammten kirchlichen Leben die nachhaltigste und tiefgreifendste Förderung brachte.

Es liegt der Kirchengeschichte ob, die gewaltigen Segnungen dieses reinen und edlen Pietismus in alle Einzelheiten zu verfolgen. Gewiß ist, daß eine tiefe Verinnerlichung der gesammten Sitte und Denkart eintrat. Die alte Theologie hatte über dem ausschließlichen Kampf gegen abweichende Glaubenslehren den Kampf gegen die Sünde völlig aus den Augen verloren; jetzt hielt der Mensch wieder ernste Einkehr bei sich und rang nach sittlicher Läuterung. Es handelte sich nicht mehr bloß um die richtigen Meinungen, sondern weit mehr noch „um die richtigen Tritte", um das ernstliche Verlangen nach dem Unsichtbaren und um die Vermeidung der vergänglichen Weltlust. Es bekundet die tiefgefühlte Nothwendigkeit solcher Verjüngung, wenn wir sehen, wie wunderbar schnell diese Richtung sich durch alle Stände und Orte verbreitet. Mit dem Collegium philobiblicum, welches 1686 zwei junge Leipziger Magister, August Hermann Francke und Paul Anton, in Leipzig für lebendige und erbauliche Bibelauslegung begründeten, faßte sie Fuß auf dem Katheder, und als sie in Leipzig bald keine Duldung mehr fand, ergriff sie Besitz von der 1694 errichteten Universität Halle und verband mit dieser die großartigen Wohlthätigkeitsstiftungen Francke's († 1727). Vergeblich suchte die Orthodoxie, vornehmlich von Wittenberg und Leipzig aus durch Deutschmann und Carpzow die neuen Bestrebungen zu bekämpfen. In alle Länder deutscher Zunge verbreiteten sich aus Halle Bibeln, Seelsorger, Hauslehrer. In Württemberg erstand die Schule Bengel's und Oetinger's. Der Adel, so weit er nicht ganz der französischen Sittenverwilderung erlegen, schloß sich um so begeisterter an, je mehr in dieser thatlosen und erschlafften Zeit von 1680—1740 die Romantik vornehmen Müssiggangs in dieser stillen Beschaulichkeit den Ersatz für den Mangel zündender That suchte; F. W. Barthold hat in seiner vortrefflichen Abhandlung über „die Erweckten im protestantischen Deutschland" (Raumer's historisches Taschenbuch, 1852 und 1853) ein höchst farbenreiches Bild dieser frommen „Grafenhöfe" gegeben. Der Bürger und

Bauer fand Troſt und Erquickung für all das Mühſal, durch welches ſein freudloſes Daſein gedrückt war; frommes Leſen von Bibel und Predigt und Abſingen geiſtlicher Lieder wurden allgemein verbreitete, äußerſt wirkſame Sitte. Goethe's „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele", treu der erlebten Wirklichkeit entnommen, ſchildern dieſe Zuſtände treffend, indem ſie ſagen: „Es war damals überhaupt eine gewiſſe religiöſe Stimmung in Deutſchland bemerkbar; in mehreren fürſtlichen und gräflichen Häuſern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig; es fehlte nicht an Edelleuten, die gleiche Aufmerkſamkeit hegten, und in den geringeren Ständen war durchaus dieſe Geſinnung verbreitet."

Allein der Pietismus war eine ſehr gefährliche Einſeitigkeit. Nicht der milden und im ſchönſten Sinn frommen Perſönlichkeit Spener's und den von ihm vertretenen Grundſätzen, ſondern dem tiefſten Weſen aſcetiſcher Gefühls- und Phantaſiereligion ſelbſt fällt es zur Laſt, wenn ſofort Auswüchſe aufwucherten, welche unabweislich den lebhafteſten Widerſpruch weckten und die Geſchichte des Pietismus fortan zu einer Krankheitsgeſchichte machen. In den zarteren Seelen viel träumeriſche Schönſeligkeit, viel loſer Flitterſchmuck und Tändelkram mit dem tiefen Erſchrecken über die Anfechtungen der Sünde und mit der erquickenden Verſicherung der Wiedergeburt und des Durchbruchs der Gnade, viel ungeſunde Herzensbangigkeit, peinvolle Bußkämpfe, freudenſcheue Abſonderung und kopfhängeriſche Verdüſterung ſelbſt in den harmloſeſten Vergnügungen; in den derben und rohen Seelen dagegen viel ſektireriſches Conventikelweſen, viel Schatzgraben und Suchen nach dem Stein der Weiſen und nach wunderthätigen Elixiren, und leider auch jene ſchamloſen Wüſtheiten des ausſchweifendſten Muckerthums, welche die alte Erfahrung beſtätigen, daß überreizte Gefühlsſchwelgerei meiſt auf überreizter Sinnlichkeit ruht. Und wie bei den Janſeniſten, ſo zeigt ſich auch hier bei den Pietiſten dieſelbe häßliche Erſcheinung, daß ſie, zu Geltung und Herrſchaft gelangt, augenblicklich dem pfäffiſchen Hochmuth wilder Verketzerungsſucht anheimfallen. Es iſt bekannt, mit welchen Liſten und Gemeinheiten die Halle'ſchen Pietiſten

Christian Wolff aus Halle vertrieben. Das Herrnhuterthum, das den verfallenden Pietismus wieder zu verjüngen und kräftigen schien, ging sogar so weit, die Gemeindeglieder nach dem Maß ihres Gnadenstandes und „ihrer Erfahrung des Blutes Jesu am Herzen“ in drei verschiedene Klassen zu theilen und diese durch äußerliche Tracht scharf von einander zu sondern. Als einer der edelsten Parteigänger, der reine und fromme Johann Jacob Moser, über diese knechtende Gesellschaftsverfassung, die ihm unerträglicher als das Papstthum dünkte, seinen Unwillen aussprach, bestrafte ihn Graf Zinzendorf dadurch, daß er ihn am 17. Januar 1747 für immer von der Gemeinschaft des Abendmahls ausschloß.

So befruchtend und anregend daher auch der deutsche Pietismus eine Zeitlang auf das verhärtete Kirchenthum wirkte, so sagt doch K. A. Menzel in der „Neueren Geschichte“ (Bd. 8, S. 489) sehr richtig: „Faßt man den weichlichen Charakter und die trübe Gestalt des Pietismus in seinem Verhältniß zu der dem Leben der Nationen gestellten Aufgabe ins Auge, so muß man es für ein Glück erachten, daß derselbe das strenge Lutherthum zwar zu mildern, aber sich nicht an dessen Stelle zu setzen vermochte. Der Gedanke an Gott und göttliche Dinge soll das Leben durchdringen und, äußerlich zur Kirche gestaltet, die Welt umfassen und zu Gott zurückführen, nicht aber in leerer Innerlichkeit bleibend oder in engen Genossenschaften steckend, sich der Welt, dem Werke Gottes, als einer von Gott abgefallenen und unrettbar verlorenen Masse, feindlich entgegenstellen. Auch die Kirche unterscheidet Gläubige und Ungläubige, wie das Gesetz Gerechte und Ungerechte, und ihr Stifter hat verkündigt, daß, wer nicht von Neuem geboren werde, in das Reich Gottes nicht kommen könne; aber ihre Bahn führt nicht durch verborgene Schlupfwinkel, ihre Mittel der Heiligung und Unterweisung sind Allem geöffnet, das Erkennungszeichen der in ihr geförderten Wiedergeburt ist der in der Liebe thätige Glaube. Daher hat der in der Kirche waltende Geist, der die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammelt und erleuchtet, in der einfachen Denkungs- und Handlungsweise edler Seelen nicht minder, als in den groß-

artigsten Gestalten der Kunst, der Wissenschaft und des christlichen Heldenthums unbefangen und des eigenen Werthes fast unbewußt sich geoffenbart, während der Pietismus in seinen Kirchlein die christliche Frömmigkeit verzerrt und in der Kopfhängerei einen trübseligen Gegensatz zur Lebensfrische und in der scheuen Abwendung von den Erzeugnissen des dichtenden, bildenden und forschenden Geistes eine Beschränktheit an den Tag gelegt hat, deren Aufnahme in den Nationalcharakter das deutsche Leben aller eigenthümlichen Heiterkeit, Kräftigkeit und Wissenschaftlichkeit entkleidet haben würde."

Während die grollenden Freiheitsstürme der englischen Puritaner das gesammte englische Staatswesen umgestalteten und während auch die französischen Jansenisten in allen Verfassungskämpfen in erster Linie standen, verkümmerte der deutsche Pietismus ängstlich und thatscheu in sich selbst und kannte vom Leben nichts als die stille Betstube.

Daher haben die Puritaner ihren Milton, und die Jansenisten die klassischen Werke des Port-Royal und die unsterblichen Schriften Pascal's hervorgebracht; der deutsche Pietismus dagegen geht in der Literatur fast spurlos vorüber. Das bedeutendste, ja das einzig bedeutende Literaturwerk des deutschen Pietismus ist Gottfried Arnold's „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie".

Gottfried Arnold, Sohn eines armen Schullehrers zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge, war 1666 geboren und hatte, nachdem er zu Wittenberg studirt, als Hauslehrer in Dresden im Jahre 1689 mit Spener in vertrautem Verkehr gestanden. Hier öffneten sich seine Augen über das Verderben der Kirche; und dieser Zorn ist fortan die Grundstimmung all seines Wirkens geworden. Von diesem Gedanken sind bereits seine ersten Schriften getragen, welche er während eines vierjährigen Hauslehrerthums in Quedlinburg schrieb, 1695 „das erste Marterthum" und 1696 „die erste Liebe, das ist wahre Abbildung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben". Sein Hauptwerk aber ist die „Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie", welche in den Jahren 1698

und 1700 erschien. Arnold war einige Monate (1697) Professor der Geschichte in Gießen, dann Hofprediger der verwittweten Herzogin von Sachsen-Eisenach in Allstädt, seit 1705 Pastor zu Werben in der Altmark, seit 1707 Pastor zu Perleberg, woselbst er am 30. Mai 1714 starb, kaum achtundvierzig Jahre alt. Von seinen späteren Büchern ist am meisten die phantastisch-mystische Dichtung, „das Geheimniß der göttlichen Sophia, 1708“ hervorzuheben.

In ihrem eigensten Wesen ist die Ketzerhistorie trotz ihres beträchtlichen Umfangs — der erste Band enthält 1202, der zweite 1488 enggedruckte zweispaltige Folioseiten — eine wohlberechnete Parteischrift und daher für die Entwickelung der Geschichtswissenschaft von untergeordneter Bedeutung. Ihr Werth liegt in der befreienden, revolutionären Tendenz. Diese zeigt sich nicht bloß in der vernichtend epigrammatischen Einleitung: „Allgemeine Anmerkungen von denen Ketzergeschichten“, sondern sie ist der Lebensnerv seiner gesammten geschichtlichen Auffassung. Wie einst die große Kirchengeschichte der Magdeburger Centuriatoren nur den Zweck gehabt hatte, die Hierarchie des Papstthums als eine steigende Verdunkelung der ursprünglichen Glaubensreinheit darzustellen, so ist die Triebfeder Arnold's der Widerwille gegen den Glaubenszwang, welchen jetzt das Papstthum der lutherischen Orthodoxie übte. Sein Pathos ist der schneidende Haß und Ingrimm gegen den starren Dogmatismus und das mit diesem engverbundene hierarchische Treiben oder „wie wir es nennen, das Ministerium“. Um zu beweisen, daß der verfolgte Pietismus der Kern, die herrschende Kirche aber die Schlacke des Christenthums sei, beweist Arnold, daß das wahre Christenthum sich von jeher nur in den unterdrückten Sekten gefunden. Immer die Frömmsten und Reinsten seien von den „Ketzermachern“ aus Bosheit und Selbstsucht als Ketzer gebrandmarkt und gemartert. So wurde, wie sich Hoßbach in seiner vortrefflichen Schrift über Spener (Bd. 2, S. 111) ausdrückt, sein Buch unwillkürlich ein Schandgemälde der herrschenden Geistlichkeit aller Jahrhunderte und eine Schutzschrift für alle Ketzer und Mystiker, in deren Werken er eine erstaunliche Belesenheit hatte. Arnold's

Buch durchlebte daher auch alle Schicksale einer leidenschaftlichen Parteischrift. Spener, dessen ausgleichender Milde solche erbitterte Heftigkeit fern lag, verhielt sich ablehnend und zurückhaltend. Thomasius, welcher eine Zeitlang die pietistischen Neigungen theilte und Arnold durch viele Beiträge unterstützt hatte, nannte es das beste Buch nach der Bibel. Die Unterdrückten und Verfolgten nahmen es mit Jubel und lauter Begeisterung auf, die angegriffenen Zionswächter der kirchlichen Rechtgläubigkeit mit so tobender Wuth, daß der dritte Band der zu Schafhausen 1742 erschienenen Ausgabe, die von beiden Seiten gewechselten Streitschriften enthaltend, nicht weniger als elfhundert Folioseiten umfaßt. Die Darstellung ist, wie die scharf ausgesprochene und höchst einseitige Parteiansicht bedingte, nicht frei von Uebertreibung und Entstellung in der Schilderung der Gegner, und ebensowenig frei von geflissentlicher Schönmalerei in der Schilderung der trüben Irrgänge der Schwärmerei und Mystik. Es ist ein höchst trostloser Gesammteindruck, wenn die Geschichte des christlichen Lebens zuletzt in den einzigen verbissenen Gedanken zusammenschrumpft, daß, nachdem schon mit dem dritten Jahrhundert der Verfall der Kirche seinen Anfang genommen, die Kraft und Macht der Geistlichkeit nur immer in Bosheit und Verfolgung bestanden habe. Baur sagt in seinem feinsinnigen Buch: „Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung“ (S. 105) treffend, alle Betrachtungen seien nur immer unendliche Variationen über das Thema: „andere Personen, aber dieselben Aufzüge“. Jedoch über dieser Einseitigkeit ist die tiefe geschichtliche Bedeutung des Werks nicht zu übersehen. Durch seine gewaltige Stofffülle ist es noch heut jedem Forscher unentbehrlich. Ja, es bezeichnet sogar insofern einen Fortschritt in der Geschichte deutscher Geschichtschreibung, daß mit ihm zum ersten Mal in Deutschland seit dem großen Centurienwerk, an Stelle der zusammengewürfelten Notizensammlungen ein Werk auftritt, das von der zwingenden Einheit eines festen Grundgedankens getragen ist und diesen bis in die kleinsten Verzweigungen mit bewunderungswürdigster Folgerichtigkeit durchführt. Arnold's Ketzerhistorie ist der Zeit nach das erste deutsche Geschichts-

werk. Wie bezeichnend, daß die deutsche Geschichtschreibung mit der Kirchengeschichte begann und sodann in Winckelmann das vollendete Muster der Kunstgeschichte aufstellte, bevor noch die politische Geschichte die leiseste Ahnung ihrer Aufgabe und wissenschaftlichen Behandlung hatte!

Auf andere Erscheinungen der zahlreichen pietistischen Literatur einzugehen, ist unnütz. Sie dreht sich entwicklungslos im Kreise. Es sind fromme Tractätchen und salbungsvolle, meist trüb empfindelnde Erbauungsbücher.

Nur eine einzige in jenen pietistischen Händeln einst vielgenannte Persönlichkeit ist noch besonders hervorzuheben. Sie ist ein denkwürdiger Beleg, wie damals auch viele rein weltlichgesinnte Gemüther durch die Macht der Ereignisse in diesen Strudel hineingezogen wurden. Wir sprechen von dem Ungestüm und der Zerfahrenheit Dippel's.

Johann Conrad Dippel war am 10. August 1673 auf dem Schloß Frankenstein an der Bergstraße bei Darmstadt geboren. Leichtbeweglichen Geistes, voll Ruhmbegierde und Streitlust, zeigte er sich, als er 1689 auf die Universität Gießen kam, bald als einen der gewandtesten Disputanten. Er stand zuerst ganz auf Seiten der alten Schultheologie; er warf sich absichtlich in ein liederliches Leben, um auch durch die That zu beweisen, wie feind er pietistischer Entsagung sei. Trotzdem scheiterten seine Pläne auf eine Professur sowohl in Gießen wie in Wittenberg. Er ging nach Straßburg, dort günstigeren Boden hoffend. Auch hier noch unsäglich viel Windbeutelei; er hielt Vorlesungen über Chiromantik und Astrologie und glänzte auf Grund dieser Künste als Wahrsager, er war ein angestaunter und gefürchteter Raufbold, zuletzt nöthigten ihn überhäufte Schulden zu heimlicher Flucht. Zugleich aber wurde er in Straßburg, wo Spener so lange gelebt und gewirkt hatte, von der Uebermacht des Pietismus ergriffen, predigte fleißig, las die Kirchenväter, besonders Augustinus, vertiefte sich in die Schriften Spener's und wurde wankend in jener gehässigen Ketzermacherei, welche er bisher als ruhmversprechendes Handwerk betrieben hatte. Dippel

selbst schildert in einem autobiographischen Bruchstück diese Seelenstimmung mit folgenden Worten: „In Summa, ich wurde auf einmal verwandelt in meinen Meinungen und war nunmehr versichert, daß alle Orthodoxie Thorheit und ein leeres Pfaffengeschwätz oder Wortstreit sei, da ein Jeder in seiner Sekte den Meister spielt und Recht behält; ja ich kam so weit, daß ich ein Zweifler und beinah ein Atheist war! in diesem Zustand ließ sich Gott, der mich mit Ernst suchte, am meisten in mir fühlen, aber meine Augen und Ohren waren noch von seiner Zucht und Stimme abgewandt und ich erwählte wider alle Ueberzeugungen immerdar meine vorigen Wege außer dem einigen, daß ich nachließ, wider die Pietisten zu eifern und orthodox zu sein.“ Nach Hause zurückgekehrt, spielte er am Hofe zu Darmstadt, wo inzwischen der Pietismus Eingang gefunden, den eifrigen Pietisten; aber er war, wie er selbst sagt, „noch immer in der Haut der Schalk und ein Feind des Kreuzes Christi, der bei seiner Pietät damals vornehmlich den Nutzen des Lebens suchte, nämlich eine fette Station und eine favorable Heirath“. Zuletzt log er sich in die Lüge selbst hinein. Er hatte merkwürdige nächtliche Gesichter, deren er sich als göttliche Offenbarungen rühmte; aber sein „tückisches Herz wollte noch nicht einwilligen, Alles in der Welt zu verleugnen und der Ehre Christi allein zu dienen“. Er schrieb 1697 seine erste Schrift: „Orthodoxia Orthodoxorum oder die verkehrte Wahrheit und die wahrhaftigen Lügen der sogenannten Lutheraner“, in welcher er nach beiden Seiten sich seine Stellung offen zu halten trachtet; er verhehlt seine pietistischen Neigungen nicht, richtet sich aber „doch wider alle bessere Ueberzeugung seines Gewissens nach den Satzungen der symbolischen Bücher, damit er ja seine bevorstehende Beförderung nicht verscherze“. Erst nachdem alle Aussichten auf die gehoffte theologische Professur geschwunden waren, erschloß er sich rückhaltlos den Ermahnungen Arnold's, „welcher durch sonderbare Führung Gottes nebst noch zweien anderen Gefährten damals aus Sachsen gekommen“, und er gab „nach manchem harten Kampf“ das Jawort, „Gott allein anzugehören und keinem Menschen um zeitlichen Nutzens Willen mehr zu Ge-

fallen zu leben". Die erste Frucht dieses Durchbruchs war die Flugschrift „Papismus Protestantium vapulans, oder das gestäupte Papstthum, 1698", eine heftige Kriegserklärung gegen die Päpstler der Concordienformel und eine beredte Verherrlichung „des inneren Lichtes und der unmittelbaren Offenbarung, welche noch jetzt jeden Menschen erleuchten könne". Verlassen und arm irrte Dippel Jahrelang rathlos in der Umgegend zwischen Gießen und Darmstadt umher. War im gesammten Pietismus der Glaube an geheimnißvolle Naturmächte und an die mystischen Künste des Goldmachens und der Lebenselixire lebendig, weil man meinte, Gott zeige auch in irdischen Dingen seine Wunderkraft, so wurde Dippel's genußsüchtiger Weltsinn nunmehr unwiderstehlich auf diese wunderversprechende Bahn gelockt. Der Pietist wurde alchymistischer Adept, kaufte 1704 ein Landgut mit der Hoffnung, dort seine Goldmacherkunst im Großen treiben und mit dem Ertrag derselben die Zahlung leisten zu können; er mußte aber noch in demselben Jahre vor seinen Gläubigern die Flucht ergreifen und wanderte nach Berlin, wo er unter Begünstigung des durch Friedrich's I. Prachtliebe und Kriegsführung hartbedrängten Finanzdirectors seine alchymistischen Bemühungen fortsetzte und dabei das sogenannte Berliner Blau erfand. Im Frühling 1707 rettete er sich auch hier durch Flucht, verweilte darauf als Gast am frommen Hof zu Köstritz, übte einige Jahre hindurch in stiller Ruhe zu Amsterdam die Heilkunde aus und erwarb 1711 zu Leyden die medizinische Doktorwürde. Mißliche Vorfälle nöthigten ihn aber 1714 auch Holland zu verlassen; er ging nach Altona unter dänischen Schutz, mischte sich aber bald in Regierungshändel, wurde 1719 deshalb zu ewiger Gefangenschaft nach Schloß Hammerhuus auf der Insel Bornholm gebracht, auf Fürbitte der Königin von Dänemark aber im Juni 1726 wieder befreit. Darauf verweilte er eine Zeitlang bei einem seiner Verehrer, einem Kaufmann in Christianstadt. Im Jahre 1727 nach Stockholm an den Hof berufen, um bei der schweren Krankheit des Königs Friedrich I., des früheren Landgrafen von Hessen, mit seinem ärztlichen Rath beizustehen, gelangte er bei dem König, bei

der Königin und bei dem frommen Adel zu so hohem Ansehen, daß er sogar, wie es heißt, zum künftigen Erzbischof von Upsala bestimmt wurde; in Folge einer neuen Schrift aber: „Der von den Nebeln der Verwirrung gesäuberte helle Glanz des Evangeliums“, mußte er auch hier den Angriffen der ergrimmten Geistlichkeit weichen. In den Jahren 1728 und 1729 unstetes Wanderleben, hauptsächlich in hannöverschen Städten, aus denen ihn gleichfalls geistlicher Haß vertreibt. Endlich begiebt er sich nach Berleburg, der Freistätte der Frommen, „welche schon so manchem müden Wanderer in Betracht seines Gewissens Ruhe gewährt“; aber auch hier wurde er wieder in die ärgerlichsten Streitigkeiten mit dem Grafen Zinzendorf verwickelt, gegen den er ebenso höhnisch eiferte wie gegen die Orthodoxen. Eben wollte Dippel nach seiner Heimath in Darmstadt zurückkehren, da starb er auf Schloß Wittgenstein plötzlich am Schlagfluß, am 25. April 1734.

Es wäre unbillig, wollten wir auf Grund seiner seltsamen Bekehrungsgeschichte Dippel der bewußten und ununterbrochen fortgesetzten Heuchelei bezichtigen. Es ist leicht zu ersehen, wo die volle Hingebung aufhört und die dunkle Selbsttäuschung beginnt. Dippel war mit dem Pietismus durchaus übereinstimmend in der Verneinung, in dem gemeinsamen Kampf gegen die starke Bedrückung des lutherischen Pfaffenthums. Dies war es, warum er sich einen Pietisten nannte und sein ganzes Leben hindurch vorzugsweise in pietistischen Kreisen verkehrte. Aber auf die Bejahung des Pietismus, auf dessen eigenste Grundsätze und Gesinnungen konnte er auf die Dauer nicht eingehen; dazu trug er zu viel Denk- und Thatlust in sich, dazu fehlte ihm die tiefe Gemüthsinnerlichkeit eines Spener, Arnold und Francke. Daher die Kämpfe, welche es ihm kostete, bevor er sich offen zu den Pietisten bekannte; und daher auch die Streitigkeiten und Zerwürfnisse, welche ihn später von den tonangebenden Führern trennten. Dippel hatte seine ausschließlich verneinende und streitende Natur so richtig begriffen, daß er sich von Anbeginn den Schriftstellernamen Christianus Democritus wählte und diesen Namen bis an sein Ende unverändert festhielt. Seine

zahlreichen Schriften, welche 1747 zu Berleburg in einer Gesammtausgabe von drei Bänden erschienen sind (Eröffneter Weg zum Frieden mit Gott und allen Kreaturen), sind insgesammt Streit- und Gelegenheitsschriften; aber es erhellt deutlich, daß sie über die Enge des Pietismus hinausgehen, indem sie nicht mehr bloß gegen die Uebergriffe herrschsüchtiger Geistlichkeit, sondern ebenso sehr gegen die bindenden Lehrsatzungen der Kirche selbst eifern. Seine Grundansichten (vgl. Bd. 1, S. 490; Bd. 2, S. 573) sind folgende: 1) Die heiligen Schriften sind Zeugnisse von Gott und seinen Werken, aufgestellt von Menschen Gottes; daß aber die heiligen Schriften, wie wir sie jetzt in der Bibel haben, einzig und ausschließlich als canonische Bücher, d. h. als Richtschnur des Glaubens und Wandels, betrachtet werden, das ist Irrthum und Betrug, weil Gott und sein Geist nicht aufgehört haben, in den Menschen zu wohnen. Es muß festiglich geglaubt werden, daß Gott noch der alte Gott ist und daß derohalben in unseren Tagen und auch in denen, die noch kommen, ebenso tüchtige Gefäße sein können, Gottes Kraft und Weisheit zu entdecken, als die ersten. 2) Das Verdienst Christi besteht hauptsächlich in dem Vorbildlichen seines Lebens und Todes; die kirchliche Rechtfertigungslehre ist daher widersinnig; der Christus in uns, nicht der Christus außer uns, ist die Hoffnung der ewigen Herrlichkeit; ist die Sünde getilgt, so folgt der Friede von selbst; dies ist die Vergebung der Sünde, von außen kann diese Vergebung nicht gegeben werden. 3) Der äußere Gottesdienst ist überflüssig, götzendienerisch, babelisch; besonders die Sakramente sind nicht Ordnungen Christi, sondern willkürliche, oft sogar verderbliche Menschensatzungen. 4) Die wahre Kirche ist die Gemeinschaft der Frommen; wie die Christen, so können auch die Heiden, Juden und Türken an derselben theilnehmen und durch die Erweckung des innerlichen Lichtes zur Nachfolge Christi geführt werden.

Man hat daher mit einem gewissen Schein des Rechts Dippel auch als einen Vorläufer des Rationalismus bezeichnet. In manchen Dingen ist er sogar kühner als der Rationalismus. Er fordert nicht nur, wie z. B. in der kleinen Schrift: „Ein Hirt und Eine

Heerde", unbedingte Duldung und Religionsfreiheit, sondern sogar schon Civilehe, ja in seiner „Christenstadt auf Erden" geradezu socialistische Aufhebung des Eigenthums. Gleichwohl macht ihn sein pietistischer Gesichtskreis wieder zu befangen, als daß er für die Anregungen der Philosophie ein Herz hätte. Der innere Lichtmensch, von welchem Dippel so viel zu reden weiß, ist nicht das Licht des freien Denkens, sondern das Licht besonderer Erleuchtung und Begnadigung. Es ist unrichtig, wenn Karl Adolf Menzel, der sonst so gewissenhafte Quellenforscher, in seiner „Neueren deutschen Geschichte" (Bd. 10, S. 271) Dippel unter den Verbreitern der aus dem Ausland gekommenen philosophischen Richtungen anführt. Dippel nennt mehrfach (Bd. 1, S. 750; Bd. 2, S. 3) die cartesische Lehre eine vom Teufel eingegebene, weit schlimmer als die scholastisch-aristotelische. Eine besondere Schrift, 1708 zu Amsterdam geschrieben, „Fatum fatuum," wendet sich mit erbittertster Heftigkeit gegen Hobbes, Cartesius, Malebranche, Balthasar Bekker und namentlich gegen Spinoza. Und eine spätere Schrift: „Der chemische Versuch zu destilliren" kehrt dieselben Waffen gegen Leibniz und Wolff.

Dippel's Natur war zu einem freien Denker angelegt, und doch hatten ihn die Umgebungen und Verwicklungen seiner Jugend in die pietistische Strömung gezogen. Der ungelöste Widerspruch dieser inneren Zwiespältigkeit ist seine Tragik. Sein Leben verzehrt sich darum in Unfrieden und Abenteuerlichkeit, seine Schriften sind unerquicklich und wirkungslos.

Immerhin aber ist es äußerst bedeutsam, daß innerhalb des Pietismus selbst sich freiere Bestrebungen dieser Art regten. Für freie und thatkräftige Geister waren die Grenzen des Pietismus zu eng.

Als die Verstandesaufklärung des achtzehnten Jahrhunderts auch ihrerseits wieder zu einer Dürre des Gemüthslebens zusammenzuschrumpfen drohte, welche Gefahr lief, wenn auch aus anderen Ursachen, so doch mit denselben Wirkungen, in alle Gebrechen der von ihr so bitter bekämpften Theologie der alten Scholastik zurückzufallen, da kam die sogenannte Sturm- und Drangperiode, welche

die nachklingenden Stimmungen des Pietismus wieder in sich aufnahm, aber zum geläuterten Ideal reinen und harmonischen Menschendaseins emporhob. Aus Hamann erwuchs der Humanitätsbegriff Herder's. Der Pietismus, selbst der edle Pietismus Spener's, verhält sich zu diesem Humanitätsbegriff, wie in Goethe's unsterblichem Lehrroman die krankhafte Empfindelei der „schönen Seele" zur gesunden Werkthätigkeit Nataliens.

---

3. Versuche der Kircheneinigung.

Unter den Ursachen, welche auf der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland den Sturz der starren Orthodoxie herbeiführten, ist neben dem Erstarken des freien philosophischen Denkens und neben der durch den Pietismus geweckten tieferen Gemüthsinnerlichkeit eine dritte Gruppe von Ereignissen nicht zu übersehen, welche an sich zwar ganz ergebnißlos verliefen, aber eben durch diese Ergebnißlosigkeit auf die Denkweise der Menschen einen sehr mächtigen und bleibenden Einfluß übten.

Es sind die wiederholten Versuche, die drei abendländischen Sonderkirchen zu ihrer ursprünglichen Gemeinschaft zurückzuführen.

Freilich mißlangen diese Versuche. Sie mußten mißlingen; denn es ist die Natur eines jeden religiösen Bekenntnisses, sich für das allein wahre zu halten. Indem aber durch die lebhaft gepflogenen Verhandlungen diese gegenseitige Ausschließlichkeit klar und bestimmt in das Bewußtsein trat, und indem zugleich die Nothwendigkeit, den verderblichen offenen Hader endlich abzubrechen und für die Zukunft unmöglich zu machen, durch die entsetzlichen Erfahrungen der langen Religionskriege bei allen Edlen und Verständigen untilgbar feststand, faßte der Begriff und die Pflicht religiöser Duldsamkeit in den Gemüthern immer kräftiger Wurzel.

Die Geschichte dieser kirchlichen Wiedervereinigungsversuche ist daher in der That nichts anderes als die Entstehungsgeschichte

jener „Idee der Toleranz“, welche, durch die Einwirkungen der englischen und französischen Freidenker unterstützt und fortgebildet, der Grundgedanke und der Abschluß der gesammten deutschen Aufklärung wurde.

Länger als anderthalb Jahrhunderte waren seit dem Bruch des Protestantismus mit der katholischen Mutterkirche verflossen; und noch immer trug man sich auf beiden Seiten mit der nur aus der Gewohnheit tausendjähriger Zusammengehörigkeit erklärbaren Täuschung, als sei diese Spaltung lediglich ein unseliger und unnatürlicher Familienstreit, dessen Ausgleichung früher oder später mit Sicherheit zu erwarten stehe. Selbst die Urkunde des westfälischen Friedens spricht in den mannichfachsten Wendungen wiederholt den Gedanken aus, daß dieser Friede nur ein vorläufiges Abkommen sei, bis dem staatlichen und bürgerlichen Frieden auch der Kirchenfriede nachfolge (usquedum de religionis dissidiis per Dei gratiam conventum fuerit); sie erachtet sogar für nöthig, ausdrücklich hinzuzusetzen, daß dieses Abkommen nichtsdestoweniger vollgiltig fortbestehen solle, auch wenn wider Verhoffen jene vorauszusehende Kircheneinigung ausbleibe (si vero, quod Deus prohibeat, de religionis dissidiis amicabiliter conveniri non possit, nihilominus haec conventio perpetua sit et pax semper duratura). Daher jetzt von allen Seiten die verschiedenartigsten Entwürfe der Vermittelung und Einigung. An die Stelle des Schwertes war die Feder, an die Stelle des Krieges der friedliche Denkschriftenwechsel und die diplomatische Unterhandlung getreten. Der Ausgang war der gleiche.

Papst und Jesuiten wußten genau, was sie wollten. Nicht Ausgleichung durch Nachgiebigkeit, sondern Wiedererlangung der verlorenen Alleinherrschaft. Zwar fehlte es nicht an einzelnen mildgesinnten und hochherzigen Katholiken, welche aufrichtig die Hand zur Versöhnung boten. Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, schon bei dem westfälischen Frieden segensreich einwirkend, veranstaltete 1661—1673 einen Briefwechsel zwischen der theologischen Fakultät zu Helmstädt und den katholischen Theologen

in dem freisinnigen Kapitel von Mainz; auf Seiten der Protestanten machte Hermann Conring, auf Seiten der Katholiken Boineburg den Vermittler. Man kam trotz des redlichsten Willens über den Streit nicht hinaus; es läßt sich kein weiteres Ergebniß berichten, als daß Leibniz hier zum ersten Mal auf diese Fragen hingelenkt wurde. Auch Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (1649—1693), ein zum Katholicismus übergegangener Protestant, erörterte in seinem 1660 nur in achtundvierzig Exemplaren verbreiteten Buch: „Der so wahrhafte als ganz aufrichtig- und discretgesinnte Katholische“ mit unbefangener Schärfe alles ihm in der katholischen Kirche Anstößige, namentlich die störende Vermischung des Weltlichen und Geistlichen in der Machtstellung des Papstes. In den letzten Jahren seines Lebens correspondirte er mit Leibniz über die Einigung der Kirchen (Vgl. Chr. v. Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels). Im Auftrag des zum Katholicismus übergetretenen Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel sprach sich 1709 der gleichfalls convertirte Reußische Consistorialrath von Räsewitz, unter dem angenommenen Namen Zephyrinus de Pace durchaus in demselben Sinn aus (nöthige Wiederaufrichtung der ersten christlichen Kirche). Doch solche vereinzelte Milde vermochte nicht aufzukommen. Die maßgebenden Machthaber der Kirche selbst schlugen andere Wege ein. Innocenz XI. war eben durch die von Ludwig XIV. verkündigten Freiheiten der gallikanischen Kirche mit neuem Verlust bedroht. Kaiser Leopold I. wünschte durch allgemeine Katholisirung die Macht seines Kaiserthums und die Einheit seiner Erblande zu stärken, um den türkischen und französischen Eroberungsgelüsten die Spitze bieten zu können. Ludwig XIV. sann bereits auf die Aufhebung des Ediktes von Nantes. Da man keine Gewalt hatte oder die letzte Härte zur Zeit noch scheute, so wendete man Verstellung und List an. Christof Rojas oder Roxas, aus dem berühmten italienischen Geschlecht der Spinola, ein spanischer Franciscaner, Beichtvater in Wien, Bischof von Thina in Kroatien, wurde (1675—79) an alle deutsche protestantische Höfe und an die bedeutendsten evangelischen Geistlichen geschickt, die umfassendsten Zugeständnisse anzubieten. Der

Papst sollte, den von Spinola gemachten Vorschlägen gemäß, die Haupthindernisse der möglichen Wiedervereinigung hinwegräumen, er sollte das Abendmahl in beiderlei Gestalt, die Abschaffung des Cölibats, die Lehre von der Rechtfertigung gestatten, die Kirchengüter feierlich abtreten, den protestantischen Fürsten die bischöflichen Rechte auf Grund des westfälischen Friedens überlassen und die Beschlüsse des Tridentinischen Concils aufheben; die Protestanten dagegen sollten die Oberhoheit und Gerichtsbarkeit des Papstes als des ersten christlichen Patriarchen anerkennen und die Entscheidung über streitige Glaubenssätze der Stimmenmehrheit einer neuen vom Papst zu berufenden und von Katholiken und Protestanten zu beschickenden allgemeinen Kirchenversammlung anheimstellen. Ernstlich wurde die Frage im Jahre 1683, als es Spinola gelang, den hannöverschen Hof, mit ihm auch Leibniz, den Hoftheologen Molanus und den milden Calixtus für sein Unternehmen zu interessiren. Entgegenkommende Schriften wurden gewechselt und auch versucht Bossuet, den berühmten Bischof von Meaux, in die Sache hineinzuziehen. Dieser war zwar 1671 in seiner berühmten „Exposition de la doctrine de l'église catholique“ nicht so weit vorgeschritten; aber auch er hatte doch der Auslegung der tridentinischen Beschlüsse eine so geschmeidige Dehnbarkeit gegeben, hatte den Katholicismus so sehr als die allen zugängliche und bequeme Religion darzustellen gewußt, daß die Mahnung zu allgemeiner Vereinigung unter diesem Zeichen sich von selbst ergab. Eines der wichtigsten praktischen Hemmnisse suchte er in der Schrift „Traité de la communion sous le deux espèces“ hinwegzuräumen. 1678 veranstaltete er einen Disput mit dem reformirten Prediger Claude, dessen Verlauf veröffentlicht wurde. Aber dennoch war es gerade sein entschiedener Widerspruch, an dem die weitgehenden Pläne Spinola's jetzt scheiterten. Auch zeigte es sich sowohl in Deutschland wie in Frankreich nur allzubald, wie richtig Landgraf Ernst diese Pläne durchschaut hatte, wenn er sie eine den Protestanten gelegte Falle nannte; nur gemacht, die Protestanten noch mehr unter sich zu veruneinigen und dann dieselben um so leichteren Kaufs zu gewinnen.

Rathloser und schwankender waren die Protestanten. Die Orthodoxen und Pietisten sind niemals ernstlich auf diese Lockungen eingegangen. Jedoch gab es eine freisinnige und gebildete Mittelpartei, welche, der unaufhörlichen Zänkereien und des aus der Kirchenspaltung entstandenen staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Unheils müde, aus vollem Herzen eine friedliche Verbrüderung der gesammten Christenheit wünschte. Der calvinistische Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, der Spinoza auf den akademischen Lehrstuhl berufen wollte, erbaute in Heidelberg den Lutheranern die Providenzkirche und errichtete in Mannheim die Friedenskirche für alle drei christlichen Bekenntnisse gemeinsam. Und auch unter den Männern der Wissenschaft war der milde versöhnende Sinn des großen Georg Calixt noch nicht ausgestorben. Matthäus Prätorius, Prediger zu Memel im Herzogthum Preußen und königl. polnischer Historiograph, sendete 1682 dem Corpus Evangelicorum zu Regensburg eine später (1685) zu Köln gedruckte Schrift: „Tuba pacis ad universas dissidentes in Occidente Ecclesias seu Discursus theologicus de Unione Ecclesiarum, Romanae et Protestantium“, von welcher er willkürlich behauptete, daß sie von den bedeutendsten Königsberger Professoren, deren Namen er anführt, gebilligt werde. Dieses Buch richtet sich in besonderen namentlichen Zuschriften nicht nur an alle mächtigsten Fürsten ohne Unterschied der Religion, sondern sogar an den Papst selbst, den es unbedenklich als Bischof der Bischöfe, als den von Altersher mit dem Recht über alle abendländischen Kirchen Betrauten bezeichnet. Es beginnt mit der Erklärung, daß es nur Eine heilige katholische und apostolische Kirche gebe, außer welcher kein Heil sei, daß dem Papst nicht nur der Primat des Ranges, sondern auch der Gerichtsbarkeit zustehe, verlangt aber zum Friedenswerk der Wiederherstellung dieses Primats, daß ein neues Concilium berufen werde, welches sich über die Concilien von Kostnitz, Basel und Trident stelle, und daß die symbolischen Schriften aller Kirchen bis dahin eine nur vorläufige Geltung beanspruchen dürften. Prätorius' Schrift fand indeß auf keiner Seite Anerkennung; er selbst trat schon 1684 zum Katholicismus über. Vom höchsten

Standpunkte aus rechtfertigte endlich Leibniz die versöhnliche Stimmung. Im Innersten frei von den Schranken äußerer Glaubenssatzung, behandelte er die kirchliche Frage rein staatsmännisch. Er wollte die Einheit, weil er die Entwickelung der Menschheit als eine einheitliche erfaßt hatte und die großen Vortheile einer einheitlichen Kirche für den Frieden Europas und für den ungestörten Fortgang der Bildung erkannte. Durch alle seine kirchlich-politischen Schriften und Verhandlungen geht der bestimmende Grundgedanke, daß es sich um Herstellung der einen christlichen Kirche auf der Grundlage des Evangeliums, folglich um Abschaffung der durch die Barbarei der Zeiten eingerissenen Mißbräuche und unter dieser Bedingung sodann um Herstellung des Ansehens des Papstes als des ersten Bischofs, sowie der alten Gewalt der kirchlichen Hierarchie handle; und noch spät nach manchen leidvollen Enttäuschungen schreibt er am 26. Juni 1698 an seinen Freund Hiob Ludolph in Frankfurt: „Unsere Hoffnungen sind gering; und doch wenn fünf bis sechs Menschen es wollten, Ludwig XIV., der Kaiser, der Papst, ein paar protestantische Fürsten, so wäre es geschehen; vielleicht geschieht es im folgenden Jahrhundert!“ Leibniz wurde besonders durch seine amtliche Stellung in Hannover sehr lebhaft in die obschwebenden Einigungsversuche hineingezogen. Er mußte dabei erfahren, daß nur Wenige seinen reinen und idealen Sinn theilten, sondern daß weltliche Rücksicht und Selbstsucht von allen Seiten im Spiel war. Wie der Kaiser besonders darum seine Pläne so emsig betrieb, um die Einheit des Reichs und seiner Erbstaaten straffer zu ziehen, so betrieb auch der Herzog von Hannover unter allen deutschen Fürsten diese Pläne am emsigsten, weil er ehrgeizig nach der neunten Kurwürde trachtete.

Vorwiegend weltliche Beweggründe hatten den Einheitsplan geschmiedet; weltliche Beweggründe zertrümmerten ihn. Die politische Lage hatte sich im Lauf der Verhandlungen in allen Stücken verändert. Ludwig XIV. hatte durch die blutigste Metzelei und Verfolgung der Hugenotten im Innern die Einheit der Staatskirche hergestellt; in seiner äußeren Politik aber konnte gerade er am aller-

wenigsten ein Werk unterstützen wollen, das wesentlich auf die Kräftigung des Kaisers und des Papstes angelegt war. Der Kaiser richtete seine Wünsche auf die Krone von Spanien und durfte daher in Glaubenssachen ferner nicht läßlich sein. Und umgekehrt hatte Hannover durch die englische Revolution von 1688 Aussicht auf die englische Thronfolge gewonnen. Was Leibniz, mehr höfisch als philosophisch, am 15. October 1708 an Fabricius schrieb, daß das ganze Recht Hannovers auf Großbritannien in der Ausschließung und in dem Hasse der römischen Religion begründet sei, und daß Hannover daher Alles vermeiden müsse, wodurch es gegen Römisch-Katholische lau erscheinen könne, das wurde schon jetzt die leitende Triebfeder der hannoverschen Hauspolitik. Daher die überraschende Wendung, daß, während zuerst von allen Seiten in diesen Verhandlungen List, Verstellung und schlaue Hinterhaltigkeit obgewaltet hatten, jetzt die schneidendste Aufrichtigkeit und schlechtverhehlte Rückzugspläne an die Stelle treten! Dies ist die denkwürdige Bedeutung des Briefwechsels zwischen Leibniz und Bossuet. Der Streit wird zuletzt ein rein wissenschaftlicher, ohne alles Streben nach thatsächlichem Erfolg und nach gegenseitiger Verständigung.

Wie in der Reformationszeit, so war auch in diesem gescheiterten Vergleichsversuch das Ende nur das wieder um so lebhafter geweckte Gefühl scharfer Gegensätzlichkeit und unlösbarer Entfremdung. Bald kehrte der Katholicismus zu den alten, in ihrer Wirksamkeit besser erprobten Mitteln zurück. Zeuge sind die fortgesetzten Bekehrungen vieler Fürsten und Herren und die empörenden Bedrückungen der Protestanten in der Pfalz unter Johann Wilhelm und in Württemberg unter Karl Alexander.

Ebenso fruchtlos blieben die Unterhandlungen, welche ein ganzes Jahrzehnt hindurch zwischen den Lutheranern und Reformirten über die Aufhebung ihrer „unseligen Trennung“ geführt wurden.

Die Zeitumstände schienen die Vereinigung gebieterisch zu fordern. Die Einstimmigkeit zwischen Frankreich und den katholischen Höfen Deutschlands, welche 1697 auf dem Frieden zu Ryßwik zu Tage getreten war, zielte, wie Leibniz am 16. September 1698 an den

englischen Gesandten Cresset in Celle schrieb, auf die Untergrabung der Grundlagen des westfälischen Friedens. Es galt einen Zusammenschluß der Protestanten zu gemeinsamem Schutz und Trutz oder, um einen politischen Gedanken mit einem politischen Namen zu bezeichnen, es galt eine Coalition. Nachdem die Verhältnisse der protestantischen Reichsstände durch den Uebertritt des Kurfürsten von Sachsen eine wesentlich andere Gestalt angenommen hatten, war die Betreibung dieser Coalition hauptsächlich von Brandenburg — Preußen und Hannover in Angriff genommen. Von Seiten Friedrich's III. (I.) wurden der reformirte Hofprediger Daniel Ernst Jablonski, von Seiten Hannovers Leibniz, Abt Molanus und die Helmstädter Theologen mit der Führung betraut. Der Standpunkt der Unterhandlungen war aber auch hier von Hause aus verschieden. Leibniz faßte rein sachlich nur den nächsten Zweck ins Auge. In einem Briefe vom 7. October 1697 an Cuneau, den brandenburgischen geheimen Kabinetssekretär, unterscheidet er drei Grade der Einigung; der erste sei ausschließlich staatlich, er bestehe in der guten Eintracht und in einem aufrichtigen gegenseitigen Beistand; der zweite sei kirchlich, man dürfe einander nicht lästern und verdammen, tolerantia ecclesiastica; der dritte sei die Einheit des Glaubens. Leibniz betont scharf, daß dieser letzte und höchste Grad für jetzt unausführbar, aber für den zu erreichenden Zweck auch nicht nothwendig sei. Leibniz will daher, daß die Politiker den Anstoß geben und daß sie die Theologen nur insoweit brauchen sollen, als es nöthig sei, auf die Völker zu wirken. Molanus und Jablonski dagegen faßten die Sache theologisch; sie wollten eine Einheit, die das unterscheidende Wesen der lutherischen und reformirten Kirche aufhebe und, im Gegensatz zur katholischen, als evangelisch-apostolische auftrete. Der Erfolg hat Leibniz Recht gegeben. Als 1703 ein Unionsplan veröffentlicht wurde, den der Magdeburger Probst Winkler verfaßt hatte, brach die allgemeine Entrüstung dagegen los. Nun versuchte man die Sache auf mehr diplomatischem Wege. Man knüpfte weitaussehende Verbindungen mit den Protestanten in der Schweiz, in Holland und England. Aber auch diese Verhand-

lungen schritten nur langsam und wenig hoffnungverheißend vor. Friedrich Wilhelm I. ließ den Plan gänzlich fallen.

Aber bei der Wiederkehr des Reformationsjubiläums, kurz nachdem Leibniz gestorben war, erhob sich als Sprecher der noch immer fortlebenden Vereinigungswünsche Christoph Matthias Pfaff, Kanzler der Universität Tübingen. In den Schriften dieses lutherischen Theologen weht derselbe milde und klare Geist wie in den betreffenden Schriften des Philosophen Leibniz. Er will zwar die Klippe „schändlicher Glaubensmengerei", welche „diejenigen, die im Grunde des Glaubens irren und solche Lehrsätze haben, die den Himmel zuschließen und zur Hölle führen", als Glaubensbrüder erkennt, auch seinerseits aufs strengste vermeiden; aber nicht minder fürchtet er auch die andere Klippe gewissenloser Engherzigkeit, welche „diejenigen, die nach unserer sektirerischen Meinungspfeife nicht in allen Stücken tanzen wollen, und in diesem oder jenem Begriff, der doch den Grund des Glaubens nicht berührt, oder in gewissen Kirchengebräuchen von uns abgehen, in die Ketzerrolle versetzt". Und wie Leibniz, so eifert auch Pfaff gegen die verderbliche theologische Streitsucht und verspricht sich für die Ausführung seines frommen Friedenswerkes mehr von den hohen weltlichen Obrigkeiten als von den Geistlichen und Kirchenbedienten. Tapfer zur Seite stand ihm sein würdiger Fakultätsgenosse, Professor Klemm, welcher scharf darauf hinwies, daß die Kircheneinigkeit ein ganz anderes Ding sei als die Kathedereinigkeit, und daß aller Unterschied zwischen Reformirten und Lutheranern für den christlichen Wandel der Gemeinde ohne alle Erheblichkeit bleibe. Diese Meinungen fanden selbst Anklang bei dem Corpus Evangelicorum auf dem Regensburger Reichstag. Auf dessen Aufforderung schrieb Pfaff sein „Alloquium irenicum ad Protestantes". Aber der Widerspruch der Theologen bewirkte auch diesmal die Erfolglosigkeit. Streitschriften um Streitschriften, von Seiten der Geistlichkeit meist höchst ungeschlacht und pöbelhaft. Wer diesen wilden Ausbrüchen pfäffischer Tobsucht eingehende Aufmerksamkeit gönnt, mag sich diese von Hering's Geschichte der kirchlichen Unionsversuche erzählen lassen.

Und doch war mit allen diesen gescheiterten Hoffnungen und Anstrengungen ein unermeßlicher Gewinn gewonnen. Bisher hatte die alte katholische Ueberlieferung von der nothwendigen Einheit und Allgemeinheit der Kirche in der Gesinnung der Menschen fortgelebt: eine jede Religionspartei glaubte die Aufgabe zu haben, sich zu der einen und allgemeinen Kirche machen zu sollen. Jetzt aber war diese Ueberlieferung aufs tiefste erschüttert. Nach dem langen vergeblichen Kampf von zwei Jahrhunderten begann man zu fühlen, daß die Verwirklichung dieser Einheitsidee in der alten Form eine Unmöglichkeit sei.

Leibniz schrieb im Rückblick auf seine kirchlichen Bemühungen im Januar 1708 an Fabricius: „Wie jetzt der Stand der Dinge ist, erwarte ich von dem Vereinigungsgeschäft nichts mehr; die Sache wird sich einmal von selbst vollziehen (ipsa se res aliquando conficiet)."

Schwerlich überschaute Leibniz die ganze Tiefe und Tragweite dieser bedeutungsvollen Worte. Wissen wir, daß auch heute in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das Drängen auf Religionseid und gesonderte Confessionsschulen noch überall gleich ist, ja daß in Preußen, wo die Union zwischen Reformirten und Lutheranern nunmehr längst als vollzogene Thatsache besteht, die strengkirchliche Partei doch wieder rastlos nach möglichster Lockerung und Lösung derselben trachtet, so erscheint es als eine unbestreitbare und unter allen freien Gebildeten unbestrittene Einsicht, daß auf rein kirchlichem Boden solcher Glaubensstreit überhaupt nicht geschlichtet werden kann. Mit dem Glauben kann man nicht pakten und vermitteln wie mit Staatsverträgen. Die Religion ist auch nicht unbefangenes, von Schlußfolge zu Schlußfolge unbeirrt fortschreitendes Forschen nach Wahrheit, die Religion ist Sache des Gemüths, Bedürfniß des Herzens: in seiner religiösen Empfindung und Ueberzeugung sammelt und vertieft der Mensch sein eigenstes Sein. Der Religionsfriede beruht daher weder in einer anbefohlenen einheitlichen Staatskirche, noch in bindender Glaubensnorm, welcher das eigenartige Empfinden sich entzieht, sobald es der unmündigen

Kindheit entwachsen ist; der Religionsfriede ruht einzig und allein in der unbedingten Religionsfreiheit, welche dem Staat und der Kirche nicht über Wahrheit und Unwahrheit der Meinung, sondern nur über Recht und Unrecht der Handlung Urtheil und Einspruch gestattet.

Gewiß aber ist, daß die Ueberzeugung, welche Leibniz in jenen Worten andeutet, auch unter den nächsten Zeitgenossen schon immer allgemeiner und lebendiger wurde.

Fortan wurden die Unionsversuche seltener; und wo sie auftraten, traten sie in milderer Form auf. Pfaff, der Kanzler von Tübingen, hat 1717 bei Gelegenheit seines eigenen Unionsversuchs den Standpunkt, welchen Vereinigungsentwürfe einnehmen können, treffend in drei bestimmte Gruppen gesondert. Es ist entweder eine Unio absorptiva oder temperativa oder conservativa. Das heißt, wie G. J. Planck in seiner gelehrten Schrift: „Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien“ (1803) diese Gruppen umschreibt: „Entweder muß die eine Religionspartei der anderen völlig nachgeben, indem sie allen ihren eigenthümlichen Meinungen und Einrichtungen entsagt und die Meinungen und Einrichtungen der anderen zu der ihrigen macht; oder beide müssen sich durch wechselseitiges Nachgeben einander nähern, indem jede von ihrem Eigenthümlichen so viel nachläßt und von dem Eigenthümlichen der anderen so viel annimmt, daß sie zuletzt in einem Punkt zusammentreffen; oder endlich sie müssen sich darüber einverstehen, daß jede der anderen ihr Eigenthümliches lassen, aber kein weiteres Hinderniß des Friedens und der sonstigen Glaubensgemeinschaft mehr darin sehen wolle.“ Noch in den ersten Jahren nach dem westfälischen Frieden stand man auf dem ersten Standpunkt; am Schluß des siebzehnten Jahrhunderts, wenigstens protestantischer Seits, auf dem zweiten; und als auch dieser sich als unherstellbar zeigte, gelangte man zum dritten.

Das Losungswort des siebzehnten Jahrhunderts war Kirchenfriede; und zwar wesentlich als festgeschlossene Einheit, als Aufhebung der trennenden Unterschiede gedacht. Das Losungswort des

achtzehnten Jahrhunderts war Fortbestehen und Gewährenlassen der Verschiedenheit, milde gegenseitige Duldung.

Anhänger strengen Kirchenthums mögen diesen Gang der Dinge als traurige Abschwächung des alten Glaubenseifers beklagen. Der Kulturhistoriker weiß, daß nur auf der Grundlage und Vorstufe religiöser Duldung das Ideal reinen und in sich befriedigten Menschendaseins erblühen konnte.

Zweites Kapitel.

Die Befreiung der Wissenschaft von der Obmacht der Theologie.

1. Samuel Pufendorf und das Naturrecht.

Samuel Pufendorf war am 8. Januar 1632 zu Dorf-Chemnitz als Sohn des dortigen Predigers geboren. Es ist das Todesjahr Gustav Adolf's, das Geburtsjahr Spinoza's, Locke's und Cumberland's. Schon auf der Universität Jena hatte Pufendorf sich unter Erhard Weigel dem von Hugo Grotius neugeschaffenen Natur- und Völkerrecht mit besonderer Vorliebe gewidmet. Der politische Eifer wurde genährt, als er durch die Vermittlung seines in schwedischen Diensten stehenden älteren Bruders Esaias Pufendorf als Hauslehrer in das Haus des schwedischen Gesandten in Kopenhagen trat und dort die treulosen Kriegs- und Friedensverhandlungen zwischen Schweden und Dänemark in nächster Nähe beobachtete. Die erste Frucht dieser Studien waren die 1660 im Haag erschienenen Elementorum jurisprudentiae universalis libri duo. Im Jahre 1661 wurde auf Grund dieses Buches für ihn von dem hochsinnigen Kurfürsten Karl Ludwig in Heidelberg die erste deutsche Professur des Natur- und Völkerrechts gegründet. Hier entstand,

zum Theil unter Karl Ludwig's unmittelbarster Mitwirkung, Pufendorf's berühmte Kritik der deutschen Reichszustände: Severini de Monzambano Veronensis De statu imperii germanici ad Laelium fratrem liber unus; Genf (Haag) 1667. Im Jahre 1670 folgte Pufendorf einem Ruf des Königs Karl XI. von Schweden auf die neu errichtete Universität Lund, woselbst er 1672 sein großes Werk: „De jure Naturae et Gentium libri octo" und 1673 sein kleineres Handbuch: „De officio hominis et civis juxta legem naturalem libri duo" und 1682 seine „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Staaten, welche sich in Europa befinden", geschrieben hat. Später ging er als königlicher Historiograph nach Stockholm. Aus dieser Zeit stammt die Geschichte Schwedens von Gustav Adolf bis zur Abdankung der Königin Christine (1686) und die Geschichte des Königs Karl X. Gustav (1696). Im Januar 1688 trat Pufendorf als Historiograph in die Dienste des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm's III. von Brandenburg. In fünf Jahren war sein tief eingehendes Geschichtswerk über den großen Kurfürsten vollendet. Pufendorf starb in Berlin am 26. October 1694.

Nach drei Seiten hin hat Samuel Pufendorf auf das deutsche Leben und Wissen bedeutend eingewirkt; als politischer Schriftsteller, als Geschichtsschreiber, als Verbreiter und Fortbildner der neuen naturrechtlichen Lehren und Anschauungen.

Monzambano ist eine politische Schrift ersten Ranges. Im Jahre 1667 fordert Monzambano, was erst die großen Umwälzungen von 1866 und 1870 erfüllt und vollzogen haben. Mit so gründlicher Kenntniß, mit so einschneidendem Witz und anziehender Formengewandtheit, mit so edlem sittlichen Zorn, wie von Monzambano, waren noch nie die verworrenen Zustände und Einrichtungen des alten schwerfälligen Reichskörpers, die dynastische Eigensucht des Hauses Oestreich, die Noth und die Schwäche der Kleinstaaterei, die Verderblichkeit der geistlichen Fürstenthümer geschildert und gegeißelt worden. Von allen Staatslehrern wurde das heilige römische Reich als eine wundervolle Mischung von Aristokratie und Monarchie ge-

priesen. Pufendorf führt aus, daß, wer also rede, von Politik und Geschichte so viel verstehe wie der Esel vom Lautenschlagen. Das deutsche Reich sei keine Aristokratie; denn der Kaiser sei, wenn auch nur scheinbar, der Reichsstände Oberherr. Das deutsche Reich sei aber auch keine Monarchie; denn die Reichsstände seien in allem Wesentlichen vom Kaiser unabhängig, der Kaiser sei machtlos. Die Verfassung des deutschen Reiches sei eine durchaus unregelmäßige, von allen hergebrachten Staatsformen völlig abweichende; sie sei nichts als eine Ungeheuerlichkeit, ein Monstrum. Die Folge ist, fährt Pufendorf fort, daß die gewaltige Macht Deutschlands, die ganz Europa in Furcht versetzen könnte, jetzt nicht einmal ausreicht, das deutsche Ländergebiet vor fremden Eingriffen sicherzustellen. Es fehle das, was allein die Stärke einer Gesellschaft mache, die Einheit, ein fester Geist und Wille. Die Uebel einer schlechten Monarchie und die Uebel eines schlechten Staatenbundes seien in Deutschland zugleich vorhanden, und diese Uebel würden trauriger Weise noch verstärkt durch den Zwiespalt der Katholiken und Protestanten. Wo Hilfe? Die Antwort Pufendorf's ist überaus bezeichnend. Die Vorherrschaft Oestreichs wurde von ihm gehaßt und beklagt; aber einen anderen deutschen Staat, welcher die einheitliche Spitze hätte sein können, gab es nicht. Was bleibt? Ein enger Staatenbund mit möglichster Beschränkung der kaiserlichen Gewalt; nach Aussterben des Habsburger Mannesstammes vielleicht sogar völliger Ausschluß Oestreichs. In diesem Staatenbund Gleichberechtigung der verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse; aber Beseitigung der geistlichen Fürstenthümer, Aufhebung der Klöster, Vertreibung der Jesuiten.

Diese Schrift wird ihre Stelle in der Nation behaupten, so lange die Freiheit der Reichsstände und der evangelische Glaube bestehen, sagte Pufendorf selbst von seinem Buch, als er es gegen die Kläffer vertheidigte.

Ueber Pufendorf's Verdienste um die Geschichtsschreibung wird an anderer Stelle ausführlich zu reden sein; so groß sie auch sind, die eingreifendste und nachhaltigste That Pufendorf's war trotzalledem seine Förderung des Naturrechts.

Es knüpfte sich an diese eine Bewegung der Geister, welche weit über die Grenzen der Rechtswissenschaft hinausreichte und welche wesentlich dazu beitrug, die unveräußerliche Freiheit des Denkens und Forschens aus der drückenden Bevormundung der Theologie zu erlösen, d. h. die alte Scholastik zu stürzen.

In der Durchführung der einzelnen naturrechtlichen Sätze steht Pufendorf noch durchaus auf dem Boden seines großen Vorgängers Hugo Grotius, und kann, obgleich er auch Hobbes fleißig durchdacht und benützt hat, kaum eine andere Bedeutung in Anspruch nehmen, als die von Grotius gegebenen Anregungen weiter ausgebildet und klarer angeordnet zu haben. Jedoch in einem sehr bedeutenden Punkt der wissenschaftlichen Begründung ist Pufendorf von Grotius abgewichen; und diese Verschiedenheit ist es, welche ihm in der Geschichte der deutschen Bildung eine bleibende Stellung sichert.

Das Reformationszeitalter hatte zwar lebhafter als das Mittelalter das Bedürfniß gefühlt, über den Ursprung und die innere Nothwendigkeit der höchsten Rechtsbegriffe nachzudenken und hatte damit die ersten Anfänge des sogenannten Naturrechts gelegt; weil aber der Geist nach wie vor ausschließlich theologisch geblieben, bewegten sich auch diese neuen Bestrebungen lediglich am mittelalterlichen Gängelband. Melanchthon's kleine Schrift über die Moralphilosophie (Epitomes philosophiae moralis libri duo 1538), den Begriff des Rechts mit der christlichen Moral noch unterschiedslos zusammenwerfend, geht von der Ebenbildlichkeit Gottes aus; das Recht soll den verderbten Zustand der Menschheit nach dem Sündenfall wieder auf den Zustand der Unschuld vor dem Sündenfall zurückführen; die Quelle und die Richtschnur der höchsten Rechtsgrundsätze sind die geoffenbarten zehn Gebote. In seinen Reden „de legibus“ u. a. weiß er aber dennoch den Staat als selbstständige göttliche Ordnung neben der Kirche hinzustellen, und sieht in dem römischen Recht die zur Aufrechterhaltung des Staats nothwendige, dem Naturrecht entstammende Norm. Spätere, wie Nicolaus Hemming (De lege naturae apodictica methodus 1577) und Benedict Winkler (1614), machten dann den Versuch, auf die

eingeborene sittliche Natur des Menschen selbst einzugehen und aus ihr unmittelbar die Rechtsnormen zu entwickeln; aber bei der gleichzeitigen Fortwirkung der theologischen Grunderscheinung geschah dies nicht ohne die bedenklichsten Schwankungen und inneren Widersprüche. Und selbst Hugo Grotius, welcher 1625 in seinem epochemachenden Werk: „De Jure Belli ac Pacis“ den menschlichen Naturtrieb der Geselligkeit und die aus diesem entspringenden Forderungen zur Quelle des Rechts machte und dadurch in Wahrheit der Vater der von Moral, Politik und positivem Recht streng-gesonderten Wissenschaft des Naturrechts wurde, hatte durch gleichen Mangel an durchgreifender Folgerichtigkeit noch immer die äußere Einwirkung der Offenbarung bestehen lassen. Pufendorf dagegen zog, wie gleichzeitig neben ihm der Engländer Cumberland, unerbittlich die letzte Schlußfolge der von Grotius gefundenen Vordersätze. Er erklärte mit Entschiedenheit die sittliche Natur des Menschen als ausschließliche Rechtsquelle und die natürliche Vernunft als die vollkommen ausreichende Erkenntniß derselben.

Pufendorf's juristisches Hauptwerk sind die acht Bücher „De jure naturae et gentium“ (1672). Nach ihrer Lehre ist das natürliche Gesetz dasjenige Gesetz, welches mit der vernünftigen Natur und dem eingeborenen Geselligkeitstrieb des Menschen so übereinstimmt, daß ohne dasselbe keine friedliche Gesellschaft bestehen kann. Pufendorf läßt zwar die Offenbarung gelten; aber er macht die Erkenntniß dieses natürlichen Gesetzes nicht von ihr abhängig. Er versichert zwar, daß das Naturrecht den Glaubenssätzen der Offenbarung nicht widerstreite; aber er bezeichnet es ausdrücklich als thöricht und müßig, nach der Weise der früheren Naturrechtslehrer das Naturrecht von der unverderbten Natur des Menschen vor dem Sündenfall ableiten zu wollen. Die Vernunft bedenke allein den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, ohne viel zu fragen, ob der Stand der Unschuld von diesem verschieden gewesen und was die Ursache dieser Veränderung sei.

Es ist der scharfe Gegensatz zwischen freiem vernunftgemäßem Denken und gebundenem Offenbarungsglauben. Die Philosophie

erfaßt sich in ihrer Eigenartigkeit und Selbständigkeit. Was Pufendorf über das Unzuverlässige einer ausschließlich christlichen Philosophie (Specimen Controversiarum cap. 4, § 14, S. 255. Julii Rondini Dissertat. epistolica, S. 349) sagt, hat für alle Zeiten unverlierbare Geltung. Pufendorf lebt der Ueberzeugung, auf die Philosophie seien die Begriffe der Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit nicht anwendbar; wer die Philosophie mit dem Maßstab der geoffenbarten Theologie messe, philosophire nicht, sondern theologisire.

Der heftigste Zusammenstoß mit den Vertretern der althergebrachten theologischen Bildung konnte nicht ausbleiben. Die Entgegnungen Pufendorf's auf diese Angriffe sind in der „Eris Scandica, Frankfurt 1686“ gesammelt.

Zuerst erhoben sich die schwedischen Theologen; denn diese wurden durch Pufendorf's Lehrthätigkeit in Lund von diesen schneidenden Gebietsverletzungen am unmittelbarsten berührt. Sie wollten das zu Lund geschriebene Buch über das Natur- und Völkerrecht noch während des Drucks unterdrücken, riefen nach beliebter Weise die Polizei zu Hilfe und verlangten, sie möge Pufendorf von der Universität entfernen und ihm das Bücherschreiben verbieten, auf daß „die Jugend nicht noch mehr verführt und mit monströsen Meinungen erfüllt werde“. Die Regierung ging auf dies Ansinnen nicht ein. Nun schrieben Nicolaus Beckmann, Professor des römischen Rechts, und Josua Schwarz, Professor der lutherischen Theologie, 1675 eine lügnerische Gegenschrift: „Index Novitatum quarundam, quas Samuel Pufendorf libro suo de jure naturae et gentium contra orthodoxa fundamenta Lundini edidit“, in welcher sie Pufendorf als frechen Gottesleugner, als Vertheidiger der Vielweiberei und als Rebellen zu brandmarken suchten. Die verleumderische Schrift wurde auf Befehl der Regierung im April 1675 durch Henkers Hand verbrannt, und Beckmann wurde aus allen Landen des Königs von Schweden ausgewiesen. Dieser Theil des Streites bietet nicht den mindesten wissenschaftlichen Anhalt. Die Strenge, mit welcher die Regierung gegen Pufendorf's Gegner verfuhr, ist zu tadeln; aber es ist klar ersichtlich, daß von diesen nicht

mit ehrlichen Waffen, sondern nur mit den niedrigsten Ränken und Gewaltthätigkeiten gekämpft wurde.

Sodann aber spielte sich der Streit nach Deutschland hinüber. Beckmann hatte seine Schmähschrift an die theologische Fakultät zu Leipzig gesendet. Der Senior derselben, Johann Adam Scherzer, erwirkte von der Regierung zu Dresden ein Verbot des Pufendorf'schen Werkes. Ebenso ließ sich Gesenius, Superintendent in Gardelegen, von Beckmann verleiten, unter dem Aushängeschild eines wachsamen Christen (Christianus vigil) gegen Pufendorf die lästerlichsten Verleumdungen auszustreuen. Auch hier ist der Streit noch ein rein persönlicher; zumal Gesenius sich hauptsächlich auf die unter dem angenommenen Namen eines Sincerus Wahrenberg erschienene Vertheidigung der Polygamie bezog, welche Pufendorf, obgleich allgemein für den Verfasser derselben gehalten, thatsächlich nicht verfaßt hatte.

Tiefer sind die Streitigkeiten mit Veltheim und Alberti.

Valentin Veltheim, Professor in Jena, war ein verbissener Parteigänger der alten scholastischen Philosophie, welche durch Thomas Aquino, Suarez, Molina, Velasquez und Stahl auch in die Rechtswissenschaft eingedrungen war. Es offenbart die ganze entzückende Frische einer neuauftauchenden lebenskräftigen Weltansicht, wenn Pufendorf im Specimen Controversiarum (Kap. 2, §. 5, S. 215) seinem Gegner zuruft: „Möge sich Veltheimius meinethalb auch fernerhin an diese Kleinigkeiten erfreuen, in ihnen alt und wegen seiner emsig betriebenen Ausbreitung der Barbarei endlich auch seliggesprochen werden. Ich verspreche mir größeren Ruhm bei den wahrhaft Gebildeten, wenn ich sage, daß diese Scholastiker die Wissenschaft nur barbarisch, spitzfindig, unfruchtbar und eitel behandeln, so daß Alle, welche an ihnen sich nähren, für die Erforschung des göttlichen Worts, für ächte Wissenschaft, für das scharfsinnige Durchbrechen der vom Reich der Finsterniß gelegten Fallstricke auf immer verloren sind. Diese Scholastik bietet nicht nur nichts zur Bildung, sondern sie ist besonders darum so unendlich verderblich, weil sie die wahre und gemeinnützige Wissenschaft verdunkelt, die Geister durch falsches Scheinwissen verwirrt und zur Erfassung der

ächten Weisheit unfähig macht. Die tägliche Erfahrung predigt mit lauter Zunge, daß, wer in diese Spielereien sich verloren hat, für Leben und Wissen unnützer ist als der schlichte gesunde Menschenverstand, welcher niemals ein Buch berührte. Es ist besser, gar Nichts zu wissen als nur Scholastik zu wissen. Und wenn Velthemius mir entgegenhält, daß ohne Scholastik die protestantischen Theologen nicht mit den Päpstlichen streiten können, so erwidere ich, daß es mir gleichgültig ist, mit was für einem schmutzigen Gewande die Theologen ihr Wissen umhüllen. Keinenfalls aber folgt daraus, daß das Naturrecht dieselben Lappen zu brauchen hat; denn diese Wissenschaft ist nicht erfunden, um mit den Päpstlichen zu streiten, sondern die Handlungen der Menschen und Völker zu prüfen und zu erforschen."

Der andere Gegner Pufendorf's, Valentin Alberti, Professor der Theologie zu Leipzig, hält sich bestimmter innerhalb der vom Naturrecht selbst vorgezeichneten Grenzen. Er sucht den Standpunkt zu retten, welcher seit Melanchthon in Betrachtungen dieser Art maßgebend gewesen. Wie jede andere Wissenschaft, so soll auch die Rechtswissenschaft die Magd der Theologie sein. Seine hierauf bezügliche Hauptschrift ist das: „Compendium Juris Naturae orthodoxae theologiae conformatum. Leipzig 1678." Auch hier wieder die alte Unterscheidung zwischen dem paradiesischen Stande der Unschuld, welcher die Ebenbildlichkeit Gottes war, und zwischen der Verderbniß nach dem Sündenfall, welcher die verlorene Herrlichkeit wiederzugewinnen trachten soll. Auch hier wieder das Pochen auf die geoffenbarten zehn Gebote als die vermeintlichen kostbaren Ueberreste jenes goldenen Urzustandes.

Man hat Mühe, sich auf diesen engen Standpunkt zurückzuversetzen. Und doch spricht ganz in demselben Sinn Veit Ludwig von Seckendorf in seinem „Christenstaat" und in der fünfzigsten seiner „Teutschen Reden", welche einen Grundriß des Naturrechts enthält. Und ähnlich Zentgraf, ähnlich Strimesius.

Pufendorf blieb Sieger. Seitdem gab es auch in Deutschland wieder eine philosophische Wissenschaft, welche unbekümmert

um Streit und Widerstreit der Theologie selbständig ihren eigenen Weg ging.

Leipzig hatte polizeilich und wissenschaftlich Pufendorf den heftigsten Widerstand entgegengestellt. Welche wundersame Ironie, daß grade in Leipzig Derjenige erstand, welcher nicht nur im Naturrecht die Anregungen Pufendorf's am folgerichtigsten fortbildete, sondern das Licht der neuen Geistesfreiheit thatkräftig und mit glücklichstem Erfolg auch auf die anderen Gebiete des Lebens und Wissens übertrug und in den weitesten Kreisen verbreitete! Es war Christian Thomasius.

2. Christian Thomasius.

Christian Thomasius gehört nicht zu jenen gewaltigen Heroen, welche durch großartige Schöpfungen und Entdeckungen ihren Namen unverlöschlich in die Geschichte einer einzelnen Wissenschaft eingegraben haben; aber es bleibt ihm unentreißbar das kaum minder schätzbare Verdienst, durch die Freiheit seines Geistes und durch die Unerschrockenheit und Thatkraft seines Charakters im schönsten Sinn des Worts ein Befreier der Menschheit geworden zu sein. Es liegt ein tiefer reformatorischer Zug in ihm; und auch die Art seines Angriffs und seiner Waffenführung erinnert nicht selten an die großen Freiheitshelden des Reformationszeitalters.

Thomasius war am 1. Januar 1665 zu Leipzig geboren. Er war der Sohn des berühmten Leipziger Professors Jakob Thomasius, an dessen anregenden Unterricht auch Leibniz gern mit Liebe zurückdachte.

Die gesammte Wissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts litt unter der unterjochenden Uebermacht theologischer Bevormundung. Der erste Kampf gegen die Theologie ging vom Naturrecht aus, indem zuerst Hugo Grotius und noch mehr Pufendorf die Quellen der menschlichen Rechtsbegriffe nicht bloß aus den zehn Geboten, das

heißt aus der Offenbarung, sondern vielmehr aus der eingeborenen sittlichen Natur des Menschen selbst abzuleiten unternahm. In diese Kämpfe war Thomasius schon früh durch seinen Vater eingeführt worden. Lange Zeit schwankte der strebsame Jüngling. Einerseits wußte er der aufgestellten Grundansicht von der Berechtigung und Eigenmacht der menschlichen Vernunft keine ihn selbst überzeugenden Gründe entgegenzustellen; andererseits schreckte ihn das verfolgungssüchtige Eifern der Gläubigen, welche jene Anschauung als strafwürdige Ketzerei verdammten. Als er 1675 an der Universität zu Frankfurt an der Oder als Docent auftrat, hielt er seine ersten naturrechtlichen Vorlesungen noch durchaus altgläubig. Bald aber gaben die Vertheidigungsschriften, welche Pufendorf gegen seine Gegner schrieb, den letzten Ausschlag. Thomasius erzählt in der Vorrede seines ersten größeren von ihm später in das Deutsche übersetzten Werkes „Institutionum jurisprudentiae divinae libri tres“: „Ich fing damals an, einige dunkle Wolken zu verjagen, welche bisher meinen Verstand verfinstert hatten. Ich hatte mir vormals eingebildet, daß Alles, was die Herren Theologi insgemein defendiren, lauter gute theologische Sachen seien, und daß sich ein ehrlicher Mann nach Möglichkeit in Acht nehmen müsse, daß er von Niemand ein Ketzer oder ein Neuerer gescholten werde; nachdem ich aber recht nachgedacht, wie die Theologie von der Philosophie verschieden, lernte ich daraus erkennen, daß gewöhnlich von den Theologen allerlei Dinge einmüthig vertheidigt werden, welche mit der Theologie nichts zu schaffen haben, sondern in die Sittenlehre oder Rechtsgelahrtheit gehören, und endlich, daß ein Neuerer noch lange kein Ketzer sei. Da nun das Judicium allsachte bei mir reif zu werden begunnte, merkte ich zugleich, daß ich mich an Gott versündigen würde, wenn ich mich noch länger von Andern bei der Nase würde herumführen lassen; ich that deshalb die Augen meines Gemüthes zu, damit sie der Glanz menschlichen Ansehens nicht verblenden solle, und gedachte nicht mehr, was für ein großer vornehmer Mann es sei, der Dieses oder Jenes geschrieben, sondern überlegte mir die Beweisthümer auf beiden Seiten und betrachtete,

was Dieser vorgab oder Jener bestritt, und was der Eine behauptete, der Andere aber beantwortete.“ Nun war seine Richtung für immer entschieden. Das freie Denken hatte gesiegt. Er kam sich vor wie „ein Ueberläufer, welcher wider einen Tyrannen, der die Freiheit der Republik unterdrücken will, die Waffen ergreift“.

Nachdem nun Thomasius noch einige Jahre auf fleißiges Studium des römischen Rechts und advocatorischer Praxis verwendet,

barung“, meint er, „sind verschiedene Quellen; die Theologie ist aus der Schrift, die Philosophie aus der Vernunft herzuleiten. Der Zweck der Philosophie ist das irdische Wohlsein des Menschengeschlechts, der Zweck der Theologie das himmlische.“ Und eben so wird von ihm zuerst die scharfe Scheidung zwischen Recht und Moral in der Wissenschaft mit bewußter Folgerichtigkeit zur Durchführung

heißt aus der Offenbarung, sondern vielmehr aus der eingeborenen sittlichen Natur des Menschen selbst abzuleiten unternahm. In diese Kämpfe war Thomasius schon früh durch seinen Vater eingeführt worden. Lange Zeit schwankte der strebsame Jüngling. Einerseits wußte er der aufgestellten Grundansicht von der Berechtigung und Eigenmacht der menschlichen Vernunft keine ihn selbst überzeugenden Gründe entgegenzustellen; andererseits schreckte ihn das verfolgungs-

Druckfehler-Berichtigung.

Auf Seite 87, Zeile 15 von oben muß es Alberti statt Aberti heißen.

sündigen würde, wenn ich mich noch länger von Andern bei der Nase würde herumführen lassen; ich that deshalb die Augen meines Gemüthes zu, damit sie der Glanz menschlichen Ansehens nicht verblenden solle, und gedachte nicht mehr, was für ein großer vornehmer Mann es sei, der Dieses oder Jenes geschrieben, sondern überlegte mir die Beweisthümer auf beiden Seiten und betrachtete,

was Dieser vorgab oder Jener bestritt, und was der Eine behauptete, der Andere aber beantwortete." Nun war seine Richtung für immer entschieden. Das freie Denken hatte gesiegt. Er kam sich vor wie „ein Ueberläufer, welcher wider einen Tyrannen, der die Freiheit der Republik unterdrücken will, die Waffen ergreift".

Nachdem nun Thomasius noch einige Jahre auf fleißiges Studium des römischen Rechts und advocatorischer Praxis verwendet, trat er 1681 zu Leipzig mit Vorlesungen über Hugo Grotius und Pufendorf auf, und entsetzte die Studirenden so gewaltig durch seine Kühnheit, daß, wie er sich ausdrückt, er mit seinem Hugo Grotius bald ganz allein blieb. Aber er ließ sich nicht einschüchtern. Nach zwei Jahren wiederholte er die unterbrochenen Vorlesungen, und zwar diesmal unter bedeutendem Zulauf und Beifall. Die Leipziger Theologen erhoben den allgemeinsten Wehruf. Besonders Valentin Alberti, der erbitterte Gegner Pufendorf's, schürte in einer „Disputation über die christliche Philosophie" geschäftig das Feuer. Die abscheulichsten Lügen und Verleumdungen wurden emsig verbreitet. Bald erzählte man sich im ganzen Lande, daß Thomasius die studirende Jugend zu Atheisterei, zu falscher Lehre und Gottlosigkeit verführe. Thomasius antwortete diesen Verleumdungen in der einzig würdigen Weise; er veröffentlichte die Vorlesung (1688).

Bescheiden nannte er sie: Institutionum jurisprudentiae divinae libri tres, in quibus fundamenta juris naturae secundum hypotheses illustris Pufendorfii perspicue demonstrantur. Aber der Inhalt läßt erkennen, daß der Verfasser mehr als ein Schüler und Nachahmer Pufendorf's ist. Die Loslösung des Naturrechts von der Ohnmacht der Theologie wird von ihm noch tiefer vollendet. „Das Licht der Natur und das Licht der Offenbarung", meint er, „sind verschiedene Quellen; die Theologie ist aus der Schrift, die Philosophie aus der Vernunft herzuleiten. Der Zweck der Philosophie ist das irdische Wohlsein des Menschengeschlechts, der Zweck der Theologie das himmlische." Und eben so wird von ihm zuerst die scharfe Scheidung zwischen Recht und Moral in der Wissenschaft mit bewußter Folgerichtigkeit zur Durchführung

gebracht. Indem er erkannte, daß das Recht (Justum) auf den äußeren Frieden gehe und darum erzwingbar, die Moral dagegen (Honestum et Decorum), als nur auf den innern Frieden bezüglich, nicht erzwingbar sei, gewann er eine bindende Grundlage, die noch in Kant ihre unveränderte Geltung behauptet.

Gleichwohl waren diese naturrechtlichen Eroberungen nur der Anfang anderer kühner und weitgreifender Verbesserungspläne. Hatte der junge Docent auf dem einen Wissensgebiet erkannt, was den gedeihlichen Fortschritt hemme, so trug er diese Erfahrung auch auf andere Gebiete über. Und ist es ihm in diesen nicht in gleicher Weise gelungen, selbstschöpferische Bedeutung zu erlangen, so hat doch die gesammte wissenschaftliche Behandlungsweise und vor Allem die Art des Universitätsunterrichtes durch ihn eine durchgreifende, bis heut andauernde Umgestaltung gewonnen.

Er hatte in seinen naturrechtlichen Studien die alte scholastische oder, wie man sie damals noch immer nannte, die Aristotelische Philosophie als den unter allen Umständen zu bekämpfenden Erzfeind erkannt. Er wollte daher das Uebel an der Wurzel angreifen. Er suchte eine frischere Philosophie einzuführen, welche die Fesseln der Theologie zerbrechen, und zugleich allgemein faßlich und gemeinnützig, d. h. um seinen eigenen Ausdruck beizubehalten, nicht bloß für die Schule, sondern auch für das höhere Geschäftsleben tauglich sein sollte.

Dies geschah zunächst durch Vorlesungen über Logik, welche, wie Thomasius selbst in seinen „Kleinen teutschen Schriften“ (Halle 1721, S. 71) erzählt, vornehmlich den Zweck hatten, „die Unzulänglichkeit und die Mängel der Logik, wie solche insgemein auf hohen und niedrigen Schulen gelehrt wird, deutlich darzuthun“. Wir haben einen genauen Einblick in diese Vorlesungen durch das Buch, welches er als Christiani Thomasii Introductio in philosophiam aulicam seu lineae primae libri de prudentia cogitandi et ratiocinandi 1688 zu Leipzig herausgab. Das Bedeutende und Bedeutsame dieses Buches ist der offene Hinblick auf Frankreich. Der Titel ist der Philosophie des Gens de cour des Abbé Gerard,

der Inhalt zum größten Theil der Logik des Port-Royal nachgebildet. Der Grundgedanke spricht sich am greifbarsten im Schlußkapitel aus, das gegen die „Pedanterie“ zu Felde zieht, als dasjenige „Laster, welches der Klugheit zu räsonniren hauptsächlich zuwider ist“. Aber freilich bezeichnet er schließlich jeden streng logischen Aufbau als „Pedanterie“, und will an die Stelle desselben eine regellose Menge von empirischen Wahrnehmungen und einzelnen Schlüssen setzen, die durch den „sensus communis“ zusammengehalten werden. Auf diese neue Logik ließ Thomasius Vorlesungen über die christliche Sittenlehre folgen; in gleicher Weise dazu bestimmt, die Mängel der sogenannten Aristotelischen Philosophie zu beseitigen und nicht bloß spitzfindige Begriffsbestimmungen, sondern fördernde Anweisung zu einem werkthätig tugendhaften Leben zu geben; aber auch hier kommt der Autor über einzelne frische und lebendige Sätze nicht hinaus zu einer einheitlichen Gesammtanschauung. Ist so der wissenschaftliche Werth dieser Bücher unerheblich, so haben sie doch unermeßlich beigetragen, die Gemüther für eine freiere Anschauung des Wissens und Lebens empfänglich zu machen.

Kurz darauf erfolgte der entscheidendste Schlag. In seinem Streben nach Frische und Volksthümlichkeit des wissenschaftlichen Denkens fühlte Thomasius immer unabweisbarer, daß eines der tiefgreifendsten Hemmnisse das Festhalten des Lateins als Unterrichts- und Schriftsprache sei. Wie leicht und zugänglich waren die wissenschaftlichen Bücher der Franzosen! Unerschrocken nahm er sofort auch gegen dieses Vorurtheil den nachhaltigsten Kampf auf. Es war eine That von der höchsten geschichtlichen Tragweite, als Christian Thomasius im Oktober 1687 an das schwarze Brett der Universität Leipzig, welches, wie Luden in seiner lesenswerthen Schrift über Thomasius (Berlin 1805, S. 14) treffend sich ausdrückt, noch nie durch die deutsche Sprache entweiht war, ein in deutscher Sprache geschriebenes Programm anschlug, als Einladung zu Vorlesungen, welche er über des berühmten Spaniers Balthasar Grazian „Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben“, deutsch zu

halten beabsichtigte. Dieses Programm führt den Titel: „Welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle?“ Es hat sich auf einzelnen Bibliotheken, wie z. B. auf der königlichen Bibliothek zu Dresden, in seiner ursprünglichen Form erhalten, und ist überdies in „Christian Thomasius' kleinen teutschen Schriften, Halle 1721, S. 1—66“ wieder abgedruckt. Der Grundgedanke desselben ist, eindringlich darzustellen, daß die Franzosen an Gelehrsamkeit, Geschmack und Lebensgewandtheit den Deutschen weit überlegen seien und daß es daher darauf ankomme, ihnen in den Mitteln nachzuahmen, durch welche sie zu diesen Vorzügen gelangten; diese Mittel aber seien die Verwerfung der alten scholastischen oder, wie Thomasius immer sagt, der Aristotelischen Denklehre, statt welcher die Franzosen die vortreffliche l'Art de penser des Port-Royal eingeführt hätten, ferner der Gebrauch der allgemeinverständlichen Muttersprache in gelehrten Dingen, und die Uebersetzung der besten griechischen und römischen Schriftsteller. Wozu der wüste sinnverwirrende Ballast, mit welchem man jetzt die Köpfe überlade und welcher nur bewirke, daß nachher das „Tüchtige und Gescheite“ nicht haften wolle? Man solle es machen wie die Franzosen, die ja doch die geschicktesten Leute seien und allen Sachen ein rechtes Leben zu geben wüßten und sich auf honnette, d. h. gemeinnützige Gelehrsamkeit, beauté d'esprit und Galanterie befleißigen. Wozu die fremde todte Sprache, welche das Volk und besonders auch die gesammte Frauenwelt von aller tieferen Bildung ausschließe? Es sei ein Jammer, daß wir in Deutschland unsere Sprache nicht so hoch halten wie die Franzosen die ihrige, daß wir die Wissenschaft mit lateinischen und griechischen Ausdrücken verdunkelten, und unsere Sprache nur für Handlungen des gemeinen Lebens, höchstens für kleine Histörchen und neue Zeitungen, nicht aber für das Philosophische genügend erachteten. Könne man sich endlich entschließen, die Muttersprache in Schrift und Unterricht anzuwenden, dann würde auch die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzt werden und wir würden nicht länger die Schmach dulden müssen, von den übermüthigen Franzosen mit den Moskowitern auf

gleiche Linie gestellt zu sein. Und ganz diesem Programm entsprechend waren die angekündigten Vorlesungen selbst; eben so unerhört in ihrem Inhalt wie in ihrer Form. Das Schlußwort jenes Programms: „L'Humeur joviale est une perfection plutôt qu'un défaut, quand il n'y a point d'excès; un grain de plaisanterie assaisonne tout" läßt errathen, wie seltsam sie durch ihren munteren Ton gegen die hergebrachte altväterliche Steifheit und Ehrbarkeit abstechen mochten. Man sieht, daß Thomasius nicht etwa der ohnehin grassirenden Auslandssucht in Deutschland das Wort reden wollte, sondern daß er vielmehr das Franzosenthum nur als Vorbild den Deutschen zu zeigen unternahm, um nach ihm die eigene Sprache und Kultur zu gleicher Freiheit und Sicherheit zu gestalten. Uebrigens war Thomasius nicht der Erste, der für die deutsche Sprache eintrat. Schon der wackere, lebensfrische und originelle Hamburger Pastor Balthasar Schuppius († 1661) hatte gegen das unnöthige Uebergewicht des Latein und die schulmäßige Sprache überhaupt geeifert. Aber an die Universitäten hatte sich solche Ketzerei noch nicht gewagt.

Ein allgemeiner Sturm der tiefsten Aufregung und Entrüstung ging sogleich durch alle zunftstolzen Leipziger Professorengemüther. Valentin Alberti, ohnehin gereizt durch die Neuerungen und Widersprüche, welche sich Thomasius gegen sein Naturrecht erlaubt hatte, erklärte, er wolle sein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis Herrn Thomasius das Handwerk des Collegienlesens gelegt sei.

Schon nach wenigen Monaten trat Thomasius mit einem noch wirksameren Unternehmen hervor. Er wollte nicht bloß der Lehrer der deutschen Jugend, er wollte auch der Lehrer des deutschen Volks sein.

Thomasius gründete eine Zeitschrift. Es war die erste wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache.

Allerdings waren schon seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts deutsche Zeitungen und Anzeigeblätter vorhanden; aber sie waren nur den politischen Tagesereignissen bestimmt, freilich sehr dürftig und chronikenhaft. Ja, seit 1682 hatten die Leipziger Acta

Eruditorum nach dem Vorgang des Journal des Sçavans sogar schon das Beispiel einer ausschließlich auf Literatur und Wissenschaft bezüglichen Zeitschrift gegeben; aber in lateinischer Sprache, und nur berichtend, ohne alles tiefere Eingehen auf den wissenschaftlichen Kern und auf die Schärfe kämpfender Gegensätze. Thomasius, obgleich eine Zeit lang Mitarbeiter, fühlte sich daher wenig durch sie befriedigt. Seine im Jahre 1688 begonnene Monatsschrift führte den Titel: „Schertz- und Ernsthaffter, Vernünftiger und Einfältiger Gedancken über allerhand Lustige und Nützliche Bücher und Fragen, Erster Monat oder Januarius, in einem Gespräch vorgestellet von der Gesellschaft der Müßigen. Franckfurth und Leipzig, Verlegts Moritz Georg Weidmann, Buchhändler, 1688." Diese Zeitschrift erschien zwei Jahrgänge hindurch; mehrmals den Titel ändernd, aber immer in derselben Haltung und Richtung. Die Art und Weise, wie Thomasius im Februarheft 1688 (S. 226 ff.) auf die Zeitschriften von Bayle, Basnage und Le Clerc verweist, stellt außer Zweifel, daß er von diesen für sein Wagniß den ersten Anstoß erhielt.

Jene keck herausfordernden Ketzereien, welche bereits im Hörsaal so viel Aergerniß erregt hatten, wurden hier auf den Markt getragen. Das erste Stück beginnt sogleich mit einer Zuschrift an Tartüffe und Barbon, jene bekannten französischen Lustspielmasken eines Scheinheiligen und Zopfgelehrten; indem sie untersucht, wem von ihnen der Vorrang gebühre, ertheilt sie zuletzt Beiden den Rath, die Monatsschrift lieber ungelesen zu lassen, denn sie würden viel Lästerliches und Anstößiges finden. Ebenso bezeichnet die Vorrede des zweiten Jahrgangs (Januar 1689) den Kampf gegen „die Pedanterei und Heuchelei, die den Titel der Gelehrtheit und Tugend mißbrauchen", als vornehmsten Endzweck. Die Schäden der alten Schulmetaphysik und der unseligen Vermischung von Theologie und Philosophie, d. h. mit anderen Worten, die gleißenden Nichtigkeiten der herrschenden Wissenschaft, werden schonungslos aufgedeckt. Ausdrücklich erklärt Thomasius, er wolle kein Gelehrter sein; er passe in keine Facultät und wolle bei keiner untergebracht werden. Vor

Allem von der Metaphysik werde er sich fern halten; denn er glaube, daß die darin enthaltenen Grillen fähig sind, einen gesunden Menschen dergestalt zu verderben, daß ihm Würmer im Gehirn wachsen.

Die Wirkung war um so packender, je spannender und ergötzlicher die Form war. Thomasius giebt seinen Belehrungen und Unterhaltungen meist eine novellistische Einkleidung, deren Gestalten und Verwickelungen zwar in ungelenker Sprache, oft roh und geschmacklos, aber äußerst lebendig und zum Theil mit wirklich dichterischer Kraft ausgeführt sind. Und innerhalb dieser anziehenden Masken entfaltet sich ein rascher, fröhlicher, scharfer und vernichtender Witz so muthwillig, ausgelassen und tollhumoristisch, daß Thomasius unbedingt den besten Satirikern beigezählt werden muß. Thomasius selbst bekennt mehrmals (Februar 1688, S. 206; Januar 1689, S. 16) ausdrücklich, daß er in seiner satirischen Schreibart dem genialen Erasmus nachstrebe. Ein Werk des ächtesten Humors ist vor Allem jener Angriff auf die scholastische Philosophie, welche unter der Form einer komischen Lebensgeschichte des Aristoteles und seiner verliebten Abenteuer vorgeführt wird. Es wird erzählt, wie Aristoteles in seiner Jugend sein Vermögen mit wilden Ausschweifungen durchgebracht und sich nun durch Verfertigung und Verkauf von Fleckkugeln, Schminke und Haarpuder erhalten, wie er hierauf fleißig unter Plato studirt, diesen aber zuletzt zu Tode geärgert habe, weil er statt des schwarzen Mantels und Hälschens ein buntes Kleid, ein Spitzenhalstuch und einen Degen trug und auch Andere zu solcher Tracht beredete, wie er an den Hof Philipp's von Macedonien gekommen, dort das Lhombrespiel erfunden, sich in die Königin Olympia verliebt, auch endlich nach vielen Bemühungen und Fährlichkeiten Gegenliebe gefunden; und es ist dabei leicht zu erkennen, wie dieser grotesken Verzerrungen das damalige Professorenleben, ja sicher ganz bestimmte Portraitfiguren als Urbild gesessen haben. Ob wohl Holberg, als er den Ulysses von Ithacia schrieb, dieses keck parodistischen Romans gedachte?

Von wie gewaltiger Wirkung diese Zeitschrift war, erhellt aus den vielen Nachahmungen, welche sie sogleich hervorrief. Ver-

gleiche Prutz: Geschichte des deutschen Journalismus, Bd. 1, S. 343.

Noch mehr aber erhellt diese Wirkung aus den erbitterten Verfolgungen, welche sich an sie anschlossen.

Es sind dies jene folgenschweren Streitigkeiten, durch welche Thomasius zuletzt aus Leipzig gedrängt wurde.

Thomasius hat in verschiedenen Abhandlungen des zweiten Theils der „Vernünfftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Thomasischen Gedanken und Erinnerungen über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel; Halle 1724“ eine ausführliche Darlegung dieser Streitigkeiten gegeben. Da Thomasius, wie er selbst (a. a. O. Seite 132) eingesteht, sich gegen seine Gegner persönliche Ausfälle und Anspielungen erlaubt hatte, glaubten diese nun auch ihrerseits um so schonungsloser Gleiches mit Gleichem vergelten zu dürfen. Man beschwerte sich bei den Dresdener Behörden, man predigte offen auf den Kanzeln gegen ihn. Ein Theologe, Professor Pfeiffer, hielt eine Vorlesung über Atheismus mit dem bestimmt ausgesprochenen Zweck, Thomasius als Atheisten zu verdächtigen. Thomasius beschwerte sich bei dem akademischen Senat; er wurde von diesem mit seiner Klage abgewiesen. Nun kündigte er zu derselben Stunde, in welcher Pfeiffer seine Vorlesung hielt, ebenfalls eine Vorlesung über Atheismus an; sie sollte eine Entgegnung und Rechtfertigung sein. Diese Vorlesung wurde ihm verboten. Er begann eine „Einleitung“ zu Vorlesungen über Atheismus. Sie erlitt kurz nach dem Beginn das gleiche Schicksal. Als eines Tages seine Zuhörer sich, wie gewöhnlich, versammelt hatten, sah sich Thomasius zu der Erklärung genöthigt, daß er nun auch diese Einleitung nicht lesen dürfe; er nahm aber sofort den unterbrochenen Gegenstand in einer neuen Vorlesung „über die Vorurtheile“ auf. Es erfolgten neue Anklagen und neue obrigkeitliche Einmischungen. Doch wußte sie Thomasius durch geschickte juristische Vertheidigung zunächst unschädlich zu machen. Dies geschah im Sommer 1689. Kaum aber war dieser Sturm beschwichtigt, da erhob sich ein anderer. Und der zweite war heftiger als der erste. Thomasius hatte im

Decemberheft seiner Monatsgespräche von 1688 Hector Gottfried Masius, Hofprediger zu Kopenhagen, scharf angegriffen. Dieses veranlaßte einen Anhänger desselben, Peter Schipping, zu einer Gegenschrift, welche auszuführen versuchte, Thomasius habe geleugnet, daß die königliche Gewalt unmittelbar von Gott komme. Die schlechtverhehlte Absicht war, ihn dadurch in die schwere Anklage eines Majestätsverbrechens zu verwickeln. Thomasius druckte Schipping's Schrift im Mai- und Juniheft 1689 ab und widerlegte sie. Masius, von Leipzig aus aufgestachelt, setzte durch, daß der König von Dänemark sich an den Dresdener Hof wendete. Thomasius wurde gerichtlich vernommen und zu öffentlicher Abbitte aufgefordert. Thomasius weigerte sich. Die Anklage konnte auf dem Wege des Rechts nicht begründet werden und der Proceß wurde niedergeschlagen. Die Gegner lauerten um so ergrimmter auf günstigere Gelegenheit. Sie kam bald genug. Als die Leipziger Theologen auch gegen die eben auftauchenden pietistischen Neuerungen eiferten und sie mit allen der Facultät verfügbaren Mitteln verfolgten, da schrieb Thomasius auf den Wunsch Hermann August Francke's im warmen Eifer für die verletzte Gewissensfreiheit eine juristische Vertheidigungsschrift, welche darlegte, wie dieses Verfahren, in welchem die Kläger zugleich die Richter seien, gegen alles gemeine Recht streite. Noch mehr. Als bei der Vermählung des lutherischen Herzogs Moriz Wilhelm zu Sachsen-Zeiz mit der reformirten Prinzessin Maria Amalia, Tochter des großen Kurfürsten, Wittwe des Herzogs Karl von Mecklenburg-Güstrow, die Theologen laut aufschrieen, daß zwischen ungleichen Glaubensgenossen eine Ehe mit gutem Gewissen nicht geschlossen werden könne, da schrieb Thomasius ebenfalls ein Rechtsgutachten, in welchem er eine solche Ehe als durchaus mit göttlichem und menschlichem Recht übereinstimmend darstellte. Jetzt vereinten sich die Leipziger und Wittenberger und überreichten dem Oberconsistorium in Dresden eine erneute Klage. Diese Klage war diesmal ihres Zieles um so gewisser, da auch der kursächsische Hof selbst aus politischen Gründen gegen jene Heirath sehr übelgestimmt war. Es erfolgte strenger Bescheid. Man untersagte Thomasius

für alle Zukunft seine Vorlesungen und die Veröffentlichung irgend eines Druckwerks. Das heißt, man nahm Thomasius die Möglichkeit fernerer Wirksamkeit, ja selbst des Lebensunterhaltes. Ueberdies stand ihm persönliche Haft in Aussicht. Thomasius mußte Leipzig verlassen.

Endlich hatten die Feinde erreicht, was sie wollten. Sie jubelten, daß „der notorische Erzbösewicht“ für immer vernichtet sei.

Bald erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß sie wider Wissen und Willen dem Verfolgten genützt, sich selbst aber am meisten geschadet hatten.

Thomasius, jetzt ein Mann von fünfunddreißig Jahren, war nach Berlin gegangen. Dort hatte er von Friedrich III., dem nachmaligen Friedrich I., König von Preußen, die Erlaubniß erwirkt, in Halle Vorlesungen halten zu dürfen. Die kurfürstliche Verfügung, abgedruckt in den Thomasischen Gedanken und Erinnerungen (Theil 2, S. 90), lautet: „Wir Friedrich der Dritte, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg, thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir Christian Thomas, der beiden Rechte Doctorem, in Gnädigster Consideration, seiner Uns bekannten sonderbahren Erudition, Wissenschaften und anderer guten und rühmlichen Qualitäten zu Unserm Rath in Gnaden bestellet und angenommen haben. Und gleichwie gedachter Unser Rath, Thomas, Unterthänigst verlanget, daß Wir ihm erlauben möchten, sich in Unserer Stadt Halle im Hertzogthum Magdeburgk zu setzen und der studirenden Jugend, welche sich allda vielleicht bei ihm einfinden möchte, mit Lectionibus und Collegiis, wie er bißhero zu Leipzigk gethan, an die Hand zu gehen, so haben Wir ihm solches nicht allein in Gnaden permittirt, sondern Wir wollen auch bei Unserer Magdeburgischen Landschafft die Verfügung thun, daß dieselbe ihm zu seiner so viel bessern Subsistenz aus den gemeinen Landesmitteln jährlich fünfhundert Thaler zahlen und damit von der Zeit an, da vermeldeter Thomas sich zu Halle setzen wird, den Anfang nehmen soll. Urkundlich mit Unserer eigenhändigen Subscription und vorgedrucktem Gnadensiegel gegeben zu Königsbergk in Preußen, den 4/14. April 1690.“

Dies ist der Anfang der Universität Halle.

Thomasius lud zu seinen Vorlesungen durch ein Programm ein: Primum Programma Halense de instituendis lectionibus publicis et privatis, philosophicis et juridicis: occasio et scopus, item methodus harum lectionum; invitatio studiosorum, ut Halam veniant. Halae 1690 in Folio. Thomasius hat später in einer „Anrede an seine Feinde" diese Anfänge (a. a. O. S. 116) folgendermaßen geschildert: „Er (Thomasius) kam her nach Halle und fand keinen Auditorem hier; es war auch noch lange nicht eine firme und gewisse Resolution gefaßt worden, eine Universität so geschwind hier zu stabiliren. Wie schmählich lachtet Ihr damals Thomasius aus und wie höhnisch spottetet Ihr seiner. Thomasius aber vertraute Gott und setzte sich hieher; er warb keine Studenten, hieher zu kommen, sondern notificirte nur seine Ankunft erst privatim seinen Auditoribus privatissimis, worüber Ihr ein gräulich Lärmen anfinget, hernach Jedermann publice durch sein Programma, das der Oberhofprediger Carpzovius ein marktschreierisches Programma schalt. Ihr machtet ihm vor dem Anfang seiner Lectionen durch Eure Creaturen, die Ihr, wie bekannt, auch in andern Ländern habt, so viel Hinderniß und Verdruß, als Ihr nur konntet; er fand sehr Wenige, die ihm zu helfen und Sr. kurfürstlichen Durchlaucht gnädigste Intention zu befördern sich angelegen sein ließen, ja es waren Etliche so offenherzig, daß sie ihn fragten, ob er denn bei Anfang seiner Lectionen etliche Auditores im Vorrath hätte, denn hier in Halle würde er keinen bekommen. Thomasius aber ließ sich durch nichts abschrecken, sondern fing seine Lectiones in Gottes Namen den Montag nach Trinitatis Anno 1690 an. Er hatte das erste Mal über fünfzig Auditores und hat sie von da an, so lange er allein hier, und noch keine Resolution von Aufrichtung einer Universität gefaßt gewesen, nie unter zwanzig gehabt. Gott gab Gnade, daß die ganze Zeit über, so lange er allein gewesen, kein Unfug oder Unglück vorgegangen oder bei einigen seiner Auditoren, die sich bei ihm inscribiren lassen, das Geringste wäre geklaget worden. Es fanden sich auch Grafen und Freiherren

alsbald bei ihm ein und kamen selbst von Leipzig etliche vornehme Grafen des Reichs, die erst nach seinem Wegzug dahin sich begeben und die er zuvor gar nicht gekannt, hieher, wie denn auch aus Dänemark eine dergleichen hohe Standesperson bald anfangs sich hieher gewendet. So zwar, daß Se. kurfürstliche Durchlauchtigkeit zu Brandenburg, als Selbige Anno 91 aus dem Karlsbad hiedurch wieder zurück nach Dero Residenz ging und gewahr wurde, daß eine solche ziemliche Anzahl der studirenden Jugend von allerhand Ständen sich hier bei ihm eingefunden hatte, von dato an gnädigst Sich resolviret, das vorhandene Universitätswerk festzusetzen, maßen von der Zeit an auch andere Herren Professores nach und nach hervocirt wurden."

Es griff den Leipzigern ans Herz, als auch die aus Leipzig vertriebenen jungen pietistischen Docenten Hermann August Francke und Anton unter den Berufenen waren. Man sieht den Ausbruch ihrer ohnmächtigen Wuth, wenn Carpzow die Hallesche Universität eine „hölliſches" Institut nennt, oder wenn Andere spottend fragen: „Was giebt es in Halle?" und dann mit wohlfeilem Witz antworten: „Halloren und Hallunken."

Und hätte Thomasius nichts gethan, als daß er unmittelbar der Anstoß zur Stiftung der Universität Halle wurde, sein Angedenken wäre für immer eingeschrieben in die Geschichte deutschen Geisteslebens.

Durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände überragte die junge Hochschule an wissenschaftlicher Bedeutung bald alle älteren Schwestern. Die Beschränktheit und Unfreiheit der todten, dem Leben abgewendeten Gelehrsamkeit, welche bis dahin ausschließlich die Katheder beherrscht hatte, wurde durchbrochen. Das gesammte deutsche Universitätsleben wurde angespornt zur fruchtbarsten Nacheiferung.

Welch ein würdiger Jubelruf über die neugewonnene Stellung und zugleich welch ein höchst bedeutendes Zeugniß für die richtige Einsicht in das unverbrüchliche Wesen ächter Wissenschaftlichkeit ist es, daß Thomasius in der Widmung seiner „Wissenschaft, das Ver-

borgene des Herzens zu erkennen," am Schluß des Jahres 1691 an seinen neuen Landesherrn schreibt: „Soll ich es mit einem Worte sagen, es ist die ungebundene Freiheit, ja die Freiheit ist es, die allem Geist das rechte Leben giebt und ohne welche der menschliche Verstand, er möge sonsten noch so viele Vortheile haben, gleichsam todt und entseelt zu sein scheint. Der Wille des Menschen oder vielmehr die von dem Willen dependirende äußerliche Bewegungskraft ist zwar andern Menschen in bürgerlicher Gesellschaft unterworfen; aber der Verstand erkennt keinen Oberherrn als Gott. Und darum ist ihm entweder das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität als eine Richtschnur vorschreibet, unerträglich; oder aber er wird zu allen guten Wissenschaften ungeschickt, wenn er unter diesem Joch erliegen muß oder sich demselben durch Antrieb eitler Ehre und Geldgierde oder einer eitlen Furcht freiwillig unterwirft. Beides hemmt den Fortgang und das Aufnehmen der Weisheit."

Was zu Leipzig emsig begonnen war, das wurde in Halle rüstig und ungehemmt fortgesetzt.

Vor Allem wirkte Thomasius höchst umfassend als Lehrer. Es ist rührend zu sehen, wie er unermüdlich in den verschiedenartigsten Programmen die studirende Jugend anspricht, sie ermahnt, rügt, zu Wissenschaft und Tugend ruft, ihr auch außer den Vorlesungen bereitwillig Rath und Hilfe bietet. Obenan stand die Einführung des deutsch Schreibens und Denkens. Es war das traurige Erbtheil der ausschließlich lateinischen Gelehrtenerziehung, daß hier die allernothwendigsten Anfangsgründe erst nachgeholt werden mußten. Thomasius sagt in dem 1691 geschriebenen „Gemischten Discurs bei Internirung fünf neuer Collegiorum" (Kleine teutsche Schriften, Halle 1721, S. 350): „Ich kann meines Orts durch zwölfjährige Erfahrung bezeugen, daß die meisten unter meinen Auditoren, daß auch diejenigen, die ihr gut Latein von Schulen mitgebracht, selten capabel gewesen, einen deutlichen artigen Brief zu schreiben oder einen kleinen Satz förmlich vorzubringen, sondern Solches hernach, wenn sie von Universitäten kommen, mit großer Mühe und Arbeit lernen

und sich darinnen üben müssen.“ Unverdrossen leitete daher Thomasius deutsche Stilübungen, indem er die Redeweise des geselligen Lebens, der Erzählung, des Briefes ebenso zu läutern suchte wie den gehobenen oratorischen Ausdruck. Zugleich erklärte und beurtheilte er deutsche Schriftsteller und erweckte in den jungen Gemüthern die begeisternde Ahnung von einer deutschredenden Wissenschaft und von einer vaterländischen, wahrhaft volksthümlichen Bildung. Dies war wesentlich auch der Sinn und Zweck der deutschen Lehrbücher, welche jetzt Thomasius schrieb. Die Titel derselben sind folgende: 1) „Einleitung zu der Vernunftlehre, worinnen durch eine leichte und allen vernünftigen Menschen, von welcherlei Standes und Geschlechts sie seien, verständliche Manier der Weg gezeiget wird, ohne die Syllogistica das Wahre, Wahrscheinliche und Falsche voneinander zu unterscheiden und neue Wahrheiten zu erfinden. Halle 1691. 2) Ausübung der Vernunftlehre oder kurze deutliche und wohlgegründete Handgriffe, wie man in seinem Kopfe aufräumen und sich zur Erforschung der Wahrheit geschickt machen, die erkannte Wahrheit Andern beibringen, Andere verstehen und auslegen, von Anderer Meinung urtheilen und die Irrthümer geschickt widerlegen solle. Halle 1691. 3) Von der Kunst, vernünftig und tugendhaft zu leben als dem einzigen Mittel, zu einem glückseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen, oder Einleitung in die Sittenlehre. Halle 1692.“ Für die lebendige Fortbildung der Wissenschaft sind diese Bücher ohne Bedeutung geblieben; aber ihre nächste Bestimmung erfüllten sie höchst segensreich. Die vielen und schnellen Auflagen, welche sie erlebten, beweisen unwiderleglich, wie lebendig sie bei den Zeitgenossen zündeten. Es geht durch sie ein sehr erwecklicher Geist der Klarheit und Verständigkeit, ein befreiender Hauch, der das in der engen Schulstube verkümmerte Leben erfrischte und läuterte.

Dazu nach wie vor die wärmste und tapferste Theilnahme an den kirchlichen Dingen.

Es ist für die Beurtheilung der unklar aufstrebenden Gährung jenes Zeitalters äußerst bezeichnend, daß auch Thomasius in seiner

religiösen Denkungsweise sich durch mannichfache Schwankungen und Wandlungen durchkämpfen mußte. Es hat etwas Ueberraschendes, wenn wir Thomasius in den ersten Jahren seines Halleschen Lebens in innigster Uebereinstimmung und Verbindung mit dem Pietismus sehen. Dies war nicht der Zug seines tiefsten Wesens, seine Natur war für pietistische Gemüthseligkeit zu mannhaft, zu hell und zu weltfroh; aber Thomasius täuschte sich eine Zeit lang über sich selbst, weil er sich mit den Pietisten verbunden fühlte durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die herrschende starre Rechtgläubigkeit und deren gehässige Ketzerungssucht, durch das gemeinsame Verlangen nach innerer Freiheit und Lebendigkeit, durch die gemeinsame Verneinung des pfäffischen Kastengeistes. Die deutschen und lateinischen Zeitschriften, welche Thomasius 1693 zu Halle herausgab, „Die Geschichte der Weisheit und Thorheit“ und „Historia sapientiae et stultitiae“, die sich zwar im Titel gleichen, aber im Inhalt durchaus von einander unabhängig sind, verherrlichen in fremden und eigenen Abhandlungen die schlichte Weisheit und Herzenseinfalt des frommen Glaubens. Sein „Versuch vom Wesen des Geistes oder Grundlehren, die einem Studioso Juris zu wissen und auf Universitäten zu lernen nöthig sind, Halle 1699“ zeugt von einer tiefen Versenkung in das Studium der alten Mystiker. Ja es fehlt in diesen Jahren sogar nicht an demüthigen Stoßseufzern, in welchen Thomasius seine frühere satirische Schreibart herzlich bereut und bußevoll für sie um Verzeihung bittet. Aber der innerste Kern des alten Freiheitskämpfers war trotzalledem unversehrt geblieben. Als seine Freunde, die Pietisten, sich immer mehr in empfindelnd ängstliches und seufzendes Wesen verloren, als er „Studenten sah, welche die innere Selbstbeschauung und das Erwarten einer unmittelbaren göttlichen Erleuchtung durch Kopfhängen und andere äußerliche Zeichen“ für Religion hielten, als die Entartung des Pietismus begann und innerhalb der neuen Kirchlichkeit dieselbe pfäffische Herrschsucht und Ketzerungssucht entbrannte, welche Thomasius an den rechtgläubigen Theologen mit so tiefer Erbitterung bekämpft hatte, da sagte sich Thomasius mit Wort und That öffentlich von

den Pietisten los und hat sich nie wieder mit ihnen vereinigt. Thomasius sprach diese Trennung zuerst in der Vorrede aus, welche er 1707 zu der deutschen Uebersetzung der Grotius'schen Schriften von Schütze schrieb; er wiederholte sie noch bestimmter, als er im nächstfolgenden Jahre, 1708, die zweite Ausgabe von Poiret's frommer Schrift „De conditione solida, superficiaria et falsa" besorgte. Im Jahre 1694 hatte Thomasius die erste Ausgabe aufs wärmste empfohlen; jetzt nimmt er diese Anerkennung eben so entschieden zurück, in ehrenfester Redlichkeit die Sache höher stellend als seine Person. Vergleiche Programmata Thomasiana, Halle und Leipzig 1724, S. 308 ff., S. 598 ff. Wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß auch hier wieder vornehmlich von der Einwirkung der fremden, weiter vorgeschrittenen Philosophie der letzte Ausschlag kam. Wie einst Thomasius nach dem Vorbild des Port-Royal seine neue Logik belebt hatte, so unterstützte ihn jetzt in der Entdeckung der mystischen Fallstricke, wie er selbst (a. a. O., S. 648) bekennt, Locke's Buch vom menschlichen Erkenntnißvermögen. Es ist bemerkenswerth, daß gerade durch den Anstoß Locke's, der nachher überall für den Gang der gesammten deutschen Aufklärung so maßgebend wurde, dieser Umschwung in Thomasius erfolgte.

Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie, mit der unverkennbarsten Vorliebe für alle abtrünnigen Secten geschrieben und darum eine laute und eindringliche Mahnung religiöser Duldsamkeit, hat in Thomasius den thätigsten Förderer und Beschützer gefunden. Aber freilich nur im Sinne der Toleranz gegenüber den confessionellen Streitpunkten; eine Aufklärung, die sich gegen die Autorität der Bibel richtete, lag zu keiner Zeit in seinem Sinn. Selbst an dem theoretischen Teufelsglauben hielt der Bekämpfer der praktischen Folgerungen aus diesem Glauben unverrückt fest. Aber seine Ansicht bildete sich mehr und mehr dahin aus, daß das Verständniß und die Erläuterung der Bibel durchaus Sache des Einzelnen sei, und nicht durch Rücksicht auf Tradition oder Confession beschränkt werden dürfe. In den verschiedensten Flugschriften, wie namentlich in der Schrift über das Recht der Fürsten in den Mitteldingen 1692, über

das Recht der Fürsten in theologischen Streitigkeiten 1696, in dem Problema, an haeresis sit crimen und de jure principum circa haereticos 1697 predigt Thomasius laut und unaufhörlich, daß in allen Dingen, welche die Seligkeit des Menschen angehen, der einzige Richter das Gewissen des Einzelnen sei. Die Bürgschaft dieses unverlierbaren Menschenrechtes erblickt Thomasius in der unbedingten Oberhoheit des Staates über die Kirche, verlangt aber freilich vom Staat, daß sich dieser nun auch seinerseits lediglich mit der Erhaltung des äußeren Friedens bescheide; denn der Staat habe eben so wenig wie geistliche Ministerien, theologische Facultäten, Synoden oder Concilien, das mindeste Recht, gewaltthätig in die Ueberzeugung und Gesinnung der Menschen einzugreifen oder gar, wie Hobbes gewollt habe, eine zwingende einheitliche Staatskirche zu gründen. In dem Hauptwerk Fundamenta juris naturae et gentium ex sensu communi deducta, in quibus secernuntur principia honesti et justi et decori (1705) erklärt Thomasius aufs Entschiedenste, daß der Staat nur für „bürgerliche Glückseligkeit“ und die „äußeren Dinge“ zu sorgen habe, nicht aber für die Moral oder gar für die „Seligkeit“ seiner Unterthanen. Andererseits aber dürfe auch die Kirche sich nicht irgend welche Befugnisse anmaßen, die zu Consequenzen für die bürgerliche Stellung des Betroffenen führen, die Kirchenzucht, Excommunication. Leider müssen wir jedoch hinzusetzen, daß Thomasius gegen die hergebrachten Machtbefugnisse der Fürsten nicht immer dieselbe zähe Festigkeit und Folgerichtigkeit behauptete wie gegen die der Geistlichkeit. Bedenklich ist es, wenn er dem Geistlichen gegenüber dem Landesherrn, der summus episcopus sei, nicht dieselbe religiöse Stellung zugestehen will, wie gegenüber anderen Gemeindegliedern. Auch thut er den bedenklichen Ausspruch: könne auch ein Fürst einen Ketzer nicht mit weltlicher Strafe belegen, so könne er ihn doch des Landes verweisen, „nicht anders, als wie ein Hausvater seinem Knecht, der ihm nicht ansteht, weil er sich etwa in seinen Humor nicht schicket, den Dienst aufsagen kann“.

Noch eingreifender hat Thomasius auf das deutsche Rechtsleben

eingewirkt. Es war der Sieg der naturrechtlichen, von Grotius und Pufendorf begründeten Schule.

Thomasius' Einfluß auf das deutsche Rechtsleben war um so nachhaltiger, da sein Geist und Einfluß sich lange Jahrzehnte hindurch in der Halleschen Juristenfacultät durch Nachfolger, wie Johann Peter Ludewig, Nettelbladt und Andere, segensreich erhielt und fortpflanzte. Die umgestaltende Thätigkeit Friedrich Wilhelms I., ebenso wie die Verwaltungs- und Rechtsgrundsätze Friedrichs des Großen haben hier ihre Wurzel. Eine kundige Darstellung im „Neuen Allgemeinen Archiv für die Geschichte des preußischen Staats" (Bd. 1, Heft 3) sagt mit vollem Recht: „Sind doch alle bedeutenden preußischen Beamten des vorigen Jahrhunderts in Halle gebildet, und jene charakteristische Richtung auf das Verständige, Nützliche und Zweckmäßige, die sich in der Gesetzgebung und Verwaltung überall abgespiegelt, ist nur die Anwendung des in Halle Eingesogenen. Der Drang auf ein gemeinverständliches deutsches Recht zur Abschneidung aller juristischen Facultäten- und Advocatenkünste, der bald in allen preußischen Beamten wurzelte und sich endlich zu verwirklichen suchte, die ungeheure Ausdehnung der Staatsbevormundung in der ganzen Verwaltung, die Prüfung durch den gesunden Menschenverstand und den gemeinen Nutzen, der alle hergebrachten Verhältnisse allmählich unterworfen wurden, dies ist in Halle entstanden. Die Universität Frankfurt repräsentirt den alten Brandenburgischen Kurstaat, Halle ist das Erzeugniß des neuen Königreichs Preußen; jene hat den märkischen Landesbrauch bis in das achtzehnte Jahrhundert aufrecht erhalten, während aus dieser das sogenannte Naturrecht hervorging, was für die Geschichte unserer Rechtsentwickelung und des Provinzialrechts insbesondere sehr zu beachten ist." Zugleich aber bereicherte Thomasius auch unmittelbar das deutsche Rechtsverfahren mit einigen hochwichtigen Neuerungen und Besserungen. Als Mitglied des Schöppenstuhls in Halle nahm Thomasius an Prozessen und Entscheiden den thätigsten Antheil. Noch wütheten mit furchtbarem Unverstand die grausamsten Hexenverfolgungen. Thomasius selbst theilte anfänglich diese tiefgewurzelten Vorurtheile; aber von

seinem Collegen und früheren Lehrer Stryk auf das Unhaltbare und Abscheuliche dieses entsetzlichen Aberglaubens aufmerksam gemacht, wurde er nicht nur für seine Person in allen Aburtheilungen solcher Fälle behutsamer, sondern er drang fortan auch öffentlich in zahlreichen, mit dem wärmsten Herzblut geschriebenen Schriften, im „Neuen Abriß vom Laster der Zauberei 1703, in der Schrift vom Ursprung und Fortgang des Inquisitionsprocesses gegen die Hexen 1712, und im ersten Band der juristischen Händel 1723“, auf gänzliche Abschaffung oder doch einstweilen auf möglichste Milderung und peinlichste Sorgfalt in Strafe und Urtheil. Endlich wurden die „Malefizgerichte“ in Deutschland abgestellt; 1749 wurde die letzte Hexe in Würzburg verbrannt. Friedrich der Große hat dieses Verdienst mit edler Begeisterung treffend gefeiert, wenn er von Thomasius rühmt, er habe so laut geredet, bis man sich endlich solcher Rechtshändel geschämt habe; seitdem könne das weibliche Geschlecht in Frieden alt werden und sterben. Und noch wüthete bei allen peinlichen Untersuchungen die Folter. Auch hier trat Thomasius fördernd und rettend ein. Allerdings ist es zu viel gesagt, wenn Luden in Thomasius' Lebensbeschreibung und nach ihm Schlosser in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (dritte Auflage, Bd. 1, S. 612) Thomasius als unbedingten und völlig rückhaltslosen Gegner der Folter preisen; schon Biedermann (Deutschland im achtzehnten Jahrhundert, Bd. 2, S. 382) hat darauf hingewiesen, daß Thomasius an seinen Schüler Martin Bernhardi, welcher 1705 in einer öffentlichen Disputation die Folter als eine Schmach christlicher Staaten bezeichnet hatte, einen Brief (Progr. Thomas., S. 576) schrieb, in welchem er es für gefährlich erklärte, nach dem Beispiel der Engländer mit der plötzlichen Beseitigung der Folter vorzuschreiten, bevor nicht noch andere Schäden und Mängel des deutschen Staats- und Rechtswesens beseitigt seien. Aber die Anregung war geschehen, die Nothwendigkeit dieser Forderung war von Thomasius anerkannt und als dringende Aufgabe der Zukunft befürwortet. Bald erhoben sich im Inland und Ausland die Stimmen immer zahlreicher und dringender. Schon am dritten Tage nach

seinem Regierungsantritt schaffte Friedrich der Große die Folter in Preußen ab. Und jedenfalls gebührt Thomasius der Ruhm, auch für diese wichtige Errungenschaft unter den ersten Vorkämpfern gestanden zu haben.

Ihm, dem einst so arg Gelästerten, blieb denn endlich auch die lauteste Anerkennung nicht aus. Im Jahre 1709 wurde er, der aus Leipzig schmählich Vertriebene, unter den glänzendsten Anerbietungen als Ordinarius der Juristenfacultät nach Leipzig zurückberufen. Nachdem er diesen Ruf ausgeschlagen, wurde er königlich preußischer Geheimerrath und 1710, nach Stryk's Tod, Director der Universität Halle, erster Professor und Decan der Juristenfacultät. Sein Alter war thätig und heiter. Er starb am 23. September 1728 als ein Greis von dreiundsiebzig Jahren.

Sollte es nicht eine Art Selbstbekenntniß sein, wenn Thomasius im Jahre 1693 auf dem Titel seiner Uebersetzung von Xenophon's Memorabilien, welche er der französischen Uebersetzung Charpentier's nachgebildet hatte, Sokrates als „das Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophen“ bezeichnete? Thomasius konnte in Wahrheit in Sokrates einen Wahlverwandten seines Geistes, einen Bundesgenossen seiner Bestrebungen erblicken; er theilte mit ihm den Kampf gegen die müßige Sophistik, den steten Aufblick auf das wirkliche und werkthätige Leben, die thatkräftige aufopfernde Menschenliebe. Eine umfassende Wirkung nach allen Seiten seines ausgedehnten Wissens- und Strebensgebietes übte er seit dem Jahre 1700 durch seine Zeitschrift: Observationes selectae ad rem literariam spectantes, zu der er die berühmtesten Gelehrten aus verschiedenen Fächern als Mitarbeiter heranzog. Auch hier der Kampf gegen Vorurtheile aller Art, vor Allem gegen den üblichen verketzernden Vorwurf des „Atheismus“!

Wer mag bestreiten, daß Thomasius auch den Schwächen seines Zeitalters seinen Zoll entrichtete, daß er an wissenschaftlicher Tiefe und Schöpferkraft hinter seinem großen Zeitgenossen Leibniz weit zurückstand? Seine Bücher werden nicht mehr gelesen, selbst die naturrechtlichen nur noch von Quellenforschern. Er kennt auch in

der Wissenschaft keinen anderen Standpunkt als den der handgreiflichsten Nützlichkeit. Seine Staatsansicht führt zu einseitiger Bevormundung von Seiten der Regierenden. Seine Sprache ist steif und unbeholfen. Sein Geschmack ist so niedrig, daß er die Erzeugnisse der zweiten schlesischen Schule als das höchste Erreichbare deutscher Dichtung bewundert. Aber die Nachwelt, die auf seinen Schultern steht, hat ihn ob dieser Schwächen nicht anzuklagen. Weil Thomasius mehr eine handelnde als bloß betrachtende Natur war, ist er für seine nächste Gegenwart nur um so fördernder geworden. Thomasius wirkte sogleich und unmittelbar; Leibniz wirkte erst spät und bedurfte der Vermittlung der Wolff'schen Philosophie, um in die allgemeine Bildung einzugreifen.

Friedrich der Große hat dankbar das unbestochene Zeugniß abgelegt, daß von allen Gelehrten, die Deutschlands Ehre verherrlichten, Thomasius neben Leibniz dem menschlichen Geist die wichtigsten Dienste geleistet habe. Und es war nur die allgemeine Stimmung des gesammten Zeitalters der Aufklärung, wenn Gedicke in der Berlinischen Monatsschrift (Januar 1794, S. 17) sagte: „Thomasius bewirkte nach Luther die zweite höchst nöthige und äußerst glückliche Reformation; er ward ein Wohlthäter seiner Zeit und der Nachkommenschaft. Wir alle verdanken ihm einen großen Theil unserer intellectuellen und moralischen Glückseligkeit, verdanken ihm die Errettung aus den schmählichen Ketten der Vorurtheile und des Aberglaubens. Mögen hunderte seiner dogmatischen Behauptungen jetzt irrig befunden werden, mag sein Geschmack zum Theil unausgebildet, zum Theil falsch heißen, mögen die meisten seiner Schriften jetzt nur noch den Forscher der Literaturgeschichte interessiren; alles dies sind vorübergehende äußere Dinge. Die Tendenz seines Geistes war die richtige, sein kritischer Sinn weckte alle guten Köpfe. Auf diese Weise hatte er bei seinen Lebzeiten gewirkt und so wirkt er noch ununterbrochen bei allen denkenden und freien Deutschen, sollten diese ihn auch als ihren Lehrer mißkennen."

3. Leibniz.

Alle jene philosophischen Regungen, welche durch die Einwirkungen des Auslandes in den ersten Jahrzehnten nach dem westfälischen Frieden zukunftversprechend in Deutschland aufgetaucht waren, gipfelten zuletzt in der glänzenden Erscheinung des großen Leibniz.

Leibniz hat nicht wie Pufendorf und Thomasius nur vereinzelte Fragen des philosophischen Wissens glücklich behandelt; ihm war es drängendes Herzensbedürfniß, vor Allem über Grund und Urquell des Welträthsels selbst nach Antwort zu suchen. Leibniz hat sich eine eigene umfassende philosophische Weltanschauung geschaffen. Er ist dadurch der Vater der deutschen Philosophie geworden. Alle nachfolgenden Bestrebungen der deutschen Aufklärungskämpfe sind fast insgesammt von Leibniz hervorgerufen oder doch durch ihn bedingt; sei es, daß sie sich an ihn anlehnen und seine Goldbarren in handliche Münze umprägen, oder daß sie die erkannten Mängel desselben fortbilden und zu ihm in bewußten Gegensatz treten.

Leibniz hat sein philosophisches Denken nicht nach einem bestimmten Vorbilde gerichtet; er ist seinen eigenen Weg gegangen. Will man dennoch nach dem Verhältniß zu seinen Vorgängern fragen, so wären ehestens Baco und Carteſius zu nennen, deren mechanische Erklärungsweise ihm anfänglich imponirte; aber wie weit ist er über diese hinausgegangen, wie tiefsinnig und geistreich hat er ihre Anschauungen umgebildet, nach Maßgabe der inzwischen fortgeschrittenen Naturforschung und der eigenen religiösen Grundstimmung!

Gottfried Wilhelm Leibniz war am 21. Juni 1646 zu Leipzig geboren, als Sohn eines Leipziger Professors der Moralphilosophie. Die Anfänge seiner philosophischen Studien fallen bereits in die Knabenjahre. Er war noch Kind, als er Aristoteles kennen lernte. Auf der Schule las er, wie er selbst erzählt, die alten Scholastiker und die trockenen Spitzfindigkeiten eines Suarez mit derselben Lust

und Leichtigkeit, wie man Romane lieſt. Bald waren Plato und Plotin und die Einwirkungen der neueren Denker hinzugetreten, beſonders Baco, Carteſius, Keppler, Galilei, überdies Cardanus und Campanella. Selbſt im ſpäten Alter pflegte ſich Leibniz gern dieſer ſtillen Bildungskämpfe zu erinnern. In einem Brief an Remond von Montmort ſchreibt Leibniz, wie er damals, ein Jüngling von fünfzehn Jahren, oft in einem Wäldchen bei Leipzig, das Roſenthal genannt, einſam geluſtwandelt ſei, ernſt mit ſich zu Rath gehend, ob er die ſubſtantiellen Formen der alten Philoſophie beibehalten ſolle. Endlich habe die mechaniſche Naturbetrachtung der neueren Forſcher die Oberhand gewonnen. Doch dieſe Hingebung war weder eine rückhaltloſe noch eine dauernde.

Zunächſt waren es wiſſenſchaftliche Gründe, an welchen ſich der offene Widerſtand entzündete.

Carteſius hatte ſeine Naturlehre unter der ausſchließlichen Herrſchaft jener großen mechaniſchen Naturwiſſenſchaft gebildet, deren Höhepunkte die gewaltigen aſtronomiſchen Entdeckungen des letzten Jahrhunderts waren. Seine Naturlehre iſt daher eine lediglich mathematiſche. Die Natur gilt nur als Materie, als Ausdehnung. Die Geſetze der Bewegung waren gefunden, aber die Bewegung ſelbſt war nicht in ihrer inneren Nothwendigkeit begriffen. Und über dem Mechanismus der Bewegung war überdies die Anſchauung des organiſchen Lebens verloren. Der ſelbſtbewußte Geiſt und die todte Materie waren in dieſer Philoſophie nach ihrer ganzen Art und Weſenheit noch durchaus verſchieden, ſcharf gegenſätzlich, durch eine unüberſpringbare Kluft getrennt. In den Thieren wird jegliche Vorſtufe ſeeliſchen Lebens geleugnet, ſie erſcheinen als automatiſche Maſchinen; das Vorhandenſein des Geiſtes im Menſchen iſt ein unerklärtes Wunder, in der Naturentwicklung plötzlich hervorbrechend, von allen anderen Erſcheinungen völlig unabhängig, ſelbſt mit dem menſchlichen Körper, in welchem er wohnt und lebt, ohne alle innere Verbindung und Wechſelwirkung. Nun aber war die Betrachtung der organiſchen Natur, welche fortan die Wiſſenſchaft der nächſten Jahrhunderte vorwiegend beſchäftigen ſollte, ſoeben durch Leuwen-

hoeks, Malpighi und Swammerdam erfolgreich wieder aufgenommen und fortgebildet. Von den verschiedensten Seiten bethätigte sich das Verlangen, auch philosophisch dem organischen Leben gerecht zu werden. Henry More, Pierre Poiret, Cudworth, Glisson suchen, zum Theil auf mystischem Wege, nach einer lebendigen und selbstthätigen Naturkraft. Und Leibniz, welcher von sich rühmen konnte, daß er nicht lerne, ohne sogleich dabei selbstschöpferisch und erfindend zu werden, hätte sich diesen brennenden Fragen entziehen können? Wie jene Mitstrebenden suchte er nach tieferer Erklärung der Bewegung und des organischen Lebens; und er übertraf sie an Kühnheit und Folgerichtigkeit. Von Anfang an gähren rastlos diese Fragen in seinem Innern. Sie treten bereits 1669 in der Epistel an Jacob Thomasius auf, obgleich er sich noch als Cartesianer bekennt, und ebenso in der Abhandlung über den Styl des Nizolius; durchgebildeter dann in den Arbeiten über die Bewegungen (motus) und die Lebensäußerungen (actiones) der Körper 1686 und 1695.

Und zu diesen wissenschaftlichen Bedenken gegen die herrschende Philosophie traten mit nicht minderem Nachdruck religiöse.

Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters war Leibniz von einer frommen und gottesfürchtigen Mutter erzogen worden. Seine ersten noch auf der Universität verfaßten Schriften, wie z. B. 1664 das Specimen Difficultatis in Jure sind durchhaucht von dem Geist innigster Gläubigkeit. Diese Jugendeindrücke sind in Leibniz immer wach geblieben; noch im Jahre 1684 dichtete er ein tiefempfundenes Charfreitagslied, das in jedem evangelischen Gesangbuch mit Ehren seinen Platz verdient. Der rege Verkehr mit Johann Christian von Boineburg, dem geistvollen Staatsmann des Kurfürstenthums Mainz, und mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, welche, an den Zerrüttungen der protestantischen Kirche verzweifelnd, zum Katholicismus zurückgekehrt waren, lenkte sein Denken auf die religiösen Zustände nur um so tiefer. Leibniz war seiner eigenster Natur nach zu philosophisch, als daß er je die unveräußerlichen Rechte der forschenden Vernunft hätte aufgeben mögen; in Religionssachen auf die Vernunft verzichten, war, wie er an den

Landgrafen Ernst schreibt, in seinen Augen nur ein Zeichen starrköpfiger Schwärmerei oder selbstsüchtiger Scheinheiligkeit. Wie Leibniz daher trotz aller wiederholter Aufforderung niemals Katholik werden mochte, so anerkannte er auch in der evangelischen Kirche die bloß äußere Glaubenssatzung nicht; Boineburg bezeichnete ihn (Commercium epistolicum herausgeg. von Gruber, Bd. 2, S. 1287) als in Religionssachen durchaus selbständig, in religione suae spontis. Andererseits aber schreckte sein Gefühl zurück vor den religionsgefährlichen Folgerungen, welche mit Nothwendigkeit aus der mechanischen Naturerklärung entsprangen und welche ringsum sich mit bedrohlicher Schnelligkeit verbreiteten. In einem noch ungedruckten Brief an den Herzog Johann Friedrich von Hannover, vom 26. März 1673, aus Paris, welchen C. L. Grotefend in dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel zwischen Leibniz und Arnauld (Hannover 1846) in der Vorrede auszüglich mitgetheilt hat, schreibt Leibniz über Arnauld, den berühmten Philosophen des Port-Royal: „Herr Arnauld ist ein Mann von den tiefsten und gründlichsten Gedanken, die ein wahrer Philosophus haben kann; sein Zweck ist nicht nur, ein Religionslicht in den Gemüthern anzuzünden, sondern auch die durch Passion in den Menschen verdunkelte Flamme der Vernunft wiederzuerwecken, nicht allein Ketzer, sondern auch, welches anjetzo die größte Ketzerei ist, Ruchlose und Atheisten zu bekehren, nicht nur Widersinnige zu überstreiten, sondern auch die Sinnigen zu verbessern.“ Dieses Lob, das Leibniz hier einem Anderen ertheilt, ist das Ziel seiner eigenen Bestrebungen. Bereits in seinen ersten philosophischen Schriften, die doch noch vorwiegend in Cartesius wurzeln, eifert er nicht bloß gegen jegliche Freigeisterei mit eindringlichster Heftigkeit, sondern er sucht auch die kirchlichen Lehren selbst durch wissenschaftliche Beweisgründe vor aller Anfechtung sicherzustellen. Er schreibt die Confessio Naturae contra Atheistas 1668, die Defensio trinitatis per nova reperta logica oder Responsio ad objectiones Wissowatii contra Trinitatem et Incarnationem Dei altissimi 1669, die Remarques sur la perception réelle et substantielle du corps et du sang de notre Seigneur 1670,

die Demonstratio possibilitatis Eucharistiae 1671. Er rühmt sich mit Stolz in der Abhandlung über die Theoria motus abstracti 1670, daß er, wie kaum irgend ein Anderer, mit allen Kräften sich der Aufgabe befleißigt habe, die heiligen Glaubensgeheimnisse zu bewahrheiten; cui negotio (confirmandorum fidei mysteriorum) ego si quis unquam summa animi contentione incubui. Und in gleichem Sinne schreibt er um diese Zeit an Arnauld, daß er sein irdisches Leben anwende, sich des zukünftigen zu versichern, und daß diese Sorge um seine Seele die vornehmste Ursache seines Philosophirens sei. An dieser Zweckbestimmung der Philosophie hat Leibniz sein ganzes Leben hindurch festgehalten. In seinem reifsten philosophischen Werke, in den Nouveaux essais sur l'entendement humain 1704, fordert er die Ausrottung der Freigeisterei und des Unglaubens dringender als je zuvor. Die höchst merkwürdigen Worte lauten: „Wenn die Billigkeit erheischt, daß man die Personen schont, so erheischt doch die Frömmigkeit, daß man die Gefährlichkeit der Lehren zeigt; und gefährlich sind jene Lehren, welche gegen die Vorsehung eines allwissenden und allgerechten Gottes und gegen die persönliche Unsterblichkeit der Seele ankämpfen, um von anderen der Sitte und der Gesellschaft verderblichen Meinungen gar nicht zu sprechen. Ich weiß, daß es treffliche und wohlgesinnte Menschen giebt, welche diesen Lehren wenig Einfluß auf das Leben zuschreiben, und ich weiß auch, daß in der That in Menschen von ausgezeichnetem Naturell solche Irrthümer nicht in üble Folgen ausschlagen; man muß sagen, daß Epikur und Spinoza einen durchaus musterhaften Wandel geführt haben. Aber anders ist es bei den Schülern und Nachahmern. Indem sie sich der lästigen Furcht vor einer überwachenden Vorsehung und strafenden Vergeltung überhoben wähnen, lockern sie nicht bloß ihren eigenen bösen Leidenschaften die Zügel, sondern verführen und verderben auch Andere; und sind sie ehrgeizig und hartherzig, so sind sie im Stande, zu ihrem Vergnügen und Vortheil die Welt an allen vier Ecken anzuzünden, wie ich selbst Leute dieser Art gekannt habe. Ich finde sogar, daß diese Meinungen, wie sie sich jetzt auch bei den

Großen, von denen die Staatsgeschäfte abhängen, durch modische Bücher einschmeicheln, alle Dinge für einen allgemeinen Umsturz vorbereiten, von welchem Europa bedroht ist, und daß sie vollends zerstören, was in der Welt noch übrig ist von jenen edelmüthigen Gefühlen der alten Griechen und Römer, welche die Liebe zum Vaterlande und zur öffentlichen Wohlfahrt und die Sorge für die Nachwelt über ihr eigenes Glück und selbst über ihr Leben stellten."

Betrachten wir diese naturwissenschaftlichen und religiösen Beweggründe, welche für Leibniz in der Bildung seiner philosophischen Weltanschauung maßgebend wurden, so ist leicht zu ersehen, daß ihr metaphysischer Kern der entschiedenste Idealismus und ihr letzter Endzweck die ebenso entschiedene Versöhnung zwischen Glauben und Wissen sein mußte.

Leibniz selbst hat in dem Système nouveau de la Nature et de la Communication des Substances (Journal des Sçavans 1695) die Entstehungsgeschichte seiner Metaphysik geschildert. Er sagt: „Ich war im Lande der Scholastik heimisch geworden, bevor mich, den damals noch sehr Jugendlichen, die Mathematik und die neueren Philosophen von ihr abzogen. Die schöne Art, die Natur mechanisch zu erklären, entzückte mich und ich verachtete mit Recht die Unsitte Derer, welche unverständliche Formen und Begriffe anwendeten, aus denen nichts zu lernen war. Aber nachdem ich versucht hatte, die Grundsätze der Mechanik zu erweitern und mir über die Naturgesetze Rechenschaft zu geben, gewahrte ich bald, daß die ausschließliche Betrachtung der bloß ausgedehnten Masse nicht genüge und daß man den Begriff der Kraft herbeiziehen müsse, der zwar aus der Metaphysik stammt, aber doch allgemein verständlich ist. Es schien mir auch, als sei die Ansicht Derer, welche die Thiere lediglich zu Maschinen herabsetzen, gegen alle Wahrscheinlichkeit, ja selbst gegen die Ordnung der Natur. Als ich mich zuerst vom Joch der Aristotelischen Philosophie befreit hatte, hatte ich die Lehre vom leeren Raum und von den Atomen angenommen, denn diese befriedigte meine Einbildungskraft am meisten; aber ich stand von derselben ab, als ich einsah, daß es unmöglich sei, in der Materie

allein die Grundursachen der inneren Einheit zu finden; denn bei dieser Annahme ist das All nichts als eine todte und zufällige Anhäufung und Zusammenwürfelung unendlicher Stoffttheile. So sah ich mich genöthigt, den Begriff belebter und formbildender Atome (atome formel) und die „formes substantielles“, die jetzt so verschrieenen, wieder zurückzurufen; jedoch in faßlicher und jeden Mißbrauch ausschließender Weise. Ich fand, daß ihre Natur in der Kraft bestehe und daß hieraus etwas folge, das mit Empfindung und Streben verwandt sei. Diese Kräfte sind mit dem Begriff, welchen wir von der Seele haben, vergleichbar; aber ich habe diese Bezeichnung als Seele vermieden, weil man dieselbe nicht auf niedere Naturstufen übertragen darf. Aristoteles nannte diese Kräfte erste Entelechien; ich nenne sie, vielleicht deutlicher, ursprüngliche Kräfte (forces primitives). Sie tragen nicht bloß Sein in sich, sondern wesentlich auch angeborene Thätigkeit (l'activité originale).“

Aus diesen lebendig wirkenden atomistischen Kräften baut sich die gesammte Welt auf. Leibniz hat sie später Monaden genannt. Jede Monade ist ausschließlich auf sich selbst bezogen; aber eine jede ist der Spiegel der Unendlichkeit und trägt die ganze Unendlichkeit im Keim in sich. In Allem ist Alles. Materie im gewöhnlichen Sinne, Unlebendiges und Unbeseeltes ist nicht; Alles ist beseelt und lebendig, ein Zusammen unendlicher Monaden. Die Gradunterschiede und die Stufenreihen der Naturentwicklung bestimmen sich, jenachdem die Monaden dunklere oder deutlichere Vorstellungen haben. Die Uebereinstimmung aller Monaden und insbesondere auch die Uebereinstimmung und der Parallelismus von Leib und Seele wird von der von Gott vorausbestimmten Weltordnung oder, wie sich Leibniz ausdrückt, von der prästabilirten Harmonie bedingt und aufrecht erhalten. Von Anfang an ist eine jede Monade so eingerichtet, daß sie zufolge ihres innewohnenden, zugleich mit ihrem Dasein empfangenen Gesetzes beständig mit der anderen dergestalt übereinstimmt, als sei zwischen beiden eine thatsächliche wechselseitige Einwirkung oder als werde sie von Gott selbst unablässig geleitet. Leibniz vergleicht diese vorausbestimmte Harmonie der Monaden

gern mit zwei Uhren, welche ein Künstler so genau geregelt hat, daß sie fortwährend dieselbe Zeit anzeigen, ohne doch aufeinander einzuwirken oder miteinander verbunden zu sein.

Trotz der zahlreichen, je nach den verschiedenen Anlässen sehr verschiedenartig gehaltenen Darstellungen, welche Leibniz von seiner Philosophie gegeben hat, sind diese Grundzüge doch durchaus unverändert geblieben. Der erste ausgeführtere Entwurf ist jener Discours de la Métaphysique, welcher von G. L. Grotefend im Briefwechsel zwischen Arnauld und Leibniz (S. 154 ff.) veröffentlicht wurde; die Abfassung fällt, wie aus einem Brief an den Landgrafen Ernst vom 1. Februar 1686 erhellt, wahrscheinlich in die letzten Wochen des Jahres 1685. Wir heben nur das Wichtigste hervor, wenn wir als weitere Darstellungen nennen: Das Système nouveau de la Nature et de la Communication des substances 1695, die Nouveaux Essais sur l'entendement humain 1704, den Essai de Théodicée 1710, endlich die für Eugen von Savoyen verfaßte Darstellung der Monadenlehre 1714. Mit Ausnahme der Theodicee wurden diese Schriften sämmtlich erst nach Leibniz' Tode veröffentlicht. Mit jeder wiederholten Durcharbeitung wird der Ausdruck bestimmter und treffender. Es wird merkwürdigerweise niemals hervorgehoben, daß selbst jene berühmten Schlagwörter von der prästabilirten Harmonie und den Monaden, welche man jetzt immer im Munde führt, wenn von Leibniz die Rede ist, nur nach langem Suchen gefunden, letzteres vermuthlich von Giordano Bruno übernommen wurde. „Harmonie préétablie" taucht zuerst 1696 im Eclaircissement du Nouveau Système (Erdmann, S. 132) auf, und zunächst noch mit dem schüchternen Zusatz, s'il m'est permis d'employer ce mot; „Monade", zuerst 1697 in der Epistel an Fardella (Erdmann, S. 145) und 1698 in der Abhandlung De ipsa natura (ebendas. S. 157). Bis dahin hatte Leibniz für die Monade den alten scholastischen Ausdruck der Substanz und für die prästabilirte Harmonie die schwankende Bezeichnung als Accord mutuel oder Communication und Concomitance des Substances.

Sagt Herder in der Adraſtea, Leibniz ſei in der Metaphyſik Dichter geweſen, er habe eine göttlich künſtliche Welt erſonnen, mit welcher er den Schwierigkeiten des Carteſianismus, Spinozismus und Epikureismus zu entkommen ſuchte, ſo hat er im Grunde genommen nur die Meinung ausgeſprochen, welche Leibniz von ſeiner Philoſophie ſelbſt hatte. Auch Leibniz hat ſeine Philoſophie immer nur als Hypotheſe bezeichnet; aber freilich als die einzig wahre und vernunftgemäße, deren Wirklichkeit er bewieſen zu haben glaubte, indem er ihre Möglichkeit und Brauchbarkeit nachwies. Er rühmt an derſelben, daß ſie, wie keine andere, eine wunderbare Idee von der Harmonie des Univerſums und von der Vollendung der göttlichen Werke gebe, und daß ſie namentlich die Erhabenheit des Menſchengeiſtes aufs glänzendſte zeige. Indem in ihr jedes Weſen für ſich, unabhängig, das Univerſum ſpiegelnd, ſchlechthin vollendet wie das Univerſum ſelbſt ſei, ſei ſie die ſicherſte Bürgſchaft der menſchlichen Freiheit und Unſterblichkeit.

Leibniz war ſich bewußt, daß die geſchichtliche Bedeutung ſeiner Philoſophie hauptſächlich in der Wiederherſtellung des Idealismus liege. Schon im Jahre 1671 ſchreibt er an Arnauld (Briefwechſel S. 141), ſein Philoſophiren über Entſtehung und Geſetz der Bewegung habe ſich ihm unverſehens zur scientia de mente, d. h. zur Geiſtesphiloſophie geſtaltet; und ganz denſelben Ausdruck wiederholt er einige Jahre ſpäter (Deutſche Schriften Bd. 1, S. 282) in einem Brief an den Herzog Johann Friedrich von Hannover. Leibniz vergleicht ſich daher gern mit Plato. Im Discours de la Métaphysique und in einem Brief an Bayle (Erdm. S. 106) führt er mit unmittelbarer Bezugnahme auf eine Stelle im Platoniſchen Phädo aus, daß er gegen ſeine materialiſtiſchen Vorgänger genau dieſelbe Stellung einnehme wie Plato gegen Anaxagoras und die griechiſchen Naturphiloſophen; und dieſe Hinweiſung iſt um ſo ſchlagender, da Leibniz in der That, ganz wie Plato, in die mechaniſche Naturauffaſſung die Lehre von den angeborenen Ideen, aus welchen die menſchliche Erkenntniß entſpringe, und die Lehre von den Zweckbegriffen, nach welcher die Welt geordnet und verwaltet

sei, brachte. Wie Leibniz als Jüngling in seinen Bemerkungen über Nizolius den Platonischen Parmenides und Timäus lobend der neueren Naturlehre gegenüberstellt, so sagt er 1715, kurz vor seinem Tode, in einem Briefe an Remond von Montmort (Erdm. S. 725), wolle man Plato in ein System zusammenziehen, so werde man deutlich gewahren, wie sehr er selbst demselben sich nähere. In einem Briefe an Bayle (Erdm. S. 186) gefällt sich Leibniz in dem Gedanken, durch seine Monadenlehre Epikur und Plato, den größten Realisten und den größten Idealisten, in sich vereinigt zu haben; in der Vorrede zu den Nouveaux Essais und in dem Briefe an Hansch (ebend S. 446) bezeichnet er sein Verhältniß zu Locke als das Verhältniß Plato's zu Aristoteles.

Es ist auffallend, daß diese innere Verwandtschaft der Leibniz'schen Anschauung und des Platonismus meist so wenig betont wird. Gleich der Platonischen Idee ist auch die Leibniz'sche Monade rein für sich, untheilbar, unzerstörbar, dem Auge unerfaßbar, nichts von außen aufnehmend und ebensowenig nach außen wirkend; der Unterschied ist nur, daß bei Leibniz der Begriff der Kraft und der Selbstthätigkeit schärfer hervortritt. Und ebenso hängt die Lehre von der prästabilirten Harmonie, nach welcher bei Leibniz die unter allen möglichen Welten beste Welt gewählt worden, aufs genaueste zusammen mit der Platonischen Lehre von der Weltseele, welche, wie im Timäus auseinandergesetzt wird, Gott, als er die Welt aufs beste einrichten wollte, der Welt als eingeborene Vernunft einpflanzte. Ja, die Aehnlichkeit zwischen Plato und Leibniz erstreckt sich bis auf die gemeinsamen Schwächen. Wie Plato das Hervorgehen der sinnlichen Stoffwelt aus der Idee nicht nachzuweisen vermag, so weiß auch Leibniz, was schon die scharfsinnige Königin Sophie Charlotte mehrfach rügte, nicht zu beantworten, wie einfache und ausdehnungslose Substanzen und Kräfte durch ihre Verbindung und Zusammensetzung fortan ausgedehnte, d. h. materielle Körper werden. Man wird sich schwer enthalten können, an eine sehr bewußte Nachbildung des Platonismus bei Leibniz zu denken; um so mehr, da wir wissen, daß Leibniz schon in frühester Jugend Plato und die

Neuplatoniker aufs emsigste las und daß sich noch in seinem Nachlaß lange Auszüge Platonischer Schriften fanden.

Mit der Verwerfung der Monadenlehre ist daher nicht zugleich der Leibniz'sche Grundgedanke verworfen. Das Urtheil stellt sich verschieden, je nachdem der Urtheilende ein Parteigänger oder Gegner des philosophischen Dogmatismus ist. Wie der Kampf zwischen Leibniz und Locke wesentlich der tiefe Gegensatz zwischen Dogmatismus und Empirismus war, so spaltete sich seitdem die gesammte neuere Philosophie in eine dogmatische und empirische. In England hat Leibniz nie viel Eingang gefunden, in Deutschland dagegen wuchs und erstarkte der von Leibniz gelegte Keim ununterbrochen, und erst Kant blieb es vorbehalten, die Philosophie auf die Gesetze des menschlichen Wahrnehmens und Denkens zu begründen.

Die zweite Seite der Leibniz'schen Philosophie, die religions-philosophische, wächst als die krönende Spitze mit innerster Nothwendigkeit aus dieser metaphysischen Grundlage empor. Aber allerdings hat Leibniz zufälligen Stimmungen und Strömungen dabei mehr Einfluß gestattet, als die logische Folgerichtigkeit erlaubte und bedingte.

Oft wird die Streitfrage aufgeworfen, inwieweit die Monadenlehre das Dasein eines persönlichen Gottes erfordere oder ausschließe. Wer Leibniz unmittelbar aus Spinoza ableitet, pflegt den von Leibniz aufgestellten Begriff von der Persönlichkeit Gottes ein gewaltsam aufgepfropftes Reis oder, wie sich schon ein Zeitgenosse ausdrückt, einen Sandsteinkopf auf marmornem Rumpf zu nennen. Und sicherlich ist es richtig, daß, indem jede Monade die Allheit in sich spiegelt und in sich trägt, die Harmonie der Monaden, d. h. die Weltordnung, eine von selbst gegebene naturwüchsige Thatsache oder, um in Leibniz'schen Ausdrücken zu sprechen, nicht blos prästabilirt, sondern auch präformirt ist. Man kann sogar einige, freilich höchst vereinzelte Aeußerungen nachweisen, in denen Leibniz, fast spinozistisch, diese Harmonie geradezu als Gott bezeichnet. Allein Ursprung und Haltung des Leibniz'schen Denkens wurzelt von Hause aus doch zu fest und bewußt in religiösen Stimmungen und Rücksichten, als daß es diesen Gedanken bis in seine letzten Folgerungen

und Forderungen verfolgt hätte. Leibniz ist in seiner Denkweise durchaus theistisch. Die Welt ist nicht bloß Natur, sie ist wesentlich auch Schöpfung. Die Monaden sind zwar die Urheber ihrer Handlungen, aber nicht die Urheber ihres Daseins. Schon im ersten Entwurf der Leibniz'schen Lehre, im Discours de la Métaphysique, ist die Persönlichkeit und die lebendige Wirksamkeit Gottes sowohl Ausgang als Endzweck. Im Jahre 1687 schreibt Leibniz an Bayle (Erdm. S. 106): „Gott ist die letzte Ursache der Dinge und darum ist die Erkenntniß Gottes Grund und Ziel aller Wissenschaft. Es heißt die Philosophie heiligen, wenn man ihre Bäche aus der Quelle der göttlichen Eigenschaften entspringen läßt. Statt die Endursachen und die Betrachtung eines mit Weisheit handelnden höchsten Wesens auszuschließen, muß man vielmehr gerade auf Gott und seine Absichten Alles in der Naturlehre begründen. Ich gebe zu, daß die einzelnen Erscheinungen der Natur mechanisch erklärt werden können und müssen; aber die allgemeinen Grundsätze der Physik und Mechanik hängen von einer selbstherrlichen Vorsehung (intelligence souveraine) ab und können ohne Beziehung auf diese nicht begriffen werden. Es ist auf solche Weise, daß man den Glauben mit der Vernunft versöhnt und daß man Denjenigen genugthut, welche der Philosophie den Vorwurf machen, als entfremde sie uns von Gott, da sie doch, mit diesen Verbesserungen und richtig verstanden, gerade umgekehrt zu Gott hinführt." Ganz in demselben nachdrücklichen Sinn wird der Theismus 1691 in dem kleinen Aufsatz: „Sur la question, si l'existence du corps consiste dans l'étendue" gepredigt. Ja, Leibniz anerkennt die Harmonie und Zweckmäßigkeit der Welt so wenig als in sich selbst ruhend, daß er vielmehr das Vorhandensein derselben gern zu einem neuen Beweis für das Dasein Gottes erhebt. „Es ist klar", sagt er in der Considération sur le principe de la vie, „daß die Uebereinstimmung so vieler Wesen, von denen das eine keinen Einfluß auf das andere hat, nicht denkbar ist ohne eine allgemeine höchste Ursache, von welcher alle abhängen, und welche eine unendliche Macht und Weisheit in sich vereinigen muß, um diese Uebereinstimmung hervorzubringen."

Und Leibniz geht weiter. Er faßt diesen Theismus sogar in der ganz bestimmten Form der christlichen Glaubenslehre, ja der symbolischen Bücher.

Soeben hatte Bayle den folgenschweren Satz von dem unauflöslichen Widerspruch zwischen Glauben und Wissen in die aufgeregten Gemüther geworfen. Leibniz, aufgeschreckt durch diese gefahrvollen Neuerungen, behauptet seinerseits die unbedingte Bestätigung des Glaubens durch das Wissen und wendet alle logische Kraft und Geschicklichkeit an, die Voraussetzungen und Forderungen der Kirche vor dem zweifelnden Verstande zu rechtfertigen und zu bewahrheiten.

Die Einleitung zur Theodicee, mit dem vielsagenden Titel „De la conformité de la foi avec la raison“, bewegt sich im greifbarsten Zirkelschluß. Sie untersucht nicht die Möglichkeit und Wirklichkeit der Offenbarung, sondern setzt diese gläubig voraus. Aus diesem Vordersatz folgt sodann, daß Vernunftwahrheit und Glaubenswahrheit als Gaben desselben Gottes sich nicht widersprechen können, daß aber das unmittelbar Geoffenbarte mehr enthalte und mehr enthalten müsse als das durch die Vernunft Erkennbare. Damit kommt die althergebrachte Unterscheidung zwischen Uebervernünftigem und Widervernünftigem, welche Bayle so hart bekämpft hatte, wieder zu unversehrter Geltung. Unterscheide ich aber zwischen Uebervernünftig und Widervernünftig, so brauche ich, um die Glaubenswahrheiten anzuerkennen, dieselben nicht aus Vernunftgründen abzuleiten, sondern nur zu beweisen, daß sie der Vernunft nicht widersprechen. Ich brauche sie nicht zu begreifen, ich brauche nur deren Möglichkeit zu erklären. Und in der Erklärung dieser Möglichkeit hat Leibniz in der That das Unglaublichste geleistet. Wir bezeichnen seine Stellung am treffendsten mit den Worten, welche er 1673 an Herzog Johann Friedrich (Deutsche Schriften, Bd. 1, S. 282) schrieb: „In Theologia revelata übernehme ich mich zu demonstriren, nicht zwar veritatem, denn diese fleußt a revelatione, sondern possibilitatem mysteriorum contra insultationes infidelium et atheorum, dadurch sie von allen contradictionibus vindicirt werden, nämlich

possibilitatem trinitatis, incarnationis, eucharistiae.“ Seine theologischen Jugendschriften und seine Abwehr Toland's sind die Erfüllung dieses Versprechens. In der Theodicee, welcher er im sechszehnten Brief an Hansch die Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern als höchstes Lob anrechnet, werden die rohsten Lehren, z. B. das persönliche Dasein des Teufels mit vermeintlicher Wissenschaftlichkeit begründet.

Wie konnte sich ein so scharfsinniger Denker in so rückhaltslose Vertheidigung der alleräußerlichsten Satzungen verlieren? Zum Theil war es die innere Zwiespältigkeit, welche durch diese ganze gährende Zeit ging; Cartesius wallfahrtete nach Loreto, Newton schrieb eine Erklärung der Offenbarung Johannis. Zum Theil sah Leibniz, gleich seinem Vorbild Plato, in den Vorstellungen der Volksreligion ahnungsvoll aufdämmernde, nach klarer Gestaltung ringende Verhüllungen tieferer Wahrheit, welche in begriffsmäßige Gedanken zu verwandeln Aufgabe des Philosophen sei. Er, der am Schluß seiner Abhandlung: „De vera methodo philosophiae et theologiae“ für sich die Anerkennung verlangt, daß seine Lehre auf die Erweckung der Frömmigkeit, auf die Ruhe der Seele und auf den Frieden der Kirche den wohlthätigsten Einfluß übe, glaubte die alten Glaubenssatzungen ganz aus demselben Gefühl neu begründen und verbreiten zu müssen, aus welchem auch Plato in der Republik die alten Mythen als „für die Erziehung der Staatsbürger unentbehrlich“ aufs wärmste befürwortet hatte. In diesem Sinn sagt Leibniz in einem Brief an den Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels vom 12. April 1686 (Briefwechsel mit Arnauld S. 11), daß er noch immer gefunden habe, wie die ältesten und allgemeinverbreitetsten Meinungen auch immer die richtigsten seien. Besonders diese Richtung hat auch Lessing im Auge, wenn er hervorhebt, daß Leibniz zwar nie Rücksicht auf angenommene Meinungen genommen, aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite und in einem gewissen Sinn wahr sei, doch oft die Gefälligkeit gehabt habe, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite und diesen ge-

wissen Verstand begreiflich zu machen; Leibniz habe aus Kiesel Feuer geschlagen, aber er habe sein Feuer nicht in Kiesel verborgen. Zum großen Theil aber ist Leibniz trotzalledem nicht von rein weltlichen und augendienerischen Anbequemungen und Zugeständnissen freizusprechen. Freilich war es eine unbesonnene Uebertreibung, wenn der Tübinger Kanzler Pfaff, wie er in der dritten Abtheilung seiner Dissertationes Anti-Baylianae erzählt, von Leibniz um sein Urtheil über die Theodicee befragt, sie nur ein geistreiches Spiel nannte, wohl geeignet, Denen, die nicht hoch sehen, Staub in die Augen zu streuen. Wer die Theodicee eine Lüge nennt, stempelt die gesammte Leibniz'sche Philosophie zu Heuchelei und Lüge. Die Theodicee ist in ihren Grundgedanken so wenig ein bloß beiläufiges oder, wie man oft meint, nur exoterisches Werk, daß sie vielmehr schon im ersten Entwurf des Systems, im Discours de la Métaphysique, vollständig vorgebildet vorliegt. Wenn daher Leibniz in einem Brief vom 2. Mai 1716 auf diesen Angriff antwortet: „Es ist ganz so mit meiner Theodicee, Hochwürdigster, wie Du schreibst; Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen und ich wundere mich, daß bisher Niemand dieses mein Spiel gemerkt hat", so ist die ironische Wendung ganz unverkennbar. Aber Pfaff hat später sein Urtheil näher bestimmt. In den Actis Eruditorum (1728, S. 125 ff.) behauptet er nur, daß Leibniz in der Theodicee verschiedene Lehrsätze unserer Religion öffentlich vertheidigt habe, über welche er insgeheim lachte und die Nase rümpfte, wie z. B. das Dogma von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl. Pfaff setzt hinzu: „Es kennen den Sinn des Hofmannes und Philosophen und seine religiösen Meinungen Diejenigen, welchen das Glück zu Theil geworden ist, ihn ganz zu kennen (Norunt mentem viri aulici et philosophi ipsiusque circa religionem sententias, quibus virum penitus nosse contigit). Und in dieser Einschränkung unterliegt die Aussage des durchaus glaubwürdigen und mit Leibniz befreundeten Mannes keinem Verdacht der Fälschung. Hat er doch auch kein Bedenken getragen, dem Jesuiten Des Bosses die Vereinbarkeit der Monadologie mit der römischen Transsubstan-

tiation zu demonstriren! Auch Thomasius hat niemals für Leibniz ein volles Herz fassen können. Es ist nur allzu wahr, daß Leibniz an geeigneter Stelle sich gern dieser seiner blendenden Virtuosenkunststückchen zu rühmen pflegte. In jenem bereits erwähnten Brief an den Herzog Johann Friedrich schließt er die Darlegung seiner Rechtgläubigkeit mit der handgreiflichen Nutzanwendung, daß „an solchen Dingen allen gewissenhaften Menschen, sonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menschen Wohlfahrt zu verantworten, höchlich gelegen sein müsse". Und ähnlichen Inhalts ist die von E. Rößler in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie veröffentlichte Eingabe, welche Leibniz im Januar 1713 bei der Bewerbung um eine Anstellung an Kaiser Karl VI. richtete.

Es ist für die Geschichte der deutschen Aufklärung sehr bezeichnend, daß diese moderne Scholastik zunächst wenig Bedeutung gewann. Die Gläubigen mochten Leibniz nicht als den Ihrigen anerkennen; er stützte sich trotz aller behaupteten Uebereinstimmung von Vernunft und Offenbarung doch auf die Philosophie, nicht auf die Bibel; er wollte nicht harmlos glauben, sondern beweisen. Das Volk in Hannover nannte ihn Löwenix, d. h. Glaubenichts; und als er am 14. November 1716 starb, folgte kein Geistlicher seinem Sarge. Dagegen verehrten die Vorkämpfer der Geistesfreiheit mit Recht in Leibniz einen ihrer Ahnherren; denn war sein Denken auch noch nicht selbst die freie Wissenschaft, so hatte es doch die freie Wissenschaft zur nothwendigen Folge. Und von seinen Schwächen ließen sie sich glücklicherweise nicht beirren. Es war durchaus im Sinn des Rationalismus gesprochen, als Herder, selbst ein Theolog, in der Adrastea dem Andenken des großen Denkers nachrief, daß man die scharfsinnigen Discussionen desselben über die Geheimnisse von der Dreieinigkeit, Gegenwart im Abendmahl, Erbsünde, Gnade, Ewigkeit der Höllenstrafe, zwar mit der größten Bewunderung seines Scharfsinns lese, aber auch mit der prüfenden Frage, wohin man auf diesen Spaziergängen disputirender Vernunft denn gelange und was man mit solchen Rapieren erfechte. Thatsächlich läßt sich nicht läugnen, daß diese Seite seiner Philosophie auch

schlimme Wirkungen erzeugt hat. Die Teleologie in der naturwissenschaftlichen Betrachtung hat in Leibniz eine starke Stütze gewonnen; die Verwendung der Philosophie zu theologischen Schulzwecken hat bis auf Hegel und Schelling nur allzuviel Nachahmer gefunden. Das Beste der Leibniz'schen Metaphysik hat dagegen in Herbart und Lotze fortgewirkt.

Indeß Leibniz war nicht ausschließlich Metaphysiker.

Wir kennen nur einen kleinen Theil seiner weitgreifenden Wirksamkeit, wenn wir ihn nur als Philosophen kennen.

Das Große an Leibniz ist, daß er den Begriff und die Aufgabe der Wissenschaft und Bildung im weitesten Sinn erfaßte und damit dem emporstrebenden deutschen Geiste Ziele vor Augen stellte, welche seitdem nie wieder verloren wurden.

Von Jugend auf hatte sich Leibniz, wie der herrschenden Schulphilosophie, so auch der todten Polyhistorie der herrschenden Schulgelehrsamkeit entfremdet gefühlt. Die rechts- und staatswissenschaftlichen Studien, welche mit seinen ersten philosophischen Studien in fruchtbarster Wechselwirkung Hand in Hand gingen, hatten in ihm die Lust geweckt, auch am großen öffentlichen Leben selbstthätig theilzunehmen. Als ihm am Schluß seiner Universitätsjahre 1666 die Aussicht auf eine Professur in Altorf eröffnet wurde, lehnte er dieselbe ab, weil, wie sein eigener Ausdruck lautet, sein Geist sich in durchaus anderer Richtung bewegte. Die nächsten Jahre trugen wesentlich dazu bei, den Blick zu erweitern und ihm die Bedürfnisse des Lebens nicht minder als die Bedürfnisse der Wissenschaft nahezulegen. Er kam in die Gunst Johann Christian von Boineburg's, des vielgeschäftigen Mainzer Staatsmannes, und des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn. In Mainz, wo man weit über die gegebenen Verhältnisse hinaus große Politik trieb, wurde er an der Ausarbeitung der wichtigsten Staatsschriften betheiligt. Verschiedene politische Aufträge, vor Allem der von ihm selbst ausgegangene Plan, die Eroberungssucht Ludwig's XIV. durch einen Feldzug nach Aegypten von Europa auf den Orient zu werfen, führten ihn im Frühjahr 1672 nach Paris.

In Paris verweilte er, einen längeren Abstecher nach London eingerechnet, volle vier Jahre. Dieser Aufenthalt war die entscheidendste Wendung seines Lebens. Der belehrende Verkehr mit den hervorragendsten Männern der Wissenschaft, mit Arnauld, Malebranche, Huygens und Boyle zog ihn in den lebendigsten und erfolgreichsten Wetteifer. Das Anschauen des großen gebildeten kunst- und gewerbfleißigen Lebens und das beschämende Bewußtsein, wie weit die Deutschen von den Engländern und Franzosen nicht bloß an Wissenschaft, sondern auch an allgemeiner Bildung und Regsamkeit übertroffen würden, zeigten ihm täglich und eindringlich, wie eng und untrennbar Leben und Wissenschaft mit einander verbunden seien. Wer mag es dem Hochstrebenden verargen, daß eine Zeitlang der Wunsch in ihm erwachte, den hemmenden Fesseln seines verwilderten und im engsten Pfahlbürgerthum verkümmerten Vaterlandes zu entfliehen und sich für immer in Paris anzusiedeln? Als Leibniz endlich im December 1676 als Hofrath und Bibliothekar des Herzogs Johann Friedrich von Hannover über England und Holland nach Deutschland zurückkehrte, da lebten und wirkten in ihm die großartigsten Pläne sowohl für die Förderung der Wissenschaft selbst, wie für die Einführung derselben in das werkthätige Leben und die allgemeine Bildung.

Bereits vor der Pariser Reise, wahrscheinlich 1669, hatte Leibniz in einem noch ungedruckten Aufsatz: „Ueber die Ursachen, warum Canstadt zur Hauptstadt von Württemberg zu machen“, mit eindringlicher Schärfe hervorgehoben, daß die deutsche Universitätsgelehrsamkeit eine „mönchische“ und „in leeren Gedanken und Grillen“ befangene sei, und hatte darum die Verlegung der Universitäten in die Residenzen angerathen, damit die Studirenden mehr „in der Conversation, unter Leuten und in der Welt“ verkehren möchten. Und zehn Jahre später, nachdem er das größere Leben vieler Menschen und Städte gesehen, 1679, betont er in einem Brief an Hermann Conring, den berühmten Polyhistor, noch bestimmter und ausdrücklicher, daß die Wissenschaft, wie sie jetzt auf deutschen Universitäten betrieben werde, „solchen Geistern, die ihren

eigenen Weg zu nehmen berufen seien, noch das Meiste zu thun übrig lasse, und daß zur Förderung und Kräftigung deutscher Bildung nichts nöthiger sei, als mit Eifer der großen Bewegung Englands und Frankreichs nachzustreben."

Leibniz ist von einer rastlosen Allseitigkeit des Wissens und Handelns, wie eine gleiche Allseitigkeit, selbst Aristoteles nicht ausgenommen, kaum jemals vorhanden gewesen.

Eine vielverzweigte Thätigkeit entwickelte Leibniz als politischer Schriftsteller. Es ist seine unerfreulichste Seite. Leibniz zeigt sich hier durchaus nicht als der selbständige Mann, den Begabung und Ansehen uns erwarten lassen, sondern nur als Diener, weniger des Staates als des Hofes, an den er gewiesen ist.

Onno Klopp hat diese „historisch-politischen und staatswissenschaftlichen Schriften" in fünf stattlichen Bänden (Hannover 1864 bis 1866) herausgegeben.

In Mainz erscheint der junge „Kanzleirevisionsrath" wenig mehr als der geschickte Schriftführer der politischen Gedanken und Pläne Boineburg's. Zuerst (1668) schreibt er eine Reihe von Denkschriften, den Kaiser zu bewegen, dem Kurfürstenthum Mainz die Leitung des gesammten Bücher- und Censurwesens zu übertragen. Dann schreibt er (1669) unter der Maske eines polnischen Adlichen eine besondere Denkschrift, vereint mit den diplomatischen Bemühungen Boineburg's die Bewerbung des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg um die polnische Königskrone zu unterstützen. Und zuletzt schreibt er (1670), ebenfalls unter der unmittelbaren Einwirkung Boineburg's, das berühmte „Bedencken von der Securität des deutschen Reichs", dessen chimärische Absicht es ist, einen Rheinbund zu stiften, der zum Schein gegen Oestreich, in Wahrheit aber gegen die drohende Uebermacht Frankreichs gerichtet sei, und diesen Bund unter die militärische und diplomatische Führung des Kurfürsten von Mainz zu stellen. Die Hinweisung Frankreichs auf Aegypten hängt mit diesem Plan eng zusammen; nur ist zur richtigen Beurtheilung des Thatbestandes nicht zu übersehen, daß das Concilium de castigando per Saxonem Brandenburgico aus dem Herbst 1672

den König von Frankreich mahnt, den Uebermuth des Brandenburgers, der den französischen Ränken unerschrocken entgegentrat, nicht ungestraft zu lassen, damit durch das Beispiel Brandenburgs ebenso wie durch das Beispiel Hollands die Welt erfahre, daß man Frankreich nicht reizen dürfe. Als Leibniz nach dem Tode Boineburg's und des Kurfürsten den Mainzer Dienst verließ, suchte er nach Stellungen in Wien, in Dänemark, in Frankreich. Und als er 1676 eine Anstellung beim Herzog Johann Friedrich von Hannover fand, wurde er sogleich wieder der getreue Diener des Welfenhauses. Der „Caesarinus Fürstenerius“, welcher 1677 erschien, und die anderen Schriftstücke, welche sich um denselben gruppiren, kämpften für die kleinlichste Rangeiferſüchtelei der Fürsten gegen den Vorrang der Kurfürsten, für die Forderung des besonderen Gesandtschaftsrechtes und selbständiger militärischer Sonderbündnisse als unverbrüchlicher Bethätigung der vollen fürstlichen Hoheit, für die dynastische Eigenmacht auf Kosten der Reichseinheit. Leibniz wird für die Verhandlungen um die Erlangung des Hannoverschen Kurhutes verwendet, und, nachdem der Kurhut erlangt ist, muß er eine besondere Streitschrift schreiben, um geschichtlich nachzuweisen, was für ein Unterschied zwischen dem Hannoverschen Reichsbanner und der Württembergschen Sturmfahne ist. Später, als die Erhebung der Prinzessin Sophie Charlotte zur Königin von Preußen Leibniz in Beziehung zu dem Berliner Hofe setzte, feierte er die neu geschaffene Königskrone und verfaßte ausführliche Staatsschriften zu Gunsten der preußischen Ansprüche auf die Oranische Erbschaft und auf die Besitzergreifung von Neufchatel. Und doch in all dieser Zeit zugleich ununterbrochene Fühlungen nach Wien, später Beziehungen nach Rußland. Kein Wunder, daß Leibniz nirgends volles uneingeschränktes Vertrauen genoß! Und doch wäre es ungerecht, ihn zu verurtheilen. Von dem lebhaftesten Streben nach praktischer Wirkung beseelt, fand Leibniz in Deutschland jene traurige Zersplitterung und Verkümmerung, die ein Wirken in großem Stil unmöglich machte. Wenn er nun in Hannover eine Heimath fand, ist es zu verwundern, daß seine praktische Thätigkeit durch die kleinlichen Ziele

der dortigen Machthaber bestimmt wurde? Und wenn er nun doch aus diesen Verhältnissen zu größeren hinausstrebte, ist das nicht begreiflich, ja selbstverständlich?

Staatsmännisches Wirken im Deutschland jener Zeit bietet nichts Erhebendes; erfreulicher ist es, Leibniz' Verdiensten auf wissenschaftlichem Gebiet noch weiter nachzugehen.

In der Geschichte der Mathematik gehört Leibniz für immer unter die epochemachenden Meister durch die Erfindung der Differentialrechnung, wenn diese auch nicht ausschließlich sein Verdienst ist, sondern gleichzeitig von Newton, sowie den Gebrüdern Bernoulli erarbeitet wurde. In Physik, Chemie und Geologie ist er zwar nicht von derselben Schöpferkraft; aber er hat sich Alles angeeignet, was ihm die Kenntniß der Zeit bot, und ahnte Manches tiefsinnig voraus, was spätere Fortschritte bestätigten und fortbildeten. Der Gedanke einer Weltsprache, welche die Grundbegriffe unseres Denkens, sowie die aus ihnen abgeleiteten Begriffe durch ein einheitliches System einfacher und abgeleiteter Ausdrücke bezeichnen sollte, wurde von ihm mit mathematischer Schärfe bestimmt. Sein umfassendes Werk über die deutsche Reichsgeschichte, von dem wir später noch ausführlicher handeln, erweckt gerechte Bewunderung, nicht bloß durch die Weite des geschichtlichen Blicks, sondern ebensosehr durch die strenge Urkundlichkeit.

Und dabei betrachtete Leibniz die Wissenschaft immer im unverwandten Hinblick auf ihre fördernde Bedeutung für die allgemeine Bildung und das werkthätige Leben. Die Wissenschaft war ihm, wie er sich oft ausdrückt, das gemeinsame Besitzthum der Menschheit, das von den Gelehrten, als den Verwaltern desselben, für das allgemeine Beste nutzbar gemacht werden müsse; der Entwurf zu einem beabsichtigten Buch: „Scientia nova generalis pro instauratione et augmentis scientiarum ad publicam felicitatem“ (Erdm. S. 88) macht die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt, die procuranda felicitas, zum Grundgedanken des gesammten encyklopädischen Aufbaues. Es war freilich auch Eitelkeit im Spiel, wenn Leibniz sich unablässig an die Fürsten drängte; aber neben

der Lust an glänzender äußerer Stellung stand in seiner Seele nicht minder lebhaft der Wunsch, durch einen größeren Wirkungskreis auch größeren Raum für seine Kulturbestrebungen zu gewinnen. Es war der Platonische Traum von der Herrschaft der Weisen. Die von E. Rößler in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1856 veröffentlichten Papiere aus dem Jahre 1713 beweisen unzweideutig, welche gewaltigen reformatorischen Gedanken Leibniz mit sich herumtrug. Es sind die lehrreichsten und eingehendsten Vorschläge zur Hebung der gesammten materiellen Verhältnisse, es sind Beurtheilungen einzelner Finanzmaßregeln, Denkschriften über zweckmäßige Besteuerung, über Aenderung der Gemeindeverwaltung, über Aufhebung des Frohndienstes und der Leibeigenschaft; ja seine Betrachtungen erstrecken sich auf Einzelheiten wie auf die Einführung einer neuen Beleuchtung Wiens, auf die Anlegung von Kornmagazinen, auf die Gewinnung neuer Färbestoffe. Es sind die glücklichsten Vorahnungen des von der neueren Volkswirthschaftslehre Erstrebten. In den noch unveröffentlichten Wiener Papieren, auf welche Karl Biedermann im zweiten Bande seines Werkes „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“. Seite 229 hinweist, wird von Leibniz nicht nur die Errichtung von Versicherungsgesellschaften „entweder gegen alle Zufälle oder wenigstens gegen Wasser- und Feuerschäden“, sondern auch die Einsetzung einer besonderen Behörde „zur Aufhilfe der Nahrung“ und „zur Stellung der Armen in Arbeit“ verlangt. Ja, es klingt fast socialistisch, wenn „Werkhäuser“ erbaut werden sollen, mit der scharf ausgesprochenen Fürsorge, daß die Arbeit des Armen nicht dem Kapital des Reichen zum Opfer falle.

In diesem großartigen Begriff, welchen Leibniz von der Wissenschaft und deren befreiender Macht hegte, wurzelt auch seine warme Vorliebe für wissenschaftliche Akademien, und die gemeinnützige Zweckbestimmung, welche er diesen zu geben strebte.

Biedermann berichtet, daß unter den von Emil Rößler in Göttingen und Hannover aufgefundenen Leibniz'schen Handschriften eine höchst merkwürdige Jugendschrift „Societas philadelphica“

ist, welche diese Idee wissenschaftlicher Genossenschaft in ihrer ersten überschwenglichen Form zeigt. Man sieht deutlich und Leibniz selbst bekennt es ausdrücklich, daß Leibniz das großartige Vorbild der Jesuiten im Auge hatte; er träumt von einer über die ganze Welt verbreiteten wissenschaftlichen Ordensverbrüderung, welche auf der Grundlage emsigsten wissenschaftlichen Strebens nicht bloß die Wissenschaft, sondern ebensosehr alle Angelegenheiten des Staates, ja der ganzen Menschheit an sich zu ziehen habe. Sie sollte mit ihren Mitgliedern alle Aemter besetzen, Handel, Gewerbe und Erziehung leiten, Colonien gründen und Besitzungen in anderen Welttheilen erwerben; und die Verwirklichung dieser Gesellschaft innerhalb des Bestehenden sollte dadurch ermöglicht werden, daß die Mitglieder unentgeltlich einflußreiche Staatsämter übernehmen, dafür aber von den Regierungen lohnende Privilegien auf Erfindungen und neue Gewerbszweige sowie Befreiung von Handelsabgaben erhalten. Später hat Leibniz diese ausschweifenden Pläne beschränkt; aber das Wesentliche derselben übertrug er nunmehr auf die Akademien, für deren Gründung er sich lebhaft interessirte. Den entschiedensten Erfolg hatte er hierbei in Berlin, wo die „Societät der Wissenschaften“ am 11. Juni des Jahres 1700 ins Leben trat und er zu ihrem Präsidenten ernannt wurde. Noch heute ist die pietätvolle Verehrung, welche Leibniz dort unverrückt gezollt wird, eines der werthvollsten Erinnerungszeichen an den großen deutschen Gelehrten. Ohne unmittelbare Wirkung blieben Leibniz' Versuche, in Dresden und Wien ähnliche Institute zu begründen. Dagegen überzeugte er Peter den Großen, mit dem er mehrmals persönlich zusammentraf, von den Vortheilen einer solchen zugleich wissenschaftlichen und praktisch-fruchtbaren Anstalt, die dann bald nach dem Tode des Kaisers in Petersburg wirklich eröffnet wurde. Leibniz betrachtete die Akademie als eine „gemeinsame Werkstatt, wo mit gemeinsamer Hand an der Wissenschaft gearbeitet werde, weil zu deren fernerem Anwachs Gesellschaften besser dienten als einzelne Menschen“; und er suchte darum auf jede Weise, namentlich auch durch Vermittlung der Fürsten, das feste Zusammenwirken und den

regen Wechselverkehr der einzelnen Akademien zu fördern, da sie „gleichsam doch nur verschiedene Collegien jener universalen Gesellschaft der Gelehrten seien, welche durch die innere Einheit der Wissenschaft geboten, aber für die Gegenwart ohne höhere Autorität doch nicht erreichbar wäre“. Es ist unzweifelhaft, daß jene echt philosophische Idee von der Erfindbarkeit einer allgemeinen Zeichensprache, in welcher sich alle Völker algebraisch unter einander verständigen könnten, obgleich zunächst aus der logischen Schärfe und mathematischen Unsinnlichkeit seines Denkens hervorgegangen, durch dieses Streben nach geregelter Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Forschung in Leibniz wesentlich unterhalten und genährt wurde. Andererseits sollten aber diese Akademien zugleich erziehend in der weitesten Bedeutung sein. Leibniz sagt in einer Denkschrift über die Errichtung der Berliner Akademie: „Solche churfürstliche Societät müßte nicht auf bloße Curiosität oder Wißbegierde und unfruchtbare Experimente gegründet sein oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Application beruhen, wie in Paris, London und Florenz geschehen, sondern man müßte gleich anfangs das Werk sammt der Wissenschaft auf den Nutzen richten und auf solche Specimina denken, davon der hohe Urheber und das gemeine Wesen ein Mehreres zu erwarten Ursache habe. Es wäre demnach der Zweck, theoriam cum praxi zu vereinigen und nicht allein die Künste und die Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercium und, mit einem Wort, die Nahrungsmittel zu verbessern, überdies auch solche Entdeckungen zu thun, dadurch die überschwengliche Ehre Gottes mehr ausgebreitet und dessen Wunder mehr als bisher erkannt, mithin auch der christlichen Religion gute Polizei, Ordnung und Sitten, theils bei heidnischen, theils noch rohen, auch wohl gar barbarischen Völkern gepflanzt oder mehr ausgebreitet würden.“ Nach dieser Seite sollte, wie schon jene Jugendschrift andeutete, die Akademie eine große protestantische Kulturmission werden, durch welche zunächst „in der großen Tartarei und dem herrlichen China ein Commercium nicht nur von Waaren und Manufacturen, sondern auch von Licht und

Weisheit Eingang finden dürfte". Und nach ihrer engeren heimathlichen Beziehung sollte die Akademie vor Allem „eine teutschliebende und teutschgesinnte Gesellschaft" sein, welche nach Maßgabe der von Leibniz 1697 entworfenen „Unvorgreifflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" auf die „Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit" und zur „Ehre und Zierde der teutschen Nation" wirke; und ebenso sollte sie aufs emsigste den Gewerbfleiß fördern, damit die Deutschen, „welche einst in Erfindung mechanischer, natürlicher und anderer Künste und Wissenschaften die Ersten gewesen, nun aber in deren Vermehrung die Letzten geworden", nicht mehr in Handel und Wandel ein Raub der Fremden und in der Wissenschaft elende Nachzügler bleiben mögen. Wenn man oft verwundert gefragt hat, warum Leibniz nicht bloß in der Stiftungsurkunde der Berliner Akademie, sondern auch in allen anderen Vorschlägen dieser Art die Philosophie aus dem Kreis der akademischen Wissenschaften ausgeschlossen habe, so liegt der Grund wohl unzweifelhaft in diesem beabsichtigten Uebergewicht der unmittelbaren Gemeinnützigkeit; die volksthümliche Form der Philosophie lag für Leibniz in der Religion. Und auch seine Bevorzugung der deutschen Sprache beruht wesentlich auf der Meinung, daß sie weniger zu abstrakter Spekulation geeignet sei, und den Schriftsteller mehr zu praktisch brauchbarer Formung seiner Gedanken veranlasse.

Welche gewaltige Tragweite, ja welche herzgewinnende Schwärmerei der Anschauung!

Und doch liegt in Leibniz trotz aller seiner Größe eine tiefe Tragik.

Seine wissenschaftlichen Forschungen wurden zum größten Theil nicht in eine abgeschlossene Form gebracht, kamen meist bei seinen Lebzeiten nicht zur Veröffentlichung, und übten daher bei weitem nicht die allseitige, epochemachende Wirkung, die ihnen zukam.

Noch erfolgloser war der größte Theil seiner staatsmännischen und volkswirthschaftlichen Bestrebungen; seine Denkschriften vermoderten unberücksichtigt in den Kabinetten der Fürsten.

Die Schuld dieses Schicksals lastet in echt tragischer Weise sowohl auf Leibniz selbst als auf den umgebenden Verhältnissen, auf dem kleinlichen und niedrigen Treiben der damaligen Fürstenhöfe.

Berauscht und erfüllt von dem hohen Ideal der Wissenschaft, das Leibniz aufgegangen war, sucht er, auch in seinen Schwächen seine Faustnatur bekundend, in ruhelos abspringender Hast und Geschäftigkeit nach immer neuen Eroberungen, ohne sich jemals die Zeit zu gönnen, die bereits gemachten zu benützen und abschließend auszugestalten; im ungestümen Eifer überstürzt er sich und meint die volle Frucht pflücken zu können, wo sie noch nicht gereift, ja kaum noch erkeimt ist. Und umstrickt von gaukelnden Hoffnungen knüpft er alle seine gewaltigen Reformpläne an die Gunst und Laune selbstsüchtig ihn ausnutzender Fürsten, und erkennt nicht, daß er bei diesem leidenschaftlichen Jagen nach Erfolg in seinem edelsten Wollen nicht verstanden, nach seinem wahren Werthe nicht geschätzt, schließlich um seine Ideale betrogen wird. Man kann es beklagen, daß es Leibniz nicht gegeben war, in der abgeschlossenen Einsamkeit des Denkers verborgene Keime späterer gewaltiger Wirkung zu pflanzen; aber ihn deshalb zu tadeln vermöchte nur, wer den eigenthümlichen Charakter dieses glänzenden, unerschöpflich reichen, lebensprühenden Geistes durchaus verkennte.

Drittes Kapitel.

Der Gegensatz zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit in Kunst und Dichtung.

---

1. Die Dichtung.

Zu derselben Zeit, da Pufendorf, Thomasius und Leibniz bereits Eroberungen machten, welche ihnen für immer eine hervorragende Stellung in der Geschichte der Wissenschaft sichern, lag die

deutsche Dichtung noch in der tiefsten Erbärmlichkeit. Es ist die Zeit der sogenannten zweiten schlesischen Schule.

Die Wissenschaft kann theilnehmen am wogenden Kampf des Tages; sie hat sogar die Aufgabe, diesen Kampf hervorzurufen und zu leiten. Kunst und Dichtung aber, an feste Gestalt und Körperlichkeit gebunden, beruht nur auf dem vollen Genügen schönheitsvoller und glücklicher Thatsächlichkeit. Goethe spricht den letzten Grund jener künstlerischen Versunkenheit aus, wenn er im siebenten Buch von „Wahrheit und Dichtung" sagt: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel."

Wir sehen daher in den deutschen Kunstschöpfungen dieses Zeitalters fast Nichts, was nicht Uebersetzung oder Nachahmung wäre. Aber so unerquicklich der künstlerische Eindruck ist, so bedeutend und folgenreich ist doch der Gang der geschichtlichen Entwicklung.

Es handelt sich um jenen tiefgreifenden Gegensatz, welcher seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wie fast überall, so auch in Deutschland zwischen der Uebermacht der eindringenden Renaissance und der zähen Widerstandskraft der volksthümlichen Eigenart ausgebrochen war.

Beide Richtungen berühren anfänglich allerdings einander nur wenig. Die gelehrte Renaissance gesteht dem Volksthümlichen gar kein Recht des Daseins zu; und das Volksthümliche, gedrückt und verbauert, wagt gegen diesen Uebermuth nicht Einsprache zu thun. So ist es gekommen, daß auch der Literarhistoriker lange Zeit hindurch ausschließlich nur die Kunstdichtung in jenem Zeitalter seiner Betrachtung unterworfen und die gegenüberstehende gleichzeitige Volksdichtung entweder ganz übersehen oder doch nicht in ihrer vollen Wichtigkeit anerkannt hat. Allein heutzutage kann kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß der Gegensatz beider Strömungen die Entwicklung der Literatur bestimmt hat und die Bewegungen der nächsten Folgezeit, die Anfänge unserer klassischen Dichtung nur aus ihm zu verstehen sind.

Der Roman.

Bucholtz. Anton Ulrich von Braunschweig. Lohenstein. Ziegler. Happel. — Moscherosch. Grimmelshausen. Schelmuffsky. Christian Weise.

Am ersten und am fühlbarsten offenbarte sich der Gegensatz der Renaissance und der Volksthümlichkeit im Roman; denn der Roman nahm in der dichterischen Thätigkeit jenes Zeitalters den breitesten Raum ein. Unzählige, welche sich um Lyrik nur kümmerten, wenn sie für irgend einen festlichen Anlaß einen Gelegenheitsreim verlangten, und denen die Schaubühne völlig fremd war, weil ihre Wohnsitze niemals von wandernden Truppen berührt wurden, ergötzten und erbauten sich in innerster Seele an jenen langen und nervenaufregenden Erzählungen, welche ihnen der Romandichter in das Haus brachte.

Je ärmer Deutschland an eigener Schöpferkraft war, um so heißhungriger hat es alle Wandlungen in sich aufgenommen, welche eben damals der Roman, sich erst zu fester Kunstform herausbildend, auch in den vorgeschritteneren Literaturen durchlebte.

Der Kunstroman, wenn dieser Ausdruck im Gegensatz zum Volksroman erlaubt ist, war zuerst Ritterroman, dann Schäferroman und höfisch galanter Geschichtsroman.

Zuerst die vielbeliebten Amadisromane, die aus Spanien und Frankreich herüberdrangen. Ihr buntes Gemisch von ritterlicher Abenteuerlichkeit, höfischer Feinheit, ausgelassener Sinnlichkeit und spannenden Zauberspuks, behagte dem Stand einer Bildung, die zwar bereits in modernen Lebensformen lebte, aber außerhalb Italiens doch noch überall ein gut Stück mittelalterlicher Romantik wahrte.

Die erste deutsche Amadisübersetzung war 1569 erschienen, in Frankfurt am Main bei Siegmund Feyerabend. Bereichert und darum am weitesten verbreitet war die Auflage von 1583 aus demselben Verlag. Sie führt den Titel: „Des streitbaren Helden

Amadis aus Frankreich sehr schöne Historien, darinnen fürnehmlich gehandelt wird von seinem Ursprung, ritterlichen und ewig denkwürdigen Thaten, aus welchen sich alle Potentaten, Fürsten, Grafen, Freiherrn, Ritter und die vom Adel, auch alle Diejenigen, welche von Jugend auf Kriegs- oder dergleichen Händeln nachgesetzt, gleichwie aus einem Spiegel sich zu erlustigen, und zu erkundigen haben, wie man dem Turnieren, Rennen mit Lanzen und anderer Wehren durch Vorsichtigkeit beiwohnen soll. Alles aus dem Französischen in unsere allgemein deutsche Sprache transferiret". Die Vorrede selbst erzählt, welche allgemeine Nachfrage diese Romane hatten, wegen „ihres sonderbaren Nutzens" und wegen ihrer „lustigen Kurtzweil". Doch gar bald trat an die Stelle der unbedingtesten Bewunderung Geringschätzung und Verwerfung. Seit 1617 keine neue Uebersetzung. Opitz preist in seiner Jugendschrift „Aristarchus" den Amadis noch in den überschwenglichsten Ausdrücken; Logau aber geißelt ihn bereits auf's herbste. Bucholtz sagt 1659 in der Vorrede zu seinem berühmten Roman vom Großfürsten Hercules, daß „das schandsüchtige Amadisbuch zwar noch manchen Liebhaber habe, auch unter dem Frauenzimmer, deren noch keine dadurch gebessert, aber wohl unterschiedliche zur ungeziemlichen Frechheit angespornt seien", daß aber dies Buch voll sei „von handgreiflichen Widersprüchen, von unglaubscheinlichen Fällen, von theils närrischen theils gottlosen Bezauberungen; was etwa ein Amadisschätzer gegen diese Ausstellungen einwerfen möchte, könne ehrliebenden Herzen nicht genügen." Ebenso nennt Siegmund von Birken in der „Vor-Ansprache", welche er zu Herzog Anton Ulrich's Aramena 1669 schrieb, den Amadis eine „aufschneiderische, alberne, pedantische Fabelbrut und Mißgeburt". Was so viele Menschenalter entzückt und gerührt hatte, galt fortan als höchst ärgerlich, vergiftet und verteufelt.

Auf die Amadisromane folgten die Schäferromane und die Geschichtsromane.

Die Renaissance hatte in Nachahmung des einst vielbewunderten Hirtenromans von Longus und der Virgil'schen Eklogen in der „Arcadia" des Neapolitaners Sannazaro (1502) und in der

„verliebten Diana“ des Spaniers Montemayor (1542) den idyllischen Schäferroman aufgestellt. Cervantes selbst, welcher im „Don Quixote“ den Ritterromanen einen tödtlichen Stoß versetzte, schrieb in seiner „Galathea“ einen Schäferroman; und wer erinnert sich nicht jener ergötzlichen Scene im sechsten Kapitel des ersten Buches des Don Quixote, in welcher die Ritterromane mit Ausnahme des altehrwürdigen Urvaters Amadis insgesammt unerbittlich dem Feuertod preisgegeben werden, wegen des Unheils, das sie in der Welt gestiftet haben, die Schäferromane aber schonende Nachsicht finden, weil es dem Junker, nachdem er die Krankheit der Ritterschaft abgelegt, vielleicht einmal einfallen könnte, sich zum Schäfer zu machen und singend und musicirend durch Wälder und Auen zu ziehen? Nach Frankreich hatte Nicolas de Montreux schon 1595 den Schäferroman mit seinen „Bergeries de Juliette“ verpflanzt. Hier aber, wo bereits Alles höfischer Ausschließlichkeit zueilte, ging der Schäferroman sogleich in den galanten Hofroman über. Der Gründer dieses neuen Zweiges ist der weltberühmte Roman Honoré's d'Urfé von der Liebe zwischen Asträa und Seladon, dessen erster Theil 1609 mit einer Widmung an König Heinrich IV. erschien. Hatten schon Sannazaro und Montemayor nach dem Beispiel Virgil's eigene Erlebnisse und Beziehungen mit dem leichten und durchsichtigen Gewand ihrer galanten Schäfer und Schäferinnen überkleidet, so bezeichnet d'Urfé seinen Roman nun ganz ausdrücklich als „Pastorale allégorique“. Dem Eingeweihten war es leicht, den Schleier zu lüften und die versteckten Anspielungen auf das abenteuerreiche Leben des Verfassers und auf die bedeutendsten Persönlichkeiten und Vorfälle des Hofes und der vornehmen Gesellschaft zu deuten; dem Uneingeweihten brachte der fünfte Band einen Schlüssel, welcher die Namen der schäferlichen Masken enträthselte. Asträa war das gelesenste Buch des Zeitalters; man wallfahrtete an die reizenden Ufer des Lignon, an welchen diese Geschichte spielte, wie zur Zeit der Neuen-Heloise empfindsame Seelen nach Clarens und zur Zeit des Werther nach Wetzlar wallfahrteten; selbst in Deutschland ist bis auf den heutigen Tag der Name Seladon's für schmachtend

Liebende sprichwörtlich geblieben. Eine noch bestimmtere Gestalt gewann dieser galante Hofroman durch die weitschichtigen Romane des Herrn de la Calprenède und der Mademoiselle de Scudéry. Nicht mehr Ritter und Schäfer, sondern Heldengestalten des griechischen und römischen Alterthums; aber auch hier liegt nach wie vor der eigenste Reiz in der spannenden Porträtirung der modischen nächsten Umgebung. Es ist bezeichnend für die Beliebtheit und Tragweite dieser Romane, daß, da Julie d'Argennes, Mademoiselle de Rambouillet, im „Cyrus" der Mademoiselle de Scudéry als Artenice abgebildet und verherrlicht war, Flechier, der berühmte Kanzelredner, sogar in deren Grabrede diesen Namen gebrauchte. Sinn für geschlossene Einheit ist in diesen Romanen ebenso wenig wie Sinn für Wahrscheinlichkeit der Situationen und Charaktere. Daher die unermeßliche Länge. Der Roman d'Urfé's umfaßt zwei Hauptgeschichten und überdies vierzig lose eingeflochtene Episoden. Es sind fünf Bände, von denen die beiden letzten erst nach dem Tode des Verfassers aus hinterlassenen Aufzeichnungen zusammengestellt wurden; jeder Band enthält zwölfhundert bis vierzehnhundert Seiten. Von ähnlichem Umfang sind die Romane Calprenède's. Faramond 1646 besteht aus zwölf, Cassandra 1647 aus zehn, Cleopatra 1648 aus zwölf Bänden. Mademoiselle Scudéry hat nicht weniger als fünfzig Bände geschrieben; jeder Band der zehnbändigen „Clélie, Histoire Romaine" enthält sechshundert Seiten. Man sieht, wie wohlverdient die witzigen Stachelreden waren, mit welchen Boileau in seinem Dialoge „Les héros de roman" (1665) diese Dinge verfolgte.

Kaum mochte irgend ein bekannter Schäferroman sein, der nicht sofort seinen Eingang in Deutschland fand. Am häufigsten übersetzt und bearbeitet wurden die „Schäfereien von der schönen Juliane" von Montreux. Ebenso begegnen wir auch mehrfachen Uebersetzungen der Diana von Montemayor, der Ariana von Desmarets, der Arcadia Sidney's, des Ritter Ormund von Francisco Pona, des Prinzen Kalloandro von Marini, der Eromena von Biondi. (Vgl. Goedeke: Grundriß zur Geschichte der deutschen

Dichtung. Bd. 2, §. 175. Bd. 3, §. 192.) Die Uebersetzer sind nicht fingerfertige Fabrikanten, sondern zum Theil Männer aus den höchsten Ständen, wie Graf Hanns Ludwig von Kufstein, ein hoher östreichischer Staatsmann, und der Freiherr Johann Wilhelm von Stubenberg, Erbschenk in Steiermark, zum Theil geachtete Dichter, wie Philipp von Zesen und Harsdörffer.

Am beliebtesten aber wurde auch hier der galante französische Hofroman. Eben als die ersten Schrecken des dreißigjährigen Krieges am gräßlichsten wütheten, errichteten, wie Barthold in seinem schätzenswerthen Buche „die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanova's Memoiren“ (Berlin 1846) erzählt, neunundzwanzig deutsche Prinzen und Prinzessinnen und neunzehn hohe Herren und Damen nach dem Vorbilde von d'Urfé's Asträa und Seladon einen Schäferbund, welchen sie „Akademie der wahren Liebenden“ nannten; in einem Sendschreiben vom „Carrefour de Mercure am 10. März 1624“ ersuchten sie den Dichter, auch seinerseits unter dem hehren Namen Seladon's, den Keiner von ihnen anzunehmen gewagt habe, sich ihrem poetischen Spiel anschließen zu wollen. Der Dichter beantwortete aus Chateaumorand am 10. März 1625 die Huldigung der fürstlichen Schäfer mit sichtlicher Freude; er gelobte, ihnen nicht nur den vierten Band der Asträa, sondern auch alle ferneren Erzeugnisse seiner Muse zu widmen. Die erste deutsche Uebersetzung erschien bereits 1619. Zahlreiche Uebersetzungen dieser Art ziehen sich durch die ganze lange Kriegszeit. Calprenède und Mademoiselle Scudéry werden in Deutschland völlig heimisch. Die geschäftigsten Uebersetzer auch dieser Hofromane waren wieder besonders Zesen und Stubenberg.

Dies waren die Vorbilder, welchen man nachstrebte, als kurz nach dem westfälischen Frieden der deutsche Geist sich zu eigener Romanschöpfung aufraffte. Die Nachahmungen sind roher als die Vorbilder, wie die Bildung der Deutschen roher war als die Bildung der Italiener, Spanier und Franzosen.

Die meisten dieser Romane sind jetzt verschollen; ja selbst einige der berühmtesten sind nur noch in ganz vereinzelten Exemplaren

vorhanden. Um so dankenswerther sind die Inhaltsübersichten und Auszüge, welche L. Cholevius in seinem Buche „Die bedeutendsten deutschen Romane des siebzehnten Jahrhunderts“ (Leipzig 1866) gegeben hat. Auch Felix Bobertag's „Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland“ hat in den einschlägigen Partieen Verdienstliches geleistet.

Im Jahre 1644 erschien die „Dianea“ von Dietrich von dem Werder, im Jahre 1645 „Die adriatische Rosemunde“ von Philipp von Zesen. Die Dianea ist im Wesentlichen nur eine Bearbeitung des gleichnamigen italienischen Romans von Loredano, welcher 1634 von Harsdörffer übersetzt war; Werder's Verdienst ist darauf beschränkt, daß er dem fremden Gedicht durch einige Anspielungen auf die Helden und Ereignisse des dreißigjährigen Krieges gesteigerten Reiz gab. Zesen's Buch nennt sogar Thomasius, der in seinen Kunsturtheilen sonst wenig wählerisch ist, eine einfältige Liebesgeschichte.

Bestimmend für die gesammte Richtung wurden Andreas Heinrich Bucholtz, geboren am 25. November 1607 zu Schöningen bei Halberstadt und am 20. Mai 1671 als Superintendent in Braunschweig gestorben, und Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, am 4. October 1633 geboren, gestorben am 27. März 1714. Bucholtz schrieb: „Des christlichen teutschen Großfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte“, und „Der christlichen königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisla, auch ihrer hochfürstlichen Gesellschaft anmuthige Wundergeschichte“. Beide Romane erschienen zu Braunschweig, der erstgenannte 1659, der zweite 1665. Die Romane des Herzogs Anton Ulrich sind: „Die durchleuchtige Syrerin Aramena. Nürnberg 1669 bis 1673. 5 Bände“, und „Octavia, Römische Geschichte, 1677. 6 Bände“. Diese Romane sind vielfach aufgelegt und in späteren Ausgaben von den Verfassern ansehnlich vermehrt worden. Bucholtz hat Ungeheuerlichkeiten der Erfindung, die den vielgeschmähten Amadisromanen, denen er entgegentreten wollte, wahrlich nicht nachstehen; und wo wir Töne des leidenschaftlichen Herzens fordern, begegnet

uns in roher Sprache und ermüdender Breite nur eine salbungsvolle Erbauung, die, um mit Bucholtz selbst zu sprechen, nicht allein des Lesers weltwallendes, sondern zugleich auch sein geisthimmlisches Gemüth erquicken und ihn auf der Bahn der rechtschaffenen Gottseligkeit erhalten soll. Anton Ulrich, phantasielos zum Erschrecken, verliert sich nicht minder in die abgeschmackteste Lehrhaftigkeit. Birken, der Vorredner, legt den innersten Kern bloß, wenn er sagt: „Diese Geschichtgedichte und Gedichtgeschichten vermählen den Nutzen mit der Belustigung, tragen güldene Aepfel in silbernen Schalen auf, und versüßen die bittere Aloe der Wahrheit mit dem Honig der angedichteten Umstände; sie sind Gärten, in welchen auf den Geschichtsstämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehren mitten unter den Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen, ja sie sind rechte Hof- und Adelsschulen, die das Gemüth, den Verstand und die Sitten recht adelig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen.“ Was diese Dichter ihren französischen Urbildern abgesehen hatten, war im Grunde nur das prickelnde Versteckspiel mit den bald offeneren, bald verblümteren Anspielungen auf die Tagesereignisse. Bucholtz brachte in seinen Roman, welcher im dritten Jahrhundert nach Christus spielte, „mit Veränderung etlicher weniger Umstände“ den ganzen dreißigjährigen Krieg. Und der Herzog Anton Ulrich hatte überdies noch den Vortheil, daß ihm als Fürsten gar manche geheime Hofgeschichten bekannt waren, deren Enträthselung für die neugierige Menge viel Verlockendes hatte. Schon in der durchleuchtigen Syrerin Aramena, deren Handlung in die Zeit der biblischen Patriarchen verlegt war, waren solche Bezüge zahlreich eingeflochten; der Roman von der Octavia aber, welcher die römische Geschichte von Claudius bis Vespasian erzählt, hatte in diesen einzig und allein seinen Schwerpunkt. Die aufregendste, weil deutbarste, Episode war die Geschichte der Prinzessin von Celle. Selbst ein Mann wie Leibniz machte sich mit der Enthüllung dieser Geheimnisse viel zu schaffen.

Es blieb dieselbe ungeheuerliche Compositionslosigkeit und derselbe ungeheuerliche Aufwand von Helden, Schlachten, Metzeleien, Abenteuern

und Entführungen, aber es war doch eine sichtliche Vertiefung des Gehalts, als sich allmählich eine Gattung von Romanen heraus=bildete, die, ganz der geistlosen Polyhistorie der herrschenden Wissen=schaft entsprechend, das Hauptgewicht auf die Zusammenstoppelung gelehrten Notizenkrams legte.

Die mit Recht berühmteste Spitze aller dieser Romane ist Caspar von Lohenstein's „Arminius und Thusnelda". Der vollständige Titel lautet: „Daniel Casper's von Lohenstein großmüthiger Feld=herr Arminius oder Herrmann als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit nebst seiner durchlauchtigsten Thußnelda, in einer sinnreichen Staats=, Liebes= und Heldengeschichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge, in zwei Theilen vorgestellet und mit annehmlichen Kupfern geziert. Leipzig 1689 bis 1690." Der Schluß, erst nach Lohenstein's Tode geschrieben, stammt von einem Leipziger Prediger Christian Wagner.

Man muß sich die Mühe nehmen, diese beiden Folianten, von denen der eine aus 1430, der andere aus 1646 zweispaltigen Seiten besteht, wenn nicht zu lesen, so doch wenigstens zu durch=blättern; sonst kann man sich von der Möglichkeit eines solchen Unternehmens keine Vorstellung machen. Es war rühmlich und erfreulich, daß Lohenstein inmitten der abscheulichsten Fremdländerei die Deutschen wieder an den Werth des Vaterlandes und der alten Heldengeschichte mahnte; aber die Mittel, welche er wählte, waren lächerlich und abgeschmackt. Er meinte es durch die gute Absicht seines Romans entschuldigt und gefordert, die Deutschen in alle geschichtlich bekannten Welthändel einzumischen, so daß, „dafern man diese Heldengeschichte für die Richtschnur der historischen Wahrheit halten müßte, Niemand zweifeln dürfte, daß die Römer, insonderheit aber Cäsar, Pompejus, Antonius, Augustus, nicht weniger die Griechen, vornehmlich Alexander der Große, imgleichen der sieghafte Hannibal, die Amazonen, Samniter, Lusitanier und fast die ganze Welt nichts Wichtiges ohne der Deutschen Rath und Hülfe ausgeführt hätten und also die Dienste der tapferen Deutschen gleichsam allent=halben das Postament gewesen wären, auf welchem die berühmtesten

Europäer, Asiaten und Afrikaner aus mittelmäßigen Zwergen zu ungeheuern Riesen erwuchsen". Und diese Tollheit der Erfindung wird noch übertroffen durch die Tollheit der Ausführung. Ueberall die modische Galanterie in der Charakterzeichnung. Es ist die beißendste Kritik, was der Verfasser der dem Roman beigegebenen Anmerkungen (Kap. 1) seinerseits als ernsthaftes Lob sagt, „daß Arioviſt, Arminius, Thusnelda, Marbod, wenn sie ihre eigene Geschichte in diesem Buch suchen sollten, in höchlichste Verwunderung gerathen würden, daß ihre dicke Barbarei zu einem Muster aller nach heutiger Weltart eingerichteter Sitten durch den Ovidius unserer Zeiten verwandelt worden". Sodann auch hier wieder die beliebten Anspielungen auf die nächste Gegenwart und Umgebung; ein besonderes Register ist beigefügt, dieselben in das nöthige Licht zu setzen. Und zuletzt und hauptsächlich prahlsüchtige und weitschweifige Schaustellung unermeßlicher Belesenheit. Der Vorbericht sagt: „Das Absehen dieser Arbeit wird der kluge Leser leicht wahrnehmen können, daß der Verfasser dadurch der Welt einen guten Dienst zu leisten getrachtet, weil er vornehmlich angemerket, daß insgemein junge Standespersonen allzuzeitlich einen Ekel vor ernsthaften Büchern bekommen und lieber die mit vielen Eitelkeiten und trockenen Worten angefüllten Liebesbücher als den La Motte oder den spanischen Saavedra, da doch diese Bücher ihre Gelehrsamkeit und ihren Nutzen haben, zu lesen pflegen. Dahero unser Lohenstein auf den Gedanken gerathen, ob man nicht unter dem Zucker solcher Liebesbeschreibungen auch eine Würze nützlicher Kenntnisse und ernsthafter Staatssachen miteinmischen und also die zärtlichen Gemüther gleichsam spielend und unvermerkt oder sonder Zwang auf den Weg der Tugend leiten und hingegen einen Ekel vor anderen unnützen Büchern erwecken könnte." Die Schlußanmerkungen zum zweiten Theil (Kap. 1) fügen hinzu, „daß, gleichwie der grundgelehrte Lohenstein eine lebendige Bibliothek gewesen, also auch dieses Buch ein rechter Kern und Auszug seiner ganzen leblosen Bibliothek mit allem Recht heiße."

Neben Lohenstein's Roman wurde am beliebtesten Heinrich Anselm von Ziegler's „Asiatische Banise oder das blutig — doch

muthige Pegu, alles in historischer und mit dem Mantel einer annehmlichen Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend. Leipzig 1689". Der Ausgabe von 1721 ist ein zweiter Theil von J. G. Hamann beigefügt. Der Leser hatte hier in verhältnißmäßig gedrängter Form Alles beisammen, was man von einem Roman verlangte, einen tugendhaften und unglücklichen Prinzen, eine noch tugendhaftere und noch unglücklichere Prinzessin, Tyrannen und Böse-wichter, Schlachten, Entführungen, den fremden romantischen Boden „der barbarischen Asiater", Heirathen, Begräbnisse, Krönungen und überdies noch die höchst befriedigende Versicherung, daß der Inhalt „mehrentheils aus wahrhaftigen Begebenheiten bestehe, welche sich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bei der grausamen Veränderung des Königreichs Pegu und in den angrenzenden Reichen zugetragen".

Zuletzt gerieth diese Art der Romandichtung folgerichtig in die Hände der flachsten Vielschreiber. Die Einen, wie August Bohse, der unter dem Namen Talander, und Christian Hunold, der unter dem Namen Menantes schrieb, halten sich besonders an Schlüpfrigkeiten und satirische Skandalgeschichten, die Anderen, wie Eberhard Werner Happel und Joachim Meier, an polyhistorischen Kleinkram. Einer der berühmtesten Romane Happel's heißt: „Der insularische Mandorell, ist eine geographisch-historische und politische Beschreibung aller und jeder Insulen auf dem ganzen Erdboden, vorgestellet in einer anmüthigen und wohlerfundenen Liebes- und Heldengeschichte, wobei auch sonsten allerhand schöne Discurse und Materien, insonderheit der Ursprung der sogenannten Romanen gründlich und in einer guten deutschen Redensart an- und ausgeführt werden. Alles genommen aus den bewährtesten so neuen als alten Scribenten, aufgesetzet von Eberhardo Guernero Happelio. 1682." Die Vorrede des Romans beginnt mit den überaus dichterischen Worten: „Von den Insuln insgemein ist zu merken, daß das Wort Insul von dem lateinischen Wort Insula herrührt, zu teutsch aber eigentlich einen Werder oder Eiland bedeutet." Aehnlich in trockenen Einzelheiten verliert sich: „Der akademische Roman, worinnen das Studentenleben vorgebildet wird in einer schönen Liebesgeschichte. 1690."

Außerdem lieferte Happel, der übrigens als kompilirender Geschichtschreiber nicht ohne Verdienste war, noch eine stattliche Reihe geschichtlicher Romane, in denen z. B. vorgetragen wird, „was sich in den Jahren 1685 bis 1693 hin und wider in Europa Merk- und Denkwürdiges ereignet hat“. Joachim Meier aus Perleberg, Gymnasiallehrer in Göttingen, schrieb 1690 nach Anleitung eines kleinen französischen Romans, „Les amours de Catulle“, „Die durchlauchtige Römerin Lesbia, d. i. alle Gedichte des berühmten lateinischen Poeten Catullus in einer anmuthigen Liebesgeschichte“, und 1707 „Die Römerin Delia, d. i. alle Gedichte des Poeten Tibullus und zum Theil des Horatius in einem curieusen Roman vorgestellet“.

Schon Bodmer nennt diese Romane mit einem glücklichen Ausdruck „Excerptenpoesie“; Eichendorff nennt sie vielleicht noch treffender „tollgewordene Realencyklopädien“. Die Zeitgenossen aber hatten das Gefühl, durch sie ein Höchstes erreicht zu haben. Der Vorbericht zu Lohenstein's Arminius rühmt ausdrücklich, „daß die Deutschen nunmehr anderen Völkern in der Kunstliebe, wo nicht es zuvorzuthun, so doch die Wage halten können, also daß sie der ausländischen Uebersetzungen jetzt ebensowenig als des über diese Uebersetzungen geführten Hohnes bedürfen“. Thomasius meint in dem Widmungsschreiben seiner Schrift über „die Wissenschaft, das Verborgene des Herzens zu erkennen“, Lohenstein könne sechs Virgiliis auf den Kopf treten. Und selbst jene schöne Seele, deren Bildungs- und Leidensgeschichte Goethe im sechsten Buche von Wilhelm Meisters Lehrjahren unsterblich gemacht hat, entzückte sich noch an den wunderbaren Begebenheiten und an der andächtigen Liebe des deutschen Hercules und der römischen Octavia.

Kein Wunder daher, daß diese Romanliteratur in schreckhaftester Ueppigkeit aufwucherte. J. J. Schwabe, der bekannte Gottschedianer, besaß nicht weniger als sechzehnhundertundsiebenundachtzig Bände deutscher Romane aus den Jahren 1523 bis 1783; unter diesen gehörte die Mehrzahl dem siebzehnten Jahrhundert an. Goedeke: Grundriß Bd. 3, § 192.

In ihren Hauptwerken unendlich dichterischer und geschichtlich merkwürdiger ist jene zweite Romangruppe, welche im Gegensatz zum gelehrten Kunstroman als Volksroman zu bezeichnen ist.

Dieser Volksroman schloß sich zunächst an die Nachahmung der spanischen Schelmenromane; aber er hatte Kraft und Beweglichkeit genug, auch in der Nachahmung selbstschöpferisch und eigenartig zu bleiben.

Begonnen war diese Dichtart 1553 durch Don Diego Hurtado's de Mendoza berühmten Roman Lazarillo de Tormes; vierzig Jahre später folgte das vollendetste Muster derselben, Don Guzmann de Alfarache von Mateo Aleman. Es bildete sich in Spanien ein eigener reicher Literaturzweig; die Helden sind Schelme und abenteuernde Landstreicher, aber von gesundem und tüchtigem Kern, durch Glück und Klugheit sich in buntwechselnden Schicksalen von den untersten Ständen zu Rang und Reichthum emporarbeitend. Frisch, spannend, unmittelbar dem Volksleben zugewendet, wirkten diese sogenannten Schelmenromane auch wieder befruchtend auf die Volksphantasie zurück und wurden in allen Literaturen die Quelle neuer und eigenthümlicher Volksbücher. Auch in Deutschland waren diese Romane um so schneller eingedrungen, je lebendiger durch die politischen Verhältnisse damals noch der Verkehr namentlich Süddeutschlands mit Spanien war. Die Einführung des französischen Hofromans und des spanischen Schelmenromans ist fast gleichzeitig. Schon um 1600 wurden die meisten Schriften Guevara's von Aegidius Albertini, dem Sekretär des Herzogs Maximilian von Baiern, mit vielen Abänderungen und Zusätzen übersetzt. In verschiedenen Uebersetzungen, von 1615 bis 1670, erschienen Mateo Aleman's Schelmenromane unter dem Titel „Der Landstörtzer Gusman von Alfarache", und 1626 „Die Landstörtzerin Justina Titzin Picara genandt, erstlich durch Herrn Lic. Franciscum de Ubeda von Toledo in Spanischer Sprach beschrieben, nochmals von Baretzo Baretzi in Italianisch transferirt und nun zum letzten Mal auch in unsere hochteutsche Sprach versetzt". Im Jahre 1621 erschienen zu Köthen zweiundzwanzig Kapitel von „Don Kichote de la

Mantschaft"; später wurde dieser Anfang zu einer Gesamtübersetzung ergänzt.

Johann Michael Moscherosch, selbst aus spanischem Blute stammend, geboren am 5. März 1601 zu Wilstädt in der Nähe von Straßburg, unter verschiedenen deutschen Fürsten und Herren hohe Staatsämter verwaltend, gestorben 1669 zu Worms, war der Erste, welcher durch Anlehnung an diese spanische Schelmenromane den Weg zu einem eigenen deutschen Volksroman bahnte. Sein berühmtes Buch „Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewalt", welches zuerst 1642 zu Straßburg und dann schnell hintereinander in den verschiedensten Ausgaben, Nachdrucken und Fortsetzungen erschien, ist den 1635 erschienenen Traumgesichten Quevedo's theils entnommen, theils nachgebildet.

Moscherosch ist noch vorwiegend Satiriker, und zwar nicht einmal ein sehr hochstehender. Die Gesinnung verletzt durch schneidende und versöhnungslose Bitterkeit, die Darstellung durch einen unerträglichen Wust von lateinischen Versen, fremdländischen Phrasen und den üblichen Zierrathen der à la mode-Gelehrsamkeit, welche er haßt und verspottet und der er doch geschmacklos huldigt. Aber das Zielzeigende in ihm ist, daß seine lehrhafte Satire überall hinüberwächst in die Novelle und Erzählung, deren Stoffe aus frischer Lebensbeobachtung der nächsten Gegenwart und Wirklichkeit geschöpft sind. Es ist die schuldige Anerkennung seiner gelungensten Leistung, daß man vorzugsweise immer seiner Schilderung des Soldatenlebens gedenkt. Die gestaltende Kraft ist hier erstarkt durch die tiefste Empörung des Herzens. Es ist eine Schilderung von grauenvoller Naturwahrheit. Achim von Arnim hat in seinem Wintergarten dieses Vorbild benützt, jedoch es nicht erreicht.

Kurz darauf aber kam ein mächtigerer Genius, welcher diese Anregungen fruchtbarer und umfassender ausgestaltete.

Es ist der Verfasser des Simplicissimus. Der Simplicissimus ist der erste große deutsche Roman, der heute noch lesbar und lesenswerth ist.

Der zweihundert Jahre lang verborgen gebliebene Name des Autors wurde, wie Goedeke angiebt, zuerst durch Heinrich Kurz in

Schindler's Zeitschrift „Der Spiegel“ 1837 bekannt gemacht; er lautet Hanns Jacob Christoffel von Grimmelshausen. Spielende Buchstabenumstellung war eine allgemeinverbreitete Liebhaberei des Zeitalters. Wie Moscherosch den Namen Sittewald offenbar aus dem Namen seines Geburtsorts Wilstaedt bildete, so lassen sich die verschiedenen Masken, unter welchen Grimmelshausen in diesem Roman und in seinen übrigen Schriften auftrat, Samuel Greifnson von Hirschfeld, German Schleifheim von Sulsfort, Philarchus Grossus von Trommenheim, Signeur Meßmahl, Michael Regulin von Sehmstorff, Erich Stainfels von Grufensholm, Simon Leugfrisch von Hartenfels, Israel Fromschmit von Hugenfels, Melchior Sternfels von Fuchshaim, alle ohne Ausnahme, mit geringen orthographischen Ungenauigkeiten auf jenen ächten und beglaubigten Vor- und Zunamen zurückführen.

Grimmelshausen war zu Gelnhausen am Anfang des Krieges geboren, um 1625. Schon als zehnjähriger Knabe gerieth er in das wilde Soldatenleben und diente bis zum Jahre 1643 bald unter hessisch-protestantischer, bald unter kaiserlich-katholischer Fahne. Um das Jahr 1665 wurde er bischöflich Straßburg'scher Amtsschultheiß zu Renchen im badischen Oberland; daher der Ortsname „Rheinnec, Cernhein, Hercinen“, mit welchem zuweilen seine Vorreden und Widmungen unterschrieben sind. In Renchen ist er, wie das Kirchenbuch nachweist, am 17. August 1676 gestorben. Als Katholik; wahrscheinlich aber war er ursprünglich Protestant, seine religiöse Gesinnung ist eine durchaus freie und die Einwirkungen protestantischer Bildung sind in ihm überall sichtbar.

Mit dem einen Fuße stand Grimmelshausen auch seinerseits noch im vornehmen und gelehrten Roman. Es sind die Geschichten von Joseph und Musai 1667, von Dietwald und Amelinde 1669, von Proximus und Lympida 1672. Wie Bucholtz und Anton Ulrich zieht er gegen die Grillen des Amadis zu Felde, und gleicht auch darin jenen Zeitgenossen, daß er seine Stoffe aus dem Alterthum holt und durch gespreizte Sprache und prunkenden Gelehrten-

kram nicht selten langweilig wird. Diese Romane sind längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen.

Frisch, neu, eigenthümlich, ganz er selbst ist Grimmelshausen nur im Simplicissimus und dessen Fortsetzungen.

Oft hat man zur Erklärung dieses merkwürdigen Buches auf das Vorbild des Eulenspiegels gewiesen. Dies ist entschieden falsch; die Grundlage ist spanisch. Der Verfasser hat sowohl vor wie nach dem Simplicissimus eine Reihe von Schriften geschrieben, welche in ihrer ganzen Art und Form offen und eingeständlich spanischen Mustern nachgebildet sind. „Der fliegende Wandersmann nach dem Mond 1659“, „Die Traumgesichte von Dir und Mir 1660“, „Schwarz und Weiß oder der satirische Pilgram 1666“, nicht minder als: „Die verkehrte Welt 1673“ bewegen sich mit Vorliebe in jenen allegorisirenden Traumgesichten, welche damals in der spanischen Satire allgemein üblich und in die deutsche Literatur bereits von Moscherosch eingeführt waren. Der Simplicissimus zeigt nicht nur in seiner ganzen Anlage seine unmittelbare Abkunft aus dem spanischen Schelmenroman; ganze Theile am Schluß des fünften Buches sind sogar wörtlich aus Guevara übersetzt. Dennoch hat die Hindeutung auf Eulenspiegel eine gewisse Berechtigung. Obgleich durch fremde Einwirkung angeregt, ist der Simplicissimus ein durch und durch deutscher Volksroman. Der Held ist nicht wie seine spanischen Vorältern, der verschmitzte, weltkluge, nach Glück und Glanz jagende Schelm, der aus der Thorheit der Anderen seinen Vortheil zieht, sondern der ehrliche, gutherzige, schalkhafte, deutsche Michel, dessen unbefangene Einfalt von Hause aus durch den Namen Simplicius Simplicissimus als unterscheidendes Merkmal hervorgehoben und gekennzeichnet wird. Und die geschilderten Erlebnisse, Persönlichkeiten und Zustände, aufgetragen auf den düsteren und wilden Hintergrund des dreißigjährigen Krieges, geben dem Roman eine so durchaus selbständige Bedeutung, daß er, mit dem eigensten Herzblut getränkt, die Gewalt tiefster Ursprünglichkeit übt.

Im Jahre 1669 erschien die erste Ausgabe unter dem Titel: „Der abentheuerliche Simplicissimus Teutsch, das ist: Die Beschreibung

des Lebens, eines seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchshaim, wie, wo und welcher gestalt er nemlich in diese Welt kommen, was er darinn gesehen, gelernet, erfahren und außgestanden, auch warumb er solche wieder freiwillig quittirt. Ueberauß lustig, und männiglich nutzlich zu lesen. An Tag geben von German Schleifheim von Sulsfort. Mompelgart, Johann Fillion, 1669". Noch in demselben Jahre folgte eine neue Ausgabe unter dem Titel: „Neu eingerichteter und vielverbesserter abentheurlicher Simplicissimus". Der Roman bestand ursprünglich aus fünf Büchern; aber noch im Jahre 1669 erschien ein sechstes Buch als Continuatio, das als Erstling der deutschen Robinsonaden Wichtigkeit hat. Mit Unrecht hat man an der Aechtheit dieses Schlusses gezweifelt. Grimmelshausen bekennt sich in der Vorrede zum zweiten Theil des Simplicianischen Vogelnestes ausdrücklich als dessen Verfasser.

Vergebens würden wir versuchen, die gewaltige Stofffülle in einzelne knappe Umrißlinien einzufangen. Ergreifender ist nie die bunte Abenteuerlichkeit der Söldnerbanden, die Verwilderung, die wüste Sittenfäulniß, die Lebensöde und die Noth und der Schrecken jenes entsetzlichen Krieges geschildert worden, ergreifender nie der tiefe Herzensgram und das rührende Sehnen nach friedvoller Weltabgeschiedenheit, das sich damals aller Besten bemächtigt hatte. Es scheint ein Genrebild zu sein, und es ist ein geschichtlicher Roman im großen historischen Stil. Freilich sind auch hier überall die schmerzlichen Spuren jener rohen Verbauerung, an welcher ganz Deutschland am Ende des Krieges krankte: mit sichtlichem Behagen verweilt die Schilderung oft und gern im niedrigsten Schmutz unerhörter Zoten und Flegeleien: es fehlt aller und jeder Sinn für Maß und Schönheit. Aber der innerste Kern ist gesund. Es zeigt sich das volle Gefühl und die glücklichste Kraft für Lebendigkeit und Naturwahrheit der Charaktergestaltung, für gründliche und überzeugende Motivirung der Uebergänge und Steigerungen: wenigstens in den vier ersten Büchern, in denen der Held auf dem festen Boden des Wirklichen und Erlebten steht. Oft sogar überkommt uns der Hauch der ächtesten und unverlierbarsten Poesie, wie vor allem in

der schönen Waldidylle des Jugendlebens, in dem herrlichen Liede des Einsiedler's „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall" und in vielen einzelnen Stellen, in denen die Satire sich zu mild versöhnendem Humor erhebt. Die Sprache ist rein, fließend, ächt volksthümlich. Wir stehen nicht an, den Simplicissimus trotz all seiner Rohheit und Formlosigkeit unter die schätzbarsten Besitzthümer unserer Literatur zu zählen. An Kunst bleibt er hinter den spanischen Schelmenromanen und dem späteren Gil Blas zurück; an Ernst und Tiefe der Gesinnung, an Großartigkeit der geschichtlichen Verhältnisse überragt er sie himmelhoch.

Noch viele Schriften sind von Grimmelshausen vorhanden; den Simplicissimus aber hat er nie wieder erreicht. Einige derselben schließen sich unmittelbar an jenes Hauptwerk an und bringen einzelne Nebengestalten zu weiterer Ausführung. Es sind: 1) Trutz Simplex oder Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche, Wie sie anfangs eine Rittmeisterin, hernach eine Hauptmännin, ferner eine Leutenantin, bald eine Marketenderin, Mußquetirerin und letzlich eine Zigeunerin abgegeben, Meisterlich agiret und ausbündig vorgestellet: Ebenso lustig, annehmlich und nutzlich zu betrachten als Simplicissimus selbst, Alles miteinander von der Courasche eigener Person dem weit- und breitbekannten Simplicissimo zum Verdruß und Widerwillen, dem Autori in die Feder dictirt, der sich vor dißmal nennet Philarchus Grossus von Trommenheim auf Griffsberg. Gedruckt in Utopia bei Felix Stratiot. 2) Der seltzame Springinsfeld u. s. w. 1670. 3) Das Wunderbarliche Vogelnest u. s. w. 1672. 4) Rathstübel Plutonis. 1672. Andere Schriften sind lehrhafte Erzählungen, wie „Der Bärenhäuter" und „Der stolze Melcher". Und noch andere treten ganz offen in die Form der Abhandlung hinüber, wie „Der deutsche Michel", „Der Ewigwährende Kalender", „Der zweiköpfige Ratio status" und „Warum er nicht katholisch werden könne".

Auch diese simplicianischen Schriften sind, wie der Simplicissimus selbst, aus den spanischen Schelmenromanen hervorgegangen.

Das Grundmotiv von der Geschichte des wunderbarlichen Vogelnestes, daß das Vogelnest unsichtbar macht und nun der ungesehen Sehende Anlaß zu den mannichfachsten satirischen Sittenschilderungen gewinnt, erinnert unabweisbar an den im Jahre 1641 erschienenen hinkenden Teufel von Luis Velez de Guevara, welcher später auch von Lesage benützt ward. Dagegen sind jene kleineren lehrhaften Abhandlungen und Erzählungen, welche in ihrem Inhalt Betrachtungen über die Gebrechen des Vaterlandes, über die verderbliche Vorliebe für Frankreich, über Sprachmengerei, über Aberglauben und andere Anliegen des Tages enthalten, in der Form durchaus selbständig. Hebel, der große Volksschriftsteller, hat nicht verschmäht, einige dieser Motive in sein Schatzkästlein aufzunehmen.

Seit dieser Zeit war der Gegensatz zwischen dem gelehrten Kunstroman und dem Volksroman fest und scharf ausgeprägt. Und Grimmelshausen war so sehr das anerkannte Muster der volksthümlichen Richtung, daß sich alle ähnliche Bestrebungen bewußt und bestimmt an ihn anlehnen, freilich ohne ihm gleichzukommen.

Ungesucht sondern sich diese zahlreichen Nachahmungen in zwei Gruppen. Da über die Gestaltungskraft fester Thatsächlichkeit, wie sie im Simplicissimus ist, kein Zweiter gebot, legen die einen Nachahmer den Grundton einseitig auf das Phantastisch-Abenteuerliche, die anderen ebenso einseitig auf das Lehrhaft-Satirische.

Jene erste Gruppe, die phantastisch-abenteuerliche, verliert sich sogleich in die unsäglichste Plattheit. Eines der bekanntesten Bücher dieser Art ist „Der güldene Hund oder Ausführliche Erzählung, wie es dem sogenannten Cavalier aus Böhmen, welcher nicht, wie Etliche mit Unwahrheit vorgegeben, wegen gräulicher Gotteslästerung, sondern durch Zauberei in einen Hund verwandelt worden, bishero ergangen und wie er wieder seine vorige menschliche Gestalt überkommen: so nützlich und lustig zu lesen als des Apuleji goldener Esel oder Samuel Greifensohns Simplicius Simplicissimus, erstlich in pohlnischer Sprache beschrieben, anitzo aber denen böhmischen Landsleuten zu Ehren verteutschet von Cosmo Pierio Bohemo. 1675.“ Ein böhmischer Edelmann ist in einen Hund verzaubert: es werden die

Schicksale, die er bei verschiedenen Herren erlebt, geschildert und in diese Schilderungen sind einige satirische Seitenblicke verflochten. Noch platter ist der französische Gyges von Terpo Mirisano. Die meisten anderen Nachahmungen dieser Art verschmähen zwar die Wunder und fabelhaften Verwandlungen, haschen aber dafür nur um so mehr nach den ungeheuerlichsten Abenteuerlichkeiten. Dahin gehören: Simplicianischer Jan Perus 1672, der Simplicianische Weltkukker 1678, deß französischen Kriegs-Simplicissimi hochverwunderlicher Lebenslauf 1682, der politische possierliche und doch manierliche simplicianische Hasenkopf von Erasmo Grillando 1683, Ungarischer oder dacianischer Simplicissimus 1683, der türckische Vagant 1683, der überaus kurtzweilige und abentheuerliche Malcolmo von Liebendau von Simplicio Simplicissimo 1686. Jetzt sind diese Bücher auch in reichhaltigen Bibliotheken selten. Wer des einen oder des anderen habhaft wird, überzeugt sich, daß alles Geschichtliche, in welchem der Simplicissimus seine unvergängliche Größe hatte, hier völlig zurückgedrängt ist. Die Simpliciade wird aufschneiderische und lügenhafte Reisebeschreibung. Der tiefere Sinn, der diesen Nichtigkeiten zu Grunde liegt, ist der Drang, sich durch solche Fabeleien über Druck und Noth der jammervollen Wirklichkeit hinwegzutäuschen.

Es war daher ein schönes Zeugniß für die unzerstörbare Gesundheit des deutschen Geistes, daß schon jetzt diese sinnlose Entartung der Simpliciaden auf's derbste gezüchtigt wurde. Im Jahre 1696 erschien zu Gotha (angeblich St. Malo) ein kleiner Roman unter dem Titel: „Schelmuffsky, Curiose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Land." Noch im selben Jahre erschien eine erweiterte Umarbeitung. Der Name des Verfassers war lange unbekannt, bis Friedrich Zarncke (der übrigens auf E. Weller's Index Pseudonymorum verweist) im neunten Bande der Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften den Leipziger Studenten Christian Reuter, geboren 1665 im Anhaltischen, als Autor erwies. Reuter, auch Verfasser satirischer Lustspiele, ist zweifellos ein ächtes humoristisches Talent. Leider scheint sein Charakter dem Talent nicht entsprochen zu haben; denn sein Dichten

ist früh verstummt und er selber verschollen. In dem Roman wird die abenteuersüchtige Aufschneiderei, zugleich auch der Wunsch Ungebildeter „galant“ und „polit“ zu erscheinen, verspottet. Schelmuffsky war eine alte Hamburger Volksfigur, die schon 1631 in Detlev Dreyer's handschriftlicher Chronik erwähnt wird. Schelmuffsky ist immer ein gut brav Kerl gewesen und hat Zeit seines Lebens kein Geprahle oder Aufschneidens gemacht; damit aber nun alle Welt hören soll, daß er nicht stets hinter dem Ofen gesessen und seiner Frau Mutter die gebratenen Aepfel aus der Röhre genascht, so will er doch nun auch seine manchmal sehr gefährliche Reise und seine ritterlichen Thaten zu Wasser und zu Lande, wie auch seine wunderliche Geburt und Gefangenschaft in einer solchen Beschreibung an das Tageslicht geben, deßgleichen noch niemals in öffentlichem Druck soll gefunden sein. Und nun erzählt der „gut brav Kerl“ von seinen Abenteuern mit seinem gräflichen Reisegefährten und seiner Liebsten Charmanten, von seinem Tanz mit der Frau Großmogul, von Padua, das eine halbe Stunde von Rom liegt, und von Rom, das aus lauter Schilf und Rohr gebaut ist und wo alle Bauersleute Butter und Käse in Dreckschüten feilhaben, daß beim Sapperment und der Tebelhohlmer Alle vor Bewunderung das Maul aufsperren, und in der That auch heut noch kein Leser den Schwank ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

Nüchterner, aber verständiger ist die zweite Gruppe, die satirisch-lehrhafte. Sie ist vornehmlich durch Christian Weise, den bekannten Schulrector von Zittau, vertreten.

Christian Weise, geboren am 30. April 1642 zu Zittau, gestorben am 21. October 1708, schrieb, zum Theil noch als Leipziger Student, vier kleine Romane: 1) Die drei Hauptverderber in Deutschland, von Siegmund Gleichviele. 1671. 2) Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt, durch Catharinum Civilem. 1672. 3) Die drei klügsten Leute in der ganzen Welt, durch Catharinum Civilem. 1675. 4) Der politische Näscher, von N. J. C. 1676. Die erste kleine Schrift ist entschieden den Traumgesichten Moscherosch's

nachgebildet. Die drei folgenden Schriften sind lose aneinandergereihte Zeit- und Sittenbilder, die zwar, wie die Vorrede zu den drei ärgsten Erznarren ausdrücklich hervorhebt, alle Verbindung mit dem Simplicissimus „oder sonst einem ledernen Saalbader“ ablehnen, dennoch aber durchaus innerhalb derselben volksthümlichen Richtung stehen.

Die Gegenstände sind eng und dürftig. Vor dem öffentlichen Leben und Denken, welches dem Simplicissimus einen so bedeutenden Hintergrund giebt, zieht sich der bescheidene Schulmann scheu zurück. In der Vorrede zu den drei Erznarren heißt es: „Ueber Fürsten und Herren haben Andere genug geklaget und geschrieben; hier finden diese Leute ihren Text, die entweder nicht viel vornehmer sind als ich oder die zum wenigsten leiden müssen, daß ich mich vor ihnen nicht entsetze.“ Und ähnlich sagt die Vorrede zum politischen Näscher: „Es sind Privatmenschen, welche hier einen Text nach dem andern bekommen: werden nun des weltberühmten Erasmi Rotterdami Sachen nicht verworfen, gesetzt daß er auf die höchsten Fürsten und Potentaten bisweilen sehr stachlicht ist, wer wollte mich verdammen, wenn ich auch mit solchen Gedichten in die Campagne werfe, deren sich einer oder der andere unter den gemeinen Leuten wider mein Wissen annehmen möchte.“ Ueberall die offen ausgesprochene Absicht der unmittelbarsten Lehrhaftigkeit. Die Vorrede zu den drei ärgsten Erznarren vergleicht den Roman mit einer zierlichen Apothekerbüchse; die Tugend soll durch fromme List „der kitzlichen und neubegierigen Welt beigebracht werden.“ Und die Vorrede zum politischen Näscher sagt: „Wie könnte ich meinem Nächsten besser dienen, als daß ich ihn gleichsam zwinge, auch mitten im Müssiggang etwas zu lernen. Er meint, über etliche Possen zu lachen, und sieht, was ein Mensch bedarf, wenn er nicht will zum Gelächter werden. Er denket Zucker zu lecken und schlucket die Arzenei mit in die Seele hinein; er suchet einen Komödianten und kommt aus einer philosophischen Schule zurück.“

Es ist nicht die tiefe, wahrhaft menschliche Sittlichkeit, auf welche der Satiriker ausgeht, sondern die gemeine Weltklugheit oder, um

mit der Vorrede zum politischen Näscher zu sprechen, die Lehre, „wie der Mensch sein Privatglück erhalten und alle besorglichen Unfälle klüglich vermeiden könne“. Man nannte diese Klugheitslehre im damaligen Sprachgebrauch „Politik“; erst Bodmer und Gottsched nennen einen lebensgewandten Menschen nicht mehr „politisch“, sondern „polite“. Kunstwerke sind auf diesem Standpunkt nicht zu erwarten. Doch die „lustigen Begebenheiten“ sind frisch erzählt, und die Charakteristik erinnert oft an den Ton der alten Schwankbücher, besonders des Eulenspiegel. Das Grundmotiv der drei ärgsten Erznarren, daß ein reicher Erbe durch eine Testamentsklausel beauftragt wird, die größten Narren zu suchen, ist für die Aneinanderreihung kleiner Sitten- und Lebensbilder ein so ergiebiges, daß noch 1798 Ludwig Tieck in seiner Erzählung „Ein Tagebuch“ dasselbe wieder aufgriff, freilich ohne die Quelle zu nennen.

Auch Weise's satirische Romane, namentlich die drei Erznarren und der politische Näscher, riefen vielfache Nachahmungen hervor. Goedeke's Grundriß Bd. 3, § 194 führt mehr als dreißig solche romanhafte Satiren auf, zum Theil mit den absonderlichsten Titeln. Die Königl. Bibliothek zu Dresden besitzt die meisten derselben. Johann Riemer z. B. schrieb: „Der politische und lustige Passagier, worinnen allerhand Begebenheiten, lustige Exempel und andere seltsame Dinge, welche bei denen allzugemeinen Reisen der Teutschen in fremde Länder, sonders in Frankreich sich täglich zutragen, mit vielen moralen Lehren allen curieusen Gemüthern zu Lust und Ergötzung vorgestellet.“ Von demselben Verfasser sind: „Der politische Feuermäuerkehrer, die politische Colica, der politische Grillenfänger, die politische Narrenkappe, worinnen die wunderliche und oftmals ungereimte Ehrsucht der heutigen Welt mit allerlei närrischen, jedoch wahrhaftigen Begebenheiten zusammengesuchet und vernünftigen Gemüthern zur Bewunderung und Belustigung vorgestellet.“ Diese Schriften sind ohne Ausnahme roh, langweilig, platt moralisirend. Weise selbst beklagt sich in der Vorrede zu seinen „Reifen Gedanken“, daß, nachdem er den politischen Näscher herausgegeben, „alle Tractätchen den Namen politisch erhalten hätten, als ob der kurze Mantel

dieſes Worts alle Schwachheit bedecken könne“. Und übereinſtimmend ſagt Thomaſius im erſten Heft der Monatsgeſpräche von 1688, daß man ihn hoffentlich nicht im Verdacht haben werde, „die Narrenspoſſen und Scurrilitäten, die als Nachäffung des politiſchen Näſchers eines geſcheuten und gelehrten Mannes unter den Titeln des politiſchen Feuermäuerkehrers, des politiſchen Haſenkopfes, der politiſchen Trödelfrau und dergleichen geſchrieben werden, unter die Zahl der guten Bücher zu rechnen“.

Gleichwohl iſt dieſe Gruppe geſchichtlich eingreifender als die phantaſtiſche. So dürftig und gehaltlos Weiſe und ſeine Nachahmer ſind, ſie bekunden unzweideutig die erfreuliche Thatſache, daß nach der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges der Menſch endlich wieder auf neue Grundlagen ſeines ſittlichen Denkens und Verhaltens ſinnt. Es iſt nur eine andere Spiegelung deſſelben Geiſtes, welcher in Thomaſius wirkte.

Die Bedeutung ſteigert ſich, wenn wir die tiefen Spuren verfolgen, welche dieſe an ſich ſo geringfügigen Erſcheinungen in den Gemüthern zurückließen. Die Simpliciaden öffneten den Weg für die Robinſonaden, Chriſtian Weiſe und ſeine Nachahmer öffneten den Weg für die moraliſchen Wochenſchriften.

Das Drama.

Gryphius. Lohenſtein. Chriſtian Weiſe. Die Haupt- und Staatsaktionen.

Viel trauriger als um den deutſchen Roman ſtand es am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts um das deutſche Drama. Im Roman ſind wenigſtens die Anfänge glücklichen Aufſtrebens; man kann die Hoffnung ſchöpfen, daß dereinſt dieſes erniedrigte Geſchlecht noch aus allen Schlacken geläutert hervorgehen wird. Im Drama herrſcht die haltloſeſte Entartung. Wer das Bild jenes Zeitalters

allein den dramatischen Zuständen entlehnen wollte, dem müßte es wie ein unerklärbares Wunder erscheinen, daß die spätere Geschichte dennoch das Zeugniß einer so glänzenden Wiedergeburt ist.

Im Wesentlichen ist in der dramatischen Literatur derselbe Gegensatz der gelehrten Renaissance und der widerstrebenden Volksthümlichkeit wie im Roman. Aber das Renaissancedrama, auch seinerseits auf die unmittelbare Empfänglichkeit der Massen angewiesen, kam niemals über ein künstliches Scheinleben hinaus; und dem Volksdrama fehlte ein anführender und schöpferischer Genius, wie der Volksroman im Dichter des Simplicissimus hatte. Es ist eine alte, durch die Natur der betreffenden Kunstarten bedingte Erfahrung, daß der Roman zu einer erträglichen Ausbildung noch in Zeitaltern gelangen kann, welche dem Drama bereits alle Lebensluft abschneiden.

Andreas Gryphius und Lohenstein sind die bedeutendsten Vertreter des Renaissancedramas; auch Hallmann und Haugwitz sind daneben zu nennen. Lohenstein, der die Tragödie ausschließlich gepflegt hat, ließ seine Stücke in den Jahren 1661 bis 1673 erscheinen; den erst nach seinem Tode gedruckten, an Maßlosigkeit Alles überbietenden Ibrahim Bassa hatte er schon 1650, in seinem fünfzehnten Jahre gedichtet. Etwas früher fällt die Thätigkeit des Andreas Gryphius (1616 bis 1664). Das grenzenlose Elend des letzten Jahrzehntes des großen Krieges war der Boden, auf dem seine Trauerspiele erwuchsen. „Leo der Armenier", „Katharine von Georgien", „Cardenio und Celinde" entstammen dieser Zeit; 1649 trieb ihn das tragische Schicksal Karl's von England zu dem höchst merkwürdigen Versuch eines zeitgenössischen Trauerspiels: „Ermordete Majestät". In späteren ruhigeren Jahren wandte sich Gryphius dann auch heiterer Dichtung zu: er dichtete Gesang- und Scherzspiele, und ließ 1663 die beiden lebenskräftigen Lustspiele „Horribilicribrifax" und „Absurda comica oder Herr Peter Squentz" erscheinen.

Der Eindruck der Tragödien dieser Dichter ist ein höchst unerquicklicher, obgleich namentlich Gryphius zuweilen Töne ächter Leidenschaft anschlägt. Opitz, welcher doch Senecas Trojanerinnen

und Sophokles' Antigone übersetzt hatte, setzt im fünften Kapitel seines Buches von der Poeterei das Wesen der Tragödie sehr naiv in die Bestimmung, daß sie von königlichen Willen, Todtschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vatermorden handle; im deutschen Renaissancedrama des siebzehnten Jahrhunderts ist dieser Begriff zur entsetzlichen Wirklichkeit geworden. Gryphius, von der allgemeinen Noth und eigenem Mißgeschick herb verdüstert, sagt sehr bedeutsam, daß, nachdem das Vaterland sich in seine eigene Asche verscharrt habe, er die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge in seinen Trauerspielen vorzustellen sich befleiße; und auch in den Stücken der anderen Dichter ist dieselbe Lust am Grausamen und Gräßlichen, an Mord, Blutschande und Aufstachelung aller niedrigen Empfindungen, wie sie nur einem Geschlecht eigen sein kann, das durch lange Kriegsgreuel alles feinere Gefühl verloren hat. Jedoch das kunstgeschichtlich Wichtigste ist, daß auch hier durchaus dieselbe Formrichtung herrscht wie im gleichzeitigen Kunstroman. Man weist meist zur Erklärung dieser Richtung auf den niederländischen Dramatiker Vondel, und allerdings hat sich Gryphius vorzugsweise an diesen angeschlossen; aber man darf nicht übersehen, daß Vondel selbst wieder zu den Dramatikern der französischen Plejade, namentlich zu Jodelle, im engsten Bezug steht. Lohenstein, noch entschiedener als Gryphius der sogenannten zweiten schlesischen Schule angehörig, unterscheidet sich nur dadurch, daß er auf diesen Stamm zugleich den Schwulst des Marinischen Dialogs pfropft. So ist auch Hallmann (c. 1640 bis 1704) von den Italienern, auch von Guarini abhängig, und besonders die Effekte der italienischen Oper haben es ihm angethan und heischen Nachahmung. Der Bruch mit dem alten Volksstück, welchen Opitz begonnen hatte, ist vollendet. Gemessenheit und Ruhe der Handlung, welche oft in die langweiligste Handlungslosigkeit ausartet; Festhalten an fürstlichen und heldenhaften Personen, Einführung der berüchtigten drei Einheiten, welche sich allerdings zunächst meist noch auf strenge Einheit der Zeit beschränkt; Einführung der Reihen oder Chöre, und sogar schon Einführung des Alexandriners.

Das Lustspiel allerdings war frischer, zugreifender, der Gegenwart und Wirklichkeit anschließender. Gryphius kennt offenbar die Lustspiele Shakespeare's, und hat im Lustspiel auch den Muth und die Kraft derber und packender Lokalfärbung. Seine „Absurda Comica oder Herr Peter Squentz“ ist den Handwerkerscenen des Sommernachtstraumes nachgebildet. Aber die Schranke des Renaissancedrama's wird gleichwohl durch diese realistischen Eingriffe nicht durchbrochen; auch das italienische und französische Lustspiel hatte die derbe Volksmäßigkeit nicht aufgegeben. Das unverbrüchliche Kennzeichen des nach Plautus und Terenz geformten Lustspiels ist das Gattungsmäßige und Maskenhafte der Charakterzeichnung; und dieses wird selbst von Gryphius, noch mehr aber von den anderen gleichzeitigen Renaissancedichtern, auf's sorgsamste gewahrt.

So fiel der französische Classicismus, als er in Corneille, Racine und Molière seinen Höhepunkt erreichte, in Deutschland auf längst geebneten Boden. G. Greflinger übersetzte schon 1650 Corneille's Cid, und F. Ch. Bressand in Braunschweig in den Jahren 1691 bis 1696 fast alle hervorragendsten Werke von Corneille, Racine und Pradon.

Jedoch dieser französirenden Richtung steht auch hier mit scharfbetonter Gegensätzlichkeit wieder derselbe Christian Weise gegenüber, dessen volksthümlicher Grundzug sich bereits im Volksroman bethätigt und bewährt hatte.

Christian Weise hat, wie Palm in seiner lehrreichen Abhandlung über Weise und in seinen „Beiträgen“ (Breslau 1854. 1877) dargethan hat, nicht weniger als vierundfünfzig Stücke geschrieben. Er ist ohne eigentliche dramatische Begabung, wie er dies auch selbst in der Vorrede seines Buches „Lust und Nutz der spielenden Jugend“ (1690) offenherzig eingesteht. Weder seine Trauerspiele noch seine Lustspiele überwinden die dramatisirte Erzählung; Erfindung und Dialog leiden an unsäglicher Plattheit. Die Trauerspiele jagen nach den gräßlichsten Hinrichtungsscenen und nach schulmeisterlicher moralisirender Nutzanwendung, ohne sich doch die lästerlichsten Derbheiten zu verargen; die Lustspiele suchen das Ergötzen in Zoten, in althergebrachten

Pickelhäringsspäßen und flegelhaften Prügelscenen. Aber man sieht deutlich, daß Weise, im Gegensatz zur kalten Künstelei der verzopften Renaissance, auf die alten Volksdramen geachtet hatte. Weise's Stücke rücken ihre Stoffe und Formen in die traute Nähe der bekannten und heimischen Wirklichkeit, richten sich nach den Zwecken der Aufführung, welche freilich nur der löblichen Schuljugend anheimfiel, setzen dem Alexandriner und der steifen Regelmäßigkeit der französirenden Dramen Frische und Natürlichkeit der Rede und Streben nach Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit der Composition entgegen. Die „Einheiten" der französischen Bühne haben für ihn nicht Geltung; das gleichförmige, vornehme Hochdeutsch will er nur fürstliche Personen reden lassen und verlangt sonst eine charakteristisch abgestufte Sprache; ermüdend lange Auseinandersetzungen und Erzählungen auf der Bühne verwirft er und fordert einen lebhaften, vorwärtsstrebenden Dialog. So ist Christian Weise, der Dramatiker, nicht nach dem, was er geleistet, sondern nach dem, was er gewollt hat, zu beurtheilen. In diesem Sinne aber ist er in der That der Vorläufer nicht bloß Gellert's, sondern selbst Lessing's. Daraus erklärt sich, warum Gottsched ihn so bitter verfolgte und warum Lessing, der diese innere Verwandtschaft herausfühlte, ihn im Eifer streitenden Widerspruchs zuweilen arg überschätzte. Als Karl Lessing, den der Ruhm seines berühmten Bruders zu kindischer Nachahmung reizte, dem großen Kritiker mittheilte, daß er Masaniello zum Helden einer Tragödie zu machen beabsichtigte, antwortete ihm dieser (14. Juli 1773): „Weißt Du denn auch, daß Du schon einen dramatischen Vorgänger hast? Und einen dramatischen Vorgänger in Deutschland? Es ist kein Geringerer als Christian Weise, dessen Trauerspiel von dem neapolitanischen Hauptrebellen Masaniello Du in seinem Zittauischen Theater finden wirst. Wenn Du es noch nicht gelesen hast, so lies es ja. Es hat ganz den freien Shakespeareschen Gang, den ich Dir sehr zur Nachahmung empfehlen würde. Auch wirst Du, des pedantischen Frostes ungeachtet, der darin herrscht, hin und wieder Funken von Shakespeareschem Genie finden."

Ohne Kraft und Ursprünglichkeit, wie beide Richtungen waren,

konnte sich weder das gelehrte noch das mehr volksthümliche Drama der Bühne bemächtigen.

Hallmann stellt in der Vorrede zu seinen Trauer-, Freuden- und Schäferspielen „diejenigen Schauspiele, so von Ehrliebenden und Gelehrten“ herrühren, denen, „die von plebejischen und herumschweifenden Personen an den Tag gegeben werden“, schroff gegenüber. Es war das Schlimmste geschehen, was der dramatischen Kunst und Literatur geschehen kann; Literatur und Bühne fielen in unnatürlicher Trennung feindlich auseinander.

Zwar sagt Gryphius in der lateinischen Zuschrift seines Trauerspiels Papinianus, daß sowohl sein Leo Armenius wie auch seine Catharina und Felicitas in Breslau auf die Schaubühne gekommen seien, und ebenso haben wir Nachrichten von Aufführungen Lohenstein'scher und Hallmann'scher Stücke; aber sicherlich waren diese Aufführungen nur sehr vereinzelt (vgl. Koberstein. Zweiter Band, S. 282. 259). Wie hätten diese handlungslosen Tiraden Spannung und Theilnahme erwecken können? Mit gleicher Sicherheit ist zu behaupten, daß auch Bressand's Uebersetzungen am Ende des Jahrhunderts entweder gar nicht oder doch nur unter sehr ausnahmsweisen Verhältnissen zur Darstellung kamen; geschichtlich steht fest, daß Corneille's Sertorius in Salzdahlum nicht durch Schauspieler, sondern durch den Hof gespielt wurde. Nicht minder aber waren auch Weise und seine Gesinnungsgenossen für die wirkliche Bühne verloren. Diese Stücke waren einzig auf Schulzwecke berechnet. Nach der jedesmaligen Anzahl der Schüler richtete sich die Anzahl der in die Composition zu verflechtenden Rollen. Konnte der gewissenhafte Rector, welcher seinen Schülern durch ihr öffentliches Auftreten „Hardiesse“ beibringen wollte, das für den einen Actus geschriebene Stück, wie er selbst sagt, niemals wieder für einen anderen Schulactus gebrauchen, wie hätten die wandernden Truppen, in ihrer Mitgliederzahl unendlich beschränkter, sich derselben bedienen können?

In dieser unnatürlichen Trennung verwilderte und verkümmerte das Drama. Noch mehr aber verwilderte und verkümmerte die Bühne.

Als Leibniz in der europäischen Wissenschaft als ein Stern erster Größe glänzte, war die deutsche Bühne nichts als eine erbärmliche Gauklerbude.

Noch am Anfang des Krieges war die Bühne in allen deutschen Ländern vorzugsweise in den Händen der sogenannten englischen Komödianten gewesen. Es ist unzweifelhaft, daß in ihnen noch immer die Erinnerung an Shakespeare und dessen Zeitgenossen wach war. In den Berichten, welche A. Cohn in „Shakespeare in Germany“ (1865. Kap. 4) zusammengestellt hat, werden oft genannt: Der Jude von Venedig, Viel Lärmen um Nichts, Der Sturm, Othello. Ueberdies wissen wir, daß die Engländer, welche 1626 am Hofe zu Dresden spielten, neben Stücken wie „Hamann und Esther, den verlorenen Sohn, den Doctor Faust“, auch „Romeo und Julietta, Julius Cäsar, Hamlet, Lear“ in ihrem Repertoir führten (vgl. Fürstenau: Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen. Dresden 1861. S. 96 ff.). Und auch nach dem Kriege war diese Richtung herrschend geblieben. Die englischen Komödianten, welche im März 1660 zu Dresden auftraten, spielten das Possenspiel von Pyramus und Thisbe, die Tragikomödie vom König Lear mit seinen zwei Töchtern, die Tragikomödie vom Mohren von Venedig; zu derselben Zeit wurde Shakespeare's „Was Ihr wollt“, unter dem Titel „Tugend- und Liebesstreit, ein Freudenspiel“, mehrfach in Braunschweig gegeben (vgl. Geschichte des Theaters zu Braunschweig von A. Glaser. 1861, S. 21.). „Die Zähmung der Widerspenstigen“ war allbeliebt und ging sogar in Schulkomödien über; vgl. Reinhold Köhler: „Kunst über alle Künste, ein bös Weib gut zu machen“ (Berlin 1864). Aber allerdings sind diese Bearbeitungen, so weit wir sie kennen, meist ganz entsetzlich verpöbelt und zum grausen „Mordspektakel“ oder zu den rohsten Hanswurstiaden entwürdigt, so daß es nicht Wunder nimmt, wenn der Name Shakespeare's dabei gänzlich untergegangen war; in einem Aufsatz der Acta Eruditorum von 1695, von F. B. Carpzow geschrieben, wird Shakespeare zwar unter den besten Dichtern genannt, aber nur unter der vorsichtigen Anführung

des Zeugnisses von William Temple. Sein rohestes Stück, der „Titus Andronikus“, ist in barbarisch verunstalteter Form in die Sammlung „Engelischer Comedien und Tragedien“ 1620 aufgenommen worden. Ueber diese Sammlung, die 1624 in neuer Auflage erschien, und der noch verschiedene andere folgten, hat Julius Tittmann im dreizehnten Band der „Deutschen Dichter des sechszehnten Jahrhunderts“ 1880 gute Nachricht gegeben. Neben den greuelvollen Hauptdramen finden sich auch die burlesken „Pickelhäringsspiele“ und die mit Gesang verbundenen „Aufzüge“, die als Intermezzo's dienten. Doch stammt durchaus nicht das ganze Repertoire der englischen Komödianten aus England. Besonders in den späteren Sammlungen findet sich vieles, was nach spanischen und französischen Mustern gearbeitet ist. Aber auch dies ist nach derselben verpöbelten englischen Form zugeschnitten. Eduard Devrient hat im ersten Bande seiner trefflichen „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ gründlich dargelegt, wie irrig es war, wenn man annehmen zu dürfen meinte, als sei der „Polyeuct“, welcher 1669 von Leipziger Studenten aufgeführt wurde, in der That das ächte und unverfälschte Werk von Corneille gewesen. Jene Bearbeitung des Polyeuct, vom Vorsteher der Leipziger theatralischen Studentengesellschaft, Christophorus Kormart, gefertigt, ist nicht blos, wie der Titel sagt, „mit sich dazu fügenden neuen Erfindungen vermehrt“, sondern von Grund aus umgewandelt. Die Einheit des Orts hat dem buntesten Scenenwechsel weichen müssen; der Alexandriner ist in Prosa aufgelöst; die steife Vornehmheit der Corneilleschen Gestalten ist kräftiger, aber auch unendlich roher und gemeiner geworden: die Martern und Hinrichtungen, welche der französische Dichter mit kunstvoller Zurückhaltung nur andeutend hinter die Bühne verlegt, werden hier mit grellster Absichtlichkeit den nach schaudervollen Erregungen lüsternen Zuschauern ausführlich vor Augen gestellt. Deshalb hat auch Gottsched, der sich doch, von seinem Standpunkt aus, dieser angeblich ersten Einführung Corneille's hätte freuen müssen, im sechsten Bande der Kritischen Beiträge S. 385 ff. jenen Vorgänger mit verdienter Mißachtung abgewiesen.

Zuletzt aber wurden alle Bande gesprengt. Wie die Dichter der Schauspieler entrathen zu können glaubten, so die Schauspieler der Dichter. Besonders durch Magister Velten, den wirksamsten und erfahrensten Schauspielerprincipal seiner Zeit, wucherte das wildeste Stegreifspiel zu verderblichster Blüthe auf. Gewöhnlich wurde zuerst ein ernstes Stück, die sogenannte Hauptaktion, gegeben, dann eine Posse. Ungeachtet neuerer höchst dankenswerther Forschungen ist das Wesen dieser Hauptaktionen noch immer nicht völlig aufgehellt; englische und, wie nach dem unverdächtigen Zeugniß Lessing's in der Dramaturgie und nach der gleichzeitigen Richtung der volksthümlichen Romanliteratur anzunehmen ist, auch spanische Muster mochten einwirken; im Wesentlichen aber waren die Bedingungen für die „Haupt- und Staatsaktion" im deutschen „politisch-gelehrten Drama" des siebzehnten Jahrhunderts schon gegeben. Die biblischen Geschichten, die Moderomane, die Historienbücher, selbst die neuesten Staatsbegebenheiten wurden für flüchtige Scenarien ausgebeutet; und die Ausführung wurde der augenblicklichsten Eingebung der Laune und des blindesten Ungefährs überlassen. „Politische Vorgänge, erstaunliche Großthaten berühmter oder fabelhafter Helden und Könige, die blutigsten Gräuel neben der geziertesten Schönrednerei der Prinzen und Prinzessinnen und den impertinentesten Schwänken der Possenreißer, Zauberstückchen und Verwandlungen, Träume und Erscheinungen, Himmel und Hölle in der abenteuerlichsten Verknüpfung mit feierlich allegorisch-didaktischen Gestalten, Zwischenspielen, Balleten, Chören, Arien, Illuminationen und Feuerwerken", das waren, wie Devrient kundig schildert, die Bestandtheile dieser Hauptaktion. Und diese Verwilderung wurde mit jedem Tage immer ungeheuerlicher. Allerdings schien es einige Zeit, als solle eine Wendung zum Besseren eintreten. Unter Kurfürst Georg II. war 1664 zu Dresden ein „Komödienhaus" gegründet und am 27. Januar 1667 eingeweiht worden. Seit dieser Zeit gab es in Dresden festangestellte Schauspieler, welche „churfürstliche Comödianten" hießen. Im Herbst 1685 hatte man die Leitung derselben dem Magister Velten übergeben; Velten strebte fortan rastlos nach

feinerem Geschmack und natürlicherer Charakterdarstellung, besonders durch Anlehnung an Molière. Ueber seine Thätigkeit ist neuerdings (1887) durch Carl Heine Zuverlässiges festgestellt worden. Waren schon, wie aus der „Schaubühne Englischer und Französischer Comödianten", welche 1670 in Frankfurt erschien, zu ersehen ist, früherhin Molièresche Stücke in Gebrauch der wandernden Truppen gewesen, wenn auch noch in sehr platter und weitschweifiger Sprache, so suchte Velten, erschreckt durch die Ausartungen des einst von ihm selbst eingeführten Stegreifspiels, diese Anregungen wirksam fortzubilden. In den Carnevalsvorstellungen, welche 1690 in Torgau stattfanden, wurden von ihm der bürgerliche Edelmann, die Komödie von Mascarilus (L'étourdi), die glückselige Eifersucht (le cocu imaginaire), der gezwungene Arzt, Don Juan oder des Don Pedro Todtengastmahl, die Männerschule und sogar der Misanthrop unter dem Titel „der Verdrießliche" aufgeführt. Im Ganzen hat Velten zehn Molière'sche Stücke zur Aufführung gebracht; außerdem auch den „Lügner" von Corneille. Selbst in der Tragödie wurden einzelne ernstere Versuche gemacht; Corneille's „Tod des Pompejus" und „Rodogune" wurden aufgeführt; durch holländische Vermittlung kamen Calderon's „Tochter der Luft", „das Leben ein Traum", „Eifersucht das größte Scheusal", unter veränderten Titeln auf das Repertoire. Und auch vor der tragischen Behandlung der neuesten Ereignisse scheute Velten nicht zurück; er brachte den „Wallenstein" von Haugwitz auf die Bühne. Aber leider waren diese Bestrebungen durchaus erfolglos. Sie blieben auf einen einzelnen Ort eingeschränkt; Nacheiferungen von Seiten anderer Principale werden nirgends gemeldet. Und auch bei Velten selbst erscheinen neben Corneille, Calderon und Molière nach wie vor mit ungeschmälertem Ansehen die alten Hauptaktionen von dem großen Rechtsgelehrten Papiniano, vom Ritter St. Georg, von der Genoveva, von Ulyß und Penelope, von der Aspasia, von Alexanders Liebeskrieg, und die alten Hanswurstiaden von Trappolino, vom verzauberten Pickelhering, vom Graf Schornsteinfeger, von den drei barmherzigen Schwestern, vom Blasebalg, Cacerlacu u. s. w. Zu allem Unglück wurde überdies,

als im September 1691 der kunstliebende Kurfürst Johann Georg III. gestorben war, das Dresdener Hoftheater schnell aufgelöst. So verfiel das Schicksal der dramatischen Kunst wieder ganz ausschließlich der Rohheit der Massen. Velten zog nach Hamburg und starb kurz darauf. Velten's Wittwe aber kannte, wie alle anderen wandernden Truppen, keinen höheren Zweck mehr, als durch unsinnige Pomphaftigkeit der äußeren Ausstattung, durch peinigende Todesschauer und vor Allem durch zotenhafte Possenreißerei die groben Nerven des Pöbels zu reizen. Die Hauptaktion nahm, um auf das Staatmachende der Ausstattung hinzuweisen, den marktschreierischen Titel der Haupt- und Staatsaktion an. Wüster als je zuvor tummelte sich wieder auf den Brettern das geistloseste Stegreifspiel, das höchstens durch aufgeschriebene Dirigirbücher geregelt wurde. Auch in ernsten Stoffen gewann der Hanswurst immer mehr die Oberhand. In welcher platten, schmutzigen und schamlosen Weise der Hanswurst sein Handwerk ausübte, lehrt die zu ihrer Zeit vielbewunderte „Ollapotrida des durchgetriebenen Fuchsmundi“ von dem berühmten Wiener Komiker Stranitzky. Lady Montague, welche auf ihrer Durchreise nach Konstantinopel in Wien einer Darstellung des Amphitryo beiwohnte, berichtet in einem Briefe vom 14. September 1716, daß hier in Gegenwart des Hofes und der Vornehmsten Späße und Witzworte fielen, welche sogar der niedrigste englische Pöbel, — und man weiß, was englischer Pöbel ist, — von einem Marktcharlatan nicht dulden würde.

Angesichts solchen Jammers begreift man, wie Gottsched einen so raschen und tiefen Einfluß gewann. Es war das epochemachende Verdienst Gottsched's, daß er die gewaltsame Trennung von Buchdrama und Bühnendrama aufhob, das Buchdrama auf die Bühne zurückführte und, die rohen Haupt- und Staatsaktionen und die Hanswurstiaden verdrängend, das verwilderte Bühnenwesen wieder in die Zucht idealer Dichtung brachte. Sein Irrthum lag nur darin, daß er, der allgemeinen Strömung der Renaissance einseitig folgend, seine Muster einzig und allein in den Dramatikern des

französischen Classicismus suchte, welche in ihrer gekünstelten Regelmäßigkeit und Allgemeinheit den schärfer individualisirenden germanischen Volksgeist auf die Dauer nicht befriedigen konnten.

Die Lyrik.

Die Pegnitzschäfer und Hoffmann von Hoffmannswaldau. Canitz. Besser. König. Chr. Weise. Günther. Geistliche Dichter. Volkslied.

Opitz hatte richtig gesehen, als er in seinem Buch von der Poeterei voraussagte, daß sobald „kein deutscher Dichter sich eines vollkommen heroischen Werkes unterstehen werde“. Flemming und Hoffmann von Hoffmannswaldau versuchten erzählende Gedichte vom großen deutschen Krieg; sie erlahmten unter der Wucht der Aufgabe; Georg Greflingers Gedicht über denselben gewaltigen Gegenstand ist unbedeutend und kann kaum mitzählen. Auch die Muse eines Tasso und Camoens verlangt eine ganz andere Gunst des geschichtlichen Bodens, als sie damals das verkümmerte Deutschland bot.

Selbst was als Lyrik auftrat, war mit geringen Ausnahmen ebenso nichtig wie das gleichzeitige Drama. Völliger Mangel an Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung; ausschließliches Haschen nach vermeintlichen Feinheiten der Form, das überdies, zum Theil den schlechtesten Vorbildern nachstrebend, in die abscheulichste Geschmacklosigkeit ausartet.

Wenigstens gilt dies von der gelehrten Kunstdichtung. Denn auch in die Lyrik ist der Gegensatz gelehrter und volksthümlicher Richtung gedrungen.

Die drei großen Entwicklungsstufen, welche die verfallende Renaissance des siebzehnten Jahrhunderts durchläuft, sind in der lyrischen Kunstdichtung fast noch schärfer unterscheidbar als im Roman und Drama. Opitz und die erste schlesische Schule spiegelt, freilich sehr unzulänglich, das tiefgreifende Streben, die neulateinische

Dichtung auf gleicher Formengrundlage durch eine heimisch vaterländische zu ersetzen; es war von Italien aus durch Malherbe, Daniel Heinsius und Dryden gleichmäßig in alle Literaturen gedrungen. Der Lyrik der manierirten Marinisten entsprechen, wie in Frankreich Balzac und Voitüre, so in Deutschland die Pegnitzschäfer, Hoffmannswaldau, und die gesammte sogenannte zweite schlesische Schule. Der französische Classicismus Boileau's wird durch Canitz und seine nächsten Nachfolger vertreten.

Man hat wohl versucht, die Pegnitzschäfer und die zweite schlesische Schule als einen Fortschritt an innerer Poesie, als eine berechtigte Auflehnung der Leidenschaft und Sinnlichkeit gegen die kahle Nüchternheit der Opitzianer zu betrachten. Wer dergestalt spricht, hat nie eines dieser Gedichte gelesen. Der Schmutz und die freche Unnatur, welche hier den Grundton ausmacht, ist nicht Leidenschaft und gesunde Sinnlichkeit; es ist dieselbe lüsterne Gier, mit welcher heute die halbbarbarischen slavischen Völker die Hefe der allermodernsten französischen Blasirtheit verschlingen. Diese Dichter waren im Leben meist sehr achtbare Männer; aber sie waren so durchaus innerlich hohl und allen Gehaltes bar, daß sie der brausenden Strömung, welche aus der Entartung des noch immer tonangebenden Italien herüberfluthete, widerstandslos folgten und, was dort noch den Witz und den Schliff eleganter Weltbildung hatte, zu unerträglichster Plumpheit verzerrten. Fast noch widerlicher ist die Form. Wer hätte auch nur Bruchstücke von Marini, Achillini und Preti oder deren spanischen und französischen Nachahmern gelesen und wäre nicht auf's empfindlichste gepeinigt worden von den faden Verskünsteleien, den ausschweifenden Beiwörtern und jenen gewaltsamen und spitzfindigen Gegensätzen und Gleichnissen, welche die Italiener Concetti nennen? Welcher Eindruck also in einer ungefügen und unausgebildeten Sprache und in frostigen Schulübungen, denen aller und jeder Kunstverstand fehlt? Das Entsetzlichste ist ein Pedant, welcher den leichtfertigen Lebemann spielt.

Kurz nachdem Boileau in Frankreich den Marinismus gestürzt hatte, fand diese reinere Richtung auch in Deutschland den erfolg-

reichsten Eingang. Wie die Dinge standen, war diese Einführung des französischen Classicismus, welche sich in gewissem Sinn mit Recht eine Rückkehr zu den Grundsätzen der ersten schlesischen Schule nennen konnte, eine Erlösung.

Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz, ein edler und bedeutender preußischer Staatsmann, 1654 zu Berlin geboren, war der Erste, welcher das neue Banner entfaltete. In seiner dichterischen Form ist er durchaus aus Boileau hervorgegangen; es ist nur eine andere Wendung desselben Thatbestandes, wenn ihn Friedrich der Große den deutschen Pope nennt. Wie Boileau selbst, so bewegt sich auch Canitz meist in Gelegenheitsgedichten, Oden und Satiren; nüchtern und trocken verständig, immer aber in reiner Gesinnung, und zuweilen sogar, wie besonders in der Klagode auf den Tod seiner Frau, mit einem Anflug wirklicher Poesie. Er starb schon 1699; seine erst im folgenden Jahre herausgegebenen Gedichte erlebten noch bis 1772 neue Auflagen. Ihm am nächsten steht sein Schüler Benjamin Neukirch.

Aber auch Boileau wurde in Deutschland nur der Anlaß neuer Entartung.

Das Höfische, welches in Boileau lag, wurde zu widerlichster Kriecherei verzerrt. Man muß den dichterischen Werth Boileau's, Corneille's und Racine's mit der Niedrigkeit ihrer deutschen Nachahmer vergleichen, um den Unterschied zwischen der ersten Glanzzeit des emporkommenden Königthums in Frankreich und dem kleinstaatlichen Absolutismus Deutschlands in all seiner verhängnißvollen Härte zu empfinden.

Besonders waren Johann von Besser (1654 bis 1729) und Johann Ulrich von König (1688 bis 1744) solche niedrige und widrige Bedientennaturen, welche, aus dürftiger und abenteuerlicher Herkunft zu dem heißersehnten Adelstitel und zur schwindelnden Höhe wohlerfahrener Ceremonienmeister sich hinaufschmeichelnd, mit dummdreister Selbstgefälligkeit gar kein Hehl daraus machen, aus welcher unlauteren Quelle ihre Reimereien entspringen. Besser sagt in der Vorrede zu seinen von König im Jahre 1738 herausgegebenen

Schriften: „Ich habe von Natur zur Poesie Neigung gehabt und mit der Zeit erfahren, wie Unrecht man thut, Kinder wovon abzuhalten, wozu sie Lust haben; maßen die Dichtkunst, obgleich man mich ebenfalls in der Jugend daran hindern wollen, zu meinem Glück nicht allein viel beigetragen, sondern mir auch die meisten Einkünfte gebracht hat, sintemalen mir allein S. Majestät von Preußen viele Tausende dafür geschenkt haben". Und Ulrich König, der würdige Genosse, berichtet dieses schamlose Bekenntniß Besser's nicht nur mit völligster Anerkennung und Uebereinstimmung, sondern er überbietet es sogar, indem er seine Lebensbeschreibung Besser's ohne Scheu mit den Worten eröffnet: „Die Poesie hat nicht selten manchem ihrer Lieblinge die Bahn zu seinem Fortkommen erleichtert. Ein recht aufgeweckter Kopf, den sie ihrer Gaben in einem reichen Maße würdigt, weiß durch Vermittlung seiner Kunst seine übrigen Geschicklichkeiten an den Tag zu legen, bei Höheren Zutritt und folglich den Weg zu seiner Beförderung zu finden."

Der Gedankenkreis dieser Menschen ist ausschließlich auf Hoffestlichkeiten beschränkt.

Besser meint in der „Lobschrift an Ihro Königl. Majestät von Pohlen über die vielen und herrlichen Festivitäten, die bei dem Beilager Sr. Hoheit des Königl. Prinzen vorgegangen", daß „die Fürsten als die Statthalter Gottes schlechterdings verpflichtet seien, Gott ihrem Oberherrn in der Magnificenz nachzufolgen, wofern sie diesem ihrem Vorbild gleichförmig werden und nicht durch eine Unähnlichkeit mit ihm den Titel, den sie führen, verleugnen und widerlegen wollen".

Und doch ist Besser nur ein Schatten gegen seinen Schüler und Nachfolger König. Dieser steht nicht an, den Staatsminister Brühl unter die größten Männer aller Zeiten zu stellen. Von seinem fürstlichen Herrn aber sagt er im „Heldenlob Friedrich August's":

„Kaum hast Du Dich vermählt, so heißt ein Zug nach Ehren
Dich nach Italien zum zweiten Male kehren,
Die Welschen mußten da beschämt vor Dir gestehen,

Daß selbst ihr altes Reich dergleichen nie gesehen,
Und glaubten, weil sie Dich so höchst vollkommen fanden,
Daß alle Helden Roms in Dir, Held, auferstanden."

König's Gedicht „August im Lager", das die Zusammenkunft des Königs von Polen und des Königs von Preußen im Lager von Radewitz in breitester Umständlichkeit und in hochtrabenden Alexandrinern beschreibt, dünkt sich ein Epos im höchsten Stil zu sein; der Dichter betont ausdrücklich, daß „er sich der Erdichtung nur auf's allerbehutsamste bedient habe, da ohnedem zu besorgen sei, es werde die Beschreibung, die er hier mittheile, weil sie viele Seltsamkeiten in sich beschließe, dereinst den Nachkommen, so wahrhaft sie auch sei, gleichwohl fabelhaft genug erscheinen". Eine kleine Probe:

„Der Ritter edle Schaar vom weißen Adlerorden,
Die über dreißig stark damals gezählet worden,
Sie wurden hingeführt, die von der Kriegesart,
Von unserm Feldmarschall, dem tapfern Wackerbarth,
Die aber ihren Dienst dem Hof und Staat erwiesen,
Vom Oberkammerherrn, dem wohlgesinnten Friesen.
Der Ordensadler blitzt mit manchem Demantstein,
Ihr Brustband schließt das Wort mit güldnen Strahlen ein:
Den Glauben, das Gesetz, den König zu verfechten.
Das blaue breite Band hängt links ab zu der Rechten,
Der Aufschlag ihres Rocks ist weder lang noch breit,
Der Degengurt gestickt als wie ihr Ordenskleid."

Albern und abgeschmackt! Unwillkürlich denkt man an jenes Wort desselben Gedichts, mit welchem der Dichter vom Haar einer allegorischen Figur rühmt, es sei „hinterwärts von einem Band umwunden und unausreißlich fest in einen Zopf gebunden".

Leider aber ist es traurige Wahrheit, wenn Bruno Bauer in seiner „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts" sagt: „Auch in unserer Zeit giebt es noch officielle Gedichte, aber sie bleiben Gedichte der Person, die sie verfertigt hat, sie werden nicht Volksgut und ihre Verfasser denken selbst nicht daran, daß sie klassisch werden könnten. Was aber diese Hofdichter sangen, war der richtige Ausdruck des Bewußtseins der Masse, klang

tausendfältig in ihr wieder und war der klassische Ausdruck der Zeit. Es wurde als meisterhaft und richtig in ganz Deutschland bewundert.“.

Um so wohlthuender ist es, daß auch in der Lyrik die Nachklänge einer frischeren und volksthümlicheren Richtung noch nicht völlig erstorben sind. Freilich lastete der Druck der Verhältnisse auch auf ihnen; zu voller Schönheit und nachhaltiger Kraft konnten sie sich nicht entwickeln. An Flemming's frische und natürliche Weise erinnert noch einigermaßen Georg Greflinger († 1677), der in der Lyrik seine hauptsächliche Bedeutung hat. Besonders aber ist es auch hier, wie im Roman und Drama, Christian Weise, der der gelehrten Kunstdichtung und ihrer „poetischen Trichter, Aerarien und Collectaneen“ spottet. Er hat diese Forderungen in den „Nothwendigen Gedanken der grünenden Jugend“ 1675, vorzüglich aber in den „Curieusen Gedanken von den deutschen Versen, 1691 bis 1693“ ausgesprochen. Es ist eine Freude zu sehen, wie er überall auf das „Naturelle und Ungezwungene“ dringt; „alldieweil doch die Poeterei gleichsam in der Natur stecket“, und „wo der ganze Mensch und ein rechter Ernst nicht dabei ist, da wird das Werk allemal unkräftig sein“, und „was nicht von Hertzen kommt, das geht auch nicht wieder zu Hertzen“. (Nothw. Ged. S. 396. Cur. Ged. Th. 2, S. 21.) Ja, es ist ein überraschender Sinn für das Ursprüngliche und Volksliedmäßige, wenn er nicht blos auf die besten Kirchenlieder hinweist, sondern zugleich ausdrücklich erklärt, daß er die „alten einfältigen Kneipenlieder“ den neuen künstlichen Gedichten vorziehe, denn in dieser Einfalt liege etwas, „welches Manchem in seinem Lorbeerkranz“ verborgen sei. Einzelne seiner eigenen Lieder, die hauptsächlich in den Sammlungen, „Ueberflüssige Gedanken“ 1668 bis 1674, „Nothwendige Gedanken“ 1675 und „Reife Gedanken“ 1682 erschienen, haben daher viel herzgewinnende Munterkeit und sind zum Theil wirklich in's Volk übergegangen. Meist fügte er ihnen Melodien zu; „denn die Lieder verlieren ihr halbes Leben, wenn sie den echten Ton verlieren“. Aber ein wirksames Gegengewicht konnten doch auch sie nicht bieten; es fehlte Weise zu sehr die Vorstellung

von dem eigenartigen Wesen der poetischen Produktion gegenüber der prosaischen. Und indem er, seiner Grundansicht nach, in der Dichtung nur das Mittel sieht, „den Leuten zu dienen, seine und andere Affecte zu vergnügen und endlich zu eigener und fremder Belustigung in den Nebenstunden etwas aufsetzen zu lernen“, verfällt er oft in jene Abart platter Natürlichkeit, von welcher ein Epigramm Wernicke's treffend sagt, daß Weise's Dichtung einem Fluß gleiche, in dessen Schlamm sich der güldene Sand nur schwierig erkennen lasse.

In gleichem Sinn wirkte Daniel Morhof, der berühmte Polyhistor (1639 bis 1691). Nicht durch seine Gedichte, welche ganz entsetzlich prosaisch sind, sondern durch die kritischen Urtheile seines „Unterrichts von der deutschen Sprache und Poesie, 1682“ und durch seinen „Polyhistor sive de notitia rerum et auctorum commentarii, 1688“. Morhof ist der Erste, welcher wieder mit Liebe die deutschen mittelalterlichen Dichter und den längst verschollenen Hanns Sachs zu Ehren bringt, so wie er auch der Erste ist, welcher Flemming an dichterischem Werth weit über Opitz stellt, „weil in Flemming ein unvergleichlicher Geist denke, der mehr auf sich selbst als auf fremder Nachahmung beruhe“.

Aber in der Kunst gilt nur die That. Und unerwartet und überraschend steht sogar eine volle und ächte Dichternatur vor uns. Es ist Christian Günther.

Christian Günther, geboren am 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien, gestorben am 15. März 1723 zu Jena, gehört durchaus in diese volksthümliche Richtung. Zwar ist er niemals mit Weise und dessen Schülern in unmittelbarer Berührung gewesen, denn als er in Leipzig sich der Lehre und Gunst Burkhard Mencke's erfreute, hatte er bereits seine Eigenthümlichkeit voll ausgeprägt; aber gleich Christian Weise ist er einer der Wenigen, welche die Blüthe der Lyrik, das eigentliche Lied, erstreben und es zum Theil glänzend erreichen. Auch er leidet an den Gebrechen seiner Zeit und seines Naturells. In einigen Gedichten rühmt er, nach dem Vorgang von Canitz, im Gegensatz zu „der Wälschen hohen Grillen“

die Muster Boileau's, Racine's und Molière's, und weiß deren Anregungen doch nicht anders zu verwerthen als zu Gelegenheitsreimereien, mit welchen er sich sein Brot erwarb, und zu Satiren, denen sowohl der versöhnende Humor wie der sittliche Ingrimm, welcher in aller satirischen Dichtung so oft an die Stelle des Humors tritt, von Grund aus abgeht. Und weil er seine weiche leidenschaftliche ausschweifende Natur nicht zu zähmen verstand, zerrann ihm, wie sich Goethe im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit ausdrückt, wie sein Leben, so auch sein Dichten. Es liegt in ihm unsäglich viel Rohheit und Ungeschmack. Gleichwohl bleibt das günstige Gesammturtheil, welches Goethe über Günther gefällt hat, durchaus unantastbar. Es erklingt in ihm der volle Grundton eines offenen Gemüths, tiefste Seelenstimmung, die unwiderstehliche Gewalt des wirklich Erlebten. In seinen Liebes- und Trinkliedern, in den Ergießungen schmerzvoller Zerknirschung an seinen hartherzigen Vater, der ihn verstieß und niemals den Reuigen wieder aufnahm, ist eine Innigkeit und Wahrheit, die zum Herzen sprechen wird, so lange menschliche Herzen schlagen. Otto Roquette hat in seiner dankenswerthen Schrift über das „Leben und Dichten Joh. Christian Günther's. Stuttgart 1860“ manche dieser Lieder und Gedichte von ihren Breiten und Rohheiten gesäubert; es ist das Gold echtester und unverlierbarster Poesie zurückgeblieben. Welcher andere Dichter dieses Zeitalters würde dieselbe Probe bestehen? Und Günther wurde von seinen Zeitgenossen nicht verkannt. Ludwig Fulda, der neuerdings in Kürschner's „deutscher Nationalliteratur“ seine Gedichte wieder herausgegeben, hat es zusammengestellt, wie günstig das Urtheil über Günther's Poesie bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gelautet hat und wie eifrig er bis dahin gelesen wurde. Erst der große Aufschwung der lyrischen Dichtung seit Klopstock ließ ihn in den Schatten treten, bis Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ wieder auf ihn hinwies.

Daneben hatte auch die geistliche Poesie noch einige wahrhafte Talente aufzuweisen, die freilich meist sich selbst durch allzu massenhafte Produktion schadeten, aber doch manches tief empfundene Lied

noch hervorbrachten. Benjamin Schmolck (1672 bis 1737) verdient unter den in altlutherischer Weise fortfahrenden Dichtern immerhin eine rühmliche Erwähnung, und die neuen, durch den Pietismus aufgeschlossenen Gedanken und Empfindungen wurden durch Gottfried Arnold, den wir schon früher als Historiker genannt haben, mit Kraft und Feuer verkündigt.

Auch ist die Thatsache nicht zu vergessen, daß zu derselben Zeit, da Besser und König ihre elenden Verse schmieden, noch gar manches frische Volkslied aus dem deutschen Volksgemüth quillt. Noch heute wird mit immer neuer Lust das unvergänglich schöne Lied von „Prinz Eugen, dem edlen Ritter“ gesungen, das von einem Brandenburgischen Krieger gedichtet ist, „der unter dem Fürsten von Dessau im Heere des Eugenius diente, bei Hochstädt den Sieg erringen und 1706 die Schanzen von Turin erstürmen half“.

Bald aber verstummte diese Liederdichtung völlig. Die Aufklärung, so wichtig und segensreich, wurde der naturwüchsigen Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung zunächst verderblich. Baco hat gesagt, die halbe Philosophie führe von Gott ab, die ganze führe zu Gott zurück. Wahrer und treffender kann gesagt werden, die halbe Bildung zerstört die Naivetät des Seins und Denkens, die ganze Bildung verjüngt, läutert und vertieft sie. Die Lyrik Günther's fand ihre Verjüngung und Verklärung erst in der Lyrik Goethe's.

---

2. Die Musik, insbesondere die Oper.

Heinrich Schütz und die italienische Oper. Die deutsche Oper in Hamburg.

Inmitten des verheerenden Krieges war die Musik das stille Asyl gewesen, in welches sich die Idealität des deutschen Gemüths aus trostloser Gegenwart gerettet hatte. Und so war es auch nach dem Frieden. Die Musik, namentlich als Trägerin des geistlichen und weltlichen Liedes, war die wahrhaft volksthümliche Kunst. Es

ist das Zeugniß eines Zeitgenossen, wenn Leibniz einmal sagt, die unglaubliche Wichtigkeit der Musik könnten nur Diejenigen verkennen, welche nicht wüßten, mit welch innigem Entzücken selbst das niedrigste Volk durch sie erfüllt werde und wie es keinen Handwerker und keine Kinderwärterin gebe, die nicht durch Gesang sich Arbeit und Mühe würzen.

So fest jedoch bereits die deutsche Musik stand, so kunstreich insbesondere der alte evangelische Kirchengesang war, so war doch auch hier die Uebermacht und der Vorsprung Italiens zu gewaltig, als daß sich Deutschland dem italienischen Einfluß entzogen hätte. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts gehörte die italienische Oper bereits zu den unumgänglichsten Hofvergnügungen.

Weil aber die Musik im Volk tiefere Wurzel hatte als die gleichzeitige Kunst und Dichtung, entspann sich sogleich der regste Wetteifer. Es gab eine Zeit ernsten Ringens und Kämpfens, das Heimische und Fremde mit einander zu vermitteln. Endlich wurde die Versöhnung erreicht. Und zwar schneller und in gewissem Sinn tiefer und großartiger als in allen anderen Künsten.

Der erste Versuch, auf italienischer Grundlage eine deutsche Oper zu componiren, ging von Heinrich Schütz aus.

Heinrich Schütz war im Jahre 1585 zu Köstritz im Vogtland geboren. Mit Unterstützung des Landgrafen Moriz von Hessen-Kassel war er 1609 nach Venedig gegangen, um unter Gabrieli die Geheimnisse der italienischen Musik sich zu eigen zu machen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1615, mit Bewilligung des Hofes von Kassel, von Kurfürst Johann Georg I. als Kapellmeister nach Dresden berufen. In Dresden richtete er die Kapelle durchaus nach italienischer Weise ein, sorgte für italienische Instrumente, Sänger und Musiker, und war durch seine zahlreichen und mannichfaltigen Compositionen emsig bemüht, der deutschen Musik ein Reformator zu werden. Schütz hat mit Ausnahme einer längeren Zwischenzeit, in der die Bedrängnisse des dreißigjährigen Krieges das Dresdener Kunstleben völlig ertödtet hatten, stets Dresden angehört. Hier starb er im Jahre 1672.

Es wird in der Geschichte der Musik für immer unvergessen bleiben, was für bedeutende und fruchtbare Neuerungen und Bereicherungen Schütz auch seinerseits unmittelbar in die Kirchenmusik selbst brachte. Er durchbrach die Schranken der geltenden einfachen Liedform und eroberte durch seine geistlichen Concerte und Motetten die italienischen Formen des Recitativs, die später gerade durch Deutsche eine so mächtige Entfaltung erfahren sollten. Aber seine eigentliche Bedeutung liegt doch in der Begründung der deutsch-italienischen Oper.

Auch in Italien war die Oper noch jungen Ursprungs. Es erscheint seltsam und doch ist es geschichtliche Thatsache, daß die Oper ein echtes Kind der Renaissance ist. Sie war aus den Versuchen entstanden, die Art und Gestalt der antiken Tragödienaufführungen wiederherzustellen; daher in der Wahl der Texte die Vorliebe für Stoffe der alten Mythologie und Geschichte, und in der musikalischen Form vorerst die Beschränkung auf das Recitativ, welchem sich dann, dem Chor der antiken Tragödie entsprechend, musikalisch ausgeführtere Gesänge als Steigerung der lyrischen Empfindung anschlossen. In diesem Sinn ward von Ottavio Rinuccini im Jahre 1594 die erste Oper „Daphne“ gedichtet und von Peri componirt. Aber es ist bedeutsam, daß trotz dieses hehren Ursprungs der Oper doch auch schon in Italien im ersten Beginn der Keim der Entartung lag. Die wirksame Verbindung von Musik und Poesie, welcher sich, der Ueberlieferung der antiken Tragödie gemäß, der Tanz anreihte, machte diese neue Erfindung bald zu einem der wichtigsten und beliebtesten Theile aller Hoffestlichkeiten. Ein anderes Werk von Rinuccini und Peri, Eurydice, wurde 1600 am Florentinischen Hof bei der Vermählung Heinrich's IV. von Frankreich mit Maria von Medici aufgeführt. Bald wird das ursprünglich Hohe und Gesunde von dem wüstesten Sinnentaumel der prächtigen Costüme, Maschinerien und Decorationen überwuchert.

Schütz hielt sich noch durchaus an das Reine und Einfache. Seine Composition der im fürstlichen Auftrag von Martin Opitz übertragenen Daphne Rinuccini's ist die erste deutsche Oper. Sie

wurde am 13. April 1627 bei der Vermählung der Prinzessin Sophie Eleonore, der Schwester des späteren Kurfürsten Johann Georg's II., mit dem Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt auf dem Schloß Hartenfels in Torgau im Tafelsaal in Gegenwart des hohen Paares und vieler fürstlicher Gäste von der kurfürstlichen Kapelle aufgeführt. Die Musik ist verloren. Sicher war sie nach Maßgabe der ersten italienischen Vorgänger noch ohne eigentliche Arien, Duette und größere Musikstücke, sich lediglich auf recitativische Wechselgesänge und kleine liedmäßige Solosätze und Schlußchöre beschränkend.

Kaum aber hatte sich nach dem westfälischen Frieden das höfische Wesen bestimmter und glanzvoller ausgebildet, da strebte man allen Entartungen der Italiener nach. Man meinte, zu diesem Behuf unmittelbar an der Quelle selbst schöpfen zu müssen. Die volksthümlich deutsche Musik sollte gänzlich verdrängt werden. In Dresden wird 1650 noch ein deutsches Singspiel „Paris und Helena“ von David Schirmer, und 1653 eine deutsche Uebersetzung aus dem Italienischen: „Der getreue Schäfer“ gegeben; schon im Jahre 1662 aber erscheint Text und Musik italienisch in „Il Paride, Drama musicale“, in Musik gesetzt von Giovanni Buontempi, Kapellmeister des Kurfürsten Johann Georg II. Ueberall wurden glänzende Opernhäuser mit prächtigen und sinnreichen Maschinerien errichtet, überall wurden italienische Componisten, Sänger und Musiker gerufen; und wurde ausnahmsweise einmal ein Deutscher verwendet, so mußte er doch durch lange Studien in Italien zum Italiener geworden sein. Der erste Anstoß ging von Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen aus; er errichtete 1685 zu Dresden eine besondere italienische Oper, deren Hauptzierde die vom Kurfürsten aus Venedig entführte Sängerin Margherita Salicola war. Während 1687 in Dresden Velten mit zweihundert Thalern den höchsten Gehalt hatte, den damals ein deutscher Schauspieler erreichen konnte, erreichten zu derselben Zeit die einzelnen Gehalte italienischer Sänger und Sängerinnen bereits die Höhe von fünfzehnhundert Thalern. Am Hof zu Wien wurde dieses Beispiel noch überboten.

Kaiser Leopold I. und sein Nachfolger Joseph I. pflegten die italienische Oper mit leidenschaftlicher Vorliebe; unter Karl VI. wurden in Wien Opern aufgeführt, deren jede sechzigtausend Gulden kostete. Die kaiserliche Kapelle und die Kammermusik, aus mehr als hundertundzwanzig Mitgliedern bestehend, erforderte jährlich einen Aufwand von zweimalhunderttausend Gulden; mancher Virtuose erhielt bereits vier- bis sechstausend Gulden jährlich. Bald folgten in dieser Liebhaberei die Kurfürsten von Baiern und der Pfalz und die Herzöge von Würtemberg, bald sogar die geistlichen Fürsten und alle kleinsten Höfe. Der Herzog Ulrich Anton von Braunschweig setzte seinen höchsten Stolz darauf, seine italienische Oper zur ersten in Deutschland zu erheben.

Der musikalische Kunstwerth dieser Opern war gering. Winterfeld berichtet im zweiten Theil seines 1852 erschienenen vortrefflichen Buches: „Zur Geschichte heiliger Tonkunst“, von der allegorischen Festoper, welche am 15. October 1673 bei der Vermählung des Kaisers Leopold's I. mit Claudia Felicitas, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl, aufgeführt wurde. Die Dichtung war von Nicolo Minati, die Composition von Antonio Draghi, Decoration, Maschinerie und Erfindung der Costüme von Ludovico Burnarini, die Anordnung der Tänze und Gefechte von Santo Ventura und Agostino Santini; nur ein einziger Deutscher war bei dieser Aufführung betheiligt, Johann Heinrich Schmelzer, welcher die Tanzmusik gesetzt hatte. Diese Oper führte den Titel: „Das ewige Feuer der Vestalinnen“. Der Text war eine sinnlose, durch allerlei persönliche Bezüge und Anspielungen sogar anstößige Allegorie. Alles ging nur auf die ausschweifendste Pracht der Bühnenverzierung, auf festliche Aufzüge und Ballette, auf berauschende Augenlust. Der Vorhof des Vestatempels dehnte sich in unübersehliche Länge aus, das Innere war ein seltsames Gemisch künstlicher Gartenanlagen mit beschnittenen Hecken und gold- und edelsteinglänzenden Nischen; Genien, über ihren Häuptern Flammenbüschel schwingend, sorgten für den Reiz eines kunstvollen Feuerwerks. Und ganz ähnlich war 1687 das Festspiel: „Die triumphirende lateinische Monarchie“ zur Ver-

herrlichung der Geburt Joseph's I. Allegorische und mythologische Gestalten, die großen Gesetzgeber, Könige und Helden des Alterthums, schwirrten bunt durcheinander, dem Erzhause Oestreich ewige Herrschaft verheißend; bald ist der Schauplatz in Wien, bald in Babylon und Rom, bald in den elysäischen Feldern. So sinnlos auch die heutige Decorationsoper mit wüstem Schaugepräng wirthschaftet, so reicht sie doch schwerlich an den Glanz damaliger Opernpracht. Lady Montague schreibt am 14. September 1716 aus Wien, daß sie der Aufführung einer Oper Alcina beigewohnt habe, deren Ausstattung an Decorationen und Costümen dem Kaiser, dem allgemeinen Gerücht nach, dreißigtausend Pfund Sterling gekostet habe. Aber für die Musik war der frostige Ernst dieser handlungslosen Allegorien, der nur zuweilen durch die plumpen Späße Harlekins unterbrochen wurde, ohne alle fortbildende Lebenskraft. In den wenigen Beispielen dieser Opernmusik, welche handschriftlich auf uns gekommen sind, ist nach dem Urtheil Winterfeld's nichts anderes zu finden als eine Reihe von Gesängen im Stil ein- und mehrstimmiger Madrigale, durch trockene Recitative verbunden; und wo in den Chören die Behandlung einen höheren Schwung nimmt, gleicht sie den freien geistlichen Bitt- und Lobgesängen. Alle einzelnen Bestandtheile stehen einheitslos nebeneinander, ohne gemeinsame beseelende Grundstimmung.

Um so wichtiger war es, daß die Oper auch in die bürgerlichen Kreise drang.

Es wucherten hier dieselben Entartungen; aber der unendliche Vortheil war, daß der musikalische Theil in den Händen deutscher Musiker blieb, welche in der Schule der italienischen Vorbilder zu eigener Schöpfung heranreiften.

Nürnberg, Augsburg, Leipzig, Breslau erbauten besondere Opernhäuser. Bis nach Kopenhagen und Stockholm wanderten deutsche Operngesellschaften. Am eingreifendsten aber wurde Hamburg.

In Hamburg hatte im Jahre 1677 eine Gesellschaft begüterter Bürger, an deren Spitze der Senator Gerhard Schott stand, am

Gänsemarkt ein in seiner Art höchst prächtiges Schauspielhaus errichten lassen, das am 2. Januar 1678 eröffnet wurde. Barthold Feind nennt es in seinen „Deutschen Gedichten“ (S. 484) „die Pracht des deutschen Reichs, den Schmuck der politen Welt“; ein Lobspruch, welcher freilich bedeutend zusammenschrumpft, wenn man erfährt, daß es nur dreizehnhundert Zuschauer faßte.

Gefften hat im dritten Bande der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ einen sehr dankenswerthen Einblick in Anfang und Fortgang dieses ältesten deutschen Opernwesens gegeben. Noch eingehender ist die vortreffliche Schrift E. O. Lindner's: „Die erste stehende deutsche Oper. Berlin 1855“. Ursprünglich war die Hamburger Oper in offenbarer Nachwirkung der mittelalterlichen Mysterien von geistlichen Stoffen ausgegangen; die erste Oper, welche zur Aufführung kam, war: „Der geschaffene, gefallene und wieder aufgerichtete Mensch“, gedichtet von Christian Richter, componirt von Theil. Aber sogleich nach Errichtung des neuen Schauspielhauses hatte die Hamburger Geistlichkeit gegen die Bühne Einspruch erhoben; seit 1688 wurden daher die biblischen Geschichten immer seltener und verschwanden seit 1692 völlig. Barthold Feind bezeichnet es, mit Berufung auf eine gleichlautende Aeußerung St. Evremond's, in seinen „Gedanken von der Opera“, die er seinen Gedichten als Einleitung vorausschickte, als ein öffentliches Aergerniß, „heilige Sachen auf dem Schauplatz der höchsten und prächtigsten Eitelkeiten zu profaniren“. Fast schien es, als werde die Wegwerfung dieser altehrbaren bürgerlichen Sitte die Anfänge der ersten eigenartig deutschen Oper im Keim ersticken. In den Texten, welche bald in dem schwülstig-allegorischen Stil Lohenstein's und Hoffmannswaldau's, bald nach holländischen, französischen, italienischen und spanischen Stücken bearbeitet waren, griff alle jene unselige Rohheit und Verwirrung Platz, welche die gleichzeitigen Haupt- und Staatsactionen zum traurigsten Zeitabschnitt der deutschen Bühnengeschichte machte. Seit 1697, d. h. seit dem Jaso von Siegmund Cousser, wurden bisweilen ganze Opern französisch und italienisch gegeben; in den Textbüchern stand dann neben dem Urtext die deutsche

Uebersetzung. Einige Opern von Feind haben sogar schon in dem Titel die doppelte Sprache, wie z. B. Masagniello furioso oder die Neapolitanische Fischerempörung, La costanza sforzata, die bezwungene Beständigkeit, L'amore ammalato, die kränkende Liebe. Auch geschieht es, daß in derselben Oper hochdeutsch, plattdeutsch, französisch und italienisch bunt durcheinander gesungen wird. Endlich durfte auch, wie Hunold in den „Theatralischen Gedichten" und Feind in den „Deutschen Gedichten" zürnend beklagen, der lustige Spaßmacher nicht fehlen; in der Ariadne von Postel erscheint er als Theseus' Diener Pamphilius unter der Gestalt eines Scheerenschleifers, in Keiser's Adonis als lustiger Hirt Gelon, der sein Klimperzeug (Spinet) von Schaafsknechten sich hereintragen läßt. Wir gewinnen ein Bild von der herrschenden Plattheit, wenn wir hören, daß im „gestürzten und wiedererhöhten Nebukadnezar" Nebukadnezar in der Verwandlung eines wilden Thieres erschien, mit Adlerfedern und Klauen bewachsen und „mit anderen Thieren melodisch brummend". Es gab Opern wie „Die Klugheit der Obrigkeit in der Anordnung des Bierbrauens", „die Hamburger Schlachtzeit", „Die Kunst zu schmarotzen", „Fröhlicher Brüder Saufluft". Auch in der bürgerlichen Oper wurde die Sinnenergötzung durch Decoration und Ballet, Aufzüge, Illuminationen und Glorien als Hauptsache betrachtet. Eine Decoration, welche in der „Zerstörung der Stadt Jerusalem" den Tempel Salomonis darstellte, hatte allein fünfzehntausend Thaler gekostet. Ist es sogleich in der ersten Oper von dem gefallenen und wiederaufgerichteten Menschen ein Beweis höchst stattlich ausgebildeter Maschinenkünste, wenn die Scheidung des Chaos in die vier Elemente und die Schaffung des ersten Menschenpaares dargestellt wird, und kommen in den zwei Theilen des „Glücklichen und unglücklichen Cara Mustapha oder die Belagerung von Wien" nicht weniger als achtundvierzig in der Einleitung genau beschriebene Verwandlungen vor, so verlangt Neumeister in seiner Schrift von der „Allerneusten Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" (Hamburg 1707, S. 406), die brutale Thatsache zur brutalen Theorie erhebend, von einer „Hauptopera" ausdrücklich,

„daß das Theater zum längsten in einer halben Stunde eine neue Veränderung habe, damit die Zuschauer immer mit etwas Anderem mögen divertirt werden“. Aehnlich spricht Ulrich König, welcher damals in Hamburg als Operndichter lebte, in der Vorrede seiner theatralischen Gedichte. Dazu die unerläßlichen Ballets, die oft so sinnlos gehandhabt werden, daß selbst die Bauern, welche in Bethlehem den Schatz bezahlen, in wohlgeregeltem Tanz sich herumdrehen. Kurz, wir erleben auch hier jenen abgeschmackten Tumel, welchen Wieland in seinem Aufsatz „Ueber einige ältere deutsche Singspiele“ im vierten Band des „Merkur“ vortrefflich geschildert hat, wenn er diese Oper „eine Art von Raritätenkasten“ nennt, „worin Alles, was im Himmel, auf Erden und unter der Erde zu sehen ist, in schönster Unordnung vor den Augen der Zuschauer vorbeizog, wo alles Natürliche durch Wunderwerke geschah, wo die Sinnen immer auf Unkosten des Menschenverstandes belustigt und das Wahrscheinliche, Anständige und Schickliche so sorgfältig vermieden wurden, als ob es mit dem Wesen der Oper nicht bestehen könnte“. Gottsched hatte wahrlich Recht, in seinem Kampf gegen den Hanswurst und die Sinnlosigkeit der Haupt- und Staatsaktionen den Kampf gegen die Sinnlosigkeit der Oper miteinzuschließen.

Indeß glücklicherweise waren die Componisten, an dem Ernst der alten Musik festhaltend, besser als die Dichter und das Publikum. Jene fruchtbare Entwicklung, welche von Heinrich Schütz ruhmreich begonnen, dann aber durch das gewaltsame Eindringen der italienischen Oper jäh unterbrochen war, wurde von ihnen aufgenommen und erfolgreich weiter gebildet.

Theil, der Componist jener Oper vom erschaffenen, gefallenen und wiederaufgerichteten Menschen, war ein unmittelbarer Schüler von Schütz. An ihn reihen sich in regstem Wetteifer Francke, Strunck, Förtsch, Conradi, Bronner, Cousser, Keiser, Stephani, Mattheson, Händel, Schiefferdecker, Grünwald, Haubner, Heinichen, Telemann. Mit Ausnahme des Franzosen Lully, dessen Acis und Galatea (1689) und Achill und Polyxena (1692) aufgeführt wurden, ist in Hamburg kein fremder Componist auf die Bretter gekommen. Die meisten

anderen städtischen Bühnen folgten diesem Beispiel; wohl weniger aus vaterländischem Stolz, als aus Mangel an italienischen Sängern und Musikern. Die guten Früchte blieben nicht aus. Seit dieser Zeit begann Deutschland in der Musik ein anführendes Volk zu werden. Reinhold Keiser, um 1673 in der Nähe von Leipzig geboren, ein leichtes und glückliches Naturgenie, das nicht weniger als hundertundzwanzig Opern schrieb, hatte eine unerschöpfliche Fülle schöner musikalischer Gedanken, die nicht blos über alle angesehensten nord- und mitteldeutschen Theater zogen, sondern sogar, was damals unerhört war, in Paris den nachhaltigsten Beifall fanden. „Wenn man in der Geschichte der deutschen Musik", sagt Chrysander im Leben Händel's, „bei Keiser anlangt, so überkömmt Einen plötzlich das Gefühl des Frühlings; seine Töne sind gestaltet wie die ersten Blüthen der neuerwachenden Natur, ebenso zierlich, klein und behende, ebenso verwelklich und von derselben untadelichen Schönheit." Ganz dasselbe sagt Lindner, wenn er Keiser den ersten deutschen dramatischen Tonsetzer nennt, welcher eine charakteristische Abspiegelung des Gemüthslebens gab. Keiser vor Allem ist daher derjenige, welchem die Hamburger Oper nicht nur ihren damaligen Ruhm, sondern ihre bedeutungsvolle Stellung in der Geschichte der Musik verdankt. Man nannte ihn „le premier homme du monde, die Ehre Deutschlands". Er war besonders begünstigt durch das Glück, daß in den Jahren 1700 bis 1709 in Hamburg Demoiselle Conradi, eine Dresdenerin, als eine Sängerin glänzte, die mit allen Italienerinnen in die Schranke treten konnte; Mattheson stellt sie an die Seite Faustina's und bemerkt dabei, daß, wie die Faustina einen Hasse, so die Conradi einen Keiser gemacht habe. Und schon regte sich die große Kraft Händel's. Er war im Sommer 1703 nach Hamburg gekommen. Am 8. Januar 1705 wurde seine erste dreiaktige Oper „Almira" aufgeführt; nach Chrysander's Urtheil im idealen Aufschwung, im Streben nach reiner Wirkung und in der Beherrschung der Instrumente bereits alle Vorgänger überragend, aber in der Form sich noch unsicher an Keiser und Scarlati anlehnend. Sie wurde neunzehn- bis zwanzigmal ohne Unterbrechung hintereinander

gegeben und ist wohl auch später mehrfach wieder hervorgesucht worden. Der gute Eindruck der ersten Oper wurde verstärkt durch die zweite Oper „Nero“, welche am 25. Februar desselben Jahres folgte, deren Partitur aber ebenso wie die Partitur der in das Jahr 1706 fallenden dritten Oper „Florindo und Daphne“ verloren ist.

Jetzt sind alle diese zahlreichen Opern rettungslos vergessen. Selbst die Opern Händel's, so weit sie noch vorhanden sind, haben nur noch geschichtliche Merkwürdigkeit. Sie konnten mit der gleichzeitigen raschen Entwicklung der Italiener nicht gleichen Schritt halten. Mit dem dritten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Alleinherrschaft der italienischen Oper feste Thatsache; auch die Hamburger Oper fiel ihr zum Opfer.

Doch die Nachwirkungen dieser Bestrebungen waren nichtsdestoweniger nach allen Seiten hin umgestaltend.

Auf Grund dieses regen Opernlebens hatte sich in Hamburg viel Sinn und Liebe für Musik überhaupt entzündet. Die ersten Künstler auf allen Instrumenten, die trefflichsten Sänger hatten sich hier zusammengefunden und wurden in hohen Ehren gehalten. Mattheson erzählt in der „Ehrenpforte“ (S. 20) mit Stolz, daß, als der Cantor Christoph Bernhard in Hamburg ankam, „ihm die Vornehmsten der Stadt mit sechs Kutschen bis Bergedorf zwo Meilen entgegenfuhren“. Die musikalische Gesellschaft Hamburgs, „das große Collegium musicum“, galt als der höchste musikalische Richterstuhl Deutschlands. Jeder deutsche Musiker hielt es für eine Ehrensache, seine Composition oder sein Virtuosenthum dort vorzuführen.

Besonders tief und nachhaltig aber waren die Rückwirkungen auf die Kirchenmusik. Betrachtete man, wie Neumeister in der „Allerneusten Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen“ sich ausdrückt, die Oper als „das galanteste Stück der Poesie, in welchem die göttliche Musik ihre Vortrefflichkeit am besten sehen lasse“, so suchte man nun auch ganz folgerichtig den erwachten Sinn des Dramatischen auf den geistlichen Kunstgesang zu übertragen. War sogar in Italien die Oper die Mutter des Oratoriums, so war derselbe Uebergang in Deutschland um so natürlicher, da ja hier die

ersten volksthümlichen Opernmotive von Anbeginn an ausschließlich religiöse gewesen waren. Keiser, Mattheson, Telemann machen, ein Jeder in seiner Weise, diesen Uebergang in das Kirchlich-Dramatische. Händel's Passion nach dem neunzehnten Capitel des Evangeliums Johannis fällt in die Fasten des Jahres 1704.

Hier stehen wir vor den Anfängen einer neuen großartigen Entwicklung. Was die Dichtung erst unter schweren Irrungen erreichte und was die bildende Kunst bis auf den heutigen Tag nur in einzelnen hervorragenden Meistern erreicht hat, die lebendige Verschmelzung des durch die Hoheit der Renaissance gekräftigten und geläuterten Formgefühls mit dem ursprünglich Eigenen und Volksthümlichen, das wurde von der Musik bereits zu einer Zeit erreicht, da Dichtung und bildende Kunst noch im tiefsten Verderben lagen.

Freilich sind auch diese ersten Oratorien nur erst knospende Keime. Sie können ihren weltlichen Ursprung noch nicht verleugnen und haften störend an opernhaften Formen und Gewöhnungen; auch Händel kommt trotz des emsigsten Bemühens nach dem Erhabenen vorerst nur selten über eine gewisse unbeholfene Feierlichkeit hinaus. Desto gewaltiger aber wurde die nächste Folgezeit. An ihrer Spitze steht Sebastian Bach und die reife Blüthezeit Händel's.

---

3. Die bildende Kunst.

J. Sandrart. Nering. A. Schlüter. Der französische Rococostil.

Ueber das Mittelmäßige zu schweigen, ziemt dem Redner, nicht aber dem Geschichtschreiber. Dieser Mahnung, welche Lanzi einmal in seiner Geschichte der italienischen Malerei ausspricht, muß man doppelt und dreifach gedenken, wenn man einen Blick auf die bildende deutsche Kunst von der Mitte des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wirft. Die deutsche Kunst dieses Zeitalters ist ein stetes und unaufhaltsames Sinken und Verfallen, ohne einen Keim dereinstiger Verjüngung und Wiedererhebung.

Jene hemmenden Umstände, welche auf der Dichtung lasteten, lasteten auch auf der bildenden Kunst. Und sie wirkten hier um so ertödtender, da die bildende Kunst, ausschließlich auf körperlich sichtbare und darum verhältnißmäßig arme Darstellungsformen angewiesen, noch mehr als die Dichtung, welcher der Reichthum und die Tiefe des Worts zu Gebot steht, nur in solchen Zeiten erblühen kann, welche eine Weltanschauung nicht erst zu erobern haben, sondern sie der künstlerischen Verkörperung bereits in festausgeprägten und allgemein anerkannten Vorstellungen als ein auch die Massen und die Gesammtbildung durchdringendes und begeisterndes instinktives Gemeingefühl entgegentragen.

Selbst während des langen verheerenden Krieges hatte es in Deutschland nicht an einzelnen bedeutenden Talenten gemangelt, welche bewiesen, daß von der alten Kunstfertigkeit auch den Nachgeborenen noch emsiges Streben und rege Empfänglichkeit geblieben war. Joachim von Sandrart (1606 bis 1688), ein Schüler des Niederländers Gerard Honthorst, steht ungefähr auf derselben Stufe anspruchsvollen entarteten Wollens und Könnens, auf welcher wir in den Niederlanden der italienisirenden Vorgänger Rubens', einen Frans Floris, Carel van Mander, Martin de Vos und Otto Vaenius finden, denen er in seiner „teutschen Akademie" in innerer Sinnesverwandtschaft das rückhaltloseste Lob zollt; aber in einzelnen seiner Bilder, wie namentlich in seiner Amsterdamer Schützengesellschaft, stellt er sich dicht in die Nähe eines van der Helst. Matthäus Merian (1593 bis 1650), der berühmte Kupferstecher, hat in seinen Landschaften sowohl wie in seinen biblischen und geschichtlichen Illustrationen einen so tüchtigen Sinn für gesunde Naturwirklichkeit, einen so raschen Blick für das Malerische und eine so meisterhafte Behandlung der Massen, besonders in der Vertheilung von Licht und Schatten, daß wir in der gleichzeitigen Geschichte der deutschen Kunst und Dichtung vergebens nach einem Genossen fragen, der sich eine gleiche Rührigkeit und Frische zu wahren gewußt hätte. Wenzel Hollar (1607 bis 1677) hat in seinen Radirungen nach den besten Werken der Italiener, Deutschen und Niederländer eine so zarte

Nadel und eine so feine Nachempfindung, und ist in seinen eigenen Zeichnungen so naturwahr und sicher, daß er mit Recht unter den besten Meistern genannt wird. Aber auf die Dauer hatte die Kunst der allgemeinen Verkümmerung nicht widerstehen können. Man darf nur Merian und Hollar mit Kilian's Bildnißstichen und mit späteren Malern und Stechern vergleichen, um den traurigen Eindruck zu gewinnen, wie die Kunst von Jahr zu Jahr immer mehr einer nur handwerksmäßigen Geschicklichkeit Platz macht, bis sie zuletzt endlich ganz versinkt.

Die Niederländer, die Spanier, zum Theil auch die Franzosen in den gewaltigen Landschaftsmalereien Poussin's und Claude Lorrain's, waren zu einem neuen großartigen Aufschwung gekommen, welcher die unentrinnbare Macht der Renaissance als eine zwar nothwendige und läuternde Vorschule und Durchgangsstufe anerkannte, aber sich doch in tiefster Volksthümlichkeit und in zwingender religiöser und nationaler Begeisterung durchaus frisch, neu und eigenartig entfaltete. Deutschland aber hatte den Sinn und den Stolz dieser Volksthümlichkeit verloren und verrannte sich, so weit von Kunst noch die Rede war, in den fadesten Eklekticismus, der, wie alle ideenlose Kunst, auch die Technik zu fast völligem Unvermögen herabdrückte.

Wir erkennen die Kunstansichten, welche unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland maßgebend waren, am anschaulichsten und vollständigsten, wenn wir Joachim von Sandrart's „Teutsche Akademie der edlen Bau-, Bild- und Mahlerei-Künste“ befragen. Der erste Theil erschien 1675, der zweite 1679. Die bildende Kunst wird als ebenso unbedingt lehrbar betrachtet, wie in den gleichzeitigen Dichtlehren die Dichtung. Einzig der akademische Unterricht ist, wie es im einundzwanzigsten Kapitel des zweiten Theils heißt, „der rechte und wahrhafte Weg zu endlicher Vollkommenheit“; und die nachzuahmenden Muster sind ihm besonders die späteren Italiener. Es ist der Standpunkt der Pegnitzschäfer und der zweiten schlesischen Schule.

Es überrascht daher nicht, daß auch fernerhin der Gang der Dichtung und der Gang der bildenden Kunst, mit geringen Ab-

weichungen, fast durchaus parallel verläuft. Verfielen sogar jene bevorzugteren Länder, Italien, Spanien und die Niederlande, die sich gerade jüngst noch eines so frischen und selbständigen Kunstlebens erfreut hatten, auch ihrerseits gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts rettungslos der übergreifenden Macht der französischen Geschmacksrichtung, wie hätte Deutschland dieser unwiderstehlichen Allgewalt widerstehen können? Deutschland, dessen Kunst völlig entwurzelt war und das in Mode, Sitte, Denkart und Politik mit kleinlichster Geschäftigkeit dem blendenden Vorbild Ludwig's XIV. nachjagte?

Gerade als die in ihrer Form nüchtern regelrechte und in ihrem Gehalt einseitig höfische Richtung der Canitz, Besser und König emporkam, machte sich namentlich auch in der Baukunst ein Stil geltend, der genau von denselben Empfindungen und Formgesetzen bedingt und getragen ward. Freilich sind gewaltige und kostspielige Bauten in ihrer Wirkung mächtiger als dürftige und ungelenke Verse.

Besonders Berlin wurde um diese Zeit durch die entschlossenen Unternehmungen des großen Kurfürsten und durch die Prachtliebe Friedrichs I., Königs von Preußen, eine der wichtigsten Stätten der deutschen Baugeschichte. Als der hervorragendste und durchgreifendste Begründer dieser neuen französirenden Baurichtung ist daher vor Allen Johann Arnold Nering zu nennen. Er leitete seit 1675 alle öffentlichen Bauten Berlins, führte eine Anzahl von Palästen aus, das sogenannte Haus der Herzogin im Schloßbau, das Gebäude des Marstalls (die jetzige Kunstakademie), den Palast des Feldmarschalls Derfflinger am Kölnischen Fischmarkt, das sogenannte Fürstenhaus in der Kurstraße, entwarf 1685 den ersten Entwurf des Zeughauses und erbaute 1692 bis 1695 die Lange Brücke, welche vom Schloßplatz nach der jetzigen Königsstraße führt.

Niemand wird diesen bedeutenden und eindrucksvollen Bauwerken in ihren edlen Verhältnissen und ihrer einfach großen Massenwirkung die aufrichtigste Anerkennung versagen. Die Achtung für den Künstler wächst, wenn wir die ursprüngliche Anlage des Zeughauses auf dem

sechsten Blatt in J. B. Bröbes' „Prospect der Paläste und Lustschlösser Sr. Königl. Majestät in Preußen. Augsburg 1733" betrachten; wir ersehen daraus, daß der größte Theil der zopfigen und störenden Schnörkel und Verkröpfungen, welche die einfache Gesammtgliederung fremdartig stören, erst auf Rechnung des französischen Ingenieurs Johann de Bodt, welcher nach Nering's Tod den Bau beendete, zu stellen sind. Diese Bauten verhalten sich zu dem italienischen Barockstil genau in derselben Weise wie Boileau und Canitz zu den Ausschweifungen Marini's und der zweiten schlesischen Schule. Doch können sich allerdings auch hier die Erbübel des französischen Classicismus, die prosaische Nüchternheit und der höfische Zwang, ebensowenig verleugnen als in Frankreich selbst. Wer wird über diesen französirenden Bauten die gesunde Poesie und Lebensfülle der italienischen Hochrenaissance vergessen? Und noch verrätherischer zeigt sich diese dürre Verstandesprosa und die höfische Laune, wenn es sich nicht blos um einzelne Bauten, sondern um ganze Städteanlagen handelt. Grundregel wird die steife Geradlinigkeit. Der malerische Reiz städtischer Straßen verschwindet, die Häuser sollen wie ein Garderegiment in Reih und Glied und in individualitätsloser Uniform aufmarschiren. In dieser langweiligen Einförmigkeit erbaute Nering die Berliner Friedrichs- und Dorotheenstadt; alle ohne Nering's Zuthun erbauten Häuser mußten auf obrigkeitlichen Befehl wieder abgebrochen werden.

Gleichzeitig erhebt sich diese Richtung in ganz Deutschland.

Die alten Ritter und Klosterherren hatten sich in wilder romantischer Gegend, auf Bergspitzen und im stillen Waldversteck angesiedelt; jetzt gilt die öde Ebene als besonders preiswürdig und wünschenswerth. Man will mit eigener Hand ein Paradies zaubern, wie Versailles aus gleicher Oede entstanden war. Im Widerspruch gegen alle natürlichen Bedingungen und geschichtlichen Ueberlieferungen erstehen eine Reihe eigenwillig erkünstelter Residenzen. Die Gründung von Karlsruh, der Neubau von Mannheim, die neuen Stadttheile Darmstadts sollen zeigen, wie ein einziger souveräner Wille Alles regelt und leitet. Statt des Künstlerischen und Geschichtlichen sind

das Ausschlaggebende die absonderlichsten und unzweckmäßigsten fürstlichen Grillen.

Jedoch war dieser Zeit noch ein reicher und ächter Kunstgenius beschieden, welcher wieder auf die Anforderungen reiner Schönheit zurückging, eben als in Frankreich der Classicismus in das Rococo zu verwildern drohte.

Wie ein einsamer gewaltiger Bergkegel ragt der geniale Andreas Schlüter aus der ihn rings umgebenden flachen Niederung.

Am 20. Mai 1664 war er zu Hamburg geboren; der Sohn eines Bildhauers. Seine Jugendjahre hatte er unter der stattlichen Renaissancewelt Danzigs verlebt und darauf hatte er auf längeren Studienreisen seinen Schönheitssinn nach dem Muster der besten Italiener gebildet. Seine erste Thätigkeit entfaltete er in Warschau. Im Jahre 1694 wurde er nach Berlin berufen.

Das Schloß in Berlin, Schlüter's größtes Werk, wurde im Sommer 1699 begonnen. Es kann sich nicht mit der Macht und Schönheit der guten italienischen Renaissance, selbst nicht mit der phantasievollen Fülle des Heidelberger Schlosses vergleichen; aber immer wird das Berliner Schloß eines der schönsten und würdevollsten Königsschlösser der Welt bleiben. Das Verdienst des Künstlers ist um so größer, je schwieriger und verwickelter die Bedingungen waren, unter welchen ihm seine Aufgabe übertragen wurde. Als der Kurfürst zugleich mit dem Plan, sich die Königskrone auf's Haupt zu setzen, den Gedanken eines neuzuerrichtenden königlichen Palastes faßte, wollte er die bereits vorhandenen Bauten benutzt wissen. Der älteste Theil des Schlosses war 1442 vom Kurfürst Friedrich II. gegründet worden; an den Grundkern hatten sich seitdem, je nach dem Bedürfniß, die verschiedenartigsten Anbauten angesetzt. Aus diesem bunten und zufälligen Nebeneinander großer und kleiner, hoher und niedriger, alter und neuer Bestandtheile widersprechender Stilarten sollte das neue Bauwerk zu großartiger, fest einheitlicher Gesammtwirkung erstehen. Die erhaltenen Aufrisse (vgl. z. B. Beger Thesaurus Brandeb. III, 2, 3) bekunden, mit welch überraschender Meisterschaft Schlüter diese Schwierigkeiten bewältigt hat.

Unglücklicherweise wurde der Bau nicht ganz nach diesem großartigen Plan des Künstlers durchgeführt. Der Wille des Königs, eine ununterbrochen fortlaufende und zusammenhängende Reihe großer Prachtsäle zu gewinnen, bedingte auch durchgreifende Veränderungen im Außenbau. Und im Jahre 1707 mußte Schlüter, weil ihm die ohne seine Schuld technisch verfehlte Anlage eines Thurmbaues an der dem Zeughaus zugekehrten Ecke des Schlosses zusammenstürzte, die Fortführung seinem schlauen und neidischen Gegner, dem Baumeister Eosander von Göthe überlassen; diesem gehört die Seite an der Schloßfreiheit und der Entwurf der erst von Friedrich Wilhelm IV. ausgeführten Kuppel. Aber im Wesentlichen ist die Grundidee Schlüter's trotzalledem zur Geltung gekommen. Die nach dem Lustgarten zugewendete Seite mit Ausnahme des an der Schloßfreiheit gelegenen Theiles, die gesammte Front am Schloßplatz, die Anlage des an der Wendeltreppe gelegenen inneren Schloßhofes mit seinen übereinanderstehenden Säulen- und Bogengliederungen und die drei großen wahrhaft königlichen Portale sind das Werk Schlüter's. Und so Manches sich auch im Einzelnen besonders in den Verkröpfungen und Fensterüberdachungen mit Recht tadeln läßt, so waltet doch überall das sicherste Zurückgehen auf die italienische Frührenaissance, innerlich nothwendiges und organisches Leben, und bei der reichsten Gliederung klares und wirksames Zusammenhalten der Massen, großartig imponirende Hoheit.

Und dieser Schloßbau war, wie Bröbes „Ansichten" bezeugen, im innigsten Zusammenhang gedacht mit einer großartigen Prachtbauanlage des gesammten Schloßplatzes; an der Spree breite Quaistraßen, die sich gegen die Lange Brücke halbkreisförmig vorbeugen; gegenüber dem Schloß ein mächtiges Marstallgebäude; an der Stelle der sogenannten Stechbahn ein gewaltiger Dom, an Michel Angelo's Entwurf zur Peterskirche erinnernd.

Auch in der Plastik bewährte Schlüter dasselbe tüchtige Streben nach den fast vergessenen Mustern der guten Italiener. Es ist unverkennbar, daß hier noch mehr als in der Baukunst Michel Angelo auf ihn einwirkte. Seine berühmtesten Bildwerke sind die plastische

Ausschmückung des Berliner Zeughauses und die Statue des großen Kurfürsten auf der Langen Brücke. Man muß den Figuren am Zeughaus vorwerfen, daß sie nicht frei sind von jener leidenschaftlichen Uebertreibung und malerischen Manierirtheit, die auch der Flecken Michel Angelo's war; dies gilt schon von den Giebelgruppen, noch mehr aber von den kolossalen Masken der sterbenden Krieger im Innern des Hofes, welche in ihrer Sucht nach dem Gräßlichen sehr bedenklich an Pujet erinnern. Wie sinnig und klar aber entfaltet sich der Grundgedanke der Gesammtcomposition, der Ruhm und die Noth des Krieges, wie bewunderungswürdig ist die Naturwahrheit und Durchbildung aller Einzelheiten! Und was für ein gewaltiges Werk einfachster Großheit und reinster Monumentalität ist vor Allem (1703) die kolossale Reiterstatue des großen Kurfürsten! Fest und sicher, in römischer Imperatorentracht sitzt die machtvolle Heldengestalt auf dem stark ausschreitenden Schlachtroß. Der Blick ist stolz und kühn vorwärts gerichtet, das Haupt von reichen und majestätischen Locken umwallt, in der Rechten ruht der Herrscherstab. Der Ausdruck der bewußten und doch schlichten Kraft und Hoheit ist unübertrefflich; es liegt in dieser ruhigen Würde etwas wahrhaft Antikes. Offenbar haben die Reiterstatue Marc Aurel's auf dem Capitol und die mächtigen Reiterstatuen der italienischen Frührenaissance eingewirkt. Nur die vier Eckfiguren des granitnen Untersatzes, gefesselte Sklaven, erinnern sowohl durch die knechtische Betonung der fürstlichen Allgewalt wie durch das unruhige Auseinandergehen der Linien an das Zeitalter Ludwig's XIV.

Leider aber stand Schlüter ganz vereinzelt. Die Reibungen zwischen Schlüter und Eosander von Göthe waren allerdings hauptsächlich durch die abenteuernde und ränkevolle Persönlichkeit Eosander's herbeigeführt; doch ist nicht zu verkennen, daß es zugleich der feindliche Zusammenstoß künstlerischer Gegensätze, der Kampf des emporkommenden modischen Rococo gegen eine vermeintlich veraltete Richtung war. Das schlechtere Neue siegte, wie es durch die Uebermacht französischer Politik und Mode in der gesammten Kunstgeschichte gesiegt hat. Schlüter fiel in Ungnade und sah sich in Berlin fast

gänzlich zur Unthätigkeit verdammt. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's I. war für ihn vollends alle Aussicht in Berlin geschwunden. Er ging 1713 nach Petersburg. Peter der Große betraute ihn mit vielen Aufträgen; aber Schlüter starb bereits in den ersten Monaten des Jahres 1714.

Von nun an war die Herrschaft des französirenden Stils entschieden. Johann Friedrich von Eosander, von deutschen Aeltern in Schweden geboren und deshalb gewöhnlich mit dem Beinamen „Göthe", d. h. der Gothländer, benannt, seit 1692 als Militär und als Baumeister in Brandenburg'schen Diensten, bezeichnete diese Wendung durch seine Fortsetzung des Berliner Schloßbaus, durch den Umbau der Schlösser in Charlottenburg und Schönhausen und durch die Errichtung des älteren Monbijoupavillons.

In den anderen deutschen Ländern hatte das Rococo gar nicht einmal solchen Kampf zu bestehen. Wer kennt die deutschen Residenzen und die fürstlichen Lustschlösser jener Zeit, wer kennt das noch in seiner ursprünglichen Form erhaltene Opernhaus in Bayreuth (1717), und weiß nicht, daß die vorherrschende Physiognomie derselben durchaus der französische Barock- und Rococostil ist?

Am genialsten und großartigsten erglänzte diese neue Geschmacksrichtung in Dresden, wo August der Starke in verschwenderischer Prachtliebe mit dem französischen Hof zu wetteifern suchte.

Das Palais im Großen Garten, welches 1680 unter Johann Georg III. von dem Oberlandbaumeister Kräger gebaut wurde, ist noch in dem gehaltenen Palaststil Ludwig's XIV., der im Jahre 1711 unter der unmittelbaren Einwirkung des Königs von dem genialen Daniel Pöppelmann erbaute Zwinger dagegen, welcher der Vorhof eines beabsichtigten großen Königspalastes sein sollte, ist eine bewunderungswürdige Dithyrambe des Rococostils, an kecker und doch in ihrer Art maßvoller Laune selbst in Frankreich nicht Ihresgleichen findend. Es folgte, theilweise von demselben Künstler, 1715 bis 1729 das Japanische Palais und kurz darauf, bereits mit der entschiedensten Hinneigung zum chinesischen Zopf, das Lustschloß von Pillnitz.

Plastik und Malerei erlagen demselben übermächtigen Zuge. Hier und dort einzelne Porträtstatuen, die insgesammt an der malerischen Stillosigkeit der französischen Vorbilder leiden. Am liebsten aber ist die Plastik beschäftigt, fürstliche Schlösser und Gärten mit lüsternen Gruppen zu schmücken, deren Motive meist den schlüpfrigen Erzählungen von Ovid's Metamorphosen entlehnt sind. Die Malerei hört fast auf, eine deutsche Kunst zu sein und verliert die allergewöhnlichste handwerksmäßige Unterlage. Wer auf fürstlichen und adeligen Schlössern die alten Ahnenbildnisse oder in städtischen Rathhäusern die Rathsherrenbildnisse nach ihrer Zeitfolge betrachtet, gewahrt deutlich, wie diese von Jahr zu Jahr in der Auffassung ausdrucksloser und in der Behandlung immer schwächer und stümperhafter werden. Wo Plastik und Malerei ausnahmsweise einmal den Versuch machen, zu freier Erfindung fortzuschreiten, da verfallen sie, ebenso wie in Frankreich, in kaltes und gleißendes Allegorieenwesen. Weil man nicht naiv ist, will man geistreich sein. Von der Blässe einseitiger Verstandesbildung angekränkelt, denkt der Künstler nicht in sinnlichen Formen und Gestalten, sondern in allgemeinen Begriffen, und will mehr Gedankenmäßiges sagen als die Natur und die Grenze der bildnerischen und malerischen Darstellung zuläßt.

Wie natürlich also, daß nach wenigen Jahrzehnten die Leitung sämmtlicher deutscher Kunstakademieen unter den Händen französischer Künstler stand.

Und doch war diese entartete Geschmacksrichtung nur die eine Seite des Uebels. Schlimmer war, daß die bildende Kunst überhaupt alle selbständige Lebendigkeit und Triebkraft verlor.

In der Dichtung und in der Musik hatten diese Wandlungen der Renaissance ein starkes volksthümliches Gegengewicht. Man konnte hoffen, daß sich aus diesen Gegensätzen eine höhere Einheit entwickle; und in der That ist diese, in der einen Kunst früher, in der anderen später, sowohl in der Dichtung wie in der Musik in herrlichster Entfaltung eingetreten. Doch in der bildenden Kunst war die Volksthümlichkeit mit Stumpf und Stil ausgerottet.

Gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts hatte in ganz Europa die Kunſt aufgehört, lebendige Volksſache zu ſein. Auch Spanien und die Niederlande, welche die letzten Blüthen eigenartig volksthümlicher Kunſt getrieben hatten, verfielen. Das Emporkommen fürſtlicher Allgewalt, welche ſich zunächſt nur als despotiſcher Polizeiſtaat äußerte, hatte die Friſche und Freiheit des Volkslebens in ihrer innerſten Wurzel erſtickt. Und wenn es in Kunſtkreiſen ebenſo wie in den Kreiſen der Frommen und Rechtgläubigen üblich geworden iſt, die Aufklärung verächtlich als Aufklärícht zu brandmarken, ſo hat dieſe Mißſtimmung allerdings ihre volle Berechtigung. Die beginnende Aufklärung zerſetzte die alten Anſchauungen, Gewohnheiten und Empfindungen, ohne der formenverlangenden Phantaſie eine neue ſinnliche Handhabe zu bieten. Ein neues Aufblühen der Kunſt war nicht möglich, bevor nicht die neuen Ideen auch ihrerſeits wieder unangreifbares Gemeingut, feſte Thatſache und ſchönheitsvolle Wirklichkeit geworden waren.

Die deutſche Renaiſſance war ein volksthümliches Nebeneinander der eindringenden italieniſchen Formen und der beſtehenden Gothik geweſen. Sandrart aber zeigt, wie ganz und gar jetzt in Deutſchland die heimiſche Gothik von der „neuen römiſchen Art“ verdrängt war; die Teutſche Akademie nennt im zweiten Capitel des erſten Theils die Gothik vornehm eine plumpe und ſchnöde Unform, „welche ſich in Wälſchland mehr denn tauſend Millionen Flüche auf den Nacken gebürdet habe“. Und ſicher iſt es nur leidenſchaftliche Parteibefangenheit, wenn A. Reichensperger, im Vorwort zu den von V. Statz herausgegebenen Mittelalterlichen Bauwerken Merian's, noch in Merian eine beſtimmt ausgeſprochene Vorliebe für die Gothik zu finden meint. Merian hat in ſeinen gothiſchen Proſpecten keinen anderen Zweck als den der maleriſchen Topographie; die Details beweiſen deutlich, daß er die Gothik nicht mehr verſteht; in den landſchaftlichen Hintergründen ſeiner eigenen Erfindungen wendet er immer nur Renaiſſancebauten an. Und je lebendiger allmählich die Aufklärungsideen durchbrachen, deſto mehr glaubte man das gehaßte Mittelalter auch in ſeinen geſchichtlichen und künſtleriſchen Ueberreſten

und Denkmalen bekämpfen zu müssen. Wie in ganz Europa, so erhob sich namentlich auch in Deutschland jener traurige Vandalismus dünkelhafter Halbbildung, welcher, gebannt und verengt von der Uebermacht der herrschenden Renaissance, die ehrwürdigsten und schönsten mittelalterlichen Bauten, Bildwerke und Malereien erbarmungslos zu Grunde gehen ließ, ja sie absichtlich vernichtete oder wenigstens übertünchte. Das höfische Rococo aber hatte keine Gemeinschaft mit dem heimischen Volksleben. Es konnte zwar in den kleineren Kreisen des Kunstgewerbes, in Möbeln und Tapeten und in modischen Porzellangefäßen in die Volksphantasie dringen, aber auf das tiefere Kunstleben blieb es ohne Einfluß, weil es für den Privatbau und dessen Bedürfnisse ohne entsprechende Form war. Baukunst und Bauhandwerk fielen fremd auseinander. Immer mehr gewöhnte man sich, die Kunst nur als eine Sache des Luxus zu betrachten, nur als eine Sache der Reichen und Vornehmen; der Bürger und Bauer begnügt sich mit dem Nützlichen und Nothwendigen und verliert alles Gefühl für phantasievolle Zier und Erhebung. Der Bau des bürgerlichen Wohnhauses, ja selbst der Kirchenbau, verfällt kunstloser Kahlheit und Dürftigkeit.

Es ist eine der tiefsten Wunden, die dem Volksleben geschlagen wurden. Die Ursachen, welche nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa die frische Naturwüchsigkeit der bildenden Volksphantasie zerstörten, waren durch das ganze achtzehnte Jahrhundert ununterbrochen wirksam und sind zum Theil bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig verschwunden. Daher die auffallend traurige Thatsache, daß, als Dichtung und Musik bereits längst wieder zu höchster Blüthe erblüht waren, die bildende Kunst noch in den schwersten Banden gefangen lag, und daß, nachdem die Segnungen der neuen Bildung auch der bildenden Kunst zum Theil wieder neue Triebkraft und fröhliche Auferstehung gebracht haben, doch auch jetzt noch Kunst und Leben, zu beiderseitigem Schaden, nach wie vor sich fremd und oft sogar feindlich gegenüberstehen.

Zweiter Abschnitt. 1720—1740.

Erstes Kapitel.

Das Vordringen des Rationalismus.

1. Christian Wolff.

Es ist überaus leicht, mit dem Schein scharfsinnigster Ueberlegenheit umständlich nachzuweisen, daß Christian Wolff ohne philosophische Tiefe und Schöpferkraft ist. Aber es ist ungeschichtlich, wenn man mit diesem Beweise zugleich die Berechtigung des hohen Ansehens, in welchem Wolff bei seinen Zeitgenossen stand, geschwächt oder gar widerlegt meint.

In der Geschichte der allgemeinen Bildung, nicht in der Geschichte der Philosophie, liegt Wolff's Bedeutung. Mit Recht sagt Hegel, daß vor Allen Wolff der Lehrer der Deutschen genannt werden dürfe. Was von Thomasius angeregt und vorbereitet war, hatte in Wolff seine Erfüllung gefunden.

Bisher war in Deutschland das freie wissenschaftliche Denken nur das Bedürfniß und das Vorrecht einzelner hervorragender Geister gewesen, welche den Muth und die Kraft eigener Ueberzeugung hatten. Wolff hat das große und unsterbliche Verdienst,

daß er die Philosophie auch in die Massen einführte und zu einer allgemeinen und durchgreifenden öffentlichen Angelegenheit machte.

Wolff selbst war sich dieser geschichtlichen Stellung aufs deutlichste bewußt. In den „Ausführlichen Nachrichten von seinen Schriften“ (Zweite Aufl., 1733, S. 26) sagt er klar und absichtlich, daß er besonders darum deutsch schreibe, „damit auch Solche, die nicht studirt und lateinisch gelernt haben“, ihn zu lesen im Stande seien. Und er bezeichnet sich im eigentlichsten Sinn des Worts als Aufklärer, wenn er für einige seiner Hauptwerke Titelkupfer wählt, welche die Sonne darstellen, mit ihren Lichtstrahlen düstere Nebelwolken durchbrechend. Aber freilich war diese Sonne für Wolff ausschließlich der logisch operirende Verstand. Die Trockenheit, Nüchternheit und Beschränktheit, welche die Kehrseite der „Aufklärung“ des achtzehnten Jahrhunderts bilden, haben in Wolff ebenso ihren typischen Vertreter wie die Klarheit, Vorurtheilslosigkeit und Selbständigkeit, welche die Männer dieser Zeit auszeichnet.

Christian Wolff war am 24. Januar 1679 zu Breslau geboren, als der Sohn eines schlichten Gerbers, der, weil er selbst nicht seinen inneren Bildungsdrang hatte befriedigen können, den Sohn bereits vor der Geburt durch ein Gelübde für die gelehrte Laufbahn bestimmt hatte. Schon auf der Schule war, wie Wolff in seiner von H. Wuttke (Leipzig 1841) herausgegebenen Selbstbiographie erzählt, im regsamen Knaben lebhaft der Gedanke erwacht, „die Theologie auf unwidersprechliche Gewißheit zu bringen“. Darum hatte er in Jena und Leipzig die Philosophie ergriffen und dabei „als Nebenwerk“ aufs emsigste die Mathematik betrieben, „indem er durch das studium mathematicum den methodum recht zu erlernen intendirte“. Aus einem Brief, welchen Wolff am 4. April 1705 unter Vermittelung Otto Mencke's, des Herausgebers der Acta Eruditorum, an Leibniz schrieb, geht hervor, in wie ausgedehntem Umfang er alle Richtungen in sich aufnahm, welche damals Naturwissenschaft und Philosophie bewegten. Vgl. Briefwechsel zwischen Leibniz und Christian Wolff von C. J. Gerhard. Halle 1860.

Fast alle neueren Philosophen, Cartesius, Malebranche, Locke, Grotius und Pufendorf, hatte er in seinen Kreis gezogen; aber unverkennbar hatte Cartesius den meisten Einfluß auf ihn geübt. Die Abhandlungen De philosophia practica universali, de rotis dentatis und de loquela, welche Wolff bei seiner Habilitation in Leipzig im Jahre 1703 schrieb, so wie die gleichzeitigen Briefe an Leibniz stehen vorwiegend auf cartesischem Standpunkte. Und diese Anschauung wurde auch zunächst nicht wesentlich geändert, als ihm Leibniz im Jahre 1705 wiederholt Andeutungen und Erläuterungen über seine Lehre von der prästabilirten Harmonie gab. Wolff erklärte zwar in einem Brief vom 2. December desselben Jahres seine völlige Uebereinstimmung; wie aber hätte er in so wichtigem Anliegen einen so kurzen und trockenen Brief geschrieben, wäre ihm der volle Sinn und die unendliche Tragweite dieses kühnen Idealismus vollständig klar gewesen oder wirklich ins Herz gegangen?

Und über dieses rein äußerliche Verhältniß zu Leibniz ist Wolff niemals hinausgekommen. Seine Philosophie ist Eklekticismus, so heftig Wolff auch auffuhr, wenn ihm seine Gegner Eklekticismus vorwarfen.

Von Leibniz empfohlen, war Wolff gegen das Ende des Jahres 1706 als Professor der Mathematik nach Halle berufen worden. Wie sich aber bereits in Leipzig seine Vorlesungen auch auf Philosophie und Theologie erstreckt hatten, so las er auch hier seit 1709 neben Mathematik und Physik zugleich über Metaphysik, Logik und Moral; endlich widmete er sich, wie es von Anfang sein Wille gewesen, der Philosophie ganz ausschließlich. In diese erste Hallesche Zeit fallen daher alle seine bedeutendsten philosophischen Schriften. Es sind: 1) Vernünftige Gedancken von den Kräfften des menschlichen Verstandes und ihrem richtigen Gebrauch in Erkänntniß der Wahrheit. 1712. 2) Ratio praelectionum Wolffianarum in Mathesi et philosophia universa. 1718. 3) Vernünftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele der Menschen, auch allen Dingen überhaupt. 1719. 4) Vernünftige Gedancken von der Menschen Thun und Lassen zur Beförderung ihrer Glückseligkeit

1720. 5) Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen, insonderheit dem gemeinen Wesen. 1721. Die späteren Schriften Wolff's, obgleich äußerst zahlreich und dickleibig, sind größtentheils nur weitere Ausführungen oder vielmehr unerträglich weitschweifige Wiederholungen, um nicht zu sagen Verflachungen.

Trotz der vermeintlich zwingenden Strenge und Folgerichtigkeit, welche Wolff so gern seiner mathematischen Behandlungsweise nachrühmte, ist die metaphysische Grundlage der Wolff'schen Philosophie doch nur ein klaffender Widerspruch. Wolff war zu verständig oder, wie die Idealisten sich ausdrücken, zu sehr Verstandesmensch, als daß er die unabweisbaren Ansprüche der sinnlichen Erfahrung hätte vor den Kopf stoßen mögen. Wer Wolff einen unbedingten Leibnizianer nennt, vergesse nicht, daß ihm grade der keimkräftigste Kern der Leibniz'schen Monadenlehre, die durchgängige innere Beseeltheit und Lebendigkeit auch der Körperwelt, fehlt. Allein andererseits wagte Wolff doch ebensowenig alle nothwendigen Folgerungen der Erfahrungswissenschaft anzuerkennen; die Selbständigkeit und Eigenmacht des Geistes sollte unbeeinflußt und ungeschmälert bleiben. Wenn Karl Biedermann in seinem vortrefflichen Buch über „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert" (Bd. 2, S. 425) nach Maßgabe einiger Stellen aus Wolff's „Vernünftigen Gedancken über Gott und Welt" die Behauptung durchzuführen versucht, daß Wolff „nicht blos die sogenannten sinnlichen Vorstellungen und Empfindungen oder die äußerlichen Bewegungen der Gliedmaßen, sondern auch die innersten Regungen des menschlichen Geistes, die freien Schöpfungen der Phantasie ebensogut wie die Schlußfolgerungen des logischen Denkens, und die auf Allgemeingiltigkeit Anspruch machenden Ideen der Vernunft und nicht minder deren Ausdruck durch die Sprache, schlechterdings und ausnahmelos aus Veränderungen im Körper, aus den natürlichen Bewegungen der Nerven und Muskeln und aus den physiologischen Einrichtungen des Gehirns ohne Zuthun irgend eines davon unabhängigen, selbstthätigen geistigen Princips" erkläre so ist dabei nicht zu übersehen, daß nicht blos, wie Biedermann

meint, in späteren Deutungen und Nachträgen, welche als Zugeständnisse und Rückzüge betrachtet werden könnten, sondern wesentlich auch in demselben Buch der Wolff'schen Metaphysik selbst sich ebenso viele Stellen finden, welche (§ 820) umgekehrt die idealistische Lehre von den angeborenen Ideen und der Selbstentwickelung des Geistes aufs schärfste betonen, und die von Locke angenommene Aristotelische Lehre, als gleiche die Seele „einer wächsernen Tafel, die vor sich gantz glatt ist und bleibet, wenn nicht durch eine auswärtige Krafft Figuren darein gedrücket werden", mit vollster Entschiedenheit abweisen. Die Wahrheit ist, daß bei Wolff Körperwelt und Geisteswelt durchaus unvermittelt in weiter Trennung sich gegenüberstehen. An die Stelle jenes wunderbaren Ineinander, welches Leibniz erstrebt hatte, ist wieder die alte Zweiheit getreten. Die Wechselwirkung von Leib und Seele ist das gleichgültige Nebeneinander des todten Parallelismus. Die Uebereinstimmung der Seele mit dem Leibe (§ 534) „zeiget weiter nichts, als daß zwei Dinge zugleich geschehen, das ist, daß eine Veränderung in der Seele zu eben der Zeit vorgehet, da eine gewisse Veränderung in dem Leibe geschiehet", und „daß (§ 535) gewisse Bewegungen im Leibe erfolgen, wenn die Seele die gleichen Bewegungen verlanget". Es gilt als Thatsache (§ 780), „daß alle Bewegungen in dem Leibe auf eben die Art sich äußern würden, wie jetzund geschichet, wenn gleich keine Seele zugegen wäre, indem die Seele durch ihre Krafft nichts dazu beiträget; nur würden wir uns dessen, was in unserem Leibe geschiehet, nicht bewußt sein". Und ebenso gilt als Thatsache (§ 819), „daß die Seele durch ihre ihr eigenthümliche Krafft die Empfindungen hervorbringet, und daß also die Seele die Bilder und Begriffe der körperlichen Dinge schon in sich selbst hat und sie nur gleichsam in einer mit dem Leib zusammenstimmenden Ordnung herauswickelt". Um das an und für sich Unüberbrückbare nachträglich und künstlich zu überbrücken, wird daher zuletzt die Leibniz'sche Hypothese von der prästabilirten Harmonie (§ 765) zu Hilfe gerufen; aber so gewaltsam und äußerlich und so ganz nur als der Deus ex machina schlechter Tragödiendichter, daß es wahrlich nur eine herbe Satire

gegen sich selbst ist, wenn Wolff in den „Ausführlichen Nachrichten von seinen Schriften“ (§ 100) triumphirend ausruft, man könne seine ganze Metaphysik, auch in der Lehre von der Seele, ohne Aenderung beibehalten, man möge in Erklärung der Gemeinschaft der Seele und des Leibes ein System erwählen, welches man wolle, und wenn er sich dabei gegen Solche ereifert, „welche einen Vortheil zu finden vermeinen, wenn sie Andere überreden könnten, es fiele mit der vorherbestimmten Harmonie nicht allein seine Metaphysik, sondern seine ganze Philosophie über den Haufen“. Es ist daher sehr bezeichnend, daß es grade die Lehre von der prästabilirten Harmonie war, in welcher dann in der That die meisten Wolffianer einheitslos auseinandergingen.

Aus dieser inneren Zwiespältigkeit erklärt sich, wie mit unbestreitbarem Recht Wolff wiederholt auf das allerbestimmteste den Ruhm der Selbständigkeit für sich in Anspruch nehmen, und wie dennoch grade sein gründlichster Schüler, Bilfinger, mit demselben Recht die seitdem üblichgebliebene Bezeichnung als Leibnizisch-Wolffische Philosophie, als philosophia Leibnitio-Wolffiana, in Aufnahme bringen konnte.

Was also sichert gleichwohl der Wolff'schen Philosophie die epochemachende Bedeutung, dem aufstrebenden deutschen Geist eine helle und zielzeigende Leuchte gewesen zu sein?

Man nennt Wolff's Philosophie Verstandesphilosophie, und man pflegt mit diesem Wort einen mißachtenden Nebenbegriff zu verknüpfen. Es gehört wenig Scharfblick dazu, um zu sehen, daß Wolff zuweilen ganz entsetzlich platt, ja oft sogar lächerlich wird, wenn er auch die allereinfachsten und sonnenklarsten Dinge mit breitester Umständlichkeit unter die Lupe seiner mathematischen Beweisart stellt. Aber der vermeintliche Spottname ist ein wohlverdienter Ehrenname, insofern er zugleich besagt, daß Wolff sich zwar lediglich auf den Grund der Erfahrung stützt und sich darauf beschränkt, die Thatsachen derselben zu innerlich folgerichtigem Zusammenhang, d. h. zu denkender Erkenntniß zu erheben, daß er aber kein Dasein und kein Wissen als an und für sich giltige Wahrheit bestehen läßt,

ohne es sofort unbestechlich der Prüfung dieser denkenden Erkenntniß zu unterwerfen.

In den „Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes“ (I, 1) fasst Wolff die Philosophie als „die Wissenschaft des Möglichen, wie und warum oder inwiefern es möglich ist“; hiemit ist die Philosophie als der Kern und die Lebensseele aller Wissenschaft ausgesprochen. Die Philosophie hört auf, Magd zu sein; sie ist Herrscherin.

Leibniz hatte philosophirt, kühn und schöpferisch; aber nur sprunghaft und über einzelne Fragen, wenn auch über die ersten und höchsten. In Wolff erwacht zum ersten Mal in Deutschland der Begriff der Philosophie in jener tiefsten Bedeutung, daß über und außer ihr keine andere Erkenntniß sei.

Daher in Wolff das Bedürfniß eines vollständigen Systems, und die Nothwendigkeit, daß dieses System zu einer Kritik der Offenbarung überging, insoweit die Lehren der Offenbarung eine andere und höhere Erkenntniß als die Erkenntniß des menschlichen Denkens zu sein beanspruchten.

Es erweckt die höchste Achtung vor dem ernsten wissenschaftlichen Eifer des vielgeschmähten Mannes, wenn wir beobachten, wie Wolff nicht ruht und nicht rastet, in immer erneuerter Durcharbeitung eine Gliederung der Wissenschaft zu finden, welche nicht blos alle Theile derselben umfaßt, sondern sie in jener rein sachlichen Ordnung aufstellt, nach welcher naturgemäß das Nachfolgende immer aus dem Vorhergehenden entspringt. Seit Bacon von Verulam war ein ähnlicher Versuch nicht gemacht worden; man gewahrt unverkennbar die Nachwirkung Wolff's auch in jener berühmten Systematik der Wissenschaft, welche d'Alembert der Diderot'schen Encyklopädie vorausschickte. Und auch innerhalb der einzelnen Wissenschaften selbst wieder das Anstreben der strengsten Methode. Was Wolff in den „Ausführlichen Nachrichten“ von seiner Behandlung der Metaphysik als grundlegender Wissenschaft rühmt, daß „er Alles zusammen in eine solche Ordnung gebracht, wie eines durch das andere erkannt wird und solchergestalt aus der Grundwissenschaft ein Systema gemacht, da alle Lehren wie die Glieder in dem menschlichen Körper

miteinander zusammenhangen und bei ihrem verschiedenen Unterschiede dennoch zusammenconspiriren und immer eine um der anderen willen da ist", das ist in allen seinen wissenschaftlichen Darstellungen ohne Ausnahme mit bewunderungswürdigster Unermüdlichkeit und meist mit dem glücklichsten Erfolg durchgeführt. Derjenige, welcher die Wolff'sche Philosophie stürzte, indem er zur Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens selbst fortschritt, hat diesen großartigen Bemühungen Wolff's ein Zeugniß gegeben, welches sehr lehrreich absticht gegen das spöttische Gerede heutiger Beurtheiler, die meistens Wolff nur aus zweiter und dritter Hand kennen. Immanuel Kant sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft „In der Ausführung des Plans, den die Kritik vorschreibt, d. i. im künftigen System der Metaphysik müssen wir dereinst der strengen Methode des berühmten Wolff, des größten unter allen dogmatischen Philosophen, folgen, der zuerst das Beispiel gab und durch dies Beispiel der Urheber des bisher noch nicht erloschenen Geistes der Gründlichkeit in Deutschland wurde, wie durch gesetzmäßige Feststellung der Principien, deutliche Bestimmung der Begriffe, versuchte Strenge der Beweise, Verhütung kühner Sprünge in Folgerungen, der sichere Gang einer Wissenschaft zu nehmen sei, der auch eben darum eine solche, als Metaphysik ist, in diesen Stand zu versetzen vorzüglich geschickt war, wenn es ihm beigefallen wäre, durch Kritik des Organs, nämlich der reinen Vernunft selbst, sich das Feld vorher zu bereiten; ein Mangel, der nicht sowohl ihm als vielmehr der dogmatischen Denkungsart seines Zeitalters beizumessen ist und darüber die Philosophen seiner sowohl als aller vorigen Zeiten einander nichts vorzuwerfen haben."

Welche weite ungeahnten Aufgaben öffneten sich! Und wie kam Licht und logische Zucht in jene armselige Bildung, welche statt lehrer und lebendiger Wissenschaft bisher nur den elenden Wust todten Gelehrtenthums und abgestandener Theologie gehabt hatte!

Und noch weit allgemeiner und unmittelbarer umgestaltend wirkte die Stellung, welche Wolff zur Religion einnahm.

Vergleichen wir die mannichfachen Aeußerungen, welche Wolff in verschiedenen Schriften und zu verschiedenen Zeiten über Bibel und Offenbarung gethan, so sind gewisse Schwankungen und Widersprüche unbestreitbar. Dies ist der Grund, warum Wolff seinerseits immer seine völligste Uebereinstimmung mit der positiven Religion behaupten, und warum seine Gegner ihn doch als gefährlichen Religionsfeind verfolgen konnten. Ist Wolff auch nicht ganz davon freizusprechen, daß er späterhin manchem früheren Wagniß die schneidendste Spitze abbrach, so finden sich dieselben Schwankungen doch auch bereits in seinen frühsten Schriften. Wie in seinen metaphysischen, so zeigt sich auch in seinen religiösen Grundgedanken jene Halbheit und Unklarheit, welche den Forderungen der denkenden Einsicht Rede steht und sich doch unwillkürlich durch die Macht der Ueberlieferung gebunden fühlt.

Sicher war Wolff ein religiöses Gemüth. Sein ganzes Leben hindurch hat er festgehalten an den Gebräuchen schlichter Kirchlichkeit; nicht blos aus Gewohnheit oder berechnender Klugheit, sondern aus tiefstem Bedürfniß. Man hört den warmen Herzenston aufrichtiger Frömmigkeit, wenn er bei den verschiedensten Anlässen gegen Spinoza, Newton und Locke oder gegen „die abgeschmackte Freidenkerei der Engelländer“ und gegen den „einreißenden Deismus, Materialismus und Scepticismus der Franzosen“ eifert. Mit innigster Betrübniß sah er Menschen dieser Richtung in der Umgebung Friedrich's des Großen. In den Ausführlichen Nachrichten (S. 136) stellt Wolff als eine unüberspringbare Schranke der philosophischen Denkfreiheit die Bedingung hin, daß die Philosophie, wie sie nichts gegen die Tugend und gegen die Gesetze und Verfassungen des Staats lehren dürfe, so auch vor Allem die Religion lauter und unverfälscht erhalten müsse; wofern man nicht zu steten Zänkereien Anlaß geben und dadurch die Ruhe im gemeinen Wesen stören wolle. Die Philosophie müsse freilich das Recht haben, „Meinungen, dabei der Grund der Religion bestehet und darinnen die Gottesgelehrten selbst nicht miteinander einig sind“, unbefangen zu prüfen; aber „den Hauptsätzen der Religion“ dürfe sie nicht widersprechen. Wolff leugnet und ver-

meint daher die Offenbarung so wenig, daß er vielmehr (Ausführl. Nachrichten S. 9) durch seine Metaphysik „die rechten Waffen“ an die Hand gegeben zu haben glaubt, „damit die Atheisterei und Profanität bestritten werden könne“. Er scheut sogar einen leicht durchschaubaren Zirkelschluß nicht, wenn er in der angeführten Schrift (S. 310, vgl. die Vorrede zur Natürlichen Gottesgelahrtheit), sagt, die Philosophie handle nur von Gott, insoweit man ihn aus Gründen der Vernunft erkenne, und so dürfe man sich nicht befremden lassen, wenn man in Gottes Wort ein Mehreres finde; denn Gottes Wort müsse uns eben mehrere Erkenntniß von ihm gewähren, sonst wäre es nicht nöthig gewesen, daß sich Gott dem Menschen in seinem Wort geoffenbaret hätte. Ja, Wolff fährt fort: „Es ist genug, daß Dasjenige, was wir von Gott erwiesen haben, auch in seinem Worte stehet, und solchergestalt das Uebrige, was dort weiter zu finden, dem nicht zuwider sein kann, was wir von Gott erwiesen. Und eben dadurch wird ein Mensch, der Alles wohlbedächtig thut, angetrieben, Gott aus seinem Wort weiter kennen zu lernen, und wenn er ein Mehreres darinnen findet, die Schrift hoch zu achten. Also wird die Weltweisheit ein Wegweiser zu der Schrift und zeuget durch ihre Unvollkommenheit von der Hoheit der Schrift; welche Absicht wir insonderheit stets vor Augen gehabt.“

Allein welche gewaltige Kluft ist trotzalledem auch in religiöser Beziehung zwischen Wolff und Leibniz! Leibniz steht auf dem Boden der alten scholastischen Theologie, wenn er sich bestrebt, alle einzelnsten und besondersten Glaubenslehren durch die Gründe der Philosophie zu unterstützen. Wolff jedoch ist und bleibt der Vater des deutschen Rationalismus, auch wenn er diese Lehren als unerforschliche Geheimnisse immerhin auf sich beruhen läßt, ihre Vertheidigung der Theologie überweisend.

Eng und scharf abgemessen sind auch die Grenzen, in welche Wolff die Möglichkeit des Wunders und der Offenbarung einschließt!

Ueber die Wunder äußern die „Vernünfftigen Gedancken von Gott“ (1719) sich der Form nach nicht skeptisch, desto mehr aber

dem Inhalt nach. Es heißt hier (Th. 3, § 1039 und 1040): „Wenn sich Begebenheiten ereignen, die in dem Wesen und der Natur der Dinge keinen Grund haben, so geschieht es übernatürlich oder durch Wunderwerke, und also ist eine Welt, darinnen Alles durch Wunderwerke geschieht, blos ein Werk der Macht, nicht aber der Weisheit Gottes. Und dannenhero ist eine Welt, wo die Wunderwerke sehr sparsam sind, höher zu achten als wo sie häufig vorkommen. Man erkennet hieraus zugleich, daß zu Wunderwerken weniger göttliche Kraft erfordert wird als zu natürlichen Begebenheiten, denn Wunderwerke erfordern blos Gottes Macht und Erkenntniß eines Dinges, hingegen natürliche Begebenheiten erfordern Gottes Allwissenheit, dadurch er ein Jedes mit Allem in der Welt verknüpfet, seine Weisheit und seine Macht. Und dannenhero haben diejenigen Lehrer der Kirchen nicht unrichtige Gedanken gehabt, welche behauptet, die Wunder in der Natur, die sich darinnen täglich ereignen, das ist, die natürlichen Begebenheiten wären viel größer als die Wunderwerke, das ist, die übernatürlichen Begebenheiten.“ Der volle Sinn dieser Sätze erhellt, wenn man mit ihnen § 639 verbindet. Dieser lautet: „Wenn die geringste Begebenheit in der Welt geändert würde, so müßte künftighin immer etwas anders kommen, als jetzund kommen wird, daß der künftige Theil der Welt nicht mehr der bleiben würde, der zu dieser Welt gehört. Da nun ein Wunderwerk eine Begebenheit in der Welt ändert, so muß dadurch die ganze künftige Welt geändert werden, wenn nicht durch ein neues Wunderwerk die dadurch eingerissene Unordnung wieder gehoben und dadurch in den Stand gesetzt wird, wie es würde gewesen sein, wenn nicht das Wunderwerk geschehen wäre. Ob aber die Verrückung der Ordnung der Natur zur Verbesserung des Laufs der Natur dienen kann, ist eine Frage, die sich hier nicht entscheiden läßt.“ Die siebzehn Jahre später aber erschienene „Theologia naturalis“ wagt den entschiedenen Schritt, das, was vorher als Gottes kaum würdig erklärt worden ist, ihm auch ganz und gar abzusprechen; sie erklärt, daß Gott kraft seiner Allmacht die Gesetze der Natur, die er gegeben, zwar auch abändern könne, daß er aber,

als der schlechthin Vollkommene, keinen Grund finde, von dem abzugehen, was er einmal beschlossen.

Die Lehre von der Offenbarung wird von Wolff in den Vernünftigen Gedancken (§ 1010) mit folgender denkwürdiger Betrachtung eingeleitet: „Wir finden, daß zu allen Zeiten und unter allen Völkern vorgegeben worden, als wenn Gott bald hier bald dort durch eine unmittelbare Offenbarung seinen Willen bekannt gemacht hätte; und da hierauf die ganze christliche Religion gebauet ist, so wird nicht undienlich sein, hier zu untersuchen, woraus man eine göttliche Offenbarung erkennen und von einem falschen Vorgeben unterscheiden solle, denn da eine göttliche Offenbarung, die in der Wahrheit bestehet, von einer leeren Einbildung und einem falschen Vorgeben unterschieden ist, so muß auch jene etwas an sich haben, was bei dieser letzten nicht anzutreffen.“ Die angestellte Untersuchung (§ 1011 bis 1019) führt sodann aus, daß Gott nichts offenbare, was wir durch die Vernunft erkennen können, aber auch nichts, was der Wahrheit der Vernunft und den aus der Vernunft entspringenden Sittengesetzen zuwiderlaufe; daß der Inhalt der Offenbarung von inneren Widersprüchen frei und für die Menschheit ein unentbehrlicher, aber nicht auf natürlichem Wege zu erringender Besitz sein müsse. Ja diese Untersuchung verlangt sogar, daß, da Gott nicht überflüssige Wunderwerke thun könne, weil sie gar zu viel Veränderliches nach sich ziehen, die Art der Offenbarung soviel als möglich die Kräfte der Natur und also auch die Regeln der Sprachkunst und Redekunst beibehalte, wie denn in der That auch die Gottesgelehrten sagten, daß sich Gott nach dem Zustand der Propheten in der Schreibart gerichtet habe. Ob nun die Offenbarung alten und neuen Testaments diesen Kriterien entspreche, das zu beurtheilen überläßt Wolff mit scheinbarer Resignation der Theologie.

Höchst bezeichnend spricht sich der Bruch mit der Theologie auch in der Sittenlehre aus. Die „Vernünftigen Gedancken von der Menschen Thun und Lassen“ beginnen mit der offenen Kriegserklärung, wenn sie bereits § 3 und 5 sagen: „Was unseren sowohl

innerlichen als äußerlichen Zustand vollkommener machet, das ist gut; was beiden unvollkommener machet, das ist böse. Weil die freien Handlungen der Menschen durch ihren Erfolg gut oder böse werden, was aber aus ihnen erfolgt, nothwendig herauskommen muß und nicht ausbleiben kann, so sind sie an und für sich selbst gut oder böse und werden nicht erst durch Gottes Willen dazu gemacht. Wenn es derowegen gleich möglich wäre, daß kein Gott wäre und der gegenwärtige Zusammenhang der Dinge ohne ihn bestehen könnte, so würden die freien Handlungen der Menschen dennoch gute oder böse verbleiben." Und § 21 bis 23 lautet: „Und also irren Diejenigen, welche sich einbilden, ein Atheist werde alle Schandthaten und Laster begehen, wenn er nur von bürgerlichen Strafen frei ist; denn dieses trifft nur ein, wenn ein Atheist unverständig ist und die Beschaffenheit der freien Handlungen nicht recht einsieht. Daher bringet ihn nicht seine Atheisterei zum bösen Leben, sondern seine Unwissenheit von dem Guten und Bösen, aus welcher Quelle auch bei Anderen, die keine Atheisten sind, ein unordentliches Leben und unrichtiger Wandel entspringet. Wir wissen, daß wohl auch die Lehren der christlichen Wahrheiten von Leuten, die in Unwissenheit und Irrthum von dem Guten und Bösen stecken, auf Sünde gezogen werden. Es sei ferne, daß ich den Atheisten das Wort reden wollte! Ich kann doch aber auch nicht gegen die Wahrheit sein! Weil unsere freien Handlungen durch Dasjenige, was aus ihnen nothwendig erfolgt, gut oder böse werden, so wird zur Beurtheilung derselben eine Einsicht in den Zusammenhang der Dinge erfordert. Da nun die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge die Vernunft ist, so wird das Gute und Böse durch die Vernunft erkannt. Und demnach lehret uns die Vernunft, was wir thun und lassen sollen, das heißt, die Vernunft ist die Lehrmeisterin des Gesetzes der Natur." Ferner § 45: „Da nun der Mensch immer zu größeren Vollkommenheiten fortschreitet, wenn er sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der Natur einrichtet, so wird durch Beobachtung des Gesetzes der Natur das höchste Gut oder die Seligkeit, deren man fähig ist, erhalten und ist dannenhero seine Erfüllung das Mittel,

wodurch wir das höchste Gut oder unsere Seligkeit, deren wir auf Erden fähig sind, erlangen."

So entschieden war in Deutschland noch nie die Unabhängigkeit der Moral von der Theologie behauptet worden. Nicht ein Schüler der Leibniz'schen Philosophie spricht aus diesen Sätzen, sondern ein Schüler Bayle's. Freilich sieht sich auch Wolff noch veranlaßt, § 47 die „nöthige Erinnerung" beizufügen: „Ich rede hier als ein Weltweiser blos von derjenigen Seligkeit, die der Mensch durch natürliche Kräfte erreichen kann und eigne demnach keineswegs der Natur zu, was unsere Gottesgelehrten der Gnade zuzuschreiben pflegen. Unterdessen da die Gnade die Natur nicht unterdrücket, sondern ihr aufhilft, ingleichen da sie ihr nicht zuwider ist, sondern mit ihr zusammenstimmt (denn wie könnte widereinander sein, was von einem Gott herkommt, der vollkommen weise ist?), so werden Verständige, welche ohne Vorurtheile und Bitterkeit dem nachdenken, was ich von der irdischen Seligkeit des Menschen gesagt habe, zur Genüge sehen, daß die Weltweisheit mit den Lehren der Gottesweisheit wohl zusammenstimmet und daß durch meine Lehren der Unterschied der Natur und der Gnade und der Vorzug der Gnade vor der Natur am allerdeutlichsten und gründlichsten gezeiget werden kann."

Nach langen und schweren Irrfahrten war der Mensch endlich wieder zu sich selbst zurückgekehrt.

Ein neues Zeitalter war angebrochen. Es war der Wahlspruch des neuentfalteten Banners, wenn Wolff in der Vorrede der Vernünftigen Gedancken von Gott und Welt, seines metaphysischen Hauptwerks, sagte: „Wer die gegenwärtigen unglückseligen Zeiten erwäget, der siehet, wie sie aus Mangel des Verstandes und der Tugend herkommen. Da ich von Jugend auf eine große Neigung gegen das menschliche Geschlecht bei mir gespürt, so daß ich Alle glückselig machen wollte, wenn es bei mir stände, habe ich mir auch niemals etwas angelegener sein lassen, als alle meine Kräfte dahin anzuwenden, daß Verstand und Tugend unter den Menschen zunehmen möchten, und, nachdem ich vortreffliche Muster des un-

gearteten Geschlechts nicht ohne empfindliche Schmerzen kennen lernen, bin ich in diesem Eifer noch mehr angefeuert worden, ja ich werde davon nicht ablassen, so lange sich ein Blutstropfen in mir reget. Aus diesem Triebe kommen auch gegenwärtige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt, an das Tageslicht, und sollen nun in einer unverrückten Reihe nach und nach mit anderen begleitet werden, welche die Erkenntniß der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts und der wunderbaren Werke Gottes in der Natur vor Augen legen."

Mit dem Gewicht der neuen Gedanken verband sich eine Sprache, welche den Zauber überraschendster Neuheit hatte. Die Sprache Wolff's ist breit und phantasielos, aber, wenn wir sie mit der Sprachmengerei und Schwerfälligkeit eines Thomasius und Leibniz vergleichen, äußerst rein, eindringlich und leichtbeweglich. Es bewährte sich das glückliche Formtalent des schlesischen Naturells. Wolff ist der Schöpfer unserer philosophischen Sprache. Viele Begriffsbestimmungen und Wortbildungen, welche geschichtliche Unkenntniß gewöhnlich erst Kant zuschreibt, gehören der Erfindung Wolff's an.

Bald war Wolff der gesuchteste akademische Lehrer, und bald auch der gefeiertste Schriftsteller Deutschlands.

Zeichen und Wunder hätten geschehen müssen, wenn angesichts so tiefgreifender Ereignisse nicht der theologische Haß in vollster Glut entflammt wäre.

Der Kampf, welcher lange Jahre zwischen Wolff und der theologischen Herrschsucht tobte, war der Kampf zwischen dem alten und neuen Zeitalter. Die Literaturgeschichte hat daher allen Grund, auf diesen Kampf achtsam einzugehen.

Stellen wir uns auf den Standpunkt der Theologen! Schon Leibniz war trotz seiner wohlgemeinten Versöhnungsversuche zwischen Glauben und Wissen mit Fug verketzert worden; denn der beweisende Glaube ist nicht mehr der kindliche, schlicht vertrauende Glaube, dem jeder Zweifel fremd ist. Und war es wohl ganz ungerechtfertigt, wenn man meinte, die Lehre von den Monaden und

der präſtabilirten Harmonie führe, bewußt oder unbewußt, zur Leugnung der menſchlichen Freiheit, zur Selbſtändigkeit des Leibes, zur Vorſtellung einer ſchöpfungsloſen Ewigkeit der Welt? Es war jetzt daß erſte Mal, daß die Leibniz'ſche Philoſophie auch vom Katheder herab verkündigt wurde. Und hatte Wolff zwar die Zufälligkeit der Welt und damit die Schöpfung beſtimmter als Leibniz hervorgehoben, ſo wurden von ihm doch andererſeits gar viele Lehren vorgetragen, in denen das Aergerniß, welches Leibniz gegeben, nicht gemildert, ſondern nur geſchärft wurde. Es bedarf wahrlich nicht der Unterſchiebung jener niedrigen Beweggründe von Brodneid und Profeſſorenintriguen, welche Wolff in ſeiner Lebensbeſchreibung und in anderen Schriften anführt, um durchaus zu begreifen, daß es die Halleſchen Theologen mit tiefſtem Herzeleid erfüllte, als ſie, wie Francke in einem ſpäteren Brief ſich ausdrückt, „in den Gemüthern der Wolff'ſchen Schüler eine gräuliche Corruption" fanden und ſogar erleben mußten, daß „dieſe entſetzlichen Verführungen ſelbſt in den Anſtalten des Halleſchen Waiſenhauſes mit Gewalt eindrangen". (Vgl. Ludovici, Entwurf einer Hiſtorie der Wolff'ſchen Philoſophie. 2. Aufl. S. 253.)

Der glimmende Funke bedurfte nur eines Anlaſſes, um aufzulodern. Dieſer Anlaß kam, als Wolff am 12. Juli 1721 bei der Uebergabe des Prorectorats eine Rede über die Moral der Chineſen, oratio de Sinarum philosophia practica hielt, welche Confucius als Lehrer reiner Sittlichkeit pries. Die Gläubigen ſollten ſich ins Geſicht ſagen laſſen, daß auch außerhalb der chriſtlichen Offenbarung Heil ſei? Juſtus Breithaupt, der Senior der theologiſchen Facultät, predigte am folgenden Tage auf der Kanzel gegen ſolche Läſterung. Ueberdies erfolgten heftige ſchriftliche Erörterungen zwiſchen Wolff und zwiſchen Francke, welcher damals Decan der theologiſchen Fakultät war. Schon tauchte der Gedanke auf, bei dem Miniſterium um eine beſondere Commiſſion nachzuſuchen, welche die Gefährlichkeit der Wolff'ſchen Lehre prüfen ſolle. Die Spannung wurde um ſo ſchroffer, da leider Wolff, dem ſelbſt ſeine Freunde Hochmuth und Eitelkeit vorwarfen, der Erſte war, welcher ſich in perſönlicher Gereizt-

heit zu übereilten und gewaltthätigen Schritten verleiten ließ. Ein Privatdocent, Daniel Strähler, hatte, wohl mit Wissen und auf Veranlassung der theologischen Fakultät, eine Streitschrift gegen Wolff geschrieben, unter dem Titel: „Prüfung der vernünfftigen Gedancken des Herrn Hofrath Wolffens von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt, worinnen des Herrn Autoris Schlüsse examiniret, die Unrichtigkeit derselben gezeiget, dessen Irrthümer an den Tag gelegt und die metaphysischen, sowie ingleichen die damit verknüpften moralischen Wahrheiten in größeres Licht gesetzet werden. Erstes Stück. Jena 1723." Wolff begnügte sich nicht, auf diese Anfeindungen in seinen Lehrstunden und in einer besonderen Gegenschrift zu antworten, sondern überreichte zugleich am 8. März 1723 dem akademischen Senat ein Schreiben, in welchem er Strähler anklagte, daß dieser ihn in einer öffentlichen Schrift mit Nennung seines Namens angegriffen habe, „da doch nach dem königlichen Befehl kein öffentlicher Lehrer zu Halle von einem anderen daselbst, auch nicht einmal ein College von einem anderen, in Schriften namentlich solle angefochten werden"; ja er übergab sogar, nachdem der Senat die „zur gebührenden Inquisition und Ahndung dieses höchst strafbaren Frevels" verlangte Gefangennehmung und Ausweisung Strähler's zurückgewiesen hatte, diese Klage dem königlichen Fiscal. Hierauf erging am 5. April 1723 von dem Curator der königlichen Universitäten, dem Staatsminister und Oberhofmarschall von Printzen, ein Befehl, in welchem dem Magister Strähler bei Verlust der Magisterwürde und ansehnlicher Geldbuße alles weitere Schreiben gegen Wolff untersagt wurde; „denn man könne Wolff über seine Schriften vernehmen, aber nicht jungen angehenden Leuten gestatten, zur Disrenomée der Universität Professoren publice zu tapiren und dadurch Anderen Muth zu machen, der übrigen Professorum Schriften gleichfalls anzupacken; auch die Professores sollten des Streites bei Verlust eines Theils ihrer Besoldung in keiner Weise gedenken, sondern, wenn einer oder der andere etwas mit Grund und ohne Nebenabsicht zu erinnern zu haben vermeinet, die vermeintlichen

Gravamina specifice anbringen". Nun glaubte sich auch ihrerseits die theologische Fakultät aller bindenden Rücksichten entledigt. Johann Joachim Lange, zur Zeit Decan, entwarf im Namen der Fakultät eine Denkschrift: „Der theologischen Fakultät zu Halle Anmerkungen über des Herrn Hofraths und Prof. Christian Wolffen's Metaphysicam von denen darinnen befindlichen, der natürlichen und geoffenbahrten Religion und Moralität entgegenstehenden Lehren", in welcher mit ganz wohlberechneter Absicht betont wurde, daß „die angenommene vorherbestimmte Harmonie den Menschen nach Leib und Seele zu einem gedoppelten Uhrwerk und mithin Alles in ihm und an ihm nothwendig mache, d. h. Alles einer stoischen und spinozistischen Fatalität unterwerfe". Beigegeben wurde ein gleichlautendes Bedenken einiger Mitglieder der philosophischen Fakultät, welches zugleich die allerunterthänigste Bitte enthielt, durch eine besondere Commission die Schicklichkeit der Wolff'schen Philosophie zu untersuchen und nachher Herrn Wolffen fernerweitige philosophische Stunden zu verbieten. Es ist bemerkenswerth, daß auch Thomasius, der einst so rüstige Vorkämpfer für Glaubens- und Denkfreiheit, sich nach dem Zeugniß von Wolff's Selbstbiographie an diesen Umtrieben betheiligte; eine Versicherung, welche um so glaubhafter ist, da Thomasius in der That im Anhang seiner „Gemischten Händel" gegen Wolff sehr herb und heftig auftritt. Schlimmer aber war, daß die Theologen noch zu einem anderen, höchst verwerflichen Mittel griffen. Sie führten den Schlag aus, daß sie, wie Wolff gleichfalls berichtet, durch den bekannten Hofnarr Paul Gundling, oder, wie Büsching in den „Beiträgen zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, 1783 (Bd. 1, S. 8)" erzählt, durch die Generale von Natzmer und von Löben dem soldatenliebenden König vorstellten, aus der Lehre Wolff's folge, daß, „wenn einige große Grenadiere in Potsdam durchgingen, es Bestimmung des Fatums sei, daß sie durchgehen müßten, daß sie dieser Nothwendigkeit nicht widerstehen könnten und daß der König Unrecht thue, wenn er sie bestrafen wolle". Damit war der Knoten durchhauen. Der König verfügte sogleich, am 8. November 1723, eine Kabinetsordre, welche über den berühmten Philosophen die

Landesverweisung verhängte; und er ließ sich durch keine noch so warme Gegenvorstellung des Ministers von Printzen von diesem Entschluß abwenden.

Jene abgelistete berüchtigte Kabinetsordre, an den Akademischen Senat zu Halle gerichtet, lautet: „Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König in Preußen u. s. w. Würdigste, Veste, Hoch- und Wohlgelahrte, Liebe, Getreue. Demnach uns hinterbracht worden, daß der dortige Professor Wolff in öffentlichen Schriften und Lectionen solche Lehren vortragen soll, welche der im göttlichen Wort geoffenbarten Religion entgegenstehen und Wir denn keineswegs gemeint sind, Solches ferner zu dulden, sondern eigen höchstthändig resolviret haben, daß derselbe seiner Profession gänzlich entsetzt sei und ihm ferner nicht mehr verstattet werden soll, zu dociren: Als haben wir auch solches hierdurch bekannt machen wollen, mit allergnädigstem Befehl den bemeldeten Prof. Wolff daselbst ferner nicht zu dulden noch ihm zu dociren verstatten. Wie ihr denn auch gedachtem Wolff anzudeuten habt, daß er binnen 48 Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsere übrigen Königl. Lande bei Strafe des Stranges räumen solle.“

Das war mehr als die Halleschen Gegner verlangt hatten. Johann Joachim Lange behauptet in einem Brief, daß sie alle bei Empfang dieser Ordre heftig erschrocken seien und daß ihm selbst insonderheit auf drei Tage der Schlaf und der Appetit zum Essen und Trinken verging. Aber Hermann August Francke verargte es sich doch nicht, schon nach ein paar Tagen auf öffentlicher Kanzel das Wehe, welches in dem evangelischen Text über die zur Winterszeit fliehenden Schwangeren und Säugenden ausgesprochen war, in deutlichster Anspielung auf Wolff's hochschwangere Frau zu beziehen. Francke konnte, wie er in jenem bereits erwähnten Briefe aus dem Jahre 1726 bekennt, auch später nur „mit großer Bewegung und zum Lobe Gottes die Stelle ansehen, wo er auf seinen Knieen Gott um Erlösung aus dieser großen Macht der Finsterniß angerufen, die in ein wirkliches Bekenntniß des Atheismus ausgeschlagen sei“. Ja, Francke setzt hinzu, er werde es lebenslang als

eine Erfahrung behalten, daß Gott Gebet erhöre, wenn vor der Menschen Augen keine Hilfe gehofft werden könne.

Büsching schließt den Bericht dieser Thatsachen mit folgenden Worten: „Keine Menschen sind eifriger und härter als die Frommen, welche sich rechtgläubig zu sein dünken. Sie seufzen und klagen, schreien und beten über und wider Diejenigen, welche sie für Irrgläubige halten, wie viel mehr denn über und wider Diejenigen, welche sie für Atheisten ansehen. Selbst diejenige Widerwärtigkeit, welche sie über solche Personen bringen, erklären sie für ein wohlverdientes göttliches Strafgericht."

Zwölf Stunden nach Eingang jenes Befehls hatte Wolff Halle verlassen. Er ging nach Marburg, wohin er sogleich bei dem ersten Beginn dieser Streitigkeiten vom Landgraf Karl einen Ruf erhalten hatte. Zugleich wurde Wolff's Schüler, Thümming, welcher in Halle ebenfalls seiner Professur entsetzt war, am Collegium Carolinum in Kassel angestellt. Auch von Leipzig waren Wolff Anträge gemacht worden.

Es schien, als seien jene Halleschen Vorgänge nur der Weckruf zu einem allgemeinen Vertilgungskrieg gewesen. Auf den meisten deutschen Universitäten saßen bereits jüngere Docenten, welche durch Wort und Schrift die Leibniz-Wolff'sche Lehre verbreiteten. Fast überall verbanden sich nun Regierung und Geistlichkeit, das Uebel mit der Wurzel auszureuten.

Ludovici, der Geschichtsschreiber der Leibniz'schen und der Wolff'schen Philosophie, hat in den „Streitschriften" die Gutachten aufbewahrt, welche die Universitäten zu Tübingen und Jena abstatteten. Das Gutachten der theologischen Fakultät zu Tübingen, an deren Spitze der Kanzler Pfaff stand, führt in weitläufiger Erörterung vom 28. Juni 1725 aus, daß, wenn studiosi und discipuli Wolffiani zu dem Studio theologico schreiten, sie entweder diese Principien wieder abandonniren müssen oder auf den Scepticismum fallen und alle diejenigen theologischen Wahrheiten in Zweifel ziehen, die sie damit nicht conciliiren können; und ebenso gäben auch die dissentirenden Professoren zu unnöthigen Contro-

versien Anlaß, welche den akademischen Statuten, kraft deren Uebereinstimmung der Lehre sein solle, schnurstracks zuwider seien. Und das Gutachten der Tübinger philosophischen Fakultät bestätigt nicht nur diese Meinung, sondern sucht dieselbe noch durch die naive Bemerkung zu erhärten, daß, da Alles, was in der Wolff'schen Philosophie wahr sei, mit gutem Succeß auch von der bisherigen Philosophie gelehrt werde, löbliche Professoren nicht absehen, warum sie ihre Lehrart ändern und die sogenannte Wolffische Philosophie profitiren sollen. Am merkwürdigsten aber ist das Gutachten der Universität Jena (Historie S. 239); es faßt alle Anklagepunkte zusammen, welche man damals gegen Wolff auf dem Herzen hatte. Es lautet: „Als des Herrn Hertzogs, Johann Wilhelms, unseres gnädigsten Commitoris, Landesfürsten und Herrn, Hochfürstl. Durchlaucht unterm 11. August a. c. Dero gesammten Akademien allhier, mit gnädigster Communication derer an des Herrn Hertzogs zu Würtemberg Hochfürstl. Durchlaucht von der theologischen und philosophischen Fakultät zu Tübingen, wegen der Wolff'schen Philosophie unterthänigst erstatteten Responsorum nicht allein, ob auch allhier dergleichen Principiis zugethanene Docentes sich befinden, nach genauer Erkundigung pflichtmäßig zu berichten, sondern auch ein unmaßgebliches Gutachten beizufügen, in Gnade befehlen und dann Ew. Magnificenz und unsere allerseits hochgeehrte Herrn Collegä, daß solches Gutachten von der theologischen und philosophischen Fakultät abzulassen, vor gut befunden: So halten wir Decani, Seniores und Professores nur erwähnter Fakultäten nach reiflicher nochmaliger Erwägung dafür: obwohl weder Herr Hofrath und Professor Wolff selbst noch seine hier und anderswo befindliche Anhänger, daß solche Principien gefährlich und insonderheit der heiligen Schrift und der darinnen oder auch in der gesunden Vernunft gegründeten Religion und bonis moribus, nachtheilig seien, so gar nicht gestehen, daß jener vielmehr Denenjenigen, welche ihm dergleichen beigemessen, das Zeugniß vornehmer und gelehrter Leute, und unter diesen auch gewisser Professoren unserer Religion verschiedentlich entgegengesetzet, als welche in ihren Büchern freimüthig

bekannt, daß ihnen durch sein Systema in der Theologie erst die Augen geöffnet worden und sie nun selbst in der Schrift mehr sähen als vorhin, dahero auch nächst derselben kein besser Buch wüßten als eben seine Metaphysik; hienächst auch, daß seine Gegner ihn nicht recht verstünden, Consequentien machten, an ihm solche Dinge verwürfen, welche von den bewährtesten Lehrern unserer Religion jederzeit gelehret worden, hingegen aber selbst einige dem Socinianismo, ja wohl gar dem Spinozismo beikommende Irrthümer gegen ihn behaupten wollten, gar sehr geklaget, so möchte dennoch solche Lehre von den wichtigsten dagegen gemachten Imputationen um so weniger völlig zu liberiren sein, weil die meisten, auch wohl die wichtigsten, theils aus den ausdrücklichen von dem Herrn von Leibniz und dem Herrn Wolffen gebrauchten Worten, theils aus dem Zusammenhang des ganzen Systems, ohne weitherzuholende Consequentien, gar leichtlich darzuthun. Wie wir denn einige Specimina hiervon bemerket, welche kürzlich darinnen bestehen, daß 1) Herr Wolff das wichtige Argument, womit sonst nicht allein von Theologis und Philosophis, sondern auch dem Geiste Gottes selbst bewiesen wird, daß ein Gott sei, indem man nämlich von den Geschöpfen auf die Nothwendigkeit des Schöpfers schließet, als betrüglich und sophistisch durchziehet; auch 2) den Atheisten mehr einräumet, als mit der Wahrheit bestehen kann; hingegen 3) das seinige auf den Satz des sogenannten zureichenden oder vielmehr determinirenden Grundes, welcher nur zur Entkräftung des göttlichen und menschlichen freien Willens, auch Behauptung einer unumgänglichen Nothwendigkeit und anderen dergleichen irrigen Meinungen erdichtet ist, gründet; 4) von dem Wesen Gottes eine solche Beschreibung giebt, darinnen die vornehmste Eigenschaft weggelassen und die auch sonst so beschaffen, daß man sie auf einige Chimären, welche Andere für Gott ausgegeben, appliciren könnte; 5) die Freiheit des göttlichen Willens darinnen suchet, daß Gott die beste Welt erwählet, ungeachtet er solche seiner Meinung nach erwählen müssen und sonst derselben mit dem Herrn von Leibniz präjudiciret; 6) mit eben demselben das Vorherwissen zukünftiger zufälliger Begeben-

heiten und sonderlich derjenigen, welche unter gewisser Bedingung erfolgen möchten, an den nothwendigen Zusammenhang bindet und also in der That aufhebet; 7) daß das Wesen der Dinge keineswegs von Gottes Willen dependire, sondern blos im Verstande Gottes gegründet sei, vorgiebet; 8) den sogenannten weislichen Zusammenhang so erkläret, daß er mit dem stoischen, der göttlichen Providenz sowohl als aller Religion und wahren Moral präjudicirlichen Fato ganz übereinkommet; 9) die göttlichen Wunderwerke, wo nicht ganz leugnet, doch wenigstens in nicht geringen Zweifel ziehet; 10) die gegenwärtige im Argen liegende Welt 11) vor die vollkommenste und beste und das darinnen befindliche Böse nicht allein 12) für nothwendig und unvermeidlich, sondern auch 13) für ein Mittel größerer Vollkommenheit, dadurch die Welt ein vollständiger Spiegel der göttlichen Weisheit werde, ausgiebt; 14) dem menschlichen Willen die wahre Freiheit gänzlich abspricht, hingegen 15) daß der Leib zu den Empfindungen der Seele gar nichts beitrage und solche ebenso erfolgen würden, wenn auch gleich keine Welt vorhanden wäre; ingleichen daß 16) aus dem Wesen des Leibes und durch seine Kraft, ohne Zuthun der Seele, alle Bewegungen des Leibes, die ihrem Begehren gemäß sind, erfolgen, auch wenn wir vernünftig reden, ja alle Gedanken der Seele, es möchten gleich Einbildungen oder allgemeine Begriffe, Urtheile und Vernunftschlüsse sein, in dem Leibe vorgestellet würden, dergestalt, daß Alles in dem Leibe auf eben die Art sich äußern würde, wie itzo geschiehet, wenn gleich keine Seele zugegen wäre, behaupten will; aus welchen Einbildungen 17) die Harmonia praestabilita entsprungen, nach welcher die Seele das ihre für sich thue und der Körper gleichfalls seine Veränderungen für sich, ohne daß entweder die Seele in den Leib oder der Leib in die Seele wirke oder auch Gott durch seine unmittelbare Wirkung Solches verrichte, habe, indessen aber die Empfindungen und Begierden der Seele mit den Veränderungen und Bewegungen des Leibes übereinstimmen sollen, nach welcher vermeinten Harmonie auch 18) die Gemeinschaft zwischen Seele und Leib keineswegs physica oder natürlich, sondern

nur metaphysica sein soll; daß er ferner 19) die Leibniz'sche Lehre von den Monaden zwar noch zur Zeit nicht in allen Stücken behaupten will, dennoch aber großentheils annimmt; da indessen 20) der Herr von Leibniz auf diese Principien nicht allein die in dem Tübingischen theologischen Responso berührte Unsterblichkeit der Thiere, und daß alle, auch der Menschen Seelen nach dem Tode, in einem thierischen Zustande beharren sollen, sondern auch 21) die von Herrn Wolffen nicht undeutlich gebilligte Präexistenz der Seelen gründet; daß auch Herr Wolff, soviel die Moral betrifft, 22) das Ansehen zwar haben will, als wenn er es mit der Moralitate objectiva halte, gleichwohl aber ganz derselben zuwider statuiret, daß die Handlungen erst durch ihren Erfolg gut oder böse werden; hienächst aber 23) zu erweisen vermeinet, daß die Atheisterei Niemand zum bösen Leben bringe, sondern nur eines Jeden Unwissenheit und Irrthum vom Guten und Bösen; ingleichen daß blos der Mißbrauch der Atheisterei zum bösen Leben verleite; dannenhero auch 24) nicht allein annimmt, daß sich ganze Völker finden, die keinen Gott glauben, bei denen es doch in vielen Stücken besser hergehe als unter Christen, sondern auch insonderheit von den Hottentotten rühmt, daß sie, ungeachtet sie keinen Gott glauben, dennoch vielen Tugenden ergeben seien, vornehmlich aber von den alten Sinesern, daß sie zu der Zeit, da ihr Reich am meisten floriret, zwar weder natürliche noch geoffenbarte Religion gehabt, nichtsdestoweniger aber die größte Tugend und Weisheit sammt einer vortrefflichen Regierungskunst spüren lassen, und da er solchergestalt die Tugend gar leicht und sogar den Atheisten gemein macht, hingegen 25) meinet, daß wir nicht wider das Gewissen handeln können, wenn es überwiegend und frei sei; sonsten aber 26) nach seiner moralischen Grundlehre von der göttlichen Gesetzgebung, Gerechtigkeit und Gültigkeit sowohl auch von der Menschen Liebe, Furcht und Vertrauen auf Gott gar ein schlechter Begriff zu machen; zumalen 27) dieses letztere insonderheit blos auf den weislichen Zusammenhang der Dinge gegründet wird und in einer Freude und Zuversicht, daß immer eines mit dem andern so schön zusammenhange, bestehen

solle; viele andere dergleichen Dinge zu geschweigen. — — — Wenn dann nun notorisch, auch sich zum Theil bei der gnädigst befohlenen Untersuchung zur Genüge ergeben, daß auf der hiesigen Universität verschiedene Docenten der Wolffischen Philosophie allerdings anhangen, und solche absonderlich die Metaphysik, auch nachdem sie vernommen, daß von höchsterwähnter Hochfürstl. Durchlaucht solches apprehendiret worden, und zwar mit nicht geringem Zugang dociren und ausbreiten; gleichwohl aber die Professores selbst zur Festhaltung bewährter und sonderlich in die Religion einschlagender Principien auf das nachdrücklichste mit Eid und Pflicht angewiesen und verbunden sind, welches wenigstens ganz vergeblich sein und endlich zu der Professoren Spott gereichen würde, wenn denen Magistern allerhand ohne Unterschied zu lehren und wohl gar die Professores zu refutiren, nachgelassen werden sollte; hienächst auch die Leibniz'schen und Wolffischen Principia von den Gelehrten als schädlich detestiret werden, vornehmlich aber, wie solche von Sr. Königl. Maj. in Preußen angesehen, weltbekannt und daher unschwer zu ermessen ist, in was gefährliche und nachtheilige Blame, wenn solche weiter überhand nehmen sollten, die Akademie dadurch gerathen könnte; als haben wir solches nach Erforderung unserer Pflicht hiedurch gebührend vorzustellen keinen Umgang nehmen sollen. Jena, den 6 December 1725. Ew. Magnificenz dienstwilligste Decani, Seniores und Professores der Theol. und Philos. Facultät allhier." Nur zwei Mitglieder der philosophischen Fakultät, Johann Bernhard Wideburg, Professor der Mathematik, und Gottlieb Stolle, Professor der Politik, ermannten sich zu einem Separatvotum, in welchem sie sich mit Bescheidenheit, aber entschieden der angegriffenen jungen Docenten und mit diesen der angegriffenen Lehrfreiheit annahmen.

Strenge Maßregeln zur Unterdrückung erfolgten von allen Seiten. Der ergrimmte König von Preußen erließ am 13. Mai 1727 neue Befehle, durch welche atheistische Bücher und unter diesen ausdrücklich Wolff's metaphysische und moralische Schriften bei lebenslänglicher Karrenstrafe verboten, und Docenten, welche etwa Vorlesungen über dieselben halten möchten, mit Kassation und einer

fiscalischen Zahlung von hundert Speziesducaten bedroht wurden. Noch im Jahre 1739 wurde von der Universität zu Wittenberg ein Gutachten eingeholt, ob nicht ein Candidat, welcher Wolff's Schriften studiere, vom Predigtamt auszuschließen sei. Die Gegner Wolff's segelten daher mit vollem Wind. Ludovici, welcher die Streitschriftenliteratur nur bis zum Jahre 1737 fortführt, braucht, obgleich er für jedes einzelne Buch immer nur einen einzigen Paragraphen verwendet, zur Aufzählung derselben nicht weniger als zweihundertundzwanzig Paragraphen. Und dabei sind die amtlichen Verordnungen und Denkschriften nicht eingerechnet.

Inzwischen aber wurde trotz aller dieser Hemmungen der Einfluß Wolff's nur immer mächtiger und allgemeiner. Grade die Grausamkeit, mit welcher man Wolff verfolgte, hatte nicht wenig dazu beigetragen, ihm einen Ruhm zu begründen, wie ihn kaum Leibniz gehabt hatte. In ganz Europa wurde er als Hort und Vorkämpfer freier philosophischer Forschung gepriesen. Die Verbote hatten so wenig vermocht, daß sich auf den deutschen Universitäten unter Lehrern und Studirenden die Anhänger mit jedem Jahre vermehrten. Und man blieb nicht mehr ausschließlich bei der Philosophie stehen. Zahlreiche Schriftsteller waren emsig bestrebt, die neugewonnenen Grundsätze auch in die Theologie, in die Naturwissenschaft, in Rechts- und Staatsleben zu übertragen. Ein Graf von Wied-Runkel verordnete bereits, daß alle jungen Theologen seines Landes zwei Jahre Wolff's Zuhörer sein mußten. Johann Joachim Lange berichtet in den „Hundertunddreißig Fragen aus der neuen mechanischen Philosophie“ mit Aerger, daß, als ein Jena'scher Professor Johann Liberius Zimmermann 1728 in einer Abhandlung „De moralitate actionum humanarum“ Wolff verketzert hatte, in Jena ein Studentenauflauf entstand, welcher diesem, unter lebhaften Vivats auf Wolff, ein Pereat brachte. Die Akademien in Paris und London ernannten Wolff zu ihrem Ehrenmitglied; er erhielt Berufungen nach Petersburg und Schweden, welche er ablehnte. Es war ein bis dahin unerhörtes Ereigniß, daß die wissenschaftlichen Werke eines Deutschen fast in alle lebende

Sprachen übersetzt wurden. In Frankreich vermittelten das Journal des Savants, die Histoire litéraire de l'Europe und das Journal de Trévoux zahlreiche Auszüge; Voltaire und Madame Du Chatelet, die bekannte Freundin Voltaire's, welche Newton in Frankreich eingeführt hatten, studirten auf Veranlassung des Kronprinzen von Preußen eine Zeitlang Wolff's Schriften so eifrig, daß sich dieser sogar mit der allerdings trügerischen Hoffnung trug, es werde ihm gelingen, durch Hilfe derselben in Frankreich dem englischen Einfluß den Rang abzulaufen. In der Petersburger Akademie wurden Vorlesungen über Wolff gehalten; dasselbe geschah in Upsala, bis 1735 ein obrigkeitliches Verbot dagegen einschritt. Selbst in Italien fand Wolff Eingang. Wolff schreibt darüber am 29. December 1737: „Ich habe es als eine besondere Vorsorge Gottes anzusehen, daß man in Italien an meinen Schriften Geschmack gefunden. Es würde aber auch nicht geschehen sein, wofern nicht Herr Lange einen solchen Lärm angefangen, in den sich Niemand zu finden gewußt. Denn es ist andem, daß der Scepticismus nirgends mehr als in Italien grassiret und daher die Meisten im Herzen von der Religion entfernt sind. Daher ist es mir eine besondere Freude gewesen, nachdem vernommen, daß die Censores die gewöhnliche Approbation dazu gesetzet; welches Katholiken selbst für ganz was Besonderes halten, so bei ihnen kaum Glauben finden will. Man wundert sich noch mehr, daß man meinen Namen und völligen Titel dazu setzet. Ich halte also für ganz gewiß, daß Gottes Hand dabei sei, und dieses muntert mich auf, daß ich nicht müde werde und das Wüthen und Toben meines Widersachers nicht achte, auch seine arglistigen Nachstellungen nicht fürchte. Denn ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Wenn wir unter Wolff's Anhängern auch zahlreiche deutsche Jesuiten finden, so liegt freilich die Vermuthung nahe, daß diese weniger vom Inhalt als von der formalen Behandlungsweise sich angezogen fühlten.

Und in der That, eine glänzendere Sühne ist nie einem ungerecht Mißhandelten gegeben worden. Zuletzt schlug auch die

Stimmung in Preußen um, das ihn einst so schmachvoll von sich gestoßen.

General Grumbkow, Staatsminister Cocceji und der Fürst von Dessau werden als Diejenigen genannt, welche den König zu einer Sinnesänderung bestimmten. Es war nur ein leeres Gerücht, als im Jahre 1734 verlautete, man denke an Wolff's Zurückberufung nach Halle. Jedoch durch einen Befehl des königlichen geheimen Staatsraths vom 27. April 1735 wurde eine Commission, aus den drei Berliner Geistlichen Reinbeck, Jablonsky und Roloff bestehend, zur Prüfung der Wolff'schen Schriften niedergesetzt. Francke war gestorben; aber Lange erneute sofort seine Umtriebe, nicht blos in Gegenschriften, sondern sogar in einer mündlichen Unterredung mit dem König. In Folge dieser Unterredung wurde Lange aufgefordert, seine Klagen schriftlich einzureichen. Dies geschah im „Kurzen Abriß derjenigen Lehren, welche in der Wolffischen Philosophie der natürlichen und geoffenbarten Religion nachtheilig sind, ja sie gar aufheben und graden Wegs, obwohl unter vieler versuchter Verdeckung, zur Atheisterei verleiten". Darauf erfolgte am 5. Juni 1736 die Einsetzung einer neuen Commission, welche aus dem Minister Cocceji, aus den Consistorialräthen Jablonsky und Reinbeck und aus dem Feldpropst Carstedt gebildet wurde. Das Schlußergebniß liegt in den Worten des von Reinbeck abgefaßten Gutachtens: „Ich bin demnach der Meinung, daß der an S. Kgl. Majestät zu richtende Rapport dahin abzufassen sei, daß die Commission nicht gefunden habe, daß Wolff in seinen Schriften Dinge lehre, welche der natürlichen und geoffenbarten Religion nachtheilig wären; da ich denn für meine Person zugleich dafür halte, daß in Wolffen's Schriften viele schöne und in der Gottesgelahrtheit brauchbare Dinge zu finden sind; daher es Schade wäre, wenn dieselben länger confiscirt bleiben sollten." Die Folge war, daß dem Professor Strähler vom Hofe bedeutet wurde, daß, wenn er Halle verlassen wolle, er nicht erst um seinen Abschied nachzusuchen nöthig habe. Lange wurde bedroht, daß, wenn er in seinen Verfolgungen fortfahre, der Gang Rechtens über ihn ergehen werde; Lange ge-

horchte so gründlich, daß er nicht einmal in seinem „Lebenslauf. Halle 1744“ diese tiefgreifenden Vorfälle erwähnt. Wolff seinerseits fühlte sich seit dem Tode des Landgrafen Karl in seiner Stellung in Marburg nicht mehr befriedigt und wollte seinem erbitterten Haß gegen Lange die Genugthuung förmlicher Zurückberufung nicht versagen. Man sieht in seinen Briefen an seine Anhänger Reinbeck und Graf Manteuffel, welche zum Theil von Büsching veröffentlicht, zum Theil noch handschriftlich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrt sind, wie seine ganze Seele nach Halle zurückdrängt. Er widmete, unter Genehmigung und unter Berathung Reinbeck's und Manteuffel's, dem König seine „Philosophia practica universalis“ und sendete ihm das Widmungsschreiben zugleich in deutscher Uebersetzung zu. Der König las um diese Zeit die in Wolff's Sinn gehaltenen Anfangsgründe der Weltweisheit von Gottsched und fühlte sich davon so erbaut, daß, wie Manteuffel an Frau Gottsched schreibt, er mehrmals verwundert ausrief, er hätte nie geglaubt, daß ein Anhänger Wolff's so schöne Gedanken von Gott haben könne. Der König erließ daher am 7. März 1739 eine Kabinetsordre (Acta historico-ecclesiastica, Bd. 3, S. 593), in welcher „die reformirten Studiosi und Candidaten sich bei Zeiten in der Philosophie aus einer vernünftigen Logik als zum Exempel des Prof. Wolffen's sich recht fest zu setzen“ angewiesen werden; ja der König erklärte sich auch bereit, Wolff auf einer preußischen Universität wieder anzustellen. Jedoch nicht in Halle, sondern in Frankfurt an der Oder; denn, wie der König in einem merkwürdigen Tischgespräch zu Graf Manteuffel sagte: „in Halle würden sich die Kerls gleich wieder bei die Köpfe kriegen, und zu Halle kann ich ihm keine Besoldung schaffen. Frankfurt aber ist reich, da kann er kriegen, was er will.“ Manteuffel widerrieth Wolff entschieden, Marburg mit einer preußischen Stellung zu vertauschen, selbst wenn ihm die Oberaufsicht aller preußischen Universitäten angetragen werden solle, denn die Zeit, „daß in Preußen die Wissenschaften blühen könnten“, sei noch nicht gekommen. Wolff lehnte ab, obgleich ungern. Wolff hatte darauf Lust, „Deutschland

zu verlassen, da ihn Deutschland zu verlassen scheine"; er wollte einem aus Utrecht an ihn ergangenen Ruf folgen. Dieser Entschluß fand die völligste Beistimmung Manteuffel's; in Holland, meinte dieser, werde er sich besser als an irgend einem Ort Deutschlands befinden. Da starb der König am 31. Mai 1740, und Friedrich II. bestieg den Thron. Friedrich II., welcher sich eine französische Uebersetzung von Wolff's Metaphysik hatte anfertigen lassen, hatte für Wolff schon längst die wärmste Aufmerksamkeit. In einem Brief an Voltaire vom 8. August 1736 nennt er Wolff den berühmtesten Philosophen der Gegenwart, der das Schicksal aller großen Männer theile, wegen der Ueberlegenheit seines Geistes sich dem Neid und der Verleumdung preisgegeben zu sehen. Kurz vor der Thronbesteigung, um Ostern 1740, hatte ihm Wolff sein Naturrecht gewidmet. In seiner Antwort vom 22. Mai 1740 hatte der Kronprinz an Wolff die großen Worte gerichtet: „C'est aux Philosophes à être les précepteurs de l'Univers et les Maîtres des Princes. Ils doivent penser conséquemment et c'est à nous de faire des actions conséquentes. Ils doivent instruire le monde par le raisonnement, et nous par l'exemple. Ils doivent découvrir et nous pratiquer." Es war eine der ersten Regierungshandlungen des jungen Königs, daß er am 6. Juni 1740 an Reinbeck den Befehl ertheilte, bei Wolff anzufragen, ob er sich nunmehro nicht entschließen könne, in preußische Dienste zu gehen; es sollten ihm alle raisonnables Conditiones accordirt werden. Eigenhändig schrieb Friedrich unter diesen Befehl: „Ich bitte ihn, sich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit suchet und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wehrt gehalten werden, und glaube ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolf hieher persuadiret."

Noch aber erhoben sich einige Schwierigkeiten. Der König wollte Wolff an die Akademie nach Berlin ziehen, welche „nicht zur Parade, sondern zur Instruction" dienen solle; Wolff aber fühlte sich nach seinem Naturell und nach zweiunddreißigjähriger Lehrübung hauptsächlich für Universitäten geboren. Wolff bestand darauf, daß,

wenn der König nützliche Dienste zur Aufnahme der Wissenschaft von ihm verlange, er dieselbe weit besser bei der Universität zu Halle als in Berlin zu prästiren vermöge. Endlich willigte der König ein. Wolff wurde am 12. August 1740 als Geheimer Rath und Vicekanzler mit einem jährlichen Gehalt von zweitausend Thaler nach Halle berufen. Auf Grund eines königlichen Befehls aus Rheinsberg vom 28. October erging an die Universität Halle die Mahnung, daß der König von ferneren Streitigkeiten nichts wissen wolle und daß er Demjenigen, so wieder anfangen würde, mit seiner Ungnade drohe. Lange erklärte in einem besonderen Schreiben ausdrücklich seine Friedfertigkeit, indem er sich genügen lasse an der Freiheit des Gewissens, nach welcher er nicht genöthigt sei, dasjenige, was er mit so vielen Anderen an der Wolff'schen Philosophie für unrichtig erkenne, für richtig zu halten und anzunehmen.

Am 6. December traf Wolff in Halle ein. Wuttke hat aus einer gleichzeitigen handschriftlichen Chronik folgende Beschreibung des feierlichen Einzugs mitgetheilt: „Den 6. December 1740 Abends zwischen vier und fünf Uhr langte endlich der so lange gewünschte nunmehrige Vicekanzler und Geheime-Rath Christian Wolff allhier mit großer Solennität an. Es war bereits Vormittags, die Mittagsmahlzeit im teutschen Thale (einem Dorfe, zwei Stunden von Halle) veranstaltet und er daselbst von einigen Freunden hiesigen Orts bewirthet. Von da nahm er seinen Weg nach dem unweit Halle liegenden Dorfe Schlettau, allwo er von einer sehr großen Menge hiesiger Studenten, die sich theils in Carossen, theils zu Pferde, theils zu Fuß nebst einem guten Theil ansehnlicher Bürger dahinbegeben hatten, mit einem wiederholten Vivat empfangen wurde. Der Herr Geheimerath nahm seinen Weg über den Strohhof, über den alten Markt, durch die Ranstädter (Rannische) Straße, über den Berlin, über den Markt in die große Ulrichsstraße nach dem Thomasischen Hause, unter beständigem Zuruf eines Vivat und großem Jubelgeschrei der Begleiter und in großer Anzahl versammelter Studenten und Bürger. Sein Comitat war sehr prächtig. Voraus ritten drei Postillions; diese ermunterten die Umstehenden

durch beständiges Blasen noch mehr zu einem glücklichen Zuruf. Sodann folgten über fünfzig Studenten zu Pferde; hienächst kam die mit vier Pferden bespannte Carosse des Herrn Geheimenraths, in welcher er und seine Gemahlin sich befanden. Gleich darauf fuhren noch zwei mit vier Pferden bespannte Kutschen, in welchen die den Herrn Geheimrath begleitenden Studenten aus Marburg kamen. Nächstdem sah man die Begleiter hiesigen Orts in vielen Kutschen nacheilen und zwei vornehme Bürger beschlossen die ganze Suite. Kaum aber hatte der Geheimerath Wolff die große Ulrichstraße erreicht, als sich die vor dem Thomasius'schen Hause postirten Musikanten mit Trompeten und Pauken hören ließen und den ganzen Actum mit einer artigen Abendmusik beschlossen. Niemand war durch diese Ankunft betrübet als der Dr. Joachim Lange, der, seinen Verdruß zu verbergen, sich diesen Tag über aus der Stadt gemacht hatte. Dagegen war die Freude der Studenten und Bürgerschaft so groß, als man sie in langen Zeiten, außer bei der Huldigung des jetzigen Königs, nicht gesehen hatte. Den ganzen Abend hörte man lauter Jubeltöne. Mit einem Worte, die Freude sah Jedem aus den Augen, und es schien als ob sich Jedermann von der Ankunft dieses ehedem der Universität aus Neid entrissenen Mannes einen besonderen Vortheil versprechen könne. Den 7. ejusdem wurde es durch Vermittelung des zeitigen Prorectors Herrn Dr. Juncker's dahin gebracht, daß der Herr Vicekanzler Wolff und der Prof. Dr. Lange in des Ersteren Behausung, wohin sich auch gedachter Herr Juncker begab, sich einander die Hände gaben, das Geschehene verzeiheten und hinfort die besten Freunde zu sein angelobten."

Wolff hatte erreicht, was er im Stillen so lange ersehnt hatte. Merkwürdigerweise aber entsprach der Erfolg nicht den Erwartungen. Mancherlei Ränke wurden gegen ihn geschmiedet; Wolff's größter Verdruß aber war, daß er, der einst so beliebte Lehrer, zuletzt vor leeren Bänken saß. Er verlebte ein mißmuthiges Alter. Er starb am 9. April 1754, im sechsundsiebzigsten Jahre.

Aber hatte Wolff ein Recht zur Klage? Die vermeintliche Niederlage war in Wahrheit nur der Beweis vollendeten Sieges.

Wolff hatte sich nicht überlebt, weil seine Philosophie bereits von einer vorgeschritteneren überwunden, sondern weil sie im schönsten Sinn trivial, d. h. Gemeingut geworden war.

Bis zu Kant's großer Reform hat die gesammte deutsche Bildung an Wolff's Gedanken gezehrt. Es wurde zwar von geistlosen Nachbetern viel lächerlicher Unfug getrieben mit Axiomen, Lehrsätzen, Definitionen und Distinctionen; auf Kanzeln und Kathedern versteckte sich seichte Unwissenheit gern hinter die Verschanzungen der hergebrachten Schulsprache, so daß die Satire leichten Kauf hatte. Aber es ist doch ganz besonders Wolff zu verdanken, daß die deutsche Aufklärung von den gleichzeitigen Einwirkungen der Engländer und Franzosen zwar das Fördernde aufnahm, jedoch, von deren Frechheiten und Ausschreitungen unbeirrt, Selbständigkeit und sittlichen Ernst zu wahren wußte.

---

2. Die Wolffianer und die steigende Macht der englischen Freidenker. Die Alethophilen. Die Wertheimer Bibel.

Christian Wolff war der erste deutsche Philosoph, welcher Schule machte. Leibniz hatte wohl Gesinnungsgenossen gehabt, Mitstrebende, die seinen Arbeiten mit innerem Antheil folgten, und sie nach ihrer Art fruchtbar machten, wie Walter von Tschirnhausen (1651—1708); aber zur Schulgründung war seine lebhafte, sich beständig umbildende Persönlichkeit am wenigsten geeignet. Dagegen führte Wolff's unbeirrbar methodische Weise, die nüchterne Faßlichkeit seiner Deduktionen ihm Anhänger und Schüler in dichten Schaaren zu; Ludovici hat seine Historie der Wolff'schen Philosophie nur bis zum Jahre 1737 fortgeführt, und nennt doch bereits nicht weniger als einhundertundsieben schriftstellernde Wolffianer. Nach kurzer Frist waren alle bedeutenden philosophischen Katheder mit Anhängern Wolff's besetzt. Georg Bernhard Bilfinger (1693 bis 1750) mit seinen weit ver-

breiteten „Dilucidationes“ und Ludwig Philipp Thümming (1697 bis 1728) mit den „Institutiones philosophiae Wolffianae“ erscheinen als die einflußreichsten unter ihnen.

Es liegt im Wesen philosophischer Schulen, daß sie rasch verknöchern. Dem ewig jungen Gott der sinnlichen Erfahrung abschwörend, drehen sie sich unablässig im engen Kreise einiger weniger Begriffe und verfallen dem blinden Auctoritätsglauben. Viel innere Leere und dabei viel hochmüthige Rechthaberei. Es erinnert an ähnliche Erscheinungen späterer Tage, wenn Joachim Georg Darjes, welcher in seinem Mannesalter eigene Wege zu gewinnen suchte und besonders gegen den unbedingten Determinismus sich erklärte, auf seine dem konsequenten Wolffianismus ergebene Jugendzeit zurückblickend, in einer Vorrede zu Bielefeld's Anleitung zur Staatsklugheit (Jena 1764) äußert: „Wer mir etwas wider die Wolffischen Lehrsätze sagte, war mein Feind, und in meinem Herzen hielt ich ihn für einen Menschen von blödem Verstande. Ich bekam hohe Gedanken von mir, und nach diesen war ich damals wirklich gelehrter als ich jetzt bin. Die Anlage war da zu einem philosophischen Klopffechter. Ich war klüger wie andere; Anderer Lehren konnte ich mit der schönsten Wendung gefährlich schildern, und wer nicht lehrte, was Wolff gelehrt, der war in meinen Augen verächtlich.“

Am meisten reges Leben war unstreitig in denjenigen Anhängern, welche sich nicht mit der Wiederholung und Breittretung des bereits Geleisteten begnügten, sondern die Anschauung und Behandlungsweise Wolff's auf die einzelnen Fachwissenschaften übertrugen. Dies war der Sturz der Polyhistorie. Es entsprang die lebendige Einsicht, daß die Wissenschaft nicht blos Wissen, sondern vor Allem auch Denken sei. Vergleichen wir die wissenschaftlichen Zustände Deutschlands im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, so ist dieser großartige Fortschritt der vollgiltigste Beweis für die unberechenbaren Segnungen, welche aus dieser philosophischen Gährung entsprangen.

Und doch würden wir die Bedeutung der Wolff'schen Philosophie nur zum geringsten Theil ermessen, wollten wir unseren

Blick auf den ausschließlich wissenschaftlichen Boden beschränken. Das Wichtigste ist, daß sie in alle Volksschichten drang, und eine völlige Umstimmung des Lebens und der religiösen Gesinnung erweckte.

Wer vermag alle jene vielverzweigten und größtentheils unsichtbaren Kanäle aufzudecken, durch welche der neue Gedanke sich verbreitete und die bisher öden Felder befruchtete? Der Beobachter sieht nur das Augenfällige und schließt vom Offenbaren auf das Verborgene. Darum ist es nicht nur erlaubt, sondern sogar nothwendig, bei dem einflußreichen Missionswerk der Gesellschaft der sogenannten Wahrheitsfreunde oder, wie sie sich selbst benannten, der Alethophilen, etwas eingehender zu verweilen. In weitesten Kreisen wiederholte sich, was hier mit Plan, Macht, Einsicht und Betriebsamkeit erstrebt und erreicht wurde.

Stifter dieser Gesellschaft der Alethophilen war ein verdienstvoller Staatsmann, Graf Manteuffel.

Ernst Christoph von Manteuffel, am 2. August 1676 in Pommern geboren, hatte sich auf der Universität zu Leipzig und durch ausgedehnte Reisen eine hervorragende Bildung erworben. Er war eine Zeitlang am Hofe Friedrichs III. Kammerjunker gewesen, war dann aber in sächsische Dienste getreten und hatte 1716 bis 1730 als Geheimer Kabinetsminister die wichtigsten auswärtigen Angelegenheiten geleitet. Er war ein sehr stattlicher Herr. „Er machte", sagt sein Biograph in den Genealogisch-historischen Nachrichten von 1749, „nachdem er vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben, im September 1719 bei denen zu Ehren der vollzogenen Vermählung des Kurprinzen angestellten höchst prächtigen und sehenswürdigen Lustbarkeiten und Ritterspielen, die viel hundert Menschen nach Dreßden zogen, eine sonderbahre Parade, wobei ihm seine an sich selbst sehr ansehnliche Leibesgestalt wie auch seine beliebten Hofmanieren und andere guten Eigenschaften, die er vor anderen Ministers und Cavaliers hatte, sehr zustatten kamen; wiewohl er an sich selbst wenig Geschmack an dergleichen Hofergötzlichkeiten spüren ließ, indem er die Stunden, die ihm von seinen Staatsgeschäften übrig

blieben, lieber an die gelehrten Wissenschaften wendete, die ihm mehr Vergnügen machten als alle Masqueraden und Ritterspiele." In Folge eines persönlichen Zerwürfnisses hatte er sich 1730 auf seine Güter in Pommern zurückgezogen. Seit 1733 lebte er in Berlin, wo er bei dem König in Gunst stand und auch viel mit dem Kronprinzen verkehrte. Wir wissen, daß hauptsächlich seine Bemühungen es waren, welche den König zu Gunsten der Wolff'schen Philosophie stimmten. In diese Zeit fällt die Stiftung jener Gesellschaft. Kurze Zeit nach der Thronbesteigung Friedrichs des Großen wurde Manteuffel aus Berlin verbannt; weil, wie Rost in einem Brief vom 26. December 1740 an Gottsched schreibt, der Graf in dem allerdings gegründeten Verdacht stand, als unterhalte er über die preußischen Staatsbegebenheiten mit dem sächsischen Hof einen geheimen Briefwechsel. (Vgl. Danzel, Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848.) Seitdem lebte Manteuffel bis zu seinem im Jahre 1749 erfolgten Tod auf einem Landgut in der Nähe von Leipzig, im freundschaftlichsten Verkehr mit Wolff und Gottsched. Es dient zur Charakteristik des um die deutsche Bildung hochverdienten Mannes, wenn Danzel auf Grund des Gottsched'schen Briefwechsels den humoristischen Zug erzählt, daß Manteuffel einmal der Leipziger Paulinerbibliothek eine Anzahl Wolff'scher Schriften schenkte, „damit ihm die Theologen dafür noch danken müßten". Auf Gottsched's Veranlassung mußten diese Bücher im Concilio professorum übergeben werden, rumpantur ut ilia Codro; Frau Gottsched meldet schadenfroh, dabei hätten einige Professoren recht betrübt in den Büchern geblättert, sich sehr verwundernd, daß Wolff schon so viel geschrieben, und die Möglichkeit ahnend, es werde sich ein solches Gebäude nicht wieder umstoßen lassen. Ein anderes Mal meldete sich Manteuffel zu Gottsched's Rectorschmaus und forderte Gottsched auf, dazu recht viele Orthodoxe einzuladen. Der Anschlag ward ausgeführt. Die Wirkung mag darnach bemessen werden, daß nicht lange darauf ein Beschluß erwähnt wird, es solle die Einführung von Fremden bei solcher Gelegenheit nicht ferner gestattet sein.

Diese Gesellschaft der Wahrheitsfreunde war zunächst rein zufällig entstanden. Sie hat auch später niemals eine geschlossene Form gehabt, welche an die Einrichtungen oder Satzungen eines Ordens oder einer Akademie erinnern könnte. Manteuffel selbst sagt in einem Brief an Wolff vom 10. Februar 1741, sie sei mehr aus Spielerei als aus ernster Absicht (par badinerie plutôt que dans une intention sérieuse) errichtet. Der Anfang waren harmlos gesellige Zusammenkünfte zwischen Graf Manteuffel, dem Propst Reinbeck und dem Buchhändler Haude in Berlin, in welchen, wie Haude einmal an Gottsched schreibt, „Abends bei einer Pfeife Taback allerhand Vorwürfe der Gelehrsamkeit beleuchtet wurden". Manteuffel gab nach der Gewohnheit alter von ihrer früheren Thätigkeit zurückgezogener Staatsmänner, die auch das Kleinste gern mit dem Anstrich strenggeregelter Geschäfte behandeln, diesen Zusammenkünften allmählich eine größere Erweiterung und damit zugleich eine bestimmtere Gestaltung. Er bezeichnete die Gesellschaft als Gesellschaft der Alethophilen; er selbst war Präsident, Propst Reinbeck wird der Hauptmann oder der „illustre Primipilaire", Haude als Buchhändler der Lanzenträger oder doryphore genannt. Es wurde eine Münze geprägt, mit dem Brustbild der Minerva, auf deren Helm unter einem Lorbeerkranz Leibniz und Wolff in Janusgestalt gebildet waren; diese Münze hatte die bedeutungsvolle Umschrift: sapere aude! Die Gesetztafel „der wahrheitliebenden Gesellschaft" bestimmte, daß die Mitglieder nichts für wahr oder für falsch ansehen sollten, ohne durch zureichenden Grund — das Wolffische Stichwort — davon überzeugt zu sein; Zweck ihres Wollens sei die Wahrheit, die Ausbreitung derselben, und der Schutz aller Derer, welche die Wahrheit suchen oder vertheidigen.

Bald wurden Zweiggesellschaften in Weißenfels, Leipzig, Stettin und an anderen Orten errichtet. Es ist bezeichnend, daß Manteuffel in einem bereits erwähnten Brief an Wolff mit ganz besonderer Freude die Theilnahme junger Prediger hervorhebt. Die fleißigste Betriebsamkeit in Verfassung und Verbreitung zweckdienlicher Schriften wurde eröffnet. Gottsched's „Erste Gründe der gesammten Welt-

weisheit" (1734), ganz im Wolff'schen Sinn verfaßt, werden überall hin verbreitet und zu größerer Bequemlichkeit vornehmer Gönner in das Französische übersetzt. Formey, durch Reinbeck's Vermittelung am französischen Gymnasium zu Berlin als Professor angestellt, hält französische Vorträge über die Wolff'sche Philosophie, welche die höchsten Kreise Berlins mit Eifer besuchen, und schreibt überdies ein gemeinfaßliches Handbuch „La belle Wolffienne", welches Solchen dienen sollte, denen selbst Gottsched's Anfangsgründe noch zu streng wissenschaftlich waren. Gottsched wurde beauftragt, auf die Kanzelberedsamkeit einzuwirken; der „Grundriß einer Lehrart, ordentlich und erbaulich zu predigen", welcher gewöhnlich Reinbeck zugeschrieben wird, ist, wie Danzel (a. a. O. S. 47 ff.) unzweifelhaft erwiesen hat, eine Schrift Gottsched's. Ueberdies viele Satiren, bei denen namentlich Frau Gottsched sehr thätig eingreift, und viele Flugschriften. Unwillkürlich denkt man an den gleichzeitigen Missionseifer Voltaire's und der Encyklopädisten.

Keine andere deutsche Lehrmeinung, selbst die Kantische nicht ausgenommen, kann sich einer so mächtigen und schnellen Verbreitung rühmen.

Spottend sagt Joh. Christian Edelmann, der berüchtigte Freidenker, in seinem „Moses mit dem aufgedeckten Angesicht", 1740, Bd. 3, S. 108: „Wer weiß nicht, daß die Wolff'sche Philosophie gegenwärtig die à la mode-Philosophie ist, die schier unter allen Gelehrten, ja sogar unter dem weiblichen Geschlecht dergestalt beliebt worden, daß ich fast glauben sollte, es sei eine wirkliche Lykanthropie (Wolfsmenschheit) unter diesen schwachen Werkzeugen eingerissen. Denn wo an manchen Orten zwei oder drei versammelt sind, da ist der liebe Gott Wolff gewiß auch mitten unter ihnen. Da nun also Groß und Klein, Gelehrt und Ungelehrt, dieser neuen Philosophie Beifall giebt, obschon einige Wenige nicht mit ihr zufrieden sind, so dächte ich, man sollte das Sprichwort wohl wissen: Wer unter den Wölffen ist, der muß mit ihnen heulen."

Um so wichtiger ist es, darauf zu achten, daß sich unter den meisten Wolffianern noch strenge religiöse Gebundenheit findet. Ja,

wie in philosophischen Schulen oft zu geschehen pflegt, ein großer Theil der Schüler blieb hinter der Kühnheit des Meisters zurück.

Hatte Wolff in seiner Kritik der Offenbarung und des Wunderglaubens schon manches bedenkliche Wagniß geäußert, so wurde dieses entweder absichtlich übersehen oder erheblich gemildert. Man hielt die Selbständigkeit der Vernunfterkenntniß aufrecht; aber man betonte doch vorzugsweise die Uebereinstimmung derselben mit der richtiggefaßten Schrifterklärung. J. G. Canz, Professor in Tübingen († 1753), schreibt zwei besondere Bücher, Usus Philosophiae Leibnitianae et Wolffianae in Theologia 1733 und Philosophiae Wolffianae consensus cum theologia 1735; die Richtung dieser Bücher ist keine andere, als Schritt vor Schritt die unbedingte Einheit der Philosophie und der vornehmsten christlichen Grundwahrheiten zu zeigen, denn „die Gnade hebe die Kräfte der Natur nicht auf, sondern verbessere sie, indem sie in der heiligen Schrift ein neues Licht darbiete". Ebenso entschieden tritt diese Gesinnung in Manteuffel hervor. Danzel (a. a. O. S. 36) erzählt nach Maßgabe des Gottsched'schen Briefwechsels einen in dieser Beziehung höchst bedeutsamen Vorfall. Frau Gottsched hatte einmal gegen Manteuffel geäußert, im Glauben an Gott und an Unsterblichkeit und Belohnung und Strafe nach dem Tode seien Reformirte, Lutheraner und Katholiken gleichen Glaubens, und dieser Glaube sei für den Menschen genügend. Manteuffel erwiderte am 21. October 1739, solche Ansicht würde sie ihm nicht zugemuthet haben, hätte sie sich erinnert, daß sein System nicht blos auf die Vernunft, sondern vereint auf Vernunft und Offenbarung gebaut sei; nur diejenige Religion sei gut, welche in ihren Lehren und Grundsätzen sich an die Offenbarung halte, ohne doch der Vernunft zu widersprechen. Manteuffel setzt hinzu, daß auch er die Lehre Luther's einer neuen Prüfung und Läuterung bedürftig meine, daß diese Lehre aber nichtsdestoweniger alle anderen Religionen übertreffe, vorausgesetzt, daß die Herren Orthodoxen nicht den Compaß der Vernunft außer Acht ließen. Auf demselben Standpunkt stehen Reinbeck's Betrachtungen über die Augsburgische Confession, denen der Verfasser

eine Vorrede über den Gebrauch der Vernunft in der Gottesgelahrtheit vorausschickte. Und dieser Standpunkt begegnet uns, bald mehr bald weniger klar ausgesprochen, meist auch in jenen zahlreichen Schriften, die, wie F. C. Lesser's Lithotheologie oder Natürliche Historie und Geistliche Betrachtung der Steine, oder Johann Paul Friedel's Philosophische Gartengesellschaft, d. i. heilsame Betrachtung des Laufs der Natur zur Erkenntniß und Verehrung des Schöpfers, und andere Bücher dieser Art, die Darlegung kleinlichster Zweckbeziehungen in der Naturbetrachtung als erbaulichen Beweis für die Allmacht und Weisheit Gottes behandeln.

Jedoch war durch anderweitigen Anstoß sattsam gesorgt, das rollende Rad auch über das ursprünglich beabsichtigte Ziel hinauszutreiben. Allmählich erlöste sich die Eigenmacht der Vernunft aus jener dogmatischen Befangenheit, welche immer und überall in der Schrift nur die Bestätigung der eigenen Ansichten und Vorurtheile sucht.

Wolff hatte sich ebenso wie Leibniz mit scharf gegensätzlicher Bewußtheit und Entschiedenheit den Grundsätzen und Bestrebungen der englischen Freidenker entgegengestellt. Aber er hatte nicht vermocht, die Einwirkungen derselben aufzuheben. Die Folgen dieser Einwirkungen zeigten sich.

Von Jahr zu Jahr hatten sich die Uebersetzungen der englischen Freidenker und ihrer Gegner gemehrt. Wie bereits in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts, so brachten auch jetzt noch immer alle angesehensten Zeitschriften, und zwar nicht blos die theologischen, ausführliche Anzeigen und Auszüge derselben; ja die Besprechung und Bibliographie dieser Literatur war in den Zeitschriften eine ganz besondere, ständig wiederkehrende Abtheilung. Es ist bemerkenswerth, daß dabei nicht der große Locke im Vordergrund steht, sondern die mehr populären Schriftsteller, welche die religiösen und ethischen Fragen behandeln, vor Allem beachtet werden. John Toland's „Christianity not mysterious“ (1696), Anthony Collin's „A discourse of Free-Thinking“ (1713), ferner Tindal's, Whiston's Schriften erregen das Interesse. Die Noth-

wendigkeit, von den Fesseln theologischer Auffassung sich zu befreien, wird allgemein gefühlt.

Es wirft ein scharfes Licht auf die Macht dieser eindringenden Ansichten, wenn Mosheim, der berühmte Kanzelredner, in der vierten seiner „Heiligen Reden“, die er in der akademischen Kirche zu Helmstädt am Sonntag Palmarum 1724 gehalten hat, in die Klage ausbricht, daß jetzt unter dem Vorwand des Lichts und der Vernunft der Unglaube in die Seelen gedrungen sei, daß man es für scharfsinnig und weise halte, allen Gottesdienst zu bestreiten und die allerheiligsten Wahrheiten zu den Dingen zu rechnen, welche vordem gar zu leichtsinnig geglaubt worden, und daß man es sich zur Ehre schätze, durch eine unmäßige Freiheit im Reden sich eine Stelle unter den starken Geistern zu erwerben und bei der Welt für einen Menschen, der frei und ungezwungen denke, gehalten zu werden.

Und erinnern wir uns des nahen Zusammenhangs, in welchem ursprünglich das Freimaurerthum zum englischen Deismus steht, so ist es eine Thatsache von tiefster geschichtlicher Bedeutung, daß 1733 in Hamburg die erste deutsche Loge gegründet wurde, und daß derselben bis zum Jahre 1740 bereits Logen in Braunschweig, Berlin, Leipzig und Altenburg nachgefolgt waren.

Freilich fehlte diesen Einwirkungen der englischen Freidenker nicht die heftigste Entgegnung. Bücher auf Bücher werden gegen den Deismus geschrieben, wie z. B. J. F. Reinmann's Historia universalis Atheismi et Atheorum. 1725, welche auf alle neusten Erscheinungen ausführlich eingeht; die Bekämpfung dieses Deismus ist fortan auch das beliebteste Thema aller akademischen Gelegenheitsschriften theologischen Inhalts. Auf vielen Universitäten werden gegen den Deismus besondere Vorlesungen gehalten; wir haben ein Beispiel derselben in des Kanzlers Christian Matthäus Pfaff „Akademischen Reden über den Entwurf der Theologiae antideisticae, da die Einwürfe der ungläubigen Geister wider die christliche Offenbarung entwickelt werden. 1759“. Aber aus allen diesen zahlreichen Gegenschriften ist nur zu ersehen, wie einflußreich und unaustilgbar bereits diese Deisten sich in Deutschland festgesetzt hatten. Die

emsige Abwehr that dem eindringenden Feind nicht nur keinen Abbruch, sondern leistete demselben sogar bedeutenden Vorschub. Es ist ein äußerst bezeichnendes Wort, wenn Ernesti in der Neuen theologischen Bibliothek (Bd. 1, S. 113) sagt: „Der Herr Kanzler Pfaff bedauert, daß die deistischen Schriften ins Deutsche übersetzt wurden. Er hat Grund genug dazu. Er tröstet aber damit, daß auch die Vertheidigungsschriften gegen dieselben übersetzt würden. Dieser Trost ist nicht allezeit hinlänglich. Wir haben bemerkt, daß in diesen Schriften oft nicht viel gesagt ist, das den Deisten Tort thun könnte."

Wolff's Freisinn war überboten. Das junge Geschlecht suchte die Wolff'sche Philosophie nach Maßgabe der neuen Errungenschaften fortzubilden.

Eines der ersten und bedeutungsvollsten Ergebnisse dieser Zusammenwirkung der Anregungen Wolff's und der englischen Freidenker war die sogenannte Wertheimer Bibel.

Man kennt dieses merkwürdige Buch jetzt meist nur nach der dunklen und unbestimmten Ueberlieferung bösen Leumunds. Selbst Kirchen- und Dogmenhistoriker gehen scheu und ohne Prüfung an ihm vorüber. Aber sehr mit Unrecht. Wer sich die Mühe nimmt, es selbst einzusehen, wird leicht erkennen, daß es trotz aller Thorheit und Ueberstürzung eine sehr beachtenswerthe Urkunde der herrschenden Zeitströmung ist.

Es war nur der Anfang einer beabsichtigten Gesammtübersetzung, als im Jahre 1735 die fünf Bücher Mosis unter folgendem Titel erschienen: „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus. Der erste Theil, worinnen die Gesetze der Israelen enthalten sind nach einer freyen Uebersetzung, welche durch und durch mit Anmerkungen erläutert und bestätigt wird. Wertheim. Gedruckt durch Johann Georg Rehr, Hof- und Canzleybuchdrucker. 1735."

Der Verfasser dieser Uebersetzung hieß Johann Lorenz Schmidt. Er war zu Zella bei Schweinfurt als Sohn eines Predigers geboren, hatte in Jena und Halle studiert und lebte seit 1725 als Erzieher der jungen Grafen Löwenstein-Wertheim zu Wertheim.

Platter und prosaischer allerdings war noch nie die tiefe Poesie der Bibel entstellt worden.

Wer ergriffen ist von der feierlichen Erhabenheit der mosaischen Schöpfungsgeschichte, welche Luther mit unnachahmlicher Kraft übersetzt hat, wendet sich entsetzt ab, wenn die Wertheimer Bibel dieselbe in folgender Verwässerung vorträgt: „Alle Weltkörper und unsere Erde selbst sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft, so war dieselbe anfänglich ganz öde; sie war mit einem finsteren Nebel umgeben und ringsherum mit Wasser umflossen, über welchem heftige Winde zu wehen anfingen. Es wurde aber bald auf derselben etwas helle, wie es die göttliche Absicht erforderte. Und weil dieses sehr nöthig und nützlich war, so geschah es nach der Einrichtung, welche Gott dießfalls gemacht hatte, daß von nun an Licht und Finsterniß beständig abwechselten; und dieses ist der Ursprung von Tag und Nacht. Diese Nacht und Tag zusammen machten den ersten Tag aus. Nun sollte sich nach göttlicher Absicht ein Theil von dem Wasser absondern und um die Erde einen Kreis machen. Es entstund also ein Kreis um die Erde, welcher einen Theil des Wassers in sich enthielt, der andere Theil aber blieb unten; und dieser Kreis ist die Luft. Itzo war wieder Tag und Nacht vorbei, und machte den andern Tag. Nunmehro war das Wasser nur an einigen Orten, und die Erde sahe aus demselben hervor. Die hervorsehende Erde ist das Land, und das Wasser die See. Gott hatte beschlossen, die Erde mit Gras und Kraut bewachsen zu lassen, welche ihren Samen bei sich führen sollten, ingleichen mit fruchtbaren Bäumen zu besetzen und diese sollten in der Frucht ihren Samen tragen. Dieses erfolgte nunmehro. Das Gras kam hervor und zugleich so mancherlei Kraut, welches sich durch seinen eigenen Samen vermehrt; es wuchsen auch viele Arten von fruchtbaren Bäumen, welche ihre Früchte und in denselben ihren Samen tragen. Itzo war der dritte Tag vorbei“ u. s. w.

Zweites Beispiel. Die Zerstörung Sodoms und Gomorras lautet in Luther's Uebersetzung (1. Mos. Cap. 19, 23 bis 26): „Und die Sonne war aufgegangen auf Erden, da Lot gen Zoar einkam.

Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra. Und kehrete die Städte um, die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war. Und sein Weib sahe hinter sich und ward zur Salzsäule." Die Wertheim'sche Bibel übersetzt: „Als Lot nach Zoar kam, so ging eben die Sonne auf. Itzo ließ dieser göttliche Gesandte (Anm. Gott) ein entsetzliches Wetter über Sodhom und Amora kommen, welches Alles anzündete; wodurch denn diese Städte und das ganze platte Land da herum mit allen Einwohnern und allen Gewächsen zu Grunde gingen. Lot's Frau blieb zurück und sah sich eine Weile um, wurde aber von dem Feuer ergriffen und lag nachgehends da, von harzichtem Dampf angelaufen, und erstarret wie ein steinernes Bild."

Und zuletzt ein drittes Beispiel. Luther übersetzt im 5. Buch Mosis Cap. 24, 5: „Wenn Jemand neulich ein Weib genommen hat, der soll nicht in die Heerfahrt ziehen und man soll ihm nichts auflegen. Er soll frei in seinem Hause sein ein Jahr lang, daß er fröhlich sei mit seinem Weibe, das er genommen hat." Die Wertheimer Uebersetzung sagt: „Wenn ein Mann erst kürzlich geheirathet hat, so darf er nicht mit in den Krieg ziehen und ist auch von allen dergleichen Diensten frei. Das erste Jahr soll man ihn verschonen, damit er zu Hause bleiben und seine Frau die Annehmlichkeiten des neuen Ehestandes kann genießen lassen."

Dringen wir aber von der unschmackhaften Schale auf den tieferen Kern, so ist es sehr begreiflich, daß die Zeitgenossen durch dieses Buch gewaltig erschreckt und bewegt werden mußten.

So lange schon hatte man von der nothwendigen Uebereinstimmung der Vernunft und Offenbarung gesprochen. Hier tritt ein Mann auf, der mit diesem Gedanken zum ersten Mal vollsten Ernst macht. Er behandelt die Bibel lediglich als philosophisches Buch, und sucht sowohl durch die Art der Uebersetzung selbst wie vornehmlich auch durch die beigegebenen Anmerkungen und Erläuterungen Schritt vor Schritt zu beweisen, daß die Bibel, richtig verstanden, nichts enthalte, was nicht die Vernunft auch ihrerseits lehre.

Daher die Umwandlung des Vortrags in den Ton lehrhafter Abhandlung, die Umdeutung der Bilder und Gleichnisse in nackte und allgemeine Verstandesbegriffe, die geflissentliche und wohlberechnete Modelung der einzelnen Ausdrücke nach dem maßgebenden Brauch der eben geltenden Schulsprache. Und daher auch auf der einen Seite das verächtliche Herabsehen auf die bisherige Erklärung der heiligen Schriften, welche nur durch die Unwissenheit der Juden und durch den unter allen Völkern und Zeiten unabläßig fortwuchernden Priestertrug zu so hohem Ansehen gekommen; und auf der anderen Seite die feste Zuversicht, daß seine Arbeit „zur Aufnahme einer gründlichen Erkenntniß Gottes und zur Ausübung einer rechtschaffenen Gottseligkeit gereichen“ werde. Es spricht die innerste Absicht des Unternehmens aus, wenn der Verfasser in der Vorrede sagt: „Vielleicht werden es Einige für einen Mißbrauch unseres Verstandes halten, wenn man auf solche Art, wie ich hier gethan, mit diesen Schriften verfährt und die Begriffe derselben nebst ihrem Zusammenhang mit solcher Schärfe untersucht; weil sie meinen, Moses sei dem Ansehen derselben zuwider, welches erfordere, daß man sie schlechterdings annehmen müßte. Allein weil die göttlichen Schriften nothwendig Begriffe in sich fassen und diese unter sich und mit anderen unumstößlichen Sätzen zusammenhängen müssen, so ist es den Absichten dieser Schriften nicht zuwider, wenn man sich bemühet, solche einzusehen. Es giebt keinen anderen Mißbrauch des Verstandes, als wenn man sich irrige Begriffe macht und falsche Sätze annimmt; wenn man aber in allen Stücken richtig verfährt, so kommt man auf diesem Wege dem Verstande des selbständigen Wesens immer näher, in welchem alle möglichen Wahrheiten in der größten Ordnung zusammenhängen, daher man ihm auch aus diesem Grunde die höchste Vernunft zuschreibt. Auf diese Art wird unser Glaube, welchen wir in das Ansehen derselben setzen, um ein Großes befestigt, wenn wir befinden, daß sie auf richtigen Gründen beruhen; gleichwie wir bei der Ausübung eines Satzes, welcher sich auf die Erfahrung gründet, viel gewisser sind, wenn wir zugleich die Möglichkeit desselben deutlich einsehen.“

Auch ohne die ausdrückliche und wiederholte Versicherung des Uebersetzers wäre die unmittelbare Herkunft desselben aus der Wolff'schen Philosophie unzweifelhaft. Es ist dieselbe Behandlungsweise und dieselbe Grundanschauung. Wird doch sogar auf die Schöpfungsgeschichte wörtlich die Leibnizisch-Wolff'sche Monadenlehre übertragen, indem Gott nur die einfachen Dinge erschaffen, alles Uebrige aber den nothwendigen Gesetzen der Bewegung und den innewohnenden Naturkräften der Dinge selbst überlassen haben soll. Die Bibel erscheint nicht blos als philosophisches Lehrbuch überhaupt, sondern insbesondere als Lehrbuch der Wolff'schen Lehre. Zugleich aber ist der Schüler kritischer und rücksichtsloser als der Meister selbst und dessen andere Anhänger. Wolff hatte die englischen Freidenker jederzeit aufs schärfste verworfen; Schmidt aber verweist nicht nur in seiner Vorrede mit ungetheilter Anerkennung auf Tindal, sondern er macht sogar den obersten Grundsatz desselben, daß in der Offenbarung nur dasjenige als wahr und allgemeingiltig angenommen werden könne, was der Vernunft nicht widerspreche, und daß daher besonders auch die messianischen Weissagungen im alten Testament abzuleugnen seien, ganz unumwunden zur Norm seiner gesammten Uebersetzung und Auslegung.

Leidenschaftliches Geschrei und wilde Verfolgung ging durch ganz Deutschland. Ueberall wurde das Buch durch die strengsten Regierungserlasse (gesammelt in „Simnhold's Historischen Nachrichten von der bekannten und verrufenen sogenannten Wertheimischen Bibel“ 1738) verboten und confiscirt. Der Verfasser wurde trotz der Fürsprache der Grafen von Wertheim durch Reichsconclusum am 22. Februar 1737 in Arrest gesetzt und im darauf folgenden Jahre in eine noch strengere Haft nach Ansbach geführt. Jedoch gelang es ihm, nach kurzer Zeit seiner Gefangenschaft zu entkommen.

Dieser Streit wurde besonders deshalb so leidenschaftlich, weil er gerade in die Zeit fiel, da sich in den Berliner Regierungskreisen der neue Umschwung zu Gunsten der Wolff'schen Philosophie vorbereitete. Es war natürlich und von ihrem Standpunkt aus gerechtfertigt, daß die Gegner Wolff's, Joachim Lange und Strähler

an der Spitze, Alles aufboten, dieses Buch als eine ganz unmittelbare und nothwendige Folge der Wolff'schen Lehren darzustellen; und es war ebenso natürlich, daß gerade darum Wolff und seine Anhänger diese Anklagen nur als schnöde Verdächtigung und das verhängnißvolle Buch selbst nur als „Mißgeburt" und als „unreife und wurmstichige Frucht" anstößigen Mißverständnisses und ärgerlicher Uebertreibung zu beseitigen suchten. Vergleichen wir die von J. A. Schlegel im sechsten Band von Mosheim's Kirchengeschichte mitgetheilten Briefe, welche Wolff und Reinbeck bei dem ersten Erscheinen der Uebersetzung an den Uebersetzer und dessen hohe Gönner geschrieben hatten, mit ihrem mißgünstigen Benehmen, nachdem die offene Gefahr sich herausstellte, so sind weder Wolff noch Reinbeck freizusprechen von feiger Zweizüngigkeit. Namentlich Reinbeck stellte sich schroff mitten unter die Gegner. Wolff's Feinde wollten auf Anlaß dieses schreiendsten Beispiels gegen alle philosophische Neuerung Krieg führen; Wolff's Anhänger aber wollten für diese vermeintlichen Auswüchse alle Verantwortlichkeit und Mitleidenschaft ablehnen. Die befürwortenden Stimmen, welche sich zuerst geregt hatten, verstummten allmählich unter der allgemeinen Einschüchterung oder verstanden sich, wie die Herausgeber der Gelehrten Leipziger Zeitungen, sogar zu schmachvollem Widerruf. Rein und edelmüthig blieb nur Mosheim, welcher, wie aus jenen von Schlegel herausgegebenen Briefen hervorgeht, schon am Anfang seine Bedenken nicht verhehlt hatte, sich aber dennoch von denen fernhielt, die hernach so emsig die Steine zur Steinigung herbeitrugen.

Es erfüllt mit der höchsten Achtung für die Persönlichkeit Schmidt's, wenn wir sehen, wie ruhig und charakterfest er sich in allen diesen Stürmen bewährte. Selbst seine erbittertsten und schmähsüchtigsten Gegner haben ihm jederzeit das Lob unsträflichen Wandels zugestehen müssen. Jedes Wort seiner Uebersetzung bekundet den tiefen sachlichen Ernst reinsten Wahrheitseifers. Er, der von allen Seiten Verlassene und Verketzerte, bleibt in den Vertheidigungsschriften, die er beim Beginn seines Martyriums gegen seine Verfolger schrieb, untadelhaft mild und leidenschaftslos; vgl.

Sammlung derjenigen Schriften, welche bei Gelegenheit des Wertheimischen Bibelwerks für oder gegen dasselbe zum Vorschein gekommen sind. Frankfurt und Leipzig 1738. Wie rührend ist jener von Büsching mitgetheilte Brief, welchen Schmidt am 16. Juli 1736 an Reinbeck schrieb, als er ihm, der, vor dem Erscheinen des Buches um sein Urtheil befragt, geschwiegen und dann sich so eilfertig unter seine Gegner gestellt hatte, eine dieser Schutzschriften sendete! „Die Hochachtung, welche ich gegen Ew. Hochwürden trage", sagt er, „leidet nicht, daß ich untersuche, warum Dieselben Dero widrige Gedanken gegen mein Werk lieber öffentlich bekannt machen, als mich solche schriftlich wissen lassen, zu einer Zeit, da Dieselben so oft auf das sehnlichste darum ersuchet worden, und da es bei Ew. Hochwürden gestanden wäre, mich, wo ich geirret, wieder auf den rechten Weg zu weisen? Ich will mich gar gerne einer solchen Ehre unwürdig achten; ich will mich bescheiden, daß ein scharfsinniger Gottesgelehrter sich nicht entschließen kann, mit einem Menschen, welchen er an Einsicht in die göttlichen Wahrheiten einem Heiden nachsetzt, sich schriftlich einzulassen; ich will zugeben, daß er recht thue, wenn er ihn verächtlich hält und seine Sätze mit Heftigkeit widerlegt. Nur dieses Einige bitte ich mir aus, welches auch dem unwürdigsten Menschen vergönnt ist, daß mir erlaubt sein möge, meine Gründe vorzubringen, und ohne die geringste Verletzung der gebührenden Hochachtung und mit Beobachtung solcher Ehrfurcht, daß ich auch nicht einmal den Namen meiner Gegner nenne, mich gegen die gemachten Einwürfe zu vertheidigen. Dieses habe ich in der gegenwärtigen Schrift gethan, von welcher ich kein Bedenken trage, Ew. Hochw. hiemit ein Exemplar zu überschicken. Ich verehre die Wahrheit als eine Sache, welche Gott zum Urheber hat, und wollte nicht gerne die Leichtsinnigkeit von mir gesagt wissen, daß ich ein Spielwerk aus derselben machte. Ich erwarte mit dem größten Verlangen, daß scharfsinnige Gottesgelehrte, wenn ich irre, mich eines Besseren belehren werden. Mir ist's um die Wahrheit zu thun, und ich bin bereit, für dieselbe Alles zu erdulden, was die göttliche Vorsehung über mich beschlossen hat."

Nach seiner Flucht aus Ansbach führte Schmidt lange Zeit ein unstetes und sorgenvolles Flüchtlingsleben. Was Lessing in den Collectaneen zur Literatur über Schmidt's spätere Lebensschicksale mitgetheilt hat, ist ungenau. Schmidt war zuerst nach Holland gegangen und hatte sich, als er dort keine nachhaltige Unterkunft fand, nach Hamburg gewendet, wo er unter dem angenommenen Namen Schröter sich als Corrector ernährte und 1741 Tindal's Beweis, daß das Christenthum so alt als die Welt sei (the christianity as old as the creation), mit Jacob Forster's Widerlegung in das Deutsche übersetzte; er wollte damit, wie er in der Vorrede ausdrücklich erklärte, von den Wahrheiten sowohl der natürlichen als der geoffenbarten Religion eine gründliche Erkenntniß und vollkommene Ueberzeugung befördern. Im Jahre 1744 übersetzte er Spinoza's Sittenlehre mit Wolff's Widerlegung, welche dessen natürlicher Gottesgelahrtheit entnommen war. Dazu noch einige andere Uebersetzungen, deren Wahl lediglich durch die Rücksicht auf den Erwerb bedingt wurde. Zuletzt kam Schmidt auf Empfehlung hoher Gönner 1746 nach Wolffenbüttel, als Hofmeister der Edelknaben. Hier soll er in der Stille seine Uebersetzung des alten Testaments vollendet und auch die bereits gedruckten Bücher Mosis verbessert und in den Anmerkungen sehr verkürzt haben. Er starb im Jahre 1751.

Ueber das gänzlich Unhaltbare und Thörichte des in der Wertheimer Bibelübersetzung vertretenen Standpunktes bedarf es keiner Erörterung. Schon J. Ch. Edelmann sprach das Richtige aus, wenn er in der Vorrede zur dreizehnten Unterredung seiner „Unschuldigen Wahrheiten“ (S. 111) der Wertheimer Bibel vorwarf, „daß sie den Grundtext verdrehe und denselben durch neuersonnene sogenannte philosophische, aber in der That recht läppische Umschreibungen“ entkräfte, und sich also in nichts unterscheide „von der gemeinen Clerisei aller Sekten, welche den Leuten mit dem Buchstaben der Schrift, den sie zerren und dehnen wie sie wollen, die Augen so benebeln, daß sie nicht sehen können, wo die Wahrheit steckt“.

Das Buch ist daher jetzt mit Recht vergessen und verschollen und hat selbst auf die nächsten Zeitgenossen und Nachfolger nur wenig unmittelbaren Einfluß geübt. Doch bleibt ihm die geschichtliche Bedeutung, die erste bahnbrechende, wenn auch noch höchst unklare und befangene That der deutschen rationalistischen Schrifterklärung gewesen zu sein.

Man hat später die ärgerlichsten Schroffheiten und Plattheiten dieser Wertheimer Bibelerklärung vermieden; aber der Grundmangel derselben, die Uebertragung der eigenen Anschauungsweise auf die Anschauung der Bibel und die daraus entspringende Gewaltsamkeit und Gequältheit der sogenannten allegorischen Schriftauslegung zieht sich in den verschiedenartigsten Gestaltungen und Wandlungen durch das ganze achtzehnte Jahrhundert und ist erst durch Lowth, Hamann und Herder verdrängt worden.

---

3. Johann Christian Edelmann.

Um dieselbe Zeit, da die Wolff'sche Philosophie die herrschende Modephilosophie geworden war, wanderte abseits von der allgemeinen Heerstraße ein einsamer Wahrheitsucher seine eigenen Wege, der frei und selbständig durch die verschlungensten Irrwege sich durcharbeitete und zuletzt sein Ziel im offen ausgesprochenen Gegensatz gegen Leibniz und Wolff und in der muthig bewußten Rückkehr zum Spinozismus fand.

Es ist die seltsame und denkwürdige Erscheinung Johann Christian Edelmann's, der von allen Zeitgenossen nur mit dem höchsten Abscheu genannt wird, der auch in der That zunächst ohne sichtbare Folge blieb, und der doch die aufmerksamste Beachtung verdient, als ein sicheres Wetterzeichen der drohenden Sturmwolken, welche bereits am Himmel aufzogen.

Von den Lebensumständen Edelmann's sind wir genau unter-

richtet. Er selbst hat sie in einer 1752 geschriebenen Selbstbiographie geschildert, durch deren Veröffentlichung (Berlin 1849) sich C. R. W. Klose ein großes Verdienst erworben hat.

Wie wunderbar, daß derselbe Mann, der auf dem Höhepunkt seiner Reife alle Frommen und Gläubigen durch seinen dreisten Unglauben erschreckte, seine ganze Jugend hindurch und sogar noch während eines großen Theiles seiner männlichen Jahre in den Banden des Pietismus gefangen lag und zu dessen eifrigsten Vorkämpfern gehörte!

Johann Christian Edelmann war am 9. Juli 1698 in Weißenfels geboren. Sein Vater, welcher „einen trefflichen Alt sang und eine gute Laute spielte", war am „hochfürstlichen" Hofe Kammermusikus und Pageninformator. Der talentvolle Knabe hatte die Schule von Sangerhausen, wohin der Vater 1711 mit dem Herzog Georg als Hofsekretarius gezogen war, und, um die Hilfe naher Verwandter zu genießen, 1715 bis 1719 die Schulen von Lauban und Altenburg, und von 1720 bis 1724 die Universität Jena besucht, wo er sich hauptsächlich dem Theologen Buddeus, einem erbitterten Gegner Wolff's, anschloß. Darauf hatte er bis 1728 als Hauslehrer bei verschiedenen Herrschaften in Ober-Oestreich und Wien gelebt. Als er nach Sachsen zurückkehrte, „um für etwaige Anstellung von den Behörden nicht gänzlich vergessen zu werden", und darum einige Jahre in Bockendorf bei Freiberg als „Informator" und „Vicar" zubrachte, erwachten in ihm die erheblichsten Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe. In dieser Stimmung griff er zum ersten Mal nach Arnold's Ketzerhistorie. Der Eindruck war überwältigend. Edelmann sagt in seiner Selbstbiographie: „In diesem mit möglichster Freimüthigkeit geschriebenen Werk fand ich nun, zu meinem größten Erstaunen, so viele unanständige und unverantwortliche Dinge von Seiten derjenigen Geistlichkeit, die sich allein die rechte Meinung des Christenthums vorzutragen rühmte, daß ich einen rechten Abscheu vor der sogenannten Orthodoxie bekam und mich je länger je mehr auf die Seite der sogenannten Pietisten zu lenken begunnte, weil diese, ob

sie schon auch ihre Mängel hatten, doch dem Schein nach, mehr zu einem gottseligen Leben anzutreiben schienen als die Orthodoxen, die bei alle dem Glauben, den sie vorgaben, fast gar nichts mehr von guten Werken hören, sondern lieber rechtgläubige arme Sünder bleiben als rechtlebende Fürbilder der Heerde werden wollten." Durch diese neuen Anschauungen wurde Edelmann, wie er in einer anderen Schrift, im Evangelium St. Harenberg's (1747, S. 22) hinzusetzt, zu Dippel geführt. Seitdem bekannte er sich offen zum Pietismus und hat ein volles Jahrzehnt mit allen Kreisen und Richtungen desselben in regstem persönlichen Verkehr gestanden. Er gab trotz der jämmerlichsten Nahrungsnoth vortheilhafte Stellungen, welche er inzwischen in Dresden gewonnen hatte, rücksichtslos auf, um desto gesammelter und ungehinderter für die Verbreitung seiner neuen Erkenntniß wirken zu können. Er schrieb frisch, freimüthig, und leidenschaftlich ereifert, von 1735 an, lange Jahre hindurch seine „Unschuldigen Wahrheiten", welche allmählich bis zu vierzehn Heften heranwuchsen. Er ging, nachdem sich seine Verbindungen mit Graf Zinzendorf in Herrnhut zerschlagen, 1736 nach Berleburg, der Freistätte der Stillen und Frommen, und arbeitete aufs emsigste an der Berleburger Bibelübersetzung. Er nahm den lebhaftesten Antheil an allen jenen ungeheuerlichen Schwärmereien und Verzückungen, in welche sich der entartende Pietismus verstrickt hatte.

Dem schärferen Beobachter hätte schon damals nicht entgehen können, daß Edelmann trotzalledem von Anfang an von den Inspirirten durch eine tiefe Kluft getrennt war. Jene Sektirer suchten ihre ausschließliche Befriedigung in der formlosen Entfesselung weichlicher Gefühlsschwelgerei; Edelmann hatte mit ihnen nur den grollenden Zorn gegen die Gewaltsamkeit des engherzigen und anmaßlichen Kirchenthums gemein, in seinem tiefsten Innern aber brannte der unauslöschliche Durst nach Erforschung der Wahrheit. Es ist für den Grundton seines gesammten, nicht auf das Gefühl, sondern auf Vernunfterkenntniß gestellten Wesens überaus bezeichnend, daß die erste Schrift, welche 1735 Edelmann schrieb, „die erste Unterredung der Unschuldigen Wahrheiten", sofort die Frage aufwirft: „was ist

Wahrheit?“ und innerhalb der christlichen Kirche für sein Denken dieselbe Freiheit beanspruchte, welche Christus innerhalb der jüdischen Kirche beansprucht habe, indem er sich an keine der herrschenden Parteien gebunden. Wie daher Edelmann schon in den ersten Jahren seiner pietistischen Sinneswandlung sich mit Widerwillen von Zinzendorf abwandte, weil er dessen schwachmüthige Empfindelei und geistliche Herrschsucht haßte, so bedurfte es auch später nur eines geringen Anstoßes, um seine unnatürliche Verbindung mit den Berleburger Brüdern zu lösen. Dies geschah 1737.

Eben als die Gräuel der Schwärmerei und Verzückung in Berleburg am schamlosesten wütheten, fand Edelmann, durch diese Ausschweifungen aufgeschreckt und ernüchtert, sein eigenstes Wesen wieder. Ein neuer Prophet, der in der Geschichte des Pietismus berüchtigte Sattler Johann Friedrich Rock, hatte sich angekündigt; Edelmann erhob gegen ihn laut seinen Widerspruch. Man muß die tiefempfundene Schilderung Edelmann's selbst lesen, um nachzuempfinden, ein wie inbrünstiger und qualvoller Kampf es für ihn war, ehe er sich aus der wüsten Gährung widerstrebender Gedanken zu Licht und Klarheit hindurchkämpfte. Edelmann sagt in seiner Selbstbiographie: „Je näher die Zeit kam, da es hieß, der Bruder Rock sei unterwegs und werde nun bald zu großer Freude der Brüder in Berleburg ankommen, je fürchterlicher sahe es in meiner Phantasie aus. Das Herz im Leibe bebte mir, wenn ich daran dachte, was vor ein Kampf mir bevorstand. Denn nach meinen damaligen Vorstellungen war der Geist, der durch Rock redete, entweder Gott selbst oder der Teufel. War es Gott, was für ein Urtheil hatte ich wohl zu erwarten, wenn ich den Geist der Wahrheit einen Lügengeist heißen wollte? War es aber der Teufel, wer versicherte mich, daß ich mich auf göttlichen Befehl an ihn machte und des Beistandes Gottes zu gewarten hatte. In dieser Höllenangst, die kein Mensch glauben kann, der sie nicht selbst erfahren hat, erbarmte sich der Herr, mein Ursprung und Erhalter, auf eine so erfreuliche und erquickende Art über mich, daß ich mich nicht entsinnen kann, in meinem Leben ein süßer und angenehmer Ver-

gnügen in meinem Innersten empfunden zu haben. Denn ungefähr ein paar Tage vorher, ehe mein fürchterlicher Gegenpart ankam und ich, dem äußeren Ansehen nach, immer schwächer wurde, mich auch unter vielen Thränen, Seufzen und Winseln zu Bette legte, und nicht wußte, ob ich wieder aufstehen würde, überfiel mich vor allzugroßer Mattigkeit der Schlaf, der bisher wegen der so wunderlich durcheinanderlaufenden Phantasien mehr eine Marter als eine Erquickung für mich gewesen war. Diesmal aber war er es wirklich. Denn wie ich eine Weile gelegen hatte, und in meinem Gemüth oft wider Willen die Gedanken aufgestiegen waren, warum doch der Geist Rock's so sehr gegen die Vernunft eiferte, denen ich aber wegen meines Aberglaubens nicht Gehör geben dürfen, so erwachte ich plötzlich, und in dem Augenblicke kamen mir die Worte aus dem Johanne Θεὸς ἦν ὁ λόγος mit solcher Lebhaftigkeit ins Gemüth, daß mir nicht anders deuchte, als wenn sie ein Gegenwärtiger zu mir spräche und mit einem nur zu empfindenden Nachdruck zu mir sagte: Gott ist die Vernunft. Ich mochte diese Worte wohl hundert und mehr mal auch im Grundtext gelesen haben; aber niemals hatte ich den Trost und die Erquickung darinnen finden können, die ich damals fand. Wenn ich sie auch nach unseren gewöhnlichen deutschen Uebersetzungen hätte verstehen müssen, nach welchen Gott in denselben wider allen Sinn und Verstand das Wort genannt wird, so würden sie mir in meinen damaligen Umständen gar nichts geholfen haben. So aber war mit Anhörung des Wortes Logos zugleich die Erklärung verknüpft, daß dasselbe, vornehmlich und seiner von unseren Gelehrten selbst erkannten wichtigsten Bedeutung nach, die Vernunft hieß. Weil nun in diesen Worten gesagt wurde, daß Gott selber die Vernunft sei, und dieser Ausspruch von einem Schreiber kam, den ich nach meiner damaligen Einsicht für unendlich göttlicher hielt als den Schwätzer Rock, die Sache selber auch sich gleich an meinem Gemüth als Wahrheit legitimirte, so ist mir unmöglich zu beschreiben, was für Kraft und Erquickung ich ob diesen so unvermutheten Gedanken empfand. Es war mir nicht anders zu Muth, als wenn ich aus den Thoren des Todes wieder zum Leben zurück-

gerufen würde. Die Vernunft, die ich bisher in Kraft meines Aberglaubens nicht hatte hören dürfen, hatte nunmehr völlige Freiheit zu sprechen und sie stellte mich auf einmal auf einen so weiten Raum, daß ich ihn nicht übersehen konnte. Man stelle sich einen an Händen und Füßen lange Zeit gebundenen und in äußerster Finsterniß gefangengelegenen Sklaven vor und urtheile von seiner Freude, wenn er sich auf einmal wieder in Freiheit gesetzt sieht; man wird sich doch keine Vorstellung von der Freude machen können, die mein Gemüth damals einnahm."

Unzweifelhaft war diese plötzlich zum Durchbruch gekommene Erkenntniß nur die stille Nachwirkung der aus den englischen Freidenkern geschöpften Anregungen. Edelmann berichtet in seiner Selbstbiographie, daß er schon in Wien den Moral Philosopher Morgan's gelesen hatte. Die „Unschuldigen Wahrheiten" beweisen, daß ihm Locke und dessen Schüler nicht minder bekannt waren. Und noch in späterer Zeit rechnete es sich Edelmann zur höchsten Ehre an, wenn ihm seine Gegner vorwarfen, er sei die Wege Toland's, Collin's und Woolston's gewandelt.

Ruhe und Heiterkeit lebte fortan in seiner Seele. Es war der Friede eines Menschen, der mit sich selbst ins Klare gekommen. Die abgestorbenen Sinne erschlossen sich der Schönheit der Natur. Er und ein frommer Gefährte, Sonntags über Berg und Thal wandelnd, „lachten sich rechtschaffen aus, daß sie so lange Narren gewesen, das todte, einförmige und abmattende Gewirke der mancherlei Sekten für einen gottwohlgefälligen Dienst zu halten". „Was war es doch", fährt Edelmann fort, „für ein ausnehmender Unterschied zwischen den ungekünstelten Tönen, die uns Gott in den schattichten Wäldern oder am schlanken Bächlein in einem anmuthigen Thal an so vielerlei Arten der Vögel hören ließ, und zwischen dem wüsten und fast den Ohrzwang erweckenden Geheul der Inspirirten, welches sie Singen hießen? Saßen wir auf den hohen Bergen, die größtentheils mit dichten Wäldern und lieblichen Gebüschen bedeckt waren, und hatten unsere Augen gegen die unter uns liegenden Thäler gerichtet, die mit den anmuthigsten und von

lauter kleinen Strömlein gewässerten Wiesen prangten, auf welchen bald die munteren Heerden scherzten, bald ein scheues Wild naschen kam, bald der arbeitsame Bauersmann sich mit Mähen und Heumachen beschäftigte, bald Alles, ohne diese Veränderungen, eine königliche Stille einnahm, welch abwechselndes Vergnügen rührte uns nicht gegen die gezwungenen, ungestalten und armensündermäßigen Stellungen und Gebärden der Inspirirten?“

Man hört den frohlockenden Uebermuth des ersten Siegsgefühls in der um diese Zeit geschriebenen dreizehnten und vierzehnten Unterredung der Unschuldigen Wahrheiten. Es ist ein glänzender Feldzug sowohl gegen die Separatisten, welche ihm die Freiheit und Eigenmacht des Denkens zu verleiden und zu verhindern suchten, wie gegen die festen Bollwerke der kirchlichen Rechtgläubigkeit, deren Schwächen und Widersprüche er mit unerbittlicher Schärfe und Heftigkeit bloßlegt.

Aber allerdings war der Standpunkt dieser Unterredungen noch wirr und für Edelmann selbst nur eine vorläufige Durchgangsstufe. Die Verneinung ist herausfordernd und keck, mephistophelisch behaglich, voll aufblitzender Genialität und leidenschaftlicher Ueberzeugungswärme; jedoch die Bejahung, welche an die Stelle des Verneinten treten soll, ist nur äußerst schwach betont und ohne alle sichere und feste Durchbildung. Edelmann sagt in der Vorrede der dreizehnten Unterredung: „Ich will kein Sektenflicker sein; viel weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben, der auf die alten Trümmer ein neues Gebäude aufführt. Es giebt dergleichen Pfuscher genug zu unseren Zeiten, und wenn ich auch so einer sein wollte, so wollte ich einen ziemlichen Anhang haben. Jetzt habe ich, wie Jeremias, keinen anderen Beruf, als daß ich ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben soll, Alles, was nur Orthodoxie und falscher Gottesdienst, pharisäische Schwätztheologie, falsche Mystik und eigensinnige Sektenflickerei ist und heißt; und wen der Herr nebst mir gleichen Berufes gewürdigt, der thue getrost dergleichen und kehre sich nicht an solche Narrenreden.“ Die Quelle dieser Betrachtung ist leicht zu entdecken. Es ist jener inhaltsleere und schwankende Standpunkt der

ersten englischen Freidenker, welche als das eigenste Wesen der christlichen Religion die sogenannte Vernunft- und Naturreligion, und alles Bekenntniß und Kirchenthum nur als spätere und gewaltsame Trübung, als eitle und verwerfliche Menschensatzung bezeichneten und daher der geschichtlichen Entwicklung die Aufgabe stellten, zur vernunftgemäßen Reinheit dieses vermeintlichen Urchristenthums wieder zurückzukehren.

In Edelmann, der seit Jahren nur immer unter Schwärmern und Sektirern, unter Abenteurern und falschen Propheten gelebt hatte, trat das Unklare und Phantastische solcher Denkart greller hervor als unter seinen verständigeren englischen Vorgängern. Er haßte starr priesterlich, was die englischen Freidenker philosophisch gehaßt hatten. Er meinte, dem Urchristenthum um so näher zu kommen, indem er einen langen Bart und einen „schlechten Mennistenhabit“ trug. „Christus, der auch einen Bart getragen hatte“, sagt Edelmann in seiner Lebensbeschreibung (S. 306), „war das Muster, wornach ich, ohne einen Unterschied zwischen den Zeiten und Ländern zu machen, meine äußere Gestalt modelte. Ich kann nicht leugnen, daß sich bei allen diesen Thorheiten die Vernunft sehr oft bei mir gemeldet und mir vorgestellt, daß die wahre Nachfolge Christi nicht in einer albernen Nachäffung seiner damaligen äußerlichen Gestalt bestände; allein ich hörte nicht, so lange ich die Bibel noch für Gottes Wort hielt und glaubte, daß Gott gleichwohl seine heiligen Ursachen gehabt haben müsse, warum er den Juden verboten, den Bart abzuscheeren.“ Stolz dünkte er sich ein Märtyrer, wenn er ob dieses seltsamen Aufzuges Schmach erlitt.

Höchst ergötzlich und für Edelmann's damaliges Behaben sehr bezeichnend ist die Begegnung, welche er 1739 mit dem König Friedrich Wilhelm von Preußen erlebte. Edelmann wollte zu einem Gesinnungsgenossen nach Berlin reisen. In Potsdam wurde er, weil man ihn für einen Juden hielt, von der Wache aufgehalten. Als sich ergab, daß er ein harmloser Schwärmer sei, wurde die Sache dem König gemeldet, und dieser versagte sich nicht, denselben zur allgemeinen Belustigung vor sein berühmtes Tabackscollegium

zu laden. Darauf entspann sich, wie Edelmann erzählt, folgende Scene: „Die Thür des Königs wurde geöffnet und mir geheißen, hineinzutreten. Ich ging also hinein und trat ungefähr ein paar Schritt von der Thür und machte meine geziemende Verbeugung. Der König saß am Fenster allein und rauchte Taback und seine Generals saßen in Form eines Winkelmaßes um ihn herum. Wie ich in gedachter Entfernung bei der Thür stund, rief der König: Kommt her! Ich nahete mich demselben mit gebührender Ehrerbietung bis auf drei Schritte und Er fragte weiter: Wo kommt Ihr her? Die Antwort war: von Berleburg aus der Grafschaft Wittgenstein. Warum lasset Ihr den Bart wachsen? Antwort: Ich sehe nicht, warum sich ein Christ der Gestalt seines Heilandes zu schämen habe? Ha! sagte der König, Ihr werdet wohl ein Wiedergeborener sein. Ich antwortete hierauf: Nein! Ihro Majestät, dazu habe ich noch einen großen Sprung. Der König sagte: Er hat Recht, und setzte hinzu: Da sollte Massow da sein, welcher damals Obrister oder General sein mochte, und mir von Einigen so beschrieben wurde, als wenn er sich unter die Wiedergeborenen rechnete, weswegen allem Ansehen nach der König gern gesehen hätte, wenn zwischen ihm und mir ein theologisches Kampfjagen vorgefallen wäre. In Ermangelung dessen setzte der König seine Fragen fort. Die erste nach obigen war: Gehet Ihr in die Kirche? Ich antwortete: Ihro Majestät, ich habe meine Kirche bei mir. — O! sagte der König, Ihr seid ein gottloser Mensch, Ihr seid ein Quäker. Ich antwortete, wir sind Narren um Christi willen. In der That war ich's, und ich dachte, ich müßte es sein, weil es so geschrieben stünde, ungeachtet ich leicht hätte sehen können, daß auf diese Art der Gott der Gläubigen nur ein Gott der Narren sein müsse. Allein der Bibelgötze stund mir noch gar zu stark im Wege, mußte mir aber doch zur selben Zeit noch dazu dienen, daß mich der König nach der Positur, in welcher Er sich selber noch befand, nicht gar für einen Atheisten ansah. Er fragte also weiter: Gehet Ihr zum Abendmahl? Weil ich nun damals noch in dem Gedanken stund, daß Alle, die solches würdiglich genießen wollten, sich

auch im Ernst entschließen müßten, sich mit Christo zu gleichen, das ist, blutigem Tode sich pflanzen zu lassen, so antwortete ich: Wenn ich Christen finde, die sich nebst mir mit Christo zu gleichem Tode pflanzen lassen wollen, so bin ich bereit heut und morgen und, wenn es sonst ist, das Abendmahl mit ihnen zu halten. Der König schien dieser Rede etwas nachzudenken, fragte also nach einer Weile weiter: Warum gehet Ihr nicht in die Kirche, da wird es ja ausgetheilet. Ich antwortete hierauf freimüthig: O Ihro Majestät, das halte ich nicht für des Herrn Abendmahl, sondern für eine antichristliche Ceremonie; es ist ja nicht einmal ein Abendmahl, sondern nur ein Morgen- oder Mittagsmahl. Hierauf sahe der König seine Generale nach der Reihe an, und diese beobachteten allerseits die größte Stille. Ich mußte mich in der That wundern, daß mir diese Rede so ungemessen ausging. Es schien aber, als wenn sie den König mehr als die vorhergehenden zur Aufmerksamkeit gebracht hatte und Er fragte hierauf weiter: Wovon lebt Ihr? Ich antwortete kurz: Aus der Hand Gottes. Ja, sagte der König, Ihr werdet fechten gehen. Weil mir aber diese apostolische Weise, mein Brot zu essen, trotz aller anderen Phantasie, diesen heiligen Leuten nachzuäffen, nie angestanden hatte, so sagte ich: Nein, Ihro Majestät, ich habe das nicht nöthig, Gott hat mir so viel gegeben, daß ich als ein ehrlicher Mann leben kann; sollte sich aber je Mangel ereignen, so weiß ich auch, daß Gott noch Christen hat, die der Noth ihrer Nebenmenschen unter die Arme zu greifen wissen. Alles in der Welt hätte ich mir eher einfallen lassen, als daß Seine Majestät auch einer von diesen gutthätigen Christen hätte sein wollen; ehe ich mich's versah, sprachen sie zu einem der Beistehenden: Gebt ihm sechszehn Groschen. Ich dachte nichts weniger als daß das mich angehen sollte, sondern weil außer den Generalen noch mehrere Leute im Zimmer waren, die der König auch bisweilen mit einem flüchtigen Blick ansah, so meinte ich, es wisse Der, dem dieser Befehl ertheilt wurde, schon, wem er gelten solle. Es währte aber nicht lange, so kam einer aus dem Nebenzimmer und legte mir einen Franzgulden in den Hut. Mein heiliger Hochmuth sah diese König-

liche Gabe mit Verachtung an, und ich wäre capabel gewesen, dem König statt des einen Gulden zwei oder mehrere wiederzugeben, wenn mir die Klugheit nicht gesagt hätte, daß ich in diesem Fall, anstatt der Gabe, einen dichten Buckel voll Schläge und wohl noch ein unangenehmer Tractament davontragen würde. Inzwischen konnte ich doch, weil mir der Gulden, meiner damaligen Phantasie nach, eine rechte Last war, nicht unterlassen, den König also anzureden: Ihro Majestät, ich bitte mir eine Gnade aus. Der König fragte: Was? Ich antwortete: Verschonen Sie mich mit der Gabe. Er versetzte etwas unwillig: Warum? Wollt Ihr mehr haben? Ich antwortete mit einer ehrerbietigen Verbeugung: Nichts überall; Ihro Majestät, ich bitte unterthänigst, verschonen Sie mich damit, indem ich es nicht nöthig habe. Der König versetzte nochmalen mit einem recht gutherzigen Ton: Ich schenk's Euch im Namen Gottes. Und nun war es Zeit, mich länger nicht zu weigern, wo ich nicht einen gnädigen König in einen zornigen hätte verwandeln und meine ganze Sache verderben wollen. Sobald also der König nach obiger Art zu mir sprach: Ich schenk's Euch im Namen Gottes, machte ich meinen unterthänigsten Reverenz und sagte: Im Namen Gottes nehme ich's an. Der König schien sehr wohl damit zufrieden zu sein und fragte weiter: Wo wollt Ihr hin? Ich antwortete: Nach Berlin, wenn es Ihro Majestät erlauben. Nein! sprach der König, nach Berlin sollt Ihr nicht. Ich lasse meine Leser urtheilen, wie mir bei dieser Verweigerung des Königs zu Muth gewesen sein müsse, da Berlin und in demselben mein theuerster Bruder Benignus der Hauptzweck meiner Reise war. Es schien aus einer flüchtigen Zwischenfrage, die der König bei dieser Gelegenheit that, nämlich: Ihr werdet wohl bekehren wollen? daß er mich für einen umschweifenden Apostel halten mußte. Wie ich aber kurz darauf antwortete, daß Bekehren ein Werk Gottes sei, und hinzusetzte, daß ich mir eingebildet hätte, es wäre in Ihro Majestät Landen völlige Gewissensfreiheit, so sagte der König: Ja, es soll Euch auch in Eurem Gewissen nichts gekränket werden, aber nach Berlin sollt Ihr nicht kommen. Beim Abschied sagte er mit einer fast lachenden

Miene zu mir: Ihr seid ein gottloser Mensch, Gott bekehre Euch; worauf ich aber im Ernst versetzte: Das wünsche ich Ihro Majestät auch, und ohne weitere Ceremonie nach ehrerbietigster Verbeugung meine Wege ging.“ Edelmann kehrte darauf nach Berleburg zurück.

Gleich wunderliche Priester der sogenannten urchristlichen Vernunftreligion hat es wohl nur selten gegeben. Doch zeugt es von der gesunden, kräftig fortstrebenden Natur Edelmann's, daß dieses widerspruchsvolle Schwanken nach kurzer Frist von ihm überwunden wurde.

Bald gelangte er zu einem Standpunkt, welcher an Höhe und Weitblick die englischen Freidenker weit überragte. Er wurde Anhänger Spinoza's.

Seine Lebensbeschreibung sagt: „Ich hatte ungefähr, — weiß nicht mehr, wo? — den Satz Spinoza's gelesen: Deum essentiam rerum immanentem, non transeuntem statuo; das ist: Von Gott glaube ich, daß Er dergestalt das Wesen der Dinge sei, daß er denselben beständig innigst nahe, und nicht von denselben abwesend oder abgesondert sei. Dieser Satz kam mir von einem Mann, der so ein verschrieener Atheist sein sollte, so rührend vor, daß ich in einen rechten Eifer gerieth, daß man einen Mann, der einen der Majestät Gottes so anständigen Satz behauptete, zu einem Gottesverläugner machen wollte. Ich wurde daher, anstatt mich selbigen schrecken zu lassen, erst recht begierig, den Spinozam selber zu lesen. Ich konnte dieses verrufenen Mannes Schriften unter den mancherlei Heiligen zu Berleburg nirgends antreffen, mußte mich also nothwendig, wenn ich sie lesen wollte, weiter umsehen. Weil ich nun wußte, daß in Berlin öfter Auctiones gehalten wurden, so schrieb ich an meinen Bruder Benignum (Kaufmann Pinelli), der mir eben einen Catalogum geschicket hatte, in welchem des Spinozä Werke, die unter hundert Auctionen kaum einmal vorzukommen pflegen, mit enthalten waren, daß er mir solche schicken sollte.“ Am 24. Juni 1740 kamen sie an. „Das Erste, worauf mein Gemüth durch einen starken innerlichen Zug gelenkt wurde, war des Spinozae Tractatus Theologico-Politicus. Das scheußliche Portrait, das mir meine Lehrer von diesem Buch und seinem

Verfasser gemacht hatten, würde vielleicht vermögend gewesen sein, mich zu bewegen, es ungelesen wieder von mir zu legen, wenn ich nicht bereits aus der Erfahrung gewußt hätte, daß in alle den Schriften, wovon diese Herren am meisten zu warnen pflegen, das meiste Gute stecke. Ich nahm also den ehrlichen Spinozam, dessen bloßer Name mir in meinen Universitätsjahren schon ein Schaudern verursachte, nunmehr nicht nur ohne Furcht in die Hände, sondern ich las ihn auch mit großer Aufmerksamkeit durch. Und obschon eine Widerlegungsschrift mit dabei gebunden war, die ich ebenfalls durchzulesen vornahm, so fand ich doch bald in den ersten Kapiteln, wie wenig Spinoza in derselben widerlegt war. Ich wiederkäuete also fleißig, was ich bei ihm gelesen hatte, nahm meine Vernunft, die ich nun schon besser brauchen konnte, selber dabei zu Rath, untersuchte die Beschaffenheit der Sache so gut es mir in meiner damaligen Positur möglich war, zog andere Schriftsteller mit zu Rath, die bald für bald wider das erschreckliche Ansehen der Bibel geschrieben hatten. Je mehr ich aber suchte, je mehr fand ich, auf was für einem elenden Grund dieses fürchterliche Götzenbild stund und bekam immer mehr Muth, demselben etwas näherzutreten. Ich leugne nicht, daß es mir damals eben wie den Kindern ging, die den Knecht Ruprecht in Verdacht zu ziehen anfangen, und doch noch zu furchtsam sind, demselben herzhaft nach der Larve zu greifen. Denn ich dachte noch immer, andere ehrliche Leute, die tausendmal gelehrter und belesener sind als Du, und die Du doch eben nicht durch die Bank für wissentliche Betrüger halten kannst, fechten doch gleichwohl aus allen Kräften für das göttliche Ansehen der Bibel. Wenn sie also überzeugt wären, daß es so schlecht um die Bibel stünde, wie Spinoza anmerkt, so würden sie ja nicht so leichtfertig sein, dieselbe noch für das Wort des lebenden Gottes auszugeben. Es fiel mir aber, vor großen Freuden über das wenige Licht, das ich in dieser Sache bereits erhalten hatte, nicht ein, daß ich vielleicht selber ganz anders denken würde, wenn ich Superintendens, Abt oder Inspector über ein zahlreich Kirchspiel wäre; genug, der Trieb, den ich zu näherer Untersuchung der Bibel bei

mir spürte, machte mir immer mehr Herz, mich an nichts zu kehren, was mir bei diesem Geschäft im Weg stehen möchte."

Edelmann zögerte nicht, die Ergebnisse dieser seiner Betrachtungen in selbständigen Schriften niederzulegen. Es geschah dies in einer Schrift „Die Göttlichkeit der Vernunft" und in einer anderen Schrift „Moses mit aufgedecktem Angesicht". Obgleich jene erste Schrift erst 1741 erschien, die Vorrede der zweiten aber schon vom 1. November 1740 datirt ist, so ist die Göttlichkeit der Vernunft doch früher geschrieben als der Moses. Edelmann, welcher diesen Umstand selbst anführt, fügt hinzu: „Es ist dies darum zu wissen nöthig, damit man das Wachsthum des Lichtes, so mir Gott von Zeit zu Zeit scheinen lassen, daraus erkennen und mich keines Widerspruches beschuldigen möge, wenn man wahrnimmt, daß in dem Mose, der doch eher im Druck erschienen, ein ungleich heller Licht als in diesem erscheinet. Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß der Herr Dr. Baumgarten bei der Rezension meiner Unschuldigen Wahrheiten im 9. Stück seiner Nachrichten von merkwürdigen Büchern S. 219 dasjenige, was ich einen Wachsthum des Lichts nenne, eine Zunahme an Irrthümern zu nennen beliebt, allein ich kann dies nunmehr nicht allein ganz wohl leiden, sondern es würde mir auch leid thun, wenn er diese Zunahme nicht an mir wahrgenommen hätte."

Wir beschränken uns daher auf die ausschließliche Betrachtung der zweiten Schrift. Der wunderliche Titel „Moses mit aufgedecktem Angesicht" soll die freie Prüfung der heiligen Schrift bezeichnen. „Den vorgezogenen Fürhang Mosis aufdecken" heißt in Edelmann's Sprache, der Offenbarung offen und unerschrocken ins Angesicht schauen. Daher werden die Unterredenden, von welchen die von Edelmann gewählte Gesprächsform getragen wird, Lichtlieb und Blindling, und die einzelnen Gespräche derselben „Anblicke" genannt. Es sind nur drei solcher Anblicke vorhanden; sie sind der abgebrochene Anfang eines größeren Ganzen. Die Lebensbeschreibung (S. 353) berichtet: „Ich nahm mir vor, diesem berüchtigten Judenführer in zwölf aufeinander folgenden Anblicken etwas näher, als

bisher geschehen war, unter die Decke zu gucken; allein die Blödigkeit meiner Brüder hat bekanntermaßen kaum drei derselben öffentlich vertragen können, und es ist glaublich, daß sie die übrigen, falls sie sie nach meinem Tode zu sehen bekommen sollten, noch tausendmal mehr in Verlegenheit setzen dürften."

Der erste Abschnitt oder Anblick behandelt die Lehre von der Inspiration; die Beweisführung ist durchaus aus dem theologisch-politischen Tractat geschöpft. Der zweite Abschnitt behandelt die Gottes- und Schöpfungslehre. Es ist die Anschauung der Spinoza'schen Ethik; zum Beweis, daß Edelmann nicht der Erste und Einzige sei, welcher auf die verrufenen Irrlehren eingehe, sind daher die verschollenen Schriften Knuzen's, des Stifters der Gewissener, wiederaufgenommen. Der Grundkern Spinoza's ist treffend und voll edler Begeisterung hervorgehoben, aber nur sprunghaft und ohne alle tiefere Begriffsentwicklung. „Kommen wir auf Spinoza und dessen Begriffe von Gott", sagt Edelmann S. 120, „so gestehe ich, daß ich meinen Augen kaum trauen darf, wenn ich dieses Mannes Schriften selber lese und bedenke, daß ihn unsere heutigen Christen haben zum Atheisten machen dürfen. Denn da er ausdrücklich Gott nicht nur dergestalt zur Ursache aller Dinge macht, daß er dieselbigen hervorgebracht, wie etwa ein Künstler ein Werk, der hernach wieder davongeht und selbiges dem Verfahren Anderer überläßt, sondern deutlich bekennt, daß Gott stets wesentlich in allen Dingen gegenwärtig bleibe und eben durch sein Dasein mache, daß sie sind, was sie sind, weswegen er ihn gar recht das Sein und Wesen aller Dinge nennt, so hätte unsere heutige gottlose Maulchristenheit sich nicht besser verrathen können, daß sie noch gar nichts Gründliches von Gott wisse, als da sie sich unterstanden, diesen Mann zum Atheisten zu machen." „Von der göttlichen Natur kann man nicht sagen, daß sie nur eine gewisse Art des Seins oder Wesens sei, sondern sie ist das Sein und Wesen selber, welches schlechterdings keine Grenzen hat." „Siehe, mein Bruder, so schreibt ein Mann, der nach dem unsinnigen Urtheil der elenden Tagesmeinung ein Mensch von zerrütteten Sinnen heißen muß." Ferner S. 148:

„Wir sind die Bächlein, Er ist die Quelle. Wir sind die Strahlen, Er ist die Sonne. Wir sind der Schatten, Er ist das Wesen. Eben der Unterschied nun, der zwischen der Sonne und dem Tag bleibt, den sie durch den Glanz ihrer Strahlen macht, wenn sie gleich das Wesen und Sein des Tages dergestalt ist, daß derselbe ohne sie nicht einen Augenblick Tag sein kann; eben derselbe bleibet auch zwischen Gott und seinen Creaturen, wenn er gleich ihr Sein und Wesen ist. Gleichwie also die Sonne durch den Ausguß ihrer Strahlen zwar den Tag machet, aber nicht dergestalt, daß der Tag ohne ihr Dasein doch ein Tag sein und heißen könne, also macht auch das stete Leben unseres Gottes zwar ohne Unterlaß Creaturen, aber nicht dergestalt, daß sie ohne sein beständiges Wesen und Dasein Creaturen bleiben könnten. Kurz, alle Creaturen sind nichts, Er aber ist's gar; und wohl derjenigen Creatur, die ihr Nichts erkennt und Gott Alles in Allem sein läßt, denn darin bestehet alle Seligkeit. Nicht eher ist uns wahrhaftig wohl, als wenn das allerseligste Gut in uns ungehindert sein und wesen darf, wie es will; hingegen rühret alle Unseligkeit der Menschen daher, daß sie selbst, ohne Gott, etwas sein und dessen Sein und Wesen in ihnen nach ihrem eigenen Sein dirigiren wollen. Die Creaturen sind nur gewisse Arten, wodurch Gott bald auf diese bald auf jene Art beweist, daß Er ist, weswegen auch Spinoza, der sich gern kurz auszudrücken gewohnt war, zu sagen pflegte, die Creaturen wären nur Modificationes essentiae divinae, vor welcher neuen Redensart die armen Götzenknechte in allerlei Sekten schon so viele Kreuze gemacht, daß man aller Welt Kirchhöfe damit besetzen könnte." Und S. 169: „Die Materie ist nichts anderes als der Schatten von dem großen Wesen unseres Gottes. So wenig nun Dein Wesen oder Du selbst Deiner wahren Menschheit nach deswegen zu etwas Schattigtem gemacht wirst, wenn Du gleich nicht leugnen kannst, daß das Wesen Deines Schattens continuirlich von dem Sein und Wesen Deines Körpers ausfließt, ebensowenig wird auch Gott zu etwas Materialischem gemacht, wenn gleich das Wesen der Materie als seines Schattens beständig von seinem unvergleichlichen Wesen abstrahlet

und ausfließet. Und gleichwie Dein Leib, so lange er sich im Licht befunden, nie ohne Schatten gewesen, also ist auch Gott in seinem unaufhörlichen Licht nie ohne Materie gewesen. Diese ist also mit gleichem Recht eben so alt als Gott selber ist, wie Du begreifen wirst, daß Dein Schatten nothwendig nicht um einen Augenblick jünger sein könne als Dein im Lichte sich befindender Körper. Wie also Dein Schatten ein zwar unvollkommenes, jedoch auch nicht so gar ungleiches und unkenntliches Bild von Deinem Körper vorstellt; also stellet auch die Materie in ihrer verschiedenen Bildung und Stellung, wodurch die sichtbaren Dinge dieser Welt hervorgebracht werden, ein zwar nicht vollkommenes, jedoch aber auch nicht so gar unähnliches und unkenntliches Bild von dem herrlichen Wesen unseres großen Schöpfers vor." Der dritte Abschnitt wendet sich von diesem Standpunkte aus gegen Leibniz und Wolff. Es ist klar, daß, wer die Nothwendigkeit und Ewigkeit der Welt begreift, sich nimmermehr zur Annahme einer zufälligen und unter allen möglichen Welten besten Welt verstehen kann; aber es ist für Edelmann überaus bezeichnend, daß er nicht sowohl die philosophischen als vielmehr vorzugsweise die sittlichen Bedenken in diesem Kampf herausgreift. „Eine Philosophie", heißt es S. 161, „welche den Menschen nicht dahin anweist, wie er zu der verscherzten Gleichheit Gottes wieder gelangen kann, sondern demselben nur mit leeren Titeln schmeichelt und ihm weiß macht, er lebe bereits in der besten Welt, ist eine leichtfertige Betrügerei, die nicht werth ist, daß ihr ein vernünftiger Mensch sein Ohr leiht. Denn sie verdient nichts weniger als den Namen einer Philosophie, sondern ist die größte Philomorie oder Liebe zur Thorheit, die noch gewesen ist, so lange Menschen denken können; und Alle, die ihr folgen, sind arme bezauberte und betrogene Leute, die das Vergnügen, womit die wahre Weisheit ihre Lieblinge zu ergötzen pflegt, noch nie empfunden haben, sonst würden sie solchen Windbeuteln den Abschied geben."

Edelmann büßte diese Kühnheit. „Es währete nicht lange, so hörten wir die Sturmglocken an allen Orten läuten, die Zeitungsschreiber schlugen einen Lärmen über den andern, und man that

uns zu wissen, daß der Reichsfiscal hinter dem armen Moses her sei und den Verkauf desselben bei hohen Strafen verboten haben sollte.“ Mit diesen Worten beschreibt Edelmann in seiner Lebensbeschreibung (S. 355) den Beginn der Verfolgungen, denen er fortan sein ganzes Leben hindurch ausgesetzt blieb.

So lange der duldsame Graf Casimir lebte, hatte Edelmann allerdings in Berleburg völlige Sicherheit. Auch in Hachenburg auf dem Westerwald, wohin Edelmann gegangen war, nachdem 1742 der „unholde“ Graf Ferdinand in Berleburg die Regierung übernommen hatte, fand er bei der gräflichen Herrschaft Schutz gegen die Verketzerungen und Gewaltthätigkeiten der Geistlichkeit. Als er aber im Frühling 1744 nach Neuwied übergesiedelt war, wurde er nach kurzer Zeit vom Consistorium aufgefordert, ein schriftliches Glaubensbekenntniß einzureichen. Edelmann that dies am 14. September 1745. Bot dieses Glaubensbekenntniß schon an sich den Gegnern die bedenklichsten Handhaben, so wurde das Uebel gesteigert, indem Edelmann, verletzt durch ungetreue und entstellte Abschriften, welche böswillig in Umlauf gesetzt wurden, dasselbe 1746 in seiner wahren Gestalt und mit ausführlichen Anmerkungen veröffentlichte. Edelmann entzog sich der Verhaftung durch Flucht. Lange irrte er unstet in Norddeutschland umher; besonders scheint er in Altona verweilt zu haben.

Jene Vertheidigungsschrift führt den Titel: „Johann Christian Edelmann's abgenöthigtes, jedoch Anderen nicht wieder aufgenöthigtes Glaubensbekenntniß.“ Sie gilt daher gewöhnlich für die wichtigste Schrift Edelmann's. Aber an Offenheit und Entschiedenheit steht sie hinter dem Moses weit zurück. Der Anlaß, aus welchem sie entstand, und der Zweck, welchem sie diente, hat manche Spitze und Härte abgeschliffen.

Kühner und heftiger tritt Edelmann wieder in der 1747 geschriebenen Epistel St. Harenberg's auf. Sie ist eine Streitschrift gegen den Hamburger Propst Harenberg, welcher eine „Epistel“ an ihn gerichtet hatte. Der offenste Spinozismus ist hier mit unvergleichlicher polemischer Kunst vorgetragen.

Im Herbst 1747 war Edelmann nach Berlin gekommen. Die erbittertsten Verfolgungen empfingen ihn auch hier. Propst Süßmilch predigte sogleich nach seiner Ankunft gegen ihn auf der Kanzel und verstärkte diesen Angriff überdies durch besondere Streitschriften. Andere nicht minder scharfe Gegner kamen von anderen Seiten. Darauf ging Edelmann nach Hamburg. Auch hier fühlte er sich unsicher. Die fortgesetzten Anfeindungen waren dergestalt, daß am 9. Mai 1750 seine Schriften „mit den gewöhnlichen Solennitäten und unter erstaunlichem Zulauf durch Scharfrichters Hände" verbrannt wurden. Schon gegen Ende des Jahres 1749 kehrte er daher wieder nach Berlin zurück. Er lebte still und eingezogen. Die Nachrichten einiger Zeitgenossen, welche von ihm rühmen, daß er keinem Menschen seine Ueberzeugung aufgedrungen, daß er nie Religionsgespräche angefangen, vielmehr selbst Fragenden immer nur kurze und unverfängliche Antworten gegeben habe, sind durchaus glaubhaft. „Sie wissen bereits", schreibt Edelmann in jener Epistel an Harenberg (S. 159), „daß ich gleich auf dem Titelblatt meines Glaubensbekenntnisses zu erkennen gegeben, daß selbiges Anderen nicht aufgenöthigt werden solle; so lange Sie also nicht hören, daß ich Denjenigen, die nicht in allen Stücken einerlei Meinung mit mir sind, ein Anathema an den Hals werfe, oder die, so mir von freien Stücken Beifall geben, nöthige, mein Glaubensbekenntniß zu unterschreiben oder gar zu beschwören, so lange haben Sie keinen Grund, mich als einen Sektenmacher vorzustellen oder Sie müssen nicht wissen, was eine Sekte ist. Wer einem Jeden freistellt, seine Meinung anzunehmen oder zu verwerfen, der siehet auf der Welt Niemand ungleicher als einem Sektirer, wenn gleich die halbe Welt sich seine Meinung gefallen ließe." Trotzalledem hatte Edelmann nach wie vor mit unausgesetzter Anfeindung und Verfolgung zu kämpfen, weil man durchaus nicht von der Meinung abging, daß er ein neuer Religionsstifter sein wolle. Jede Veröffentlichung von Druckschriften wurde ihm aufs strengste untersagt.

Am erbittertsten waren, wie gegen Spinoza, so auch gegen Edelmann besonders die Juden; war doch „der Moses mit dem

aufgedeckten Angesicht“ auch gegen sie gerichtet! Selbst Moses Mendelssohn scheint von dieser Schwäche nicht frei gewesen zu sein. Sulzer hatte am 4. December 1747 an Samuel Gotthold Lange (vgl. S. G. Lange's Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe. Halle 1769, Th. 1, S. 308) geschrieben: „Gestern habe ich den berufenen Edelmann in einer Gesellschaft angetroffen. Er ist im Umgang ein recht artiger Mann, und man kann kaum glauben, daß er derselbe ist, der in seinen Schriften so sehr poltert und schimpft.“ Wie herb und abschätzig urtheilt dagegen Mendelssohn, wenn er über Edelmann's Persönlichkeit am 19. November 1755 an Lessing schreibt: „Von Edelmann will ich einige Worte sprechen, weil ich mich so sehr über ihn gewundert habe. Welch ein hölzerner Mann! Ich wette was, der Mensch hat eben so viel Blei in seinem Gehirn als Eisen an seinen Stiefeln. Sie kennen ihn doch auch, liebster Lessing? Hat er Ihnen nicht ebenso klotzmäßig geschienen? Wenn er doch nur ein rechter Windbeutel wäre! So was hätte ich nie vermuthet, als man mir sagte, Edelmann würde heut kommen. Es kann aber leicht sein, daß ihn Verfolgung, Unglück und Beschwerlichkeiten so sehr niedergeschlagen und alle seine Lebensgeister unterdrückt haben.“

Die Selbstbiographie Edelmann's bricht mit dem Jahre 1752 ab. Ueber die letzten Lebensjahre fehlt es daher an aller verläßlichen Kunde. Sogar Ort und Zeit seines Todes war vergessen. Erst neuerdings hat H. Pröhle in seinen „Feldgarben 1859, S. 257“ auf die Todesanzeige aufmerksam gemacht, welche die „Berliner Nachrichten von Staat- und Gelehrten Sachen 1767, Nr. 24“ brachten. Diese Anzeige lautet: „Berlin vom 21. Februaris. Den 15. dieses Monats ist allhier der in der gelehrten Welt seit vielen Jahren durch seine Schriften bekanntgewordene Johann Christian Edelmann im 69. Jahre seines Alters verstorben. Da dessen Lebenslauf durch die Streitigkeiten, welche seine Grundsätze mit den Gottesgelehrten und Weltweisen unserer Zeit erregt, den unterscheidenden Charakter einer neuen Sekte erhalten, so verdient dessen Tod billig angemerkt zu werden, wodurch derselbe, nachdem ihn ein Schlagfluß

an gemeldetem Tage Nachmittags auf seinem Stuhle sitzend betroffen, gegen 9 Uhr Abends ebenso still als unvermuthet dem Schauplatz der Welt entzogen worden. Eine von ihm hinterlassene Disposition, nach welcher er unter Begleitung weniger seiner guten Freunde auf dem Kirchhofe vor dem Hallischen Thor allhier beerdigt worden, scheint die Vermuthung zu erregen, daß ihn ein solches Ende weder ganz unvermuthet noch unvorbereitet getroffen."

Wie ein überraschendes Meteor war Edelmann aufgestiegen; wie ein Meteor verschwand er auch wieder, ohne sichtliche Nachwirkung. Weder war die Zeit reif für dergleichen Anschauungen, noch war die Denkweise Edelmann's selbst hell und durchgebildet genug, um zu überzeugen und Schule zu machen. Mit Recht konnte noch nach Jahrzehnten Lessing in seinem berühmten Gespräch mit Jacobi behaupten, daß man von Spinoza noch immer wie von einem todten Hund rede. Die wahrhaftige und darum geläuterte Verjüngung und Auferstehung Spinoza's erfolgte erst in Goethe, Schelling und Hegel. Manches muß lange im Dunkel und in der Dämmerung wachsen, bevor es lebenskräftig und lebenerweckend an das Sonnenlicht tritt.

Zweites Kapitel.

Geschichte und Philologie.

Bünau. Mascov. Mosheim. — J. M. Gesner. Christ.

Lessing sagt im zweiundfünfzigsten Literaturbriefe, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Literatur am schlechtesten aussehe. Wer konnte ihm da widersprechen? Keiner von den Geschichtsschreibern aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wird mehr gelesen; kaum wird noch ihr Name genannt.

Gleichwohl darf man sie nicht unbeachtet lassen, will man ein lebendiges und allseitiges Bild dieses Zeitalters gewinnen.

Es war eine entscheidende Wendung der gesammten Geschichtsauffassung.

Bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte nach wie vor die üppigste Polyhistorie gewuchert. Die Geschichte war ein wüster Curiositätenkasten, in welchem man Alles aufspeicherte, was nirgends anders Platz fand. Einheit und innere Entwicklung wurden weder geahnt noch gesucht; und wo sich das Bedürfniß tieferer Gliederung regte, war diese eine ausschließlich theologisirende. Nach der auf den Propheten Daniel gegründeten Anschauung wurde die Geschichte als die Geschichte der vier Weltmonarchieen, d. h. als die Geschichte des babylonischen, persischen, griechischen und römischen Reiches gefaßt; das römische Reich, als noch bestehend betrachtet, umschloß dann wohl oder übel die Geschichte der Christenheit. So waren alle im Schul- und Universitätsunterricht üblichen Handbücher abgefaßt; noch im Jahre 1666 wurde für Sachsen durch Johann Georg II. das strengste Festhalten dieser Behandlungsweise ausdrücklich befohlen. Und selbst als durch Hermann Conring thatsächlich und noch mehr durch Christophorus Cellarius (1685, 1688, 1696) mit bewußter Klarheit die Eintheilung in alte, mittlere und neuere Geschichte, und damit eine freiere und weltlichere Betrachtung eingeführt worden war, wurde doch noch im Jahre 1728 diese theologisirende Geschichtsbehandlung von Jan, Professor der Theologie in Wittenberg, in einer besonderen Schrift: „Antiquae et pervulgatae de quatuor monarchiis sententiae contra recentiorum quorundam objectiones assertio“ mit allem Aufwand scholastischer Gelehrsamkeit vertheidigt. Diese Schrift wurde noch 1805 in Breyer's Historischem Magazin Bd. I wieder abgedruckt.

Dennoch aber wagte sich seit Conring in Deutschland die Geschichte auf ihre eigenen Füße zu stellen.

Seit dem Westfälischen Frieden hatte sich allmälig auch die politische Seite der Geschichte in das Bewußtsein gedrängt. Die Geschichte der vier alten Monarchieen wurde europäische Staaten-

geschichte. Es ist für die Folgerichtigkeit und den inneren Zusammenhang dieser Wandlungen äußerst bedeutsam, daß der erste Begründer dieser tieferen Geschichtsauffassung in Deutschland derselbe Mann war, welcher auch das Naturrecht, d. h. die Erlösung der Rechtsanschauung von der bindenden Uebermacht der Theologie, begründet und durchgeführt hatte. Es war Samuel Pufendorf. Besonders seine „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten, so jetziger Zeit in Europa sich finden“ (1682), wirkte in diesem Sinn weithin bahnbrechend und epochemachend. Zum ersten Mal wurde die Aufmerksamkeit auf die Schilderung der inneren Zustände und auf die das Steigen und Fallen der Staaten bedingenden Ursachen und Ereignisse gerichtet. Und mit dieser tieferen Auffassung verband sich in Pufendorf auf's glücklichste die streng wissenschaftliche Forschung. Seine Geschichte Schwedens unter Gustav Adolf, Christian, Karl X. beschränkt sich zwar wesentlich auf die kriegerischen und diplomatischen Vorgänge, schildert aber diese auf Grund eingehender Durchforschung des schwedischen Reichsarchivs, ohne doch dadurch sich zu einseitiger Auffassung verleiten zu lassen (1688, 1696). Ja in seinen „Neunzehn Büchern über die Thaten des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg“ (1695) wird das archivalische Material sogar in einer Masse verwerthet, welche die Einheit der erzählenden Darstellung beeinträchtigt.

In glänzender Weise aber vermochte es Leibniz, die kritische Forschung mit der Combinationsgabe und dem Urtheil des weltkundigen Mannes zu verbinden. Seine „Annales imperii occidentis“ (768 bis 1005) hätten der Geschichtsschreibung Deutschlands den ersten Platz in der zeitgenössischen Wissenschaft gewinnen können, wenn nicht der Tod des großen Mannes die Veröffentlichung verhindert und die Wirkung abgeschnitten hätte. Erst durch Pertz ist das gewichtige Werk der Nation zugänglich gemacht worden (1843 bis 1846). Doch hat Leibniz auch bei seinen Lebzeiten durch die Ausgaben von Urkunden und Chroniken, die er veranstaltete, durch die klaren und sicheren Aussprüche über Erfordernisse der Kritik, mit denen er sie begleitete, sehr wohlthätig auf die Geschichtsschreibung eingewirkt.

Die veränderte Richtung bekundet sich augenfällig, wenn wir sehen, daß auf den Universitäten die Geschichtsprofessur, welche bis dahin meist dem Professor der Poesie und Beredsamkeit zugefallen war, von jetzt ab gewöhnlich mit der Professur des Staatsrechts verbunden wurde.

Zunächst allerdings konnte es scheinen, als sei unter den Schülern und Nachfolgern Pufendorf's nur eine neue Einseitigkeit an die Stelle der alten getreten. Wie früher das Theologische, so drängte sich jetzt das Juristische vor. Nur Wenige, wie vor Allem der Wittenberger Professor Samuel Conrad Schurzfleisch (1642 bis 1708), wagten es, vom neuen Standpunkt aus alle Seiten des geschichtlichen Lebens zu umfassen. Die meisten dieser geschichtsforschenden Staatsrechtslehrer beschränkten sich ganz ausschließlich auf die „teutsche Kaiser- und Reichshistorie"; und sie machten gar kein Hehl daraus, daß es ihnen in diesen geschichtlichen Studien nicht sowohl um die reine und freie Wissenschaft zu thun war als vielmehr nur um schneidige Waffen zur Ausfechtung staatsrechtlicher Streitigkeiten, insbesondere zur Vertheidigung der fürstlichen Hoheitsrechte.

Trotzdem war der Fortschritt ein unermeßlicher.

Was in neuester Zeit mit reicheren Hilfsmitteln und mit tieferer kritischer Einsicht die herrschenden historischen Schulen wieder in Angriff genommen haben, die Sichtung, Sammlung und Herausgabe der älteren deutschen Chroniken und Urkunden, das wurde schon damals bei diesem ersten Erwachen deutscher Geschichtswissenschaft auf's rühmlichste begonnen und ausgebeutet. Was in dieser Beziehung Johann Georg von Eckhard (1664 bis 1730), Leibniz' Mitarbeiter und späterer Würzburgischer Historiograph, Burckhard Mencke (1674 bis 1732), Professor der Geschichte und churfürstlicher Historiograph in Leipzig, was die beiden berühmten Hallischen Professoren, Peter von Ludewig (1668 bis 1743) und Hieronymus Gundling (1670 bis 1729), dieser besonders auch als Erklärer Pufendorf's, gethan haben, ist, wenn wir bedenken, daß wir in der Zeit erster Anfänge stehen, sowohl an

sich wie besonders in der folgenreichen Nachwirkung des höchsten Lobes werth.

Und zuletzt gingen gerade aus diesen Bemühungen um die deutsche Reichsgeschichte zwei Unternehmungen hervor, welche die Geschichtsschreibung auch aus dem Banne beherrschender staatsrechtlicher Systeme lösten und die historischen Vorgänge aus ihren thatsächlichen Bedingungen zu begreifen suchten, welche zugleich über die zünftige Bedeutung hinaus für die Nation Werth gewannen und somit die unentreißbare Bedeutung haben, daß sie der Anfang und die Grundlage der gesammten neueren deutschen Geschichtsschreibung geworden sind.

Es sind die Geschichtswerke von Mascov und Bünau.

Johann Jacob Mascov, geboren am 26. November 1689 zu Danzig, seit 1718 Professor der Geschichte und des öffentlichen Rechts in Leipzig, veröffentlichte seit 1726 seine „Geschichte der Teutschen bis zum Anfang der Fränkischen Monarchie in zehn Büchern“, welcher elf Jahre später die „Geschichte der Teutschen bis zum Abgang der Merovingischen Könige“ in sechs Büchern folgten. In den Jahren 1741 bis 1753 schrieb er die „Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici“, von Konrad I. bis Konrad III. Das Entstehen und Wachsen der fürstlichen Herrscherhäuser, der Stand der Kirche, die Grundzüge des Lehnswesens und die vornehmsten Erscheinungen des Kulturlebens in den verschiedenen Zeitabschnitten werden mit gewissenhafter weitgreifender Urkundlichkeit und mit sicherem geschichtlichem Blick geschildert. Noch W. Giesebrecht hat es in seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit ausgesprochen, daß Mascov auf alle folgenden Behandlungen des deutschen Mittelalters den größten Einfluß geübt, ja daß er noch heut seinen Werth behaupte.

Heinrich Graf von Bünau, geboren am 2. Juni 1697 zu Weißenfels, ein reichbegüterter sächsischer Staatsmann, der zuerst in Sachsen, dann als kaiserlicher Reichshofrath, weiter als obervormundschaftlicher Statthalter des Herzogthums Sachsen-Eisenach und endlich als weimarischer Minister an der Spitze wichtigster Geschäfts-

führung stand, schrieb in den Jahren 1728 bis 1743 seine „Genaue und umständliche teutsche Kayser- und Reichshistorie aus den bewährtesten Geschichtsschreibern und Uhrkunden zusammengetragen". In vier Quartbänden behandelt sie die Kaisergeschichte bis auf den Tod Conrad's I. Die Fortsetzung, die spätere Kaiserzeit bis auf Otto III. umfassend, ist druckfertig, aber noch ungedruckt; außer ihr umfassen die sechzehn handschriftlichen Foliobände, die sich jetzt auf der Königl. Bibliothek zu Dresden befinden, noch Bruchstücke weiterer Partieen. Bünau kommt Mascov nicht gleich an Schärfe der Kritik und an sicherer Anordnung des Stoffs, an Umfänglichkeit der Quellenkenntniß aber überragt er ihn; Böhmer nannte ihn den deutschen Muratori.

Waren Mascov und Bünau, ein Jeder in seiner Weise, vornehmlich bestrebt, den Ursprung und das Wachsthum der deutschen Rechts- und Staatsverhältnisse zu schildern, so war damit fester Halt, ein einheitlicher Grundgedanke und innerer folgerichtiger Zusammenhang gegeben; aus dem wüsten vielgelehrten Durcheinander von Geschichten und Anekdoten war der Begriff der Geschichte erwachsen. Und hatte schon Samuel Conrad Schurzfleisch in seinen Epistolae arcanae (Bd. 1, S. 613) die Lebensbedingung aller wahrhaft pragmatischen Geschichtserzählung ausgesprochen, indem er darauf drang, nicht blos die Ereignisse, sondern auch deren verborgene Ursachen zu berichten, so suchten Bünau und besonders Mascov diese strenge und wohlbegründete Forderung zur That zu gestalten; überall erforschten und schilderten sie, um mit Mascov zu sprechen, zugleich die „Regierungsform, Gemüthseigenschaft, Religion und Sitten", „damit man die Dinge, von welchen eine Gewißheit zu erlangen, in ihrem rechten Licht sehe". Zu diesen großen inneren Vorzügen kommt das nicht geringere äußere Verdienst, daß Bünau und Mascov, wenige sehr vereinzelte Vorgänger abgerechnet, die Ersten waren, welche es unternahmen, auch in die Wissenschaft der Geschichte die Behandlung in deutscher Sprache einzuführen. Es war ein zukunftskräftiger Keim, welchen Bünau legte, als er in der Vorrede sagte: „Einige werden zwar tadeln, daß ich die teutsche Sprache

vor der lateinischen erwählet, inmaßen diese auswärts mehr bekannt ist; allein Cicero, dem vorgeworfen ward, daß er in seiner Mutter- und nicht viel lieber in der griechischen als der damaligen Gelehrtensprache geschrieben, hat Denjenigen bereits längstens geantwortet, die ihre eigene Sprache verachten. Es ist gewiß, daß seit einiger Zeit die teutsche Sprache in gewissen Stücken reiner und besser geschrieben worden als vorher; nur glaube ich, daß in der historischen Schreibart noch nicht viel Gutes, viel weniger Vollkommenes, in teutscher Sprache aufzuweisen sei. Ich hoffe daher um so viel mehr entschuldigt zu werden, wenn ich es noch zu keiner Vollkommenheit bringen können, da ich beinah der Erste bin, der Solches in einem weitläufigen Werk unternimmt; dabei mir aber angenehm sein wird, wenn ich Andere dadurch ermuntern kann, es in diesem Stück höher zu treiben und mir weit vor zu thun." Bünau's Sprache ist trocken und nüchtern: Mascov aber, obgleich später wieder zum Latein zurückkehrend, hat bereits eine so edle Reinheit und eine so durchgebildete Einfachheit und Gefälligkeit der Darstellung, daß nur Lorenz von Mosheim ihm an die Seite gestellt werden kann.

Lessing konnte daher in jenem bereits erwähnten Literaturbrief, in welchem er den empfindlichen Mangel guter deutscher Geschichtsschreiber beklagt, mit einigem Recht hinzusetzen, daß es trotzalledem nur eine Kleinigkeit sei, was einem Bünau, einem Mascov zu vollkommenen Geschichtsschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt hätten. „Wem aber kann hier," sagt Lessing, „wo die Quellen oft gar fehlen und oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen trockenen Factums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit als der Begebenheit selbst vortragen zu können hoffen darf; wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten

zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen."

Vielleicht wäre es, was Lessing für das Rathsamste hielt, für die Ausbildung historischer Kunst in der That von Vortheil gewesen, wenn diese sich wenigstens vorläufig nur auf das Nächste und Bekannte der eigenen Gegenwart beschränkt hätte. Wie aber war dies möglich in einem Zeitalter, in welchem alles auch noch so entfernte Anstreifen an politische Tagesfragen auf's ängstlichste überwacht und auf's härteste bestraft wurde?

Wilhelm Tenzel († 1707) hatte sich um die allgemeine historische Bildung wie um die Erforschung der sächsischen Geschichte einige Verdienste erworben, als er von Gotha nach Dresden als Historiograph berufen wurde. Aber daß er in seinen „Genealogiae Beichlingicae" den Stammbaum dieses Grafenhauses bis auf Herzog Widukind zurückzuführen suchte, erregte den Neid und die Ungnade August's des Starken dergestalt, daß er Tenzel sofort seiner Stelle entsetzte und in kläglichster Armuth sterben ließ. Ihn ersetzte in seinem Amt Burkhard Mencke (geb. 1674), der durch Quellenedition und publicistische Arbeiten sich bekannt machte, aber als darstellender Historiker weniger leistete und mit Bezug darauf in einer feinsinnigen Abhandlung: De eo, quod ridiculum est in republica seu de histrionia politica (1721) bedauernd es ausspricht: über die Lebenden müsse er schweigen, da sie ihn verderben könnten.

So erklärt sich die merkwürdige Erscheinung, daß, obgleich die freiere Auffassung und Behandlung ursprünglich der Rechts- und Staatswissenschaft zu danken war, die erste reife Frucht dennoch nicht der Staatsgeschichte zufiel, sondern der Kirchengeschichte, welche bereits in Arnold's Ketzerhistorie einen so ruhmreichen Anfang genommen.

Mosheim's Kirchengeschichte ist das bedeutendste geschichtliche Werk des Zeitalters.

Johann Lorenz von Mosheim, aus alter freiherrlicher Familie am 9. October 1604 zu Lübeck geboren, hat als beredtester Kanzel-

redner und als höchst einflußreicher Lehrer in Kiel, Helmstädt und Göttingen mehrere Jahrzehnte hindurch fast alle Zweige der Theologie beherrscht. „Es war unmöglich", sagt sein berühmter Schüler Schröckh, „daß man durch seinen Vortrag hätte ermüdet werden können. Seine laute und ungemein durchdringende Stimme, seine deutliche Aussprache, seine Lebhaftigkeit, und die anständigen Bewegungen, womit er das, was er sagte, zu begleiten pflegte, fesselten schon im Voraus die ganze Aufmerksamkeit eines jeden Zuhörers. Sein Vortrag selbst aber hatte noch weit reizendere Vorzüge. Er floß, gleich einem sanften Strom, ohne den geringsten Anstoß, mit Hilfe weniger aufgeschriebener Zeilen unaufhörlich fort. Die einleuchtende Deutlichkeit, die Stärke der Beweise, der genaue Zusammenhang der gewählten und bestimmten Ausdrücke, die ungesuchte Anmuth der Worte, die immer am rechten Orte angebrachten Betrachtungen, die gerade das Nöthigste zusammenfassende Kürze, kurz alle Eigenschaften, die der römische Dichter unter dem schönen Ausdruck und der deutlichen Ordnung begreift, machten, daß man in jeder seiner Vorlesungen eine mit Fleiß ausgearbeitete Rede zu hören glaubte." Und noch nachhaltiger wirkte Mosheim als Schriftsteller. Seine Schreibart hatte dieselbe Reinheit, Fülle und Anmuth wie sein mündlicher Vortrag. Was Mosheim für Hebung der deutschen Kanzelberedtsamkeit, für die wissenschaftliche Begründung der christlichen Sittenlehre, für die Verbreitung milder Freisinnigkeit, in welcher die Zeitgenossen ihn gern mit Melanchthon verglichen, gethan hat, bleibt um so unvergeßlicher, je wichtiger es war, daß dem geistlosen Pietismus der Halle'schen Theologen ein wissenschaftliches und doch gemüthswarmes Gegengewicht gegenübergestellt werde. Mosheim starb am 9. September 1755, als Kanzler der Universität Göttingen, einundsechszig Jahre alt, allgemein verehrt und betrauert.

Kirchengeschichte war der Anfang seiner Studien gewesen; zu ihr kehrte er immer wieder als zu seiner eigensten Heimath zurück. Er schrieb zuerst Institutiones historiae ecclesiasticae Novi Testamenti 1726; sie waren in vier Bücher oder Perioden ein-

getheilt, drei aber wurden nur vollendet. Eine neue Ausgabe waren die Institutiones historiae ecclesiasticae antiquioris im Jahre 1737; darauf folgten 1741 als besonderes Werk die Institutiones historiae recentioris. Schon im Jahre 1739 hatte er die alte Kirchengeschichte neu zu bearbeiten angefangen in den Institutiones historiae ecclesiasticae saeculi primi majores. Dazu kommen noch neben dem „Versuch einer gründlichen und unparteiischen Kirchen- und Ketzergeschichte“ 1746 (über die Ophiten und die Apostelbrüder) und dem weiteren „Versuch einer vollständigen und unparteiischen Ketzergeschichte“ 1748 (über Servet) die beiden Hauptwerke De rebus Christianorum ante Constantinum Magnum commentarii 1753 und Institutionum historiae ecclesiasticae antiquae et recentioris libri IV. 1755. Dieses letztere Buch in der deutschen Uebersetzung von J. A. von Einem hat man gewöhnlich vor Augen, wenn man von Mosheim's Kirchengeschichte spricht.

Auch Mosheim kennt wie Bünau und Mascov noch nicht den Begriff innerer Entwicklung. Die Kirche erscheint noch durchaus ohne eigenes, naturwüchsiges, treibendes Leben. War früherhin Begriff und Geschichte des Staats bei den weltlichen Geschichtsschreibern fast ganz und gar von der Uebergewalt der ausschließlich kirchlichen Gesichtspunkte erdrückt worden, so kommt jetzt umgekehrt bei dem kirchlichen Geschichtsschreiber Begriff und Geschichte der Kirche vor der Uebergewalt der vom Rechts- und Staatsleben entnommenen Betrachtungen und Vergleichungen nicht zu ihrem Recht. Daher die gewaltsame Sonderung des Stoffs in innere und äußere Geschichte, die fast unbegreifliche Willkürlichkeit in der Abgrenzung der einzelnen Zeitabschnitte, die theilnahmlose Nüchternheit in der Betrachtung der rein religiösen Bewegungen. Aber wie himmelweit ist hier bereits Auffassung und Behandlung von jener salbungsvollen Beschränktheit der alten Streittheologie entfernt, an welcher auch Arnold's Ketzerhistorie, wenn auch in veränderter Richtung, noch festhielt. Gewissenhafte und ausgedehnte Quellenforschung, strengste Gegenständlichkeit und Gerechtigkeit, der weiteste und unbefangenste

Blick in die maßgebenden allgemeinen Kulturzusammenhänge, fester geschichtlicher Sinn, würdige beredte Erzählung! Mosheim ist der erste wahrhaft pragmatische deutsche Geschichtsschreiber. F. Chr. Baur, selbst einer der bewährtesten Fachgenossen, sagt in seinem trefflichen Buch über „Die Epochen der kirchlichen Geschichtsschreibung“ 1852, S. 127: „Wie nach Mosheim die Geschichte erst dann ihren wahren Werth und Nutzen hat, wenn sie nicht blos zeigt, was geschehen ist, sondern auch, wie und warum es geschehen ist, oder die Begebenheiten aus ihren Ursachen erklärt, so verlangt er für diesen Zweck von dem Geschichtsschreiber besonders, daß er neben den Zeugnissen der Schriftsteller und der Geschichte der Zeiten die menschliche Natur genau kenne, denn wer mit den geistigen Fähigkeiten, den Charakteren, Neigungen, Begierden der Menschen, mit der Macht ihrer Leidenschaften bekannt sei, werde daraus auch das Geschehene um so leichter erklären können. Ganz besonders hält Mosheim eine genaue Kenntniß der Philosophie für nothwendig, um in das innere Leben der christlichen Kirche tiefer hineinzublicken, und wenn er auch nur mit Bedauern von dem Einfluß spricht, welchen menschliche Wissenschaft und Philosophie auf die so sehr von ihr verschiedene göttliche Lehre des Christenthums gehabt habe, so ist doch hier gerade vorzugsweise das Gebiet, auf welchem er als Geschichtsschreiber der christlichen Kirche sich auszeichnet. Niemand verstand es so sehr wie Mosheim mit einem so eindringenden Scharfsinn, einer so gewandten Combinationsgabe, einem für eine solche Aufgabe so fähigen und reich ausgestatteten Geist die verschiedenen Systeme zu construiren, in welchen hauptsächlich die geistige Bewegung der ältesten Periode besteht.“

Hand in Hand mit der vorschreitenden Befreiung der Geschichtsbetrachtung ging die Befreiung der Philologie und der humanistischen Alterthumsstudien.

Es ist bekannt, wie kläglich unter den Zänkereien des siebzehnten Jahrhunderts das einst so blühende Leben der Humanisten verkümmert und abgewelkt war. Was sich als Alterthumswissenschaft gab, hatte mit dem Geist des Alterthums gar nichts zu thun; in

der wüsten Anhäufung der sogenannten Realien hatte antiquarische Kleinkrämerei und geistloses Gelehrtenthum den unbeschränktesten Tummelplatz. J. M. Gesner erzählt aus seiner Jugendzeit (Praelectiones ad isag. § 65, herausgegeben von J. N. Nielas), daß, als eine Anzahl Studirender in Jena den angesehenen und kenntnißreichen Professor J. G. Müller um eine Vorlesung über die Aristotelische Rhetorik bat, dieser sogleich mit der Erklärung eines einzelnen Wortes im ersten Satz vier volle Stunden zubrachte. In den niederen Schulen aber war die Philologie noch immer lediglich die Magd der Theologie. Das Griechische war von den Gymnasien fast verschwunden oder wurde doch nur in der Lesung des Neuen Testaments geübt, dessen Gräcität durch die Anhänger der strengen Inspirationslehre für klassisch erklärt wurde; das Lateinische war schwülstiges und barbarisches Floskelwerk. Die Schranken der Theologie durchbrechen hieß daher vor Allem auch den Alterthumsstudien wieder freiere Lebensluft öffnen. Erst jetzt wieder war die Zeit gekommen, daß sich die Alterthumsstudien ihrer alten weihevollen Bestimmung erinnerten, die Vorschule der allgemeinen Bildung, die Grundlage reiner und schöner Menschlichkeit zu sein.

Wie eine vielversprechende Morgenröthe hellerer Tage ersteht Johann Matthias Gesner; anspruchslos, still thätig, der Wiedererwecker der philologischen Wissenschaft in Deutschland, der ruhmreiche Ahnherr jener ruhmreichen Gelehrtengeschlechter, welche sich in ununterbrochener Folge bis auf Gottfried Hermann, Böckh, Welcker und Otfried Müller hinziehen.

Johann Matthias Gesner war am 9. April 1691 zu Roth bei Ansbach geboren und hatte seit 1710 in Jena studirt. In den Jahren 1715 bis 1729 war er Conrector in Weimar, dann dreizehn Monate Rector in Ansbach; 1730 wurde er Rector der Thomasschule in Leipzig; 1734 übernahm er die Professur der Poesie und Beredsamkeit an der neugegründeten Universität Göttingen. Eifrig betheiligte er sich in seinen letzten Jahren an den Arbeiten der 1751 gestifteten Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften; er starb am 3. August 1761.

Gesner war gleich groß als Gelehrter wie als Schulmann. In beiden Richtungen ist der Einfluß der Engländer unverkennbar. Dort war es Bentley, hier Locke, welche hauptsächlich auf ihn eingewirkt hatten.

Er zuerst wies wieder auf die Griechen, er zuerst zog die Alten wieder in die allgemeinen Bildungskreise, er suchte mit Geist und Geschmack, unterstützt durch ausgebreitete Kenntnisse, die Werke der Alten dem eindringenden Verständniß zu erschließen. Man pflegt jetzt nicht selten auf das Unzulängliche von Gesner's Wortkritik verachtend herabzusehen; aber man soll nicht vergessen, daß es sich, wie die Dinge damals lagen, vor Allem um die richtige Methode der Erklärung, um Verständniß und Geschmacksbildung handelte. Während bei R. Bentley die Kritik überwiegt und nicht selten in tolldreiste Spitzfindigkeit ausartet, während bei den Holländern, selbst bei J. Fr. Gronov und T. Hemsterhuis, nach wie vor das Streben hervortritt, die Schriftsteller nur als äußeren Anlaß für gelehrte antiquarische und grammatische Erörterungen und Ausführungen zu benutzen, geht Gesner immer nur auf das, was der unmittelbar vorliegende Schriftsteller bietet und fordert. Wo sind richtigere Grundsätze der Erklärung als die in der Vorrede zum Claudianus aufgestellten? „Ich habe", sagt Gesner, „meine Bemerkungen gegeben, nicht um meine Gelehrsamkeit zeigen zu können, sondern um den Gedanken des Dichters darzulegen, mochte nun etwas aus der Tiefe der Forschung zu schöpfen sein oder gewöhnliches Wissen genügen, mögen es Andere früher oder ich jetzt zuerst es gesagt haben; ich habe nicht einen dickleibigen Commentar aufgespeichert, sondern nur das erreichen wollen, daß man den Dichter verstehe; sodann habe ich, um den Geschmack der Jünglinge zu bilden, was schön und würdig, was wahrhaft dichterisch sei, kurz angedeutet und ebenso getreulich auf das aufmerksam gemacht, was der Natur, den großen Mustern, der Idee des Guten und Schönen zuwiderläuft, sodann habe ich offen gestanden, wo ich etwas nicht verstehe, um so die Einen zu trösten, wenn sie es auch nicht verstehen, und Gelehrtere oder Glücklichere zu eigenen Versuchen anzureizen." Wir

haben fast immer Ursache, dabei die Sicherheit seiner künstlerischen Empfindung anzuerkennen. Er ist, wie Herder einmal sagt, „ein Mann von richtigen Sinnen“. Wenn J. D. Michaelis in seiner Gedächtnißrede (vgl. J. M. Gesneri Biogr. acad. Bd. 1, S. 261) berichtet, daß Gesner einst in traulicher Unterhaltung den Dichtungen Haller's vor Homer und Virgil den Vorzug gegeben, so war dies offenbar nur eine jener übelangebrachten Höflichkeiten, zu welchen sich zu seinem eigenen großen Leidwesen die schüchterne Bescheidenheit Gesner's in unbewachten Augenblicken öfters hinreißen ließ. In der Beurtheilung Klopstock's ging Gesner weder mit den Gottschedianern, welche die Messiade ganz und gar verwarfen, noch mit der neuen Richtung, welche das Gestaltlose und Schwülstige derselben als höchste Poesie bewunderte.

Und obgleich einer der größten Gelehrten, dünkte sich Gesner nicht zu vornehm, zugleich einer der treufleißigsten Schulmänner zu sein. Schon als dreiundzwanzigjähriger Jüngling hatte er 1715 in seinen „Primae lineae isagoges in eruditionem universalem“ die Grundlinien jener neuen Pädagogik entworfen, welche auf die deutsche Gelehrtenbildung fortan den segensreichsten und nachhaltigsten Einfluß übte. Sein Grundgedanke war, daß bei der Auswahl der in der Schule zu lesenden Schriften einzig und allein der Inhalt den Ausschlag zu geben habe, auf daß durch diesen Geist und Gemüth des Schülers mit Kenntnissen der mannichfachsten Art bereichert und mit Liebe zur Tugend und zu allem Schönen erfüllt werde. Nur wenige bedeutende Stücke lese man langsam und lese sie so, daß man auf alle Schwierigkeiten aufmerksam macht, welche für das vollständige Verständniß eines Schriftstellers zu überwinden sind, alles Andere lese man rasch, um zum Verständniß des Ganzen zu gelangen und den Geist durch die Fülle des Stoffs zu nähren. In diesem Sinn wirkte er weithin durch die Ausgabe seiner „Chrestomathia graeca“ (1731), einer Sammlung ausgewählter Stücke aus griechischen Klassikern; auch einige lateinische Autoren behandelte er in ähnlicher Art. Aber auch ganz andersartige Ziele des Unterrichts wurden von ihm fast zum ersten Male aufgestellt;

frühzeitig sei der Blick des Schülers zu erweitern und ihm der Zugang zu Geschichte, Mathematik und Naturkenntniß zu öffnen; denn Vielseitigkeit des Wissens sei nöthig, weil alle Wissenschaften unter einander auf's engste verbunden seien und Einseitigkeit leicht zu trockener Grübelei und pedantischer Selbstüberhebung führe. Gesner wirkte in diesem Sinne nicht blos in Weimar, Ansbach und Leipzig, sondern ebensosehr und sogar noch bedeutender als Universitätsprofessor in Göttingen, wo er das erste philologische Seminar gründete und mit seinen Grundsätzen (1738) für die neue Schulordnung der Hannoverschen Lande maßgebend wurde. Ernesti und Heyne führten auch nach dieser Seite hin das von Gesner glücklich Begonnene mit glücklichster Nacheiferung weiter.

Man sprach fortan wieder vom Geist des Alterthums, von alter Kunst und Dichtung, nicht blos von grammatischem und antiquarischem Kleinkram.

Und neben Gesner stand der Leipziger Professor Christ. Er war der Erste, welcher die Aufmerksamkeit auch wieder auf die bisher in Deutschland fast völlig unbekannte und vernachlässigte bildende Kunst des Alterthums lenkte.

Johann Friedrich Christ, im April 1700 zu Koburg geboren und am 3. September 1756 zu Leipzig gestorben, war ein feinsinniger Kopf von vielseitiger Bildung. Schon in früher Jugend hatte er künstlerische Neigungen. Er zeichnete, malte, radirte, modellirte. Im Jahre 1724 schrieb er eine „Kurze Anzeige der vorhabenden Beschreibung der Historie der Malerei neuerer Zeiten", die ein biographisch kritisches Künstlerlexikon in Aussicht stellte; 1726 erschien als Probestück in den Fränkischen Acta erudita „Das Leben des berühmten Malers Lucas Cranach's". Seine Anschauungen wurden bereichert, als er, nachdem er bereits 1731 in Leipzig Professor der Geschichte geworden, in den Jahren 1733 und 1734 als Begleiter des Grafen Rudolf von Bünau, des jüngeren Bruders des Reichshistorikers, Deutschland, Belgien, Holland, England, Ober-Italien und Toscana bereiste. Im Jahre 1739 ging er zur Professur der Dichtkunst über. Durch Wohlstand begünstigt,

sammelte er sein ganzes Leben hindurch mit Eifer Kupferstiche, Gemmen und Münzen. Ebenso erweckt es für seine dichterische Empfindung das beste Vorurtheil, wenn er, obgleich selbst nur lateinisch dichtend, in einem 1746 herausgegebenen Sammelwerk Villaticum (S. 127) auf's herbste beklagt, daß man jetzt die lutherischen Kirchenlieder nur mit allerlei Neuerungen singe, und sodann hinzufügt, daß er sein eigenes Gesangbuch nach den alten Drucken durchgesehen und wiederhergestellt habe. Ja, wir finden Christ auch in politischer Beziehung den Gesichtskreis seiner Zeitgenossen weit überragend. In einer Jugendschrift über Machiavelli (De N. Machiavello libri tres, 1731) beweist er, daß Machiavelli lediglich die Absicht gehabt habe, die Gewalt der Mediceer in Italien verhaßt zu machen; Machiavelli's römische Geschichte stellt er über die Aristotelische Politik, da jene für Freistaaten, diese aber nur zu Gunsten der Alleinherrschaft geschrieben sei.

Christ ist nie zu größeren darstellenden Werken gekommen. Die kunstgeschichtlichen Schriften, die er selbst in Druck gab, beschränken sich auf die Erklärung der Daktyliothek des Richter'schen Museums (1743), auf die Erklärung der Lippert'schen Daktyliothek (1755 und 1756), auf die „Anzeige und Auslegung der monogrammatum berühmter Mahler und Kupferstecher" (1747), auf eine Abhandlung über die Erkennung der Aechtheit antiker Gemmen (1753 und 1754). Aber er war ein emsiger und beliebter Lehrer. Seine Vorlesungen, insoweit sie die Denkmale alter Kunst behandelten, waren von weitgreifender Wirkung. (Vgl. E. Dörffel: J. F. Christ. Leipzig 1878.)

J. K. Zeune hat 1776 die Vorlesungen Christ's aus Collegienheften herausgegeben. Allerdings war Christ's Standpunkt noch ein vorwaltend antiquarischer. Es gelang ihm noch nicht, wie einige Jahrzehnte später seinem begünstigterem und genialerem Nachfolger Johann Joachim Winckelmann, die künstlerische Form als solche als das Wesentliche des Kunstwerkes und damit als den Grund und Kern aller wahrhaft wissenschaftlichen Kunstbetrachtung zu erkennen; von der Ansicht ausgehend, daß, wie Chr. G. Heyne

sich in der Vorrede zu seiner Sammlung antiquarischer Aufsätze ausdrückt, die Künste das Andenken vergangener Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen gedient hätten, betrachtete er ihre Werke mehr als geschichtliche Denkmale und vermengte sie mit anderen historisch wichtigen Ueberresten des Alterthums. Was die Vorlesungen boten, war mehr Encyklopädie der Philologie als Kunstgeschichte. Das Programm (S. 32 ff.) lautet: „Es kann die Literatur nach Beschaffenheit der Dinge, womit sie zu thun hat, in gewisse Klassen vertheilt werden, die ohngefähr folgende nach unserer Ansicht sein mögen: 1) Die Erkenntniß der auserlesensten Bücher (notitia rei librariae) stehet als der größte und edelste Theil der Literatur voran. 2) Hernach folget der andere Haupttheil der Literatur von der Untersuchung der Denkmäler in Ansehung der Aufschriften, welche gewöhnlich Inscriptiones genannt werden. 3) Weiter, der dritte von den Münzen, es betreffe entweder das gewöhnliche Geld, so im gemeinen Leben im Handel und Wandel gäng und gäbe ist, oder die sogenannten Schaustücke, weil beide Arten der Münzen wieder zur Aufklärung der Geschichte beitragen. 4) Ferner der vierte Haupttheil, welcher die verschiedenen Arten von Bildern betrachtet, sie seien in's Runde, Große oder Kleine (colossi, signa, sigilla) von Erz oder Marmor und anderen Steinen, oder sie seien halb erhaben in allerhand Materien oder einwärts geschnitten wie die zum Siegeln dienlichen Edelsteine, oder sie seien Zeichnungen auf Flächen, die entweder mit Linien umrissen sind oder mit Farben illuminirt oder mit bunten Scherben, Gläsern und Steinen belegt sind. 5) Auch gehört noch zu unserem Endzweck ein fünfter Theil, welcher einige Nachrichten von allen den kleinen Ueberbleibseln des Alterthums, als Waffen, Gefäßen, allerhand Hausrath und dergleichen ertheilet; der gelehrte Jacob Spon nennt es Angeiographie. 6) Endlich beschäftigt sich der sechste Theil der Literatur mit Briefschaften (tabulis, codicillis, diplomatibus), mit einem Wort, mit der Diplomatik.“ Aber wer wird über diese unkünstlerische Auffassung der alten Kunst mit einem Vorgänger Winckelmann's hadern? Freuen wir uns vielmehr, daß

trotz dieser Beschränkung Christ dennoch, wie schon Karl Justi in seiner Biographie Winckelmann's gebührend hervorgehoben hat, selbst in rein künstlerischen Dingen der würdige Vorgänger Winckelmann's ist. „Die alten griechischen Werke", sagt Christ, „sind der Natur überaus gemäß. Die Proportionen sind richtig. Das Alter, der Wohlstand, auch alle Umstände sind auf's genaueste beobachtet. Die Bewegungen sind so edel als einfältig und ungezwungen. Und über das Alles haben sie eine mit Majestät vermischte Zärtlichkeit, Annehmlichkeit und Schönheit." Von den römischen Kunstwerken sagt er, daß „sie eher eine ernsthafte Majestät, eine wohlanständige Miene, als eine zärtliche und reizende Schönheit und Vollkommenheit haben". Ueber die neuere Kunst äußert er: „So weit auch manche neueren Meister durch die alten Muster gekommen sind, so ist doch das schöne Maß der alten in allen Theilen des Körpers und der feine Begriff von der richtigen Uebereinstimmung derselben, d. h. die Schönheit, zur Zeit noch nicht wiederhergestellt. Es ist, als ob unsere Meister fürchteten, man möchte ihre Wissenschaft nicht sehen noch verstehen, wenn sie nicht die Anatomie des Leibes, die Bewegungen, die Affecte u. dgl. stark, heftig, mächtig ausdrückten. Das bewundern die Unerfahrenen, und selbst Kenner nennen es eine meisterhafte Feinheit. Aber es ist das durch Exaggeration verwöhnte Auge der Neuern, dem die einfältige rechte Wahrheit und Präcision trocken erscheint."

Ueberall ist Christ's mächtiger Einfluß sichtbar. Bis zum Auftreten Winckelmann's galt er in der Kenntniß der alten Kunst überall als der Erste. Nicht blos Klotz und Ernesti schöpften von ihm ihre gesammte antiquarische Kenntniß. Lessing bekennt in den Antiquarischen Briefen mit Stolz, daß er Christ gekannt und Christ gehört; auch Heyne gedachte (vgl. Heyne's Biographie von Heeren S. 26) gern und dankbar der von Christ persönlich empfangenen Anregung. Es ist unmöglich, einen Kunstschriftsteller aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufzuschlagen, ohne unablässig den Spuren Christ's zu begegnen. Selbst Oeser, der treue Jugendfreund Winckelmann's, pflegte, wie Goethe im achten Buch von

Wahrheit und Dichtung berichtet, oft darauf hinzuweisen, daß Christ als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter, der Kunst schöne Dienste geleistet und seine Gelehrsamkeit zu wahrer Förderung derselben angewendet habe.

Wohin wir also im Reich der Wissenschaft blicken, überall das regste Aufstreben und die fröhlichste Eroberer- und Entdeckerlust.

Man kann den gewaltigen Fortschritt, welchen die Freiheit und Tiefe der deutschen Wissenschaft im Laufe der letzten Jahrzehnte gemacht hatte, nicht schlagender kennzeichnen, als indem man die im Jahre 1734 erfolgte Gründung der neuen Universität Göttingen mit der am Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgten Gründung der Universität Halle vergleicht.

Die Anfänge der Universität Halle standen noch durchaus unter der übermächtigen Herrschaft der Theologie; wurde doch sogar Thomasius selbst eine Zeitlang in die Gesinnung und Thätigkeit der nach Halle berufenen Pietisten verflochten! Göttingens hochherziger Gründer und Curator, Gerlach Adolf von Münchhausen, stellte dagegen von Hause aus die leitende Grundbedingung, daß alle übergreifende Oberaufsicht der theologischen Fakultät von der jungen Stiftung fern bleibe. „Die theologische Fakultät", bestimmt ein von E. Rößler in der verdienstvollen Schrift über „die Gründung der Universität Göttingen" (1855) veröffentlichtes Gutachten Münchhausen's, „sei weder mit solchen Männern zu besetzen, deren Lehren zum Atheismo oder Naturalismo leiten oder auch die Articulos fundamentales religionis evangelicae anfechten, noch auch mit Solchen, welche ein evangelisches Papstthum behaupten, ihr ganzes Systema Anderen aufdringen, Diejenigen, so in gewissen das Fundamentum fidei nicht concernirenden quaestionibus mit ihnen kein gleiches Sentiment führen, verketzern und die Libertatem conscientiae sammt der Toleranz als unleidlich ansehen, wodurch nichts als unnöthiger Streit und innerliche Unruhe zu entstehen pflegt."

Mit diesem belebenden Gefühl wissenschaftlicher Freiheit und Selbständigkeit trat die kampfvolle Vergangenheit in das Zeitalter Friedrich's des Großen.

Drittes Kapitel.

Der gesteigerte Kampf zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit in Kunst und Dichtung, und die beginnende Versöhnung.

---

1. Die Dichtung.

a. Die ersten Einwirkungen der englischen Literatur.

Die moralischen Wochenschriften.

Mitten aus dem englischen Bürgerthum, als volksthümlicher Gegenschlag gegen die französirende Dichtung Dryden's und Pope's hatten sich in den Jahren 1709—1714 in England die moralischen Wochenschriften herausgebildet. Anfang und Spitze derselben waren der Tatler, Spectator und Guardian von Steele und Addison, die in den Jahren 1709 bis 1713 erschienen und über die wir schon im ersten Theil dieses Werks gesprochen haben.

Frisch aus dem Leben gegriffen, gesund in Gesinnung und Anschauung und unübertrefflich in der Form, waren sie auf die gesammten sittlichen und geistigen Zustände Englands von dem tiefgreifenden Einfluß gewesen. Es stimmt vollständig mit den Schilderungen der Engländer selbst überein, wenn der Hamburgische „Patriot“ von 1724 im 36. Stück sagt, daß hauptsächlich diese Zeitschriften die Ursache seien „von derjenigen Vollkommenheit, dazu jetztund die englische Sprache gediehen, und von derjenigen Scharfsinnigkeit, die durchgängig im ganzen Königreich herrsche; namentlich sei es die Frucht ihrer Bemühung, wenn auch unter dem Frauenzimmer der gute Geschmack ausgebreitet, der Verstand geschärft, die Liebe zur Tugend gepflegt werde“. Noch heut behaupten in England diese Wochenschriften ungeschwächt ihr überkommenes klassisches Ansehen.

Es war von der höchsten geschichtlichen Bedeutung, daß mit dem ersten Eindringen Locke's und der englischen Freidenker auch dieser Zweig der englischen Literatur sogleich in Deutschland feste und keimkräftige Wurzel faßte. Die Einwirkung Pope's und Thomson's auf Haller und Brockes gehörte ausschließlich der gelehrten Kunstdichtung an; hier aber wurde auch für die künstlerische Belebung und Fortbildung der volksthümlichen Literatur ein sehr wirksamer und nachhaltiger Anstoß gewonnen. In England entsprangen aus diesen moralischen Wochenschriften der Familienroman und das bürgerliche Trauerspiel. Es ist leicht, in Deutschland dieselben Entwickelungsstufen nachzuweisen.

Die deutschen Nachahmungen der englischen Wochenschriften haben mehr als zwei Menschenalter beherrscht. Sie traten die Erbschaft an, welche Thomasius hinterlassen hatte.

Ueber die ältesten, in Hamburg angestellten Versuche, es den englischen Wochenschriften gleichzuthun, hat Karl Jacoby uns vor Kurzem in dankenswerther Weise unterrichtet. Am 31. Mai 1713 erschien der von Mattheson herausgegebene „Vernünftler", der es im Lauf eines Jahres auf hundert Nummern brachte. Er lehnt sich durchaus an die englischen Vorbilder an. Origineller, aber auch niedriger stehend in recht grober Satire ist „Die lustige Fama aus der Närrischen Welt", die 1718 ein kurzes Leben fristete. Beide Zeitschriften sind ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Sie sind fast nirgends bei den Zeitgenossen erwähnt; ebensowenig haben sie sich auf unseren Bibliotheken erhalten. Die eigentlichen Begründer der deutschen moralischen Wochenschriften sind „Die Discurse der Maler", welche 1721 Bodmer und Breitinger in Zürich herausgaben.

Sogleich in der Widmung „An den Erlauchten Zuschauer der Engeländischen Nation" bekennt diese Zeitschrift offen, wem „sie ihren Ursprung, einen Theil ihrer Methode und vielleicht alles Dasjenige, was sie Artiges habe", verdanke. „Nachdem das Gerücht von dem Nutzen und der Zierlichkeit, mit welchen Ihr Eure Entdeckungen über den Punkt der Sitten Eurer Insel begleitet habt, ganz Europa durchgelauffen, haben sich in einem Winkel desselben Menschen zu-

sammengefunden, welche von der starken Begierde, ihrer Nation zu dienen, sich haben verleiten lassen, eben dasselbe zu versuchen, was Ihr bei der Eueren so glücklich ausgeführet habet". Discurse nennen sich die einzelnen Abhandlungen, weil sie in der That zum großen Theil aus mündlichen Unterredungen zwischen Bodmer und Breitinger und einigen anderen Freunden und Mitarbeitern wie Zellweger, Lauffer, Zollikofer und Heinrich Meister hervorgingen; Discurse der Maler, weil die beabsichtigten Sittenschilderungen als kleine Gemälde betrachtet werden sollten und darum auch mit dem Namen berühmter Maler, wie Rubens, Holbein, Dürer, Raffael, Hannibal Caracci, unterzeichnet wurden. Sie stecken sich ihr Ziel eben so weit als die englischen Vorbilder. „Gleichwie die Gesellschaft, die sich zusammen verbunden hat, die Discurse zu schreiben, zu ihrem Objecte den Menschen genommen hat, so prätendirt sie von allem Demjenigen zu reden, was in sein Capitel gehört, ohne andere Ordnung als diejenige, zu welcher ihr ihre Nebenmenschen und ihre eigene Situation von Zeit zu Zeit Anlaß geben werden, für ihre Speculationen walten zu lassen; ihre Passionen, Capricen, Laster, Fehler, Tugenden, Wissenschaften, Thorheit, ihr Elend, ihre Glückseligkeit, ihr Leben und Tod, ihre Relationen, die sie mit anderen Entibus haben, endlich Alles, was menschlich ist und die Menschen angeht, giebt ihr Materie an die Hand zu gedencken und zu schreiben." Erörterungen über Freundschaft, Todesfurcht, Geschichtsschreibung, Sprache und Sprachgebrauch, Kindererziehung, Glückseligkeit, über das Erbauliche sinniger Naturbetrachtung, über die Verderblichkeit der Freigeisterei und die Nothwendigkeit der Offenbarung, über Kartenspiel und Tabackrauchen, über die Bescheidenheit, über Geckenhaftigkeit in Tracht und Behaben, über den Schwulst der Lohenstein und Hoffmannswaldau, und ähnliche Gegenstände der Moral, Literatur und Geschichte wechseln in bunter und anziehender Folge. Aber es fehlt die Tiefe der Betrachtung, die Beweglichkeit und Munterkeit des Geistes, die Frische und die gestaltende Kraft der Darstellung, welche Steele und vornehmlich Addison zu Gebot standen; die Sprache ist rauh und schleppend. Ueberdies wurde der ohnehin zaghafte Flügel-

schlag durch allerlei polizeiliche und gesellschaftliche Quängeleien und Verdrießlichkeiten beschnitten. Die Theilnahme der Leser war daher gering. Bereits 1723 gaben die Herausgeber ihr Unternehmen mit dem vierten Theile ermüdet auf; dieser letzte Theil führte den neuen Titel: „Die Maler oder Discurse von den Sitten der Menschen.“ Die gesammte Zeitschrift wurde 1746 in ein zweibändiges Buch: „Der Maler der Sitten“ umgearbeitet und neugedruckt.

Wie aber hätte dieser richtige und glückliche Gedanke nicht alsbald die emsigste Nacheiferung finden sollen!

Am 5. Januar 1724 erschien zu Hamburg: „Der Patriot“. Er wurde, wie die Einleitung zum dritten Band mittheilt, von der patriotischen Gesellschaft in Hamburg geschrieben. Diese umfaßte die gebildetsten und angesehensten Männer der Stadt, den Syndicus J. S. Surland, die Rathsherren Klefecker, Widow und Brockes, den Prediger Joh. Thomas und die Gelehrten und Professoren Weichmann, Hoffmann, Anckelmann und Richey. Die Mitglieder durchsprachen in allwöchentlichen Zusammenkünften die wichtigsten Fragen „der Rechts- und Sittenlehre, der Staats- und Handlungskunst“ und vertheilten dann untereinander diese durchsprochenen Aufgaben zu schriftlicher Bearbeitung. Der Patriot bezeichnet sein Wesen selbst am besten, wenn er sagt, „daß er mit natürlichen und vernünftigen Gründen in allen den geselligen Umgang, die Haushaltung, Kinderzucht und gemeine Wohlfahrt betreffenden Sachen Andere gern von Thorheiten abführen und ihnen dasjenige sagen will, was entweder so sonderbar oder so lebhaft zu sagen die Umstände eines heiligen Amtes und Ortes nicht allemal zulassen“. Das kokette Versteckspiel mit der Person des Verfassers, die Reisen in fremde Welttheile, die hie und da novellistische Form, die Briefe und Zuschriften weisen auch hier deutlich und mit offenem Eingeständniß auf das englische Vorbild; an einigen Schilderungen ersieht man überdies die Einwirkung von Labruyère's Charakterbildern; vereinzelt erscheinen Uebersetzungen von Montesquieu's Persischen Briefen. Der Patriot ist die verhältnißmäßig geistvollste und entschieden die wirksamste unter allen deutschen moralischen Wochenschriften. Mit Recht konnte

sie sich 1725 im neunundsechzigsten Stück rühmen, daß vor ihr nichts vorhanden gewesen, das dem Tatler, Spectator und Guardian gleichkomme, und daß, mit wenigen Ausnahmen, auch alle nachfolgenden Nachahmungen nur immer schlechter geworden. Sie wurde sogleich im ersten Jahr in fünftausend Exemplaren abgesetzt und erschien in wiederholten Nachdrücken und Auflagen; trotzdem währte auch ihre Existenz nicht mehr als drei Jahre.

Gottsched, der in seinen jüngeren Jahren gegen die englische Literatur noch nicht jene schroffe Abneigung hatte, welche eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten seiner späteren Stellung ist, trat 1725 und 1726 mit einer Wochenschrift: „Die vernünftigen Tadlerinnen", in die Schranken. Er wollte, wie die Vorrede sich ausdrückt, besonders „den deutschen Frauenzimmern ein Blatt in die Hände bringen, welches ihnen zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen und doch von nützlicherem und lehrreicherem Inhalt sein sollte als die gewöhnlichen Romane". Die Gegenstände, welche behandelt werden, beziehen sich daher fast ausschließlich auf das Leben des Hauses und des geselligen Umgangs; auch diese Zeitschrift ist in späteren Jahren mehrmals neu aufgelegt worden. An ihre Stelle trat 1727—1729 eine zweite Zeitschrift Gottsched's: „Der Biedermann". Es scheint, als wollte er hier bereits tiefer in die großen öffentlichen Angelegenheiten hinübergreifen; es ist bedeutsam, daß hier die Rüge der religiösen Unduldsamkeit, des Aberglaubens und der Hexenprozesse scharf in den Vordergrund tritt. Zu diesem Behuf übersetzt Gottsched Swift's Märchen von der Tonne und Fontenelle's Erzählung von den beiden streitenden Schwestern Mero (Rome) und Enègue (Genève).

Seit diesen sehr achtungswerthen Anfängen wurde diese Zeitschriftenliteratur immer beliebter und allgemeiner. Beck, ein Nürnberger Schulmann, giebt in Gottsched's Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit (Bd. 11, S. 829 ff.) ein Verzeichniß der „in deutscher Sprache herausgekommenen sittlichen Wochenschriften" von 1713 bis 1761; es umfaßt mit Einschluß der Uebersetzungen nicht weniger als einhundertundzweiundachtzig Nummern.

Keine dieser zahlreichen Wochenschriften kann sich auch nur entfernt mit den englischen vergleichen.

Nirgends erscheint der Gegensatz des deutschen und englischen Lebens von damals greller und trostloser. Wie eng und einförmig ist noch immer der deutsche Gesichtskreis! Keine anderen Stoffe als in ermüdender Einförmigkeit lange Abhandlungen über Erziehung, Ammenwesen, Spiel, Geiz, Putzsucht, Verschwendung, Adelstolz, Heirath und Ehe, Sprachmengerei u. s. w. Und wie beschränkt, wie spießbürgerlich und platt ist die Behandlung! Wo ist selbst in der besten dieser Zeitschriften, wo ist im Hamburger Patriot, jene Unerschöpflichkeit der Erfindung, jener Reiz anmuthiger und lebensvoller Charakterzeichnung, die dem Spectator eine unvergängliche Lebenskraft geben? Nichts als breites und trockenes Moralisiren, das oft sehr peinlich an die hergebrachte Schwerfälligkeit des Kanzel- und Kanzleistils erinnert; und wo der Versuch gemacht wird, zu persönlicher Charakteristik oder zum erzählenden Genrebild vorzuschreiten, da sind es immer nur jene allgemeinen und darum unwahren Tugend- und Lastermasken, welche in den sogenannten Lustspielen der Gottsched'schen Schule und später besonders in Rabener's Satiren den dichterischen Sinn verletzen. Und das Schlimmste ist, daß mit jedem folgenden Jahrzehnt diese Wochenschriften nur immer erbärmlicher werden. In England verschwanden sie, nachdem ihre Sendung erfüllt war; in Deutschland schleppten sie sich weiter und weiter und verfielen zuletzt der handwerksmäßigsten Betriebsamkeit.

Lessing schilderte dieses Verderben treffend, als er im dritten Brief der Vorrede zu Mylius' Schriften ärgerlich ausrief: „Herr Mylius hat sich auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. — — Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte; Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit auf Alles aufmerksam sein konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witz-

linge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben und, was das Betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. Herr Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahre 1745 seinen Freigeist anfing und ihn durch zweiundfünfzig Wochen glücklich fortsetzte. . . . . Ich weiß es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blatt von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer gelesen zu haben. Diese Art, sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edlen Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswerth. Freilich kann sie nur bei denen von einiger Wirkung sein, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts Gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen als die äußerliche Einrichtung zu ertappen! Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen und in dieser abwechselnden Armuth sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen."

Nichtsdestoweniger ist nicht zu leugnen, daß der Einfluß auch dieser deutschen Sittenschriften unermeßlich und wenigstens eine Zeitlang von dem tiefgreifendsten Nutzen war, für die allgemeine Volksbildung sowohl wie insbesondere auch für die Literatur selbst.

Sie führten in Wahrheit die Literatur wieder in das Leben ein. Allgemeiner und faßlicher und eindringender als abgeschlossene dickleibige Bücher warfen sie ideale Fragen und Anliegen auch in die bildungsbedürftige und doch bildungsverlassene Masse. Wie einst in England erstanden jetzt auch in Deutschland besondere Gesellschaften, welche sich zur Besprechung und Befolgung der in diesen Zeitschriften vorgetragenen Mahnungen und Rathschläge vereinigten; der Patriot erwähnt deren ausdrücklich in Merseburg und Christianstadt. Zuschriften und Anfragen, unaufgeforderte Förderer und Mitarbeiter kamen von allen Seiten. K. Biedermann hat in seiner „Kulturgeschichte Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert" völlig Recht, wenn er, wie in England, so auch in Deutschland, diese Wochenschriften als Organe des wiedererstehenden Bürgerthums be-

zeichnet. Und in diesem Sinn ist es gewiß nicht bedeutungslos, daß die erste Begründung derselben von dem republikanischen Zürich ausging, und daß mehr als ein Drittel der Gesammtsumme aller dieser Unternehmungen auf die wohlhabenden Handelsstädte Leipzig und Hamburg fällt.

Es begann jene unheilvolle Kluft zwischen gelehrter Kunstdichtung und Volksliteratur zu schwinden, welche der Krebsschaden des siebzehnten Jahrhunderts gewesen war. Die gebildete Literatur wurde volksthümlicher, die volksthümliche gebildeter. Der Unterschied zwischen Christian Weise und Gellert ist kein anderer, als daß der eine vor, der andere nach dem ersten Auftreten der moralischen Wochenschriften lebte und wirkte.

Die Robinsonaden und die Insel Felsenburg.

Im ersten Bande dieses Werkes ist von dem Robinson Crusoe des Daniel Defoe gehandelt worden, der im Jahr 1719 in England erschienen war. Bald wanderte das allbewunderte Buch durch die ganze Welt; nirgends aber fand es freudigere Aufnahme und zahlreichere Nachahmung als in Deutschland.

Koch führt im zweiten Bande seines Compendiums der deutschen Literaturgeschichte S. 267—272 aus den Jahren 1720—1760 vierzig deutsche Robinsonaden auf, Gräße im ersten Bande des Trésor de livres rares et précieux fünfzig. Dazu kommen die sogenannten Abenteurerromane, welche mit den Robinsonaden im engsten Zusammenhang stehen; ebenfalls nach Gräße sind solcher „Avanturiers“ innerhalb desselben Zeitraums mehr als zwanzig erschienen. Und bei dieser Berechnung sind die unzähligen Kinderbücher, welche auf Anregung Rousseau's die unverwüstliche Spannkraft jener Erzählung für Erziehungszwecke verwendeten, als einer anderen Zeit und Richtung angehörend, noch gar nicht in Anschlag gebracht.

Diese ältesten Robinsonaden sind freilich entsetzlich platt und dürftig. Wer an sie mit jenen Erwartungen und Vorbegriffen

herantritt, die er aus dem englischen Urbild oder selbst nur aus dem beliebten Kinderbuch Campe's entnommen, wird sich arg enttäuscht finden. Es giebt ein kleines Büchlein aus dem Jahr 1724, das den Titel führt: „Der unter der Maske eines deutschen Poeten raisonnirende Robinson." Was aber wird uns in ihm geboten? Nichts als eine trockene lehrhafte Abhandlung, eine Satire auf die schwülstige Gelegenheitsdichterei der zweiten schlesischen Schule; ein deutscher Poet trifft mit Robinson in den elysischen Feldern zusammen und eröffnet ihm seine Gedanken über deutsche Dichtung. Viele andere Beispiele derselben Art sind leicht zu finden. Alles, auch das Fremdartigste, wird in den Kreis Robinson's gezogen. Man sieht deutlich, der englische Roman hatte auf die deutschen Gemüther einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sein Name sofort zur wirksamen Empfehlung, zur buchhändlerischen und schriftstellerischen Reclame benutzt ward.

Was uns daher zuerst unter dem Namen der Robinsonaden begegnet, ist im Grunde das längstbekannte Alte, nur behufs besseren Betriebes mit einem neuem modischem Aushängeschild ausgestattet. Die ältesten deutschen Robinsonaden sind lediglich die letzten Ausläufer jenes Volksromans, wie er sich in Deutschland nach dem Schluß des dreißigjährigen Krieges gestaltet hatte. Sie sind die Fortsetzung der wunderlichen und wundersüchtigen Reise- und Abenteurergeschichten, die, ursprünglich aus den spanischen Schelmenromanen hervorgegangen, durch die simplicianischen Schriften die allgemeinste Verbreitung gewonnen hatten, sich von Tage zu Tage immer mehr verflachten und verliederlichten, und trotz der Verspottung Schelmuffsky's doch nach wie vor in naivster Ungestörtheit ihr armseliges Wesen forttrieben. Und zu jenen Simpliciaden treten kleine satirische Zeitschilderungen, die sich an Christian Weise anlehnen, sich aber nicht einmal auf dieser doch so mäßigen Höhe philisterhaften Moralisirens zu halten wissen, sondern sich mit dem unverhohlensten Wohlbehagen in derselben Gemeinheit tummeln, deren Bekämpfung ihr angeblicher Zweck ist.

Formlos und bunt sind in diesen sogenannten Robinsonaden

die widersprechendsten Bestandtheile durcheinandergewürfelt. Doch ist es möglich, verschiedene Strömungen auseinanderzuhalten.

Wir bezeichnen die Hauptgruppen, wenn wir sie in satirische Lehrgeschichten, in Abenteurerromane und in romanhafte Reiseschilderungen sondern.

Ohne Zweifel am dürftigsten ist die lehrhaft satirische Gruppe. Oede Schulmeistereien. Jenem gegen die zweite schlesische Schule gerichteten poetischen Robinson folgte 1732 „Der medicinische Robinson". Der Titel verspricht „eine höchst merk- und denkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung eines in diesem Jahrhundert verstorbenen Medici, darinnen alle dessen wunderbare Unfälle, unglaubliche Widerwärtigkeiten, erschreckliche Lebensgefahren und unendliche Unglücke, auch wie er einige Jahre auf einer unbewohnten Insel höchst wundersam erhalten worden" erzählt werden; seltsamerweise ist aber weder von großen Gefährlichkeiten noch von jener wundersamen Inselidylle im Buch selbst die mindeste Andeutung. Ausschließlicher Inhalt ist vielmehr nur die geistlose Herzensergießung eines Arztes, in welcher, wie der Titel weiter besagt, „insbesondere zum öfteren des eingerissenen Mißbrauchs und Verunehrung der edlen Gesundheitsgelahrtheit und der Unart einiger seichten Aerzte gedacht, überhaupt aber manch guter Gedanke über böse und gute Dinge angebracht wird". Aehnlich waren wohl auch: „Der geistliche Robinson oder Beschreibung einer Reise, so ein Capuciner in viele Lande von Europa und Afrika gethan, 1723" und „Der moralische Robinson, worin allerhand moralische Reflexiones enthalten, die ein gewisser junger Cavalier mit seinem Hofmeister auf Reisen gemachet, 1724". Doch scheinen diese letzterwähnten Bücher verschollen; auch der Verfasser der fünfbändigen „Bibliothek der Robinsone", die von 1805 an in Berlin erschien, hat sie nicht aus eigener Anschauung gekannt.

Weitaus die zahlreichste Gruppe sind die Abenteurergeschichten. Ursprung und Wesen derselben offenbart sich unzweideutig, wenn wir sehen, daß 1726 der Gilblas von Lesage unter dem Namen des spanischen Robinson übersetzt wird. Einige dieser Geschichten

nennen sich Robinsonaden, andere Aventürierromane. Doch ist dies nur ein Unterschied des Namens, nicht ein Unterschied der Sache; beide Titel sollen in gleicher Weise das Seltsame, Wunderbare und Abenteuerliche hervorheben. Der Verfasser des sächsischen Robinson (Leipzig 1744) sagt in der Vorrede: „Das Wort Robinson hat seit einiger Zeit bei uns Teutschen eben die Bedeutung angenommen, die sonst das französische Wort Aventurier hat, welches einen Menschen anzeiget, der in der Welt allerlei außerordentlichen Glücks- und Unglücksfällen unterworfen gewesen.“ Und der Verfasser des dänischen Aventürier (Frankfurt und Leipzig 1751) erklärt ausdrücklich, „daß er seine Geschichte, die den Titel einer Robinsonade mehr als jede andere verdiene, nur deshalb nicht den dänischen Robinson genannt habe, weil bereits im vorigen Jahr ein Buch unter dieser Aufschrift zum Vorschein gekommen.“ Alle diese Geschichten, obgleich unter sich sehr verschieden, sind ohne Ausnahme höchst unerfreulich. Bald sind sie frei erfunden, wie z. B. der italienische Robinson und die meisten anderen Robinsonaden dieser Art; bald lehnen sie sich an geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse, wie der niedersächsische, der schwedische und der schlesische Robinson. Bald tragen sie offen die nichtswürdigste nackte Gemeinheit zur Schau, wie z. B. die Jungfer Robinsone und das Leben und die seltsamen Begebenheiten der Donna Rufina; bald behängen sie sich mit einem moralisirenden Armensündermäntelchen, wie z. B. „Der im Irrgarten der Liebe umhertaumelnde Cavalier“, der sich nicht begnügt, schon im Titel hinzuzusetzen, daß es sich hier um die Reise- und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel handle, „welcher nach vielen Liebesexcessen endlich erfahren müssen, wie der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu bestrafen pflegt“, sondern auch durch den Druckort „Warnungsstadt 1740“ seine moralischen Absichten bekunden will. Wer nicht eine dieser wüsten Geschichten gelesen hat, hat keine Vorstellung von der unbeschreiblichen Gefühlsverwilderung, an welcher das Zeitalter der Leibniz und Wolff noch immer krankte. Man klagt so viel von der Noth und Verwilderung des dreißigjährigen Krieges, und Jedermann weiß, daß diese Klagen leider nur

allzusehr Recht haben; aber dieses Geschlecht, wie es sich unter dem Druck und der Liederlichkeit des neuentstandenen fürstlichen Absolutismus erzeugt hat, ist noch ebenso roh. Angesichts dieser Robinsonaden sind die Erlebnisse und Erzählungen von Grimmelshausen's Landstörtzerin Courage von wahrhaft erquickender Reinheit und Unschuld; und das Bild wird nur um so greller, wenn wir hören, daß der Verfasser des im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Cavaliers wahrscheinlich kein geringerer ist als der Verfasser der Insel Felsenburg. Die älteste deutsche Robinsonade: „Der teutsche Robinson oder Bernhard Creutz, das ist eines übelgearteten Jünglings seltsame Lebensbeschreibung“ (Hall in Schwaben 1722) wirft stolz die Frage auf, warum es in Deutschland nicht ebenso gut Robinsone geben könne als in England, und meint dann seinen englischen Vorgänger an Reiz und Spannung zu überbieten, indem sie das Ekelhafte der widernatürlichsten Laster mit umständlicher Lüsternheit ausmalt.

Auch die Erzeugnisse der letzten Gruppe, die Robinsonaden im engeren Sinn, die abenteuerlichen Reiseschilderungen, sind nicht besser. Sie haben keine Ahnung von der hohen Poesie des englischen Urbildes. Die meisten von ihnen sehen in Robinson Crusoe nichts als eine ergötzliche Lügengeschichte. „Warum soll man genöthigt sein, die Lügen allemal so fern herkommen zu lassen?“ ruft ganz unbefangen der Verfasser des deutschen Robinson aus; er will damit rechtfertigen, daß er seinen Helden zu einem Deutschen gemacht hat. Die natürliche Folge solcher Anschauung ist der Aberwitz, daß die Insel, auf welche der deutsche Robinson verschlagen wird, im Innern eines ungethümen Fischleibes liegt. Derartige Albernheiten, ohne Sinn und Verstand, aber anspruchsvoll und effecthaschend, könnten in ermüdender Unzahl aufgeführt werden. Andere dieser Robinsonaden sind zwar gemäßigter, verständiger, gebildeter; sie begrenzen sich in der thatsächlichen Unterlage wirklicher Reisen oder allgemein festgestellter und bewährter Erfahrungen und Kenntnisse. Hierher gehören z. B. der französische und amerikanische Robinson, 1723 und 1724. Man meint freier aufathmen zu können. Doch auch

diese Freude ist nur von kurzer Dauer. Näher betrachtet sind es nichts als die alten trockenen Geographieromane Happel's, wie sie am Ende des siebzehnten Jahrhunderts wucherten; und man kann nicht einmal sagen, daß sie in ihrer neuen Gewandung werthvoller oder gar dichterischer geworden.

Tiefe Scham überkömmt uns, vergleichen wir diese armseligen Ausgeburten mit dem herrlichen Urbild. Wie ganz anders wußten um dieselbe Zeit die Holländer den glücklichen Stoff nachzubilden! Der „Holländische Robinson oder die seltsame Lebenshistorie Heinrich Tepel's" erschien 1721 zuerst als Episode in „Juan de Poso's Beschreibung des mächtigen Königreiches Keinke Kesmes", wurde dann aber als gesonderte Erzählung herausgegeben und übersetzt. Er erreicht zwar auch nicht die Poesie Defoe's, aber er hält die eigentliche Robinsonstimmung fest. Er beruht unzweifelhaft auf wirklich Erlebtem und erzählt es schlicht, frisch, mit liebevoller Kleinmalerei und darum herzgewinnend.

Und trotzalledem ist in Deutschland unter der Einwirkung des englischen Robinson ein Werk entstanden, das das Verdienst hat, dem inneren Gehalt der überkommenen Scenerie eine neue Wendung, ja in gewissem Sinn sogar eine tiefere Fortbildung gegeben zu haben.

Es ist die Geschichte von der Insel Felsenburg. Der erste Theil erschien zuerst 1731 zu Nordhausen. Der weitschweifige Titel bezeichnet den Inhalt in folgender Weise: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsens, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch selbvierte an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Uebersteigung das schönste Land entdeckt, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheirathet, aus solcher Ehe eine Familie von mehr als dreihundert Seelen erzeuget, das Land vortrefflich angebauet, durch besondere Zufälle erstaunenswürdige Schätze gesammelt, seine in Teutschland ausgekundschafteten Freunde glücklich gemacht, am Ende des 1728sten Jahres, als in seinem hunderten Jahre, annoch frisch und gesund gelebt und vermuthlich noch dato lebt, entworfen von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne Mons. Eber-

hard Julio, curieusen Lesern aber zum vermuthlichen Gemüthsvergnügen ausgefertigt, auch par Commission dem Druck übergeben von Gisandern.“ Der zweite Theil folgte 1732; er nennt sich „Fortgesetzte Geschichtsbeschreibung Alberti Julii und seiner auf der Insel Felsenburg errichteten Colonien“. Der dritte Theil aus dem Jahr 1737 und der vierte aus dem Jahr 1743 führen mit wenig Veränderung denselben Titel; sie enthalten die Geschichten und Lebensbeschreibungen der von den ersten Ansiedlern unmittelbar abstammenden und der inzwischen von außen eingewanderten Inselbewohner; doch stehen die späteren Theile nicht auf der Höhe des ersten.

Von der Persönlichkeit des bescheidenen, treuherzigen und talentvollen Verfassers ist wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er Johann Gottfried Schnabel geheißen hat, um 1690 geboren war, als Begleiter des jungen Grafen von Stolberg an den niederländischen Feldzügen Prinz Eugens theilnahm und später zu Stolberg am Harz in Stolberg'schem Hofdienst stand. In den Jahren 1731 bis 1738 gab er eine Zeitschrift heraus: „Stolbergische Sammlung neuer und merkwürdiger Weltgeschichte.“ Ueberdies schrieb er ein Leben des Prinzen Eugen und einen abgeschmackten Abenteurerroman: „Der aus dem Mond gefallene und nachher zur Sonne des Glücks gestiegene Prinz. Frankfurt und Leipzig 1750.“ Auch an der lasciven Robinsonade „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier“ ist er betheiligt. Er ist, wie Erich Schmidt in der Allgemeinen deutschen Biographie es ausdrückt, im traurigen Literatenthum verkommen; sein Todesjahr ist unbekannt.

Wir stehen nicht an, die Insel Felsenburg für eines der denkwürdigsten und wichtigsten Bücher des ganzen Zeitalters zu halten.

Denkwürdig und wichtig sowohl durch seinen inneren Gehalt wie durch die überraschende Kraft und Reinheit seiner dichterischen Gestaltung.

Knüpfen wir den Begriff der Robinsonade an die Darstellung eines auf eine wüste Insel verschlagenen Einsiedlers, so ist bereits zwei Menschenalter vor Robinson der Schluß des deutschen Sim-

plicissimus eine solche Robinsonade. Aus dem unheilvollen Trubel der stürmenden Weltverhältnisse flüchtet sich der alte vielgeprüfte Dulder Simplicius in die stille Abgeschiedenheit, um einsam mit sich und seinem Gott zu verkehren. Kein deutscher Schriftsteller hatte seitdem dieses lebenquellende Motiv wieder aufgegriffen. Der insulanische Mandorell von Happel erzählt zwar (Buch 2, Kap. 5, S. 313—16) von einem auf einer unbewohnten Insel hausenden spanischen Matrosen Serrano; aber diese Erzählung bleibt eine leer anekdotische Episode, ohne tiefere psychologische Durchführung und ohne ideale Bedeutung. Erst als die wundersame Einsiedlergeschichte Robinson Crusoe's mit ihrem unwiderstehlichen Zauber in alle Herzen drang, erstand im deutschen Gemüth wieder jene alte simplicianische Stimmung und fand in der Insel Felsenburg ihren vollsten und fesselndsten Ausdruck. Es wird sich schwer nachweisen lassen, ob der Verfasser bewußt oder unbewußt sich an jenen Vorgang des Simplicissimus anlehnte; so viel steht fest, daß sein Roman aus derselben sehnsuchtsvollen und weltmüden Verachtung der Wirklichkeit entsprungen ist. Der Unterschied des Robinson Crusoe und der Insel Felsenburg ist der Unterschied der öffentlichen Verhältnisse Englands und Deutschlands. Defoe, obgleich in seinem eigenen Leben unglücklich und von allen Seiten verfolgt, weiß doch sein Vaterland glücklich; er kennt nicht den verzweifelten Bruch mit dem Bestehenden, er kennt nur die unermüdete Werkthätigkeit, das rastlose Benützen des Augenblicks. Der englische Robinson in seiner hilflosen Verlassenheit ist eine Welt im Kleinen, er schreitet von Erfindung zu Erfindung, er errichtet dann später, als englische und spanische Matrosen sich zu ihm gesellen, ein eigenes neues Gemeinwesen mit Gesetzen und Strafen, er sucht in diesem sogar das bestimmte Ideal der in seiner Heimath mangelnden religiösen Duldsamkeit zu verwirklichen; aber nirgends ist der sentimentale Zug, daß er darum die wirkliche Welt aufgiebt und ihr seine stille Idylle vorzieht; er kehrt bewegt, aber freudig in seine Heimath zurück, sobald sich ihm die Gelegenheit bietet. Ganz anders die deutsche Nachbildung! War denn Sitte, Leben, Gesellschaft und Staat in

Deutschland thatsächlich besser geworden seit jenen entsetzlichen Gräueln, welche der Simplicissimus schilderte? Nach wie vor stand ein edles Gemüth in dieser wilden Gegenwart vereinsamt und versenkte sich trostbedürftig in Träume von dem verlorenen, aber wiederzufindenden Paradies einer reineren oder beglückteren Patriarchenwelt. Es soll ein Buch von Wahrenberg geben, das 1723 zu Königsberg unter dem Titel „Die glückseligen Inseln“ erschien. Die Insel Felsenburg ist eine solche glückselige Insel. Im weiten Ocean, allen Seefahrern unbekannt und unzugänglich, ist dieses fruchtbare quellenreiche schattige Eiland der Sitz eines glücklichen Geschlechts geworden, das in dem einst mit wenigen Genossen dahin durch Schiffbruch verschlagenen Sachsen Albertus Julius seinen Altvater und weisen Gesetzgeber ehrt und diese seine friedliche Abgeschlossenheit um keinen Preis mit der friedlosen, unholden Außenwelt vertauschen mag. Es werden zur Förderung von Bildung, Ackerbau und Gewerbfleiß europäische Einwanderer herbeigezogen, deren gleiche Gesinnung und Sitteneinfalt erprobt ist; es bildet sich ein socialistisches Gemeinwesen, wie es Cabet's Ikarien nicht träumerischer erfinden kann. Ja, es erscheint zuweilen, als sei es im tiefsten Wesen auf eine jener lehrhaften Staatsutopieen abgesehen, wie sie seit Thomas Morus vielfach umliefen; man hört an einzelnen Stellen deutlich die Anklänge an Fenelon's Telemach. Aber der eigenste Lebensnerv liegt doch in dem süßen Glücksgefühl der sicheren Geborgenheit, in der bewußten Abkehr von allem eigensüchtigem und leidvollem Welttreiben. Daher die ausführlichen Erzählungen der Einwanderer von ihren vergangenen Lebensschicksalen. Diese Rückblicke sind nicht leere oder gar störende Einschiebsel, wie oberflächliche Betrachter gemeint haben; sie sind mit feiner Kunst darauf berechnet, durch düstere Schatten das Licht nur um so heller herauszuheben. Die Grundstimmung der Insel Felsenburg ist jenes schwärmerische Verlangen nach Frieden und Seelenruhe, das Schiller im wahren Sinn des Wortes sentimental genannt hat. Aus dumpfer Kerkerluft ist es der ununterdrückbare Ruf nach Freiheit, der laute Schmerzensschrei nach Natur und Ursprünglichkeit. Es ist Rousseau vor Rousseau.

Und daher auch dieser erfrischende Hauch ächter Poesie, der uns hier wie aus keinem anderen Dichtwerk jenes Zeitalters entgegenweht. Freilich fehlt es nicht an ärgerlicher Plattheit und Weitschweifigkeit, selbst nicht an einzelnen Rohheiten. Es stört nicht blos die altfränkische und unbeholfene Sprache, es stört noch mehr der Mangel an Formgefühl; die einzelnen Glieder sind weder untereinander noch in ihrem Verhältniß zum Ganzen in Maß und Richtung gebracht. Es raubt oft alle einheitliche Stimmung, wenn mitten in das lieblichste und naturwahrste Leben ganz sinnlos der tollste Wunder- und Geisterkram hineinspukt und der albernste Aberglaube mit den anziehendsten Idealen auf gleicher Linie steht. In allen diesen Dingen empfindet man schmerzlich, wie unendlich feinfühlender und gebildeter der englische Dichter war als der deutsche. Aber nicht ohne Grund sind so zartsinnige Kenner ächter Kunst und Dichtung wie Tieck und Oehlenschläger bestrebt gewesen, mit Ausmerzung dieser ungehörigen Flecken das alte Volksbuch wieder lebendig zu machen. Wir stehen in der vollen Ungebundenheit gesunden und freien Naturlebens; und zugleich liegt so viel Gemüthstiefe und Schlichtheit in dem Ton, mit welchem alle großen und kleinen Ereignisse dieser wundersamen Weltabgeschiedenheit erzählt werden, daß wir uns warmen Herzens in die Täuschung wiegen, in diesen Urkunden und Lebensbeschreibungen die glaubwürdigste Chronik zu lesen. Und wie versteht es dieser treue und umständliche Chronist, alle seine Gestalten fest und scharf vor das Auge zu stellen! Der hartherzige und verbrecherische Lemelie, die reine und unschuldsvolle Concordia, die Stammmutter dieses neuen Geschlechts, Albertus Julius, klug, umsichtig und edel in seiner Jugend, weise, hochherzig und ehrwürdig in seinem Alter, sind Gestalten, wie sie nur dem ächten Dichter gelingen. Und, was in dieser rohen Zeit am meisten Bewunderung fordert, welche unendliche Zartheit und Keuschheit der Empfindung liegt in einzelnen Scenen, für welche weniger edle Naturen auch noch heut nur die schlüpfrigsten Motive wählen würden. Leuvens, der erste Gatte Concordia's, ist gestorben. Albertus Julius, ein Jüngling von zwanzig Jahren, weilt mit

Concordia, der jungen Wittwe, allein, ganz allein auf der Insel. Er ist ihr Beschützer und Ernährer, er ist ihr Freund und Wohnungsgenosse. Die heißeste Liebe, das brennendste Verlangen erwacht in seiner jungen Seele; aber Concordia ist so rein und hoch, daß er seine Klagen und Seufzer nur der schweigenden Luft anzuvertrauen wagt. Endlich entdeckt Concordia das Geheimniß seines Herzens; sie willigt ein, ihm anzugehören. „Unter diesen ihren klugen Reden küssete ich zum öfteren dero schönen Hände und nahm mir die Kühnheit, einen feurigen Kuß auf ihre Rosenlippen zu drücken, welchen sie mit einem anderen ersetzte. Nachhero stunden wir auf, um zu unserem heutigen Hochzeitsfeste Anstalten zu machen. Ich schlachtete ein jung Reh, eine junge Ziege, schoß ein paar Rebhühner, schaffte Fische herbei, steckte die Braten an die Spieße, welche unsere Affen wenden mußten, setzte das Kochfleisch zum Feuer, mittlerweile meine Braut Kuchen, Brot und allerlei Gebackenes zurichtete und unsere Wohnstube auf's herrlichste auszierete, so daß Alles in schönster Ordnung war. Demnach führeten wir, genommener Abrede gemäß, einander in die Kammer, allwo auf einem reinlich gedeckten Tisch ein Crucifix stund, welches wir unter des Don Cyrillo Schätzen gefunden hatten. Vor selbigem lag eine aufgeschlagene Bibel. Wir knieten beide vor diesem kleinen Altare nieder und ich verlas die drei ersten Kapitel aus dem ersten Buche Mose. Hierauf redete ich meine Braut also an: „Liebste Concordia, ich frage Euch allhier vor dem Angesichte Gottes und seiner heiligen Engel, ob Ihr mich, Albert Julium, zu Eurem ehelichen Gemahl haben wollet, gleichwie ich Euch zu meiner ehelichen Gemahlin nach göttlicher Ordnung aus reinem und keuschem Herzen innigst begehre?“ Concordia antwortete nicht allein mit einem lauten Ja, sondern reichte mir auch ihre rechte Hand, welche ich nach verwechseltem Trauring in die meinige fügte und also betete: „Du heiliger wunderbarer Gott, wir glauben ganz gewiß, daß Deine Vorsicht an diesem, von aller anderen menschlichen Gesellschaft entlegenen Ort unsere Seelen vereinigt hat und in dieser Stunde auch unsere Leiber mit dem heiligen Bande der Ehe zusammenfüget, darum soll unter Deinem Schutz nichts als der Tod vermögend sein,

dieses Band zu brechen". Concordia sprach hiezu: „Amen". Nach diesem beteten wir einstimmig das Vaterunser und den gewöhnlichen Segen der christlichen Kirche, sangen das Lied, es woll uns Gott genädig sein, küsseten uns etlichemal und führeten einander wieder zurück, bereiteten die Mahlzeit, setzten uns zu Tisch und nahmen unsere Speisen nebst dem köstlichen Getränk in solcher Vergnüglichkeit ein, als wohl jemals ein Brautpaar in der ganzen Welt gethan haben mag."

Bernardin de Saint Pierre's süßliches Idyllion von Paul und Virginie ist in Aller Händen, und die unendlich gehaltvollere und gesundere Geschichte von der Insel Felsenburg ist vergessen. Wie wenige Menschen wissen und empfinden, was Poesie ist!

Die Insel Felsenburg steht der ausschließlich gelehrten Kunstlehre Gottsched's ganz in derselben Weise gegenüber wie der Simplicissimus einst der ausschließlich gelehrten Kunstlehre der ersten und zweiten schlesischen Schule.

Wichtiger aber noch als diese nächste und unmittelbarste Einwirkung des englischen Robinson war die mittelbare Nachwirkung.

Der deutsche Volksroman, bisher unter der Obmacht der spanischen Schelmenromane, schaute fortan vorwaltend nach England.

Neben Defoe fand in diesen Jahren besonders sein großer Zeitgenosse Swift den zuvorkommendsten Eingang. Sogar Gottsched, welcher den Robinson nirgends erwähnt, empfiehlt im achtundzwanzigsten Stücke der „Vernünftigen Tadlerinnen" von 1725 das Märchen von der Tonne und Gulliver's Reisen; am 2. Februar 1728 bringt „Der Biedermann" von jenem Märchen eine Uebersetzung. Als daher in England in folgerichtiger Weiterentwickelung der moralischen Wochenschriften der englische Sitten- und Familienroman entstand, waren ihm auch in Deutschland sogleich alle Thore geöffnet. Bodmer's und Breitinger's „Discurse der Maler" hatten 1723 nur erst den Spectator und die Geschichte Robinson Crusoe's für eine Damenbibliothek empfehlen können; aber die neue Auflage, welche 1746 unter dem Titel „Der Maler der Sitten" erschien, versäumt nicht, Richardson's Pamela und Fielding's Joseph Andrew hinzuzufügen.

Für die deutsche Dichtung der Lessing'schen Zeit ist diese Hinwendung zum englischen Familienroman entscheidend geworden.

Brockes und Drollinger. Haller und Hagedorn.

Der englische Einfluß beschränkte sich nicht blos auf die volksthümliche Richtung der moralischen Wochenschriften und Romane; er zeigte sich namentlich auch in der Lyrik, wenn gereimte Naturbeschreibungen, Satiren und Lehrgedichte Lyrik zu nennen erlaubt ist. Treten wir von Canitz und Besser zu Brockes, Drollinger, Haller und Hagedorn, so sehen wir deutlich den Uebergang von Boileau zu Pope und dessen Schule.

Künstlerisch ist wenig Gewinn bei diesem Wechsel. Poesie ist in Pope nicht mehr als in Boileau; hier wie dort nur das trockenste Verstandeswesen und die absichtlichste Lehrhaftigkeit. Aber Pope hat eine tiefere philosophische Weltanschauung; er hat Newton, Leibniz, Locke und den englischen Deismus hinter sich und hat die Ergebnisse dieser freieren Denkart zum Inhalt seiner Dichtung gemacht. Wie natürlich also, daß Deutschland, erfüllt von der frischen Begeisterung für die Leibniz-Wolff'sche Philosophie und von den raschen Einwirkungen der englischen Freidenker, zu Pope und dessen dichterischen Sinnes- und Strebensgenossen die tiefste Wahlverwandtschaft fühlte!

Pope's Schwächen sind auf die deutschen Nachahmer übergegangen; aber nicht die Vorzüge. Weder Brockes noch Haller noch selbst Hagedorn sind von jenem süßen Wohllaut der Verse getragen, welchem noch heute Pope, Prior und Thomson in England ihre fortdauernde Verehrung verdanken. Sie sind daher mit Recht veraltet und aus der lebendigen Theilnahme der Menschen geschwunden. Doch muß man ihnen den Ruhm zuerkennen, daß sie in der That die Begründer einer neuen Literaturepoche waren. Die fade Gelegenheitsreimerei der schlesischen Schulen und die Leere und Kriecherei

der höfischen Dichtung wird durch sie siegreich verdrängt. Es ist innerer Kern, es ist Gedankengehalt in ihnen.

Sie haben wieder Würde und Hoheit. Man ahnt, daß die Dichtung nicht blos müßiges Ergötzen, sondern ein unverbrüchlicher Theil des geistigen Lebens ist.

Der Erste, aber auch der Dürftigste dieser neuen Richtung ist Barthold Heinrich Brockes; geboren am 22. September 1688 zu Hamburg, seit 1720 Senator daselbst.

Brockes war eine äußerst prosaische und spießbürgerliche Natur, zu nichts weniger als zum dichterischen Reformator geschaffen. Gleichwohl ist er, wenn auch sehr beschränkt und bescheiden, ein solcher Reformator geworden, weil er trotzalledem in Deutschland der Erste war, welcher den Versuch machte, nach Maßgabe der Engländer religiöse und philosophische Fragen in die Dichtung einzuführen.

Es enthüllt sich die ganze Armseligkeit seiner Natur und seines Dichtungsvermögens, wenn Brockes in seiner von Lappenberg im zweiten Bande der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte (1847) mitgetheilten Selbstbiographie sagt: „Ich arrivirte nach meinen gefährlichen Reisen (in Italien, Frankreich und Holland) Anno 1704 den ersten Adventsonntag glücklich wieder in meiner Vaterstadt und ward von meiner Frau Mutter, wie leicht zu ermessen, mit vielen Freuden empfangen. Nachdem ich nun hieselbst die gewöhnlichen Visiten angenommen und gegeben, ging ich mit mir zu Rathe, wie ich nunmehr mein Leben anstellen, ob ich ein eifriger Advocat werden oder ein geruhiges Leben führen und mein eigener Herr bleiben wollte. Zu dem letzteren hatte ich einen natürlichen Trieb. Meine Absicht war demnach, zu einer reichen Heirath zu gelangen. Weil ich aber den Bogen zu hoch spannte und verschiedene mir angetragene Partieen ausschlug, hätte mir solches gar leicht fehlen können. Indessen versäumte ich nichts, was meiner Meinung nach mir einige Hochachtung zu Wege bringen möchte. Ich hielt mich zu den vornehmsten Compagnieen, gab wöchentlich ein Concert, verschaffte mir ein klein Kabinet von Gemälden und gedachte auf solche Weise mich in Estime zu setzen. Doch habe ich nachmals aus

Erfahrung bemerkt, daß nach Beschaffenheit des Zustandes unserer Stadt dergleichen Weg nicht allerdings ohne Gefahr sei und man, statt Ehren einzulegen, den Namen eines Müßiggängers gar leicht davon tragen kann. Ob ich nun gleich keine öffentliche Arbeit vornahm, wendete ich jedoch meine Zeit nicht eben unnütz an, sondern tractirte für mich die Moral, las meistentheils Bücher, die davon handelten, als die Characteres des Monſ. Labruyère, Rochefoucauld, Pensées de Pascal, Molière, Boileau. Und weil ich, um die italienische Sprache zu lernen, mich auf Lesung der welschen Poesie geleget, auch zuweilen einige Passagen daraus übersetzt hatte, fing ich zum Zeitvertreib an, einige Satiren aus dem Boileau zu übersetzen, welches mir ziemlich von Statten ging und mir allgemach eine größere Lust zur Poesie verursachte. Eben um diese Zeit fügte es sich, daß einer meiner guten Freunde, Lic. Fegesack, sich verheirathete, und so entschloß ich mich, ein recht ausgeführtes Hochzeitsgedicht zu verfertigen, welches mir zwar nicht wenig Mühe kostete, aber auch so gut aufgenommen ward, daß ich darob vergnügt zu sein große Ursache hatte. Wie nun eine Gelegenheit der anderen die Hand bietet, also fügte es sich, daß zur selben Zeit die anwesenden Kayserl. Herren Commissarii von E. E. Rath auf dem gewöhnlichen Petri Mahl tractiret und mit einer extraordinären Serenata regaliret werden sollten. Da man denn abseiten des hochweisen Rathes mich um Verfertigung der Poesie begrüßen ließ, welche dann ebenmäßig einen allgemeinen Beifall erwarb, ich aber dadurch je länger je mehr angetrieben ward, dem studio poetico mit größerer Application mich zu widmen. Und wie eben damals La Strage degl' innocenti des Ritters Marini zufälliger Weise durch den jetzigen Herrn Assessorem Surland, dem dieses Buch in einer Auction als eine Zugabe zugekommen, mir in die Hände gerieth, als machte ich mit dessen Uebersetzung einen Anfang, arbeitete daran bei müßigen Stunden und brachte solches glücklich zu Stande. Wann ich aber gar bald gewahr ward, daß die Poesie, wofern sie keinen sonderlichen Endzweck hätte, ein leeres Wortspiel sei und keine große Hochachtung verdiene, als bemühete ich mich, solche Objecta

meiner Dichtkunst zu erwählen, woraus die Menschen nebst einer erlaubten Belustigung zugleich erbauet werden möchten. Da ich denn erstlich das bekannte nachher in verschiedene Sprachen übersetzte Passionsoratorium verfertigt, nachgehends aber durch die Schönheit der Natur gerührt, mich entschloß, den Schöpfer derselben in fröhlicher Betrachtung und möglicher Beschreibung zu besingen. Wozu ich mich um so viel mehr verpflichtet hielt, als ich eine so große und fast unverantwortliche Nachlässigkeit, Unempfindlichkeit und den daraus folgenden Undank gegen den allmächtigen Schöpfer für höchst sträflich und dem Christenthum ganz unanständig hielt. Verfertigte demnach, zumal zur Frühlingszeit, verschiedene Stücke und suchte darin die Schönheit der Natur nach Möglichkeit zu beschreiben, um sowohl mich selbst als Andere zu des weisen Schöpfers Ruhm durch eigenes Vermögen je mehr und mehr anzufrischen, woraus denn endlich der erste Theil meines „Irdischen Vergnügens“ erwachsen. Und wie ich durch Gottes Gnade verspüret, daß selbiges Buch nicht ohne Nutzen gewesen, hat mich solches um desto mehr angespornet, auf diesem Wege weiter fortzugehen. Und nachdem der erste Theil in kurzer Zeit verschiedene Malen wieder aufgeleget werden müssen, ist auch der andere und nachher der dritte und vierte Theil, Gott Lob! zu Stande kommen und wünsche ich von Herzen, daß auch diese nicht ohne Erbauung gelesen werden, ein jeder Mensch dadurch seine Sinne besser gebrauchen, sich auf eine leichte Weise vergnügen und, welches billig der Endzweck aller Menschen sein sollte, Gott in seinen Werken verehren lernen möge. Dieses wäre nun eine kurze Nachricht, auf welche Weise ich zur Poesie gekommen und warum ich sie so lange continuiret.“

Was kann aus so platter Philisterseele Hohes kommen? Brockes setzte sein „Irdisches Vergnügen in Gott“ bis zu seinem am 16. Januar 1747 erfolgten Tod als eine Art von dichterischem Tagebuch mit unermüdlichster Selbstgenügsamkeit fort; es wuchs allmälich zu neun ansehnlichen Bänden. Der erste Band erschien 1721, der neunte 1748. Als Gedicht betrachtet ist es von gründ-

lichster Langweiligkeit. Es wird sich jetzt schwerlich Jemand überwinden, dasselbe anders als bruchstückweise zu lesen.

Jedoch die große geschichtliche Bedeutung, daß dieses Gedicht auch die gelehrte Kunstdichtung auf dieselben englischen Anregungen hinwies, zu welchen sich gleichzeitig die volksthümliche Unterhaltungsliteratur gewendet hatte, liegt klar vor Augen. In der Form sowohl wie im Inhalt.

Es ist auffallend, daß Brockes in seiner Selbstbiographie mehr von italienischem als englischem Einfluß spricht. Und ebenso auffallend ist es, daß, wie Petersen im zweiten Bande der Zeitschrift für Hamburgische Geschichte (S. 55) berichtet, in der „teutschübenden Gesellschaft zu Hamburg", einem dichterischen Kränzchen, dessen Mitglied Brockes war, Brockes nur die Uebersetzungen aus dem Italienischen, Triewald aber die Uebersetzungen aus dem Englischen übernommen hatte.

Seine Bekanntschaft mit den Engländern ist gleichwohl schon in früher Zeit nachweisbar und trat allmälich immer mehr in den Vordergrund. Das Einleitungsgedicht zum ersten Band „Ueber das Firmament" sagt: „Als jüngst mein Auge sich in die saphyrne Tiefe, die weder Grund noch Strom, noch Ziel noch End umschränkt, ins unerforschte Meer des hohen Luftraums senkt und mein verschlungener Blick bald hie bald dahin lief, doch immer tiefer sank, entsetzte sich mein Geist, es schwindelte mein Aug, es stockte meine Seele ob der unendlichen, unmäßig tiefen Höhle, die wohl mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt, so nur aus Gott allein ohn' End und Anfang stammen; es schlug des Abgrunds Raum wie eine dicke Fluth des bodenlosen Meeres auf sinkend Eisen thut in einem Augenblick auf meinen Geist zusammen. Die ungeheure Gruft des tiefen dunklen Lichts, der lichten Dunkelheit, ohn' Anfang, ohne Schwanken, verschlang sogar die Welt, begrub selbst die Gedanken; mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punkt, ein Nichts und ich verlor mich selbst. Dies schlug mich plötzlich nieder, Verzweiflung drohete der ganz verwirrten Brust; — allein, o heilsam Nichts, glückseliger Verlust; allgegenwärt'ger Gott! in Dir fand ich mich wieder." Wer

hört hier nicht die Tonart Milton's, noch bevor Bodmer die Aufmerksamkeit Deutschlands allgemeiner auf das verlorene Paradies gelenkt hatte? Brockes war offenbar ebenso wie Bodmer durch die zündende Abhandlung des Spectator über Milton zu Milton geführt worden. Im Jahr 1740 übersetzte Brockes Pope's Versuch vom Menschen, und 1745 Thomson's Jahreszeiten. Wem Brockes seine dichterischen Naturbeschreibungen nachbildete, ist für den Kenner Pope's und Thomson's unzweifelhaft. Und hierdurch erklärt sich nun auch, wodurch Brockes so sehr als neue und originelle Erscheinung auf seine Zeitgenossen wirkte. Er hatte von den Engländern die Naturbeobachtung gelernt, die den deutschen Dichtern bisher fern lag. Oder, wie Ludwig Fulda bei Betrachtung der „Gegner der zweiten schlesischen Schule" es treffend ausdrückt: „Bisher hatte der Dichter dargestellt, was er dachte, und wenn es hochkam, was er fühlte; Brockes stellte zum erstenmal dar, was er sah." Freilich wurde Alles Gesehene ihm ein Anlaß zu immer neuen ausgesponnenen Reflexionen; aber es lag doch bei allem ein Natureindruck zu Grunde, aus dem die religiöse Betrachtung ihren Stoff entnahm.

Und am überraschendsten ist, daß Brockes, dessen Dichtung ein „irdisches Vergnügen in Gott" war, und den man daher als einen durchaus frommen, gottseligen, streng religiösen Dichter zu rühmen pflegt, auch in seiner Gesinnung den freidenkerischen Regungen Pope's und Thomson's nicht fernsteht, ja daß er recht eigentlich in Bolingbroke und Shaftesbury wurzelt. Es war bereits aus einem im zwanzigsten Bande von Niedner's Zeitschrift für historische Theologie abgedruckten Brief des Hamburger Arztes Johann Albert Heinrich Reimarus, des Sohnes des berühmten Wolfenbüttler Fragmentisten, bekannt, daß Brockes unter die zwei oder drei Freunde gehörte, welchen der schweigsame und zurückhaltende Fragmentist seine damals bereits niedergeschriebenen verfänglichen Angriffe gegen Offenbarung und Christenthum im Vertrauen mitgetheilt hatte. Und nun hat David Friedrich Strauß in seinen „Kleinen Schriften" auf Grund dieser Thatsache feinsinnig hervorgehoben, daß auch der Kern der Brockes'schen Naturfrömmigkeit in Wahrheit nicht der schlichte kirch-

liche Glaube, sondern der englische Deismus und die Wolff'sche Philosophie ist. Die Quelle seiner Gottfreudigkeit ist der zweckmäßige Haushalt der Natur, in welchem nicht nur alle Geschöpfe an sich auf's beste erschaffen, sondern namentlich auch zum Dienst und Nutzen des Menschen als des unstreitig höchsten irdischen Geschöpfes auf's weiseste eingerichtet sind; seine dichterische Naturbeschreibung ist, um in der Sprache der Zeit zu sprechen, der gereimte physikotheologische Beweis. Wird gleich die Selbständigkeit der Natur, die zweckmäßige innere Einrichtung der einzelnen Naturwesen, die Berechnung all ihrer Glieder und Triebe auf ihr eigenes Wohlsein, mit uneigennütziger Liebe betont, so ist doch nicht zu verkennen, daß die andere Seite, ihr Nutzen für den Menschen, diejenige ist, in deren Ausführung, wie Strauß sich ausdrückt, der behagliche Senator sich am liebsten ergeht und von welcher er sich am religiösesten gestimmt findet. Wohl bezeugt der schlanke Bau und der rasche Anstand des Hirsches die Spuren einer schöpferischen Macht und Weisheit; noch mehr aber ist dieser Hirsch ein Beweis der göttlichen Liebe und Fürsorge für uns Menschen, „da sein angenehmes Fleisch, das er uns zur Kost gewährt, Uns auf so verschiedne Weis' zugericht, ergötzt und nährt". Wohl hat Gott „in der Gemsen Körper solche Werkzeug' fügen wollen, Daß sie Sturz und Fall nicht scheuen, und da gern sind, wo sie sollen"; doch die Hauptsache ist auch hier der Nutzen für den Menschen; „für die Schwindsucht ist ihr Unschlitt, fürs Gesicht die Galle gut; Gemsenfleisch ist gut zu essen, und den Schwindel heilt ihr Blut; Auch die Haut dient uns nicht minder; strahlet nicht aus diesem Thier Nebst der Weisheit und der Allmacht auch des Schöpfers Lieb herfür?" Selbst die garstigen Raubthiere „zeigen keinen Fehl der Schöpfung an, zudem wenn wir es recht ergründen, Sind auch in Wölfen viele Dinge zu unserm Nutzen noch zu finden; Wir haben nicht nur ihrer Bälge im scharfen Frost uns zu erfreuen, Es dienen ihrer Glieder viele zu großem Nutz in Arzneien". Und der Dichter vergißt nicht die Anwendung. Diese Offenbarung Gottes in der Natur ist ihm so sehr die „allererste, herrlichste und sicherste mit Recht zu nennen",

daß er sie ausdrücklich der biblischen Offenbarung entgegenstellt, als diejenige, in die kein Irrthum sich einmischt, „keine aus der Menschen Thorheit blos entstandne Ketzermacherei, die Schande menschlichen Geschlechts, des Hochmuths und des Geizes Brut; die drinn vorhandne lichte Lehre kommt allen Sterblichen zu gut, und ihrem großen Ursprung gleich ist sie so wahr als allgemein". Und eben darum liegt in dieser Naturreligion zugleich die Gewähr mildester Duldsamkeit. „Sowie fast alle Nationen In allerlei Religionen Sich Gott verschiedentlich gedenken" „so denkt ein Jeder zu Gottes Preise Sich Gott auf eine andere Weise; Aus welchem ich denn so viel fasse, Daß Gott von allen Menschen keinen, wenn er ihm redlich dienet, hasse." Sogar Atheisten sind nicht zu verfolgen; um so weniger, da sie in der Regel nur dadurch Atheisten geworden sind, „daß man, was Gott sei, so wunderlich erklärt".

In denselben englischen Anregungen wurzelt Drollinger; doch ist er dichterisch entschieden seinem Vorgänger Brockes überlegen.

Karl Friedrich Drollinger, am 26. December 1688 zu Durlach geboren, lebte größtentheils in Basel, woselbst er wichtige Stadtämter verwaltete; dort starb er nach segensreicher Thätigkeit im Juni 1742; seine Gedichte wurden erst 1743 von J. Sprengen herausgegeben.

Drollinger hatte fast dieselbe Geschmacksbildung durchlebt wie Brockes. In seiner Jugend hatte er mit Hoffmannswaldau, Lohenstein und anderen dergleichen „Flittergeistern und unnatürlichen Dichtern" umhergeschwärmt, darauf war er zu Canitz und Besser und zuletzt zu Brockes übergegangen; in seinem „poetischen Sendschreiben an Sprengen" (Gedichte S. 100) nennt er Horaz, Boileau und Pope ausdrücklich als seine Muster. Wie sehr er namentlich in Pope seine eigensten Ansichten über Kunst und Dichtung wiederfand, bezeugte seine Uebersetzung von Pope's Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters. In den größeren Dichtungen Drollinger's werden daher immer nur die würdigsten Stoffe, Religion und Vaterland, vorgeführt; „ist's möglich", ruft er in jenem Sendschreiben den Gelegenheitsdichtern zu, „daß Ihr Eure Leyer bei einer jeden

Kirchweih trillt, ist's möglich, daß von solchem Feuer Euch nur die kleinste Ader schwillt?“ Seine Gedichte: „Lob der Gottheit“, „über die Unsterblichkeit der Seele“, „über die göttliche Fürsehung“, sind von derselben lehrhaft beweisenden Naturfrömmigkeit, welche ihm von Brockes überkommen war; aber die Empfindung in ihnen ist inniger und schwungvoller. Seine Nachbildungen biblischer Psalmen sind die Vorboten Klopstock's; sein Gedicht an sein Vaterland Baden ist ernst, männlich, fern von aller niedrigen Schmeichelei, welche man sonst bei solchen Anlässen den regierenden Herren zu spenden pflegte. Dazu kommt ein Schliff und selbst ein Wohllaut der Sprache, welcher gegen Brockes höchst vortheilhaft absticht. Man kann noch heut die Gedichte Drollinger's ohne allen Anstoß und selbst mit Erquickung lesen. Es ist einzig der geringen Anzahl und der späten erst nach dem Tode des Dichters erfolgten Veröffentlichung zuzuschreiben, daß Drollinger nicht tiefer in die Bewegung der deutschen Literatur eingriff.

Zwei jüngere Dichter, Haller und Hagedorn, waren inzwischen aufgetreten. Sie überstrahlten Drollinger's Ruhm, weil sie derselben Richtung angehörten und doch vielseitiger und darum wirksamer waren.

Albrecht von Haller war im October 1708 zu Bern geboren; er starb daselbst am 12. December 1777.

Wie hätte die Vorliebe seiner Knabenjahre für die zweite schlesische Schule und für die Italiener, in deren Nachahmung diese befangen war, bestehen können vor dem Ernst seiner genialen Naturstudien, die ihn zu einem der ersten Gelehrten Europas machten, und vor den Anregungen seines frühen und langen Aufenthalts in Holland, Frankreich und England? Mit Begeisterung wendete er sich zur ernsten englischen Dichtung. Und diese Richtung wurde genährt durch den freundschaftlichen Verkehr, welchen er, von seinen Reisen zurückgekehrt, in Basel mit Drollinger und besonders mit Müralt pflegte; Müralt war einer der Ersten gewesen, welcher durch seine französisch geschriebenen „Briefe über die Engländer und Franzosen“ die Aufmerksamkeit des Festlandes auf die englische

Literatur gelenkt hatte. Einige Gedichte Haller's weisen in einleitenden Vorbemerkungen ganz ausdrücklich darauf hin, daß sie im Wetteifer mit englischen Vorbildern entstanden; sie sollten zeigen, daß es nicht die Unbeholfenheit der deutschen Sprache sei, welche, wie man gewöhnlich annehme, den Mangel an deutschen philosophischen Gedichten verschulde. Es ist das dichterische Glaubensbekenntniß Haller's, wenn er in der Vorrede zur vierten Auflage seiner Dichtungen (1748) sagt, daß er die englischen Dichter sich bekannt gemacht und von diesen die Liebe zum Denken und den Vorzug der schweren, d. h. gehaltvollen Dichtung sich anzueignen gesucht habe; die philosophischen Dichter, deren Größe er bewundere, hätten in ihm für immer das geblähte und aufgedunsene Wesen Lohenstein's, der auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimme, von Grund aus verdrängt.

Es sind daher in Haller vorzugsweise die philosophischen Gedanken und Stimmungen seines Zeitalters, welche dichterischen Ausdruck finden. Unstreitig haben die ersten Bände von Brockes' Naturschilderungen auf Haller's berühmtestes Gedicht, auf die „Alpen" eingewirkt; dies Gedicht war die Frucht einer im Jahre 1728 unternommenen naturwissenschaftlichen Alpenreise. Aber die Nachbildung steht höher als das Vorbild. Das blos Beschreibende tritt in den Hintergrund; der Dichter fühlt, daß dieses tropfenweise Nacheinander keine lebendige Gestaltung, kein die Phantasie erfüllendes Gesammtbild giebt. Aecht dichterisch liegt das vollste Licht nicht auf der äußeren Scenerie, welche Sache des Landschaftsmalers, nicht aber des Dichters ist, sondern vielmehr auf der elegischen Sehnsucht nach der Natur und Sitteneinfalt der weltabgeschiedenen Alpenbewohner, nach ihrer Kraft und Reinheit, nach ihrer Lust und Freude. Es ist derselbe tiefberechtigte, im Schiller'schen Sinn sentimentalische Gegensatz, welcher einige Jahrzehnte später in der Insel Felsenburg, in den Idyllen Salomon Geßner's und besonders in Rousseau weltbewegend in das allgemeine Bewußtsein trat. Und in den anderen Lehrgedichten, in den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" 1729, in dem Gedicht von der „Falschheit menschlicher

Tugenden“ 1730, in dem Gedicht „über den Ursprung des Uebels“ 1734, gähren und grollen jene höchsten Fragen über Religion und Sittlichkeit, welche Leibniz, Wolff und die englischen Freidenker in die ringende Menschheit geworfen hatten. Wie Pope's Versuch vom Menschen sich größtentheils an Shaftesbury anlehnt, so hat Haller in seiner philosophischen Rechtfertigung des Uebels die besten Gedanken der Leibniz'schen Theodicee in wenige Gesänge gesammelt; und die begeisterten Leser rühmten, er habe nicht selten in einem einzigen treffenden Beispiel oder in einer bedeutungsvollen Fragstellung die ganze Kraft eines Beweises erschöpft. Von derselben kühlen Verständigkeit ist Haller's berühmtes Trauergedicht auf den Tod seiner Frau Marianne. Nicht Empfindungen, nur Gedanken über Empfindungen.

Treffend hat Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung Haller beurtheilt. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst, sagte Schiller, charakterisiren den Dichter; nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, sowie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr als er darstellt; er ist groß, kühn, feurig erhaben, zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

Haller's Gedichte erschienen zuerst 1732 unter dem Titel „Versuch Schweizerischer Gedichte“. Schon nach zwei Jahren erschien eine vermehrte Ausgabe, die auch die viel gerühmten, öfters einzeln abgedruckten „Alpen“ enthielt. Man thut Haller Unrecht, wenn man diese zum Theil trocken lehrhafte, zum Theil lohensteinisch schwülstige Dichtung für sein Hauptwerk hält. Seine schönsten Gedichte entstammen seinen persönlichen Erlebnissen.

Als Haller in Göttingen (1736—1753) seine großen grundlegenden anatomischen und physiologischen Arbeiten schrieb, durch die sein Name in der Geschichte der Wissenschaft unsterblich geworden ist, verstummte seine dichterische Neigung. Und sie stellte sich auch nicht wieder ein, als er, von Heimweh getrieben, nach seiner Vaterstadt Bern zurückkehrte und dort Kraft und Zeit an die unerfreuliche Verwaltung städtischer Aemter verschwendete. Erst im beginnenden Greisenalter

versuchte er eine neue dichterische Thätigkeit. Aber in durchaus anderem Sinn. Wie Haller nach Maßgabe der streng gläubigen Richtung, die nach dem Zeugniß seines von J. G. Heinzmann (Bern 1787) herausgegebenen Tagebuches schon seit dem plötzlichen Tod seiner geliebten Marianne (1736) und dem ebenso plötzlichen Tod seiner zweiten Frau (1740) in ihm aufgetaucht war und seitdem sich unablässig gesteigert hatte, seine freisinnigen Jugendgedichte bereute und sie, soweit es irgend anging, auf's willkürlichste und gewaltsamste verballhornte, so schrieb er jetzt eine Reihe lehrhafter Schriften, zum Theil in dichterischer Einkleidung, die bestimmt waren, dem immer dreister vordringenden Neuerungsgeist sich entgegenzustellen. Einerseits politische Romane, Usong 1771, Alfred 1773, Fabius und Cato 1774; andererseits religiöse Herzensergießungen, wie 1772 die „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung". In den politischen Romanen, in denen die Anregungen Fenelon's und Montesquieu's deutlich bemerkbar sind, wollte er den aufgeklärten Despotismus, die constitutionelle Monarchie oder die aristokratische Republik gegen die Angriffe Rousseau's dichterisch verklären, „um die Sache der Regierungen, die Rechte der Societäten wider die unersättlichen Ansprüche der Fürsprecher der Rechte einzelner Bürger und wider die allgemeine Gleichheit der Menschen zu vertheidigen". In seinen religiösen Schriften wollte er, wie er in einem Briefe an Bonnet sagt, auf Grund der Geschichte und Offenbarung beweisen, wie Christus in Wahrheit derjenige sei, welchen die Propheten vorherverkündigt, und daß man daher an seine Worte, an seine göttlichen Eigenschaften und an seinen Erlösertod in tiefster Unterwerfung zu glauben habe. Freilich gehört auch Haller zu denen, welche die Religion mit dem Denken glaubten versöhnen zu können; indeß gerade damit kam er der Neigung seiner Zeitgenossen entgegen. Seine religiösen Schriften wurden viel gelesen; Bodemann hat in seiner Schrift: „Von und über Albrecht von Haller" den Nachruf eines hochgestellten Arztes, Störck, mitgetheilt, der die „Briefe" besonders rühmt und hervorhebt, Haller habe es nicht gewagt, die Bibel aus der Vernunft zu verbessern, sondern er habe die Vernunftmäßigkeit ihrer Lehren gezeigt.

Spricht man von der dichterischen Bedeutung Haller's, so ist nur die Rede von seinen Jugendwerken, auf welche er in seinem Alter so verächtlich herabsah; die Werke seines Alters wurden schon von den nächsten Zeitgenossen wenig beachtet und sind jetzt völlig verschollen.

Friedrich von Hagedorn, Haller's berühmter Zeit- und Strebgenosse, war unter denselben englischen Eindrücken groß geworden; obgleich er auch der „petite poesie" der Franzosen und vor Allem seinem Liebling Horaz den breitesten Raum gab.

Hagedorn war am 23. April 1708 zu Hamburg geboren, hatte in Jena studirt, war aber 1729 als Sekretär des dänischen Gesandten nach London gekommen und hatte dort volle vier Jahre verweilt. Wir sehen ihn in dieser Zeit so ganz und gar mit Pope, Prior, Addison und Shaftesbury beschäftigt, daß er in einem von Danzel mitgetheilten Brief an Gottsched vom 19. November 1730 die Theilnahme an der deutschen Gesellschaft zu Leipzig darum ablehnt, „weil er sich allzusehr angewöhnt habe, englische Redensarten in seine Muttersprache zu mischen". Im Sommer 1731 war Hagedorn nach Hamburg zurückgekehrt und lebte dort in mußefrei amtlicher Stellung und heiterer Behaglichkeit bis zu seinem Tod, welcher am 28. October 1754 erfolgte. Der stete Hinblick auf die englische Literatur hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet. Wer diese englischen Anregungen nicht aus Hagedorn's Gedichten selbst heraushört, findet sie in den Anmerkungen, welche er diesen Gedichten beizufügen pflegte, ausdrücklich hervorgehoben.

Zuweilen schlägt auch Hagedorn den ernsten Ton an und sucht auch seinerseits zu zeigen, daß er Pope's Lehrgedichte mit Nutzen gelesen hat. Wir finden bei Hagedorn „schriftmäßige Gedanken über die Eigenschaften Gottes", odenartige Gebete, moralische Lehrgedichte und Satiren. In seiner innersten Eigenthümlichkeit aber ist er nicht, wie Brockes, Drollinger und Haller, ein metaphysischer, sondern ein moralisirender Dichter; moralisirend in jener liebenswürdigen Art, welche in angeborener Herzensfröhlichkeit von Shaftesbury und Horaz gelernt hat, daß Tugend und heiterer Lebensgenuß

einander nicht ausschließen. So sehr daher Hagedorn an Gedankentiefe hinter Haller zurücksteht, an eigentlich dichterischer Wirkung, soweit eine solche innerhalb moralisirender Lehrhaftigkeit überhaupt möglich ist, übertrifft er ihn ganz unzweifelhaft. Indem Hagedorn, anknüpfend an Traditionen des sechszehnten Jahrhunderts, sowie nach dem Vorbilde Lafontaine's, Prior's und anderer, die Fabel und die Erzählung in Deutschland wieder heimisch machte, zeigte er, daß seine Phantasie aus der Armuth allgemeiner Begriffe nach der Lebensfülle individueller Gestaltung rang. Wie glücklich weiß er oft schon die Weise ächter Liedform zu treffen! Und wie ahnungsvoll ist er bereits der Vorläufer einer tieferen dichterischen Empfindung, wenn er im Vorbericht seiner Oden und Lieder nach Anleitung des englischen Zuschauers auf die Unvergleichbarkeit altenglischer Volksballaden hinweist.

Es ist bekannt, welchen mächtigen Einfluß Hagedorn auf die gesammte Lyrik der nächsten Folgezeit übte. Die Horazianer, die neuen Anakreontiker, die Fabeldichter stehen alle ohne Unterschied auf Hagedorn's Schultern. Und mächtiger noch als dieser rein dichterische Einfluß war der sittliche. Hagedorn war der wirksamste Verkündiger jener horazischen oder, wie man zu rühmen pflegte, sokratischen Lebensweisheit, deren altkluge Heiterkeit ein sehr bestimmender Grundzug für die Charakterbildung des achtzehnten Jahrhunderts wurde. Fast mehr als der Philologie ist den Anregungen Hagedorn's zuzuschreiben, daß für unsere Großväter ein Vers aus Horaz war, was für die Rechtgläubigen ein Spruch aus der Bibel und für den frei gebildeten Menschen eine der tiefen Lebensmaximen Goethe's und Schiller's ist.

Vergleichen wir Haller und Hagedorn, so kann es nicht besser geschehen als mit den Worten, die Haller selbst in einer besonderen Abhandlung im dritten Bande seiner Kleinen Schriften über sein Verhältniß zu Hagedorn aussprach. Er sagt: „Der Herr von Hagedorn besuchte Engelland; ich auch und noch etwas früher. Diese Reise hatte auf Beide einen wichtigen Einfluß. Wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in

Deutschland bisher gesagt hatte; wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen lassen und strebten Beide nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten. Bei allen diesen Aehnlichkeiten aber blieb zwischen uns eine große Ungleichheit. Eine der Ursachen bestand in der Lebensart. Herr von Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüth, er trank ein Glas Wein und genoß der freundschaftlichen Freude des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahr meines Alters dem Wein ab, entzog mich lustigen Gesellschaften und suchte mein Vergnügen bei einem stillen Theetisch oder bei den Büchern. Hieraus entstand ein großer Unterschied im ganzen Ton unserer Poesie. Hagedorn dichtete Lieder, darin er die Liebe und den Wein besang und die die ersten waren, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte. Die Fröhlichkeit und die Kenntniß der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert und den Boileau übertrifft. Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit. Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eigenen schweren Ton und einen Ernst, der sich von Hagedorn's Munterkeit unendlich unterscheidet." Der Erfolg hat zu Gunsten der gesunden Sinnlichkeit des heiteren Lebemanns gesprochen. Hagedorn's Gedichte erschienen seit 1729, wo die „Erlesenen Proben einiger Nebenstunden" an's Licht traten, in immer neuen Ausgaben und Formen, stets vermehrt und immer gern aufgenommen. Der letzten Sammelausgabe, die der Autor selbst besorgte, gab er 1750 den bezeichnenden Titel: „Moralische Gedichte".

Reflexionsdichtung! Nicht die hohen und reinen Dichtformen, Epos und Lyrik und Drama, sondern nur untergeordnete Zwitterarten, Lehrgedicht, Satire, Fabel, in Verse gebrachte philosophirende und moralisirende Betrachtung! Nicht freie Schöpfung des Gemüths und der Phantasie, sondern, wie der höchst bezeichnende Lieblingsausdruck der Zeit lautet, Belustigung des Verstandes und Witzes!

Dennoch waren die Zeitgenossen völlig im Recht, wenn sie in Haller und Hagedorn die größten Dichter ihrer Zeit, die Morgen-

röthe eines neuen Tages sahen. Goethe sagt in jener Stelle von Wahrheit und Dichtung, in welcher er bei Gelegenheit von König's Lager in Mühlberg den Verfall der deutschen Dichtung auf den Mangel eines großen nationalen Gehalts zurückführt, daß sich damals alles Ideelle der Welt nur in die Religion und Sittenlehre geflüchtet habe. Es war die Größe Haller's und Hagedorn's, daß sie, geschult durch den epochemachenden Vorgang der Engländer, diesen einzigmöglichen idealen Gehalt fest und sicher ergriffen und zu ernstem und glücklichem Ausdruck brachten.

b. Gottsched und sein Kampf mit Bodmer und Breitinger.

Der Kampf Gottsched's mit Bodmer und Breitinger hat einst ganz Deutschland erregt. Und doch hatten weder die Streitenden selbst, noch die zeitgenössischen Zuschauer ein klares Bewußtsein von dem Grund und Ziel dieses Kampfes. Mylius und Johann Andreas Cramer sagen in der 1743 geschriebenen Vorrede der „Hallischen Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“: „Uns däucht, daß die schweizerischen Schriften von der Poesie mit der Gottsched'schen Dichtkunst in einem Schrank hätten beisammenstehen können, ohne daß eine Schlacht unter ihnen würde vorgefallen sein, wie Swift von der alten Schriftsteller Büchern gedichtet hat. Wir sind nicht im Stande, Denen gründlich zu antworten, die uns um die eigentlichen Ursachen dieses kritischen Zwiespalts näher befragen. Der Dichter, welcher dereinst diesen Krieg besingen wird, wird ohne Zweifel die Offenbarung der Musen so nöthig haben als Homer, da er die Zwietracht Achill's und Agamemnon's beschreiben wollte.“

Jetzt ist der entscheidende Gedanke, welcher unter der Oberfläche persönlicher Zänkereien wuchs und erstarkte, leicht durchschaubar.

Jener Kampf war der erste ernste Zusammenstoß der französischen und englischen Einwirkungen.

Beide Parteien waren einig in der Verneinung der damals noch immer nicht völlig erstorbenen zweiten schlesischen Schule; deshalb konnten sie eine Zeitlang friedlich und in wechselseitiger Förderung nebeneinandergehen. Aber sie waren verschieden im Ausgang ihrer Bildung und in der Aufstellung neuer Ziele; deshalb der schroffe und offene Gegensatz, die tödtliche Entzweiung, nachdem der gemeinsame Gegner erlegen war.

Gottsched war der eifrige und bis zur leidenschaftlichen Ausschließlichkeit einseitige Parteigänger des französischen Classicismus. Dies ist sein geschichtliches Recht und Unrecht.

Th. W. Danzel hat in seinem höchst verdienstvollen Buch „Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848“ einen ganz besonderen Nachdruck auf die Thatsache gelegt, das Gottsched der Erste gewesen sei, welcher mit klarer Bewußtheit Begriff und Begründung einer deutschen Gesammtliteratur, der wissenschaftlichen sowohl wie der dichterischen, in das Auge gefaßt habe. Diese Thatsache ist unbestreitbar. Johann Christoph Gottsched, am 2. Februar 1700 zu Judithen bei Königsberg in Preußen geboren, hatte sich während seiner Universitätsjahre in Königsberg mit Fleiß in die Wolff'sche Philosophie eingelebt und hatte zugleich bei Professor Rhode und später bei Rhode's Nachfolger, dem Hofrath Pietsch, einem der namhaftesten Anhänger von Canitz und Besser, auf's emsigste dichterischen Uebungen obgelegen. Erfüllt von der Macht und Richtigkeit dieser Bestrebungen war früh in ihm der Gedanke entstanden, daß es nunmehr möglich geworden, den Deutschen eine Literatur zu schaffen, welche der Literatur fremder Völker sich ebenbürtig an die Seite stelle. Und dieser Gedanke wurde von ihm sofort auf's ernsteste in Angriff genommen, als er, vor den Gewaltthätigkeiten preußischer Werber, welchen sein hoher und stattlicher Körperbau verlockend in's Auge stach, aus Königsberg fliehend, 1724 nach Leipzig kam, und dort im Mittelpunkt deutschen Buchhandels für die Ausführung seiner Plane den günstigsten Boden fand. Die äußeren Erfolge

seines Strebens, das ihn 1729 zur Professur der Poesie, 1734 zu der der Philosophie und später mehrmals zum Rektorat führte, begünstigten und förderten die Erreichung seiner literarischen Ziele.

Mit sichtlichem Behagen weilt Gottsched in der Vorrede seiner „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst 1748“ bei dem willkommenen Umstand, daß keine Sprache der Welt eine so große räumliche Ausdehnung beherrsche als die deutsche. Und wie er in einem bemerkenswerthen Aufsatz der Kritischen Beiträge (Stück 10, S. 348 ff.) ausdrücklich betont, daß Thomasius mit seinen Bemühungen um die Ausbildung des deutschen wissenschaftlichen Ausdrucks die nothwendige und naturgemäße Ergänzung von Martin Opitz gewesen, so schreibt auch er selbst 1728 den „Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst“, welcher nicht blos die Poesie, sondern auch die Prosa, und zwar diese vornehmlich, zu läutern und zu bilden strebte. In der Vorrede zur zweiten Auflage seines Lehrbuchs der Weltweisheit hebt er besonders hervor, daß, wenn auch in die Wolff'sche Philosophie einige falsche Sätze gekommen sein sollten, sie doch eine Philosophie in deutschem Gewande sei. Als er 1727 als noch ganz junger Magister ein dichterisches Kränzchen, das in Leipzig unter dem Namen der Görlitzer Gesellschaft bestand, zu einer allgemeinen deutschen Gesellschaft erweiterte, suchte er offen dem Vorbild der französischen Akademie nachzueifern; ein Gedanke, der ihn sein Lebelang nicht verlassen hat und der allerdings die beste Verwirklichung seiner weitausgreifenden, aber rein äußerlichen Pläne gewesen wäre.

Jedoch das Hauptaugenmerk in dieser neuzuschaffenden deutschen Gesammtliteratur blieb ihm trotzalledem immer die Dichtung. Und zwar eine Dichtung nach dem Muster der französischen. Was für die Römer die Griechen waren, das sollten, wie er in seinen Anmerkungen zur Horazischen Dichtlehre ausführt, für Deutschland jetzt die Franzosen sein.

Gottsched war nicht der Anfang eines neuen Zeitalters, sondern der Abschluß des alten. Es ist der tiefste Kern seines Wesens, wenn er 1744 in der Vorrede zu der von ihm veranstalteten Ausgabe von

Neukirch's Gedichten sagt, „das güldene Zeitalter unserer Poesie müsse in denen Zeiten gesucht und festgesetzt werden, da Besser und Canitz, Neukirch, Günther und Pietsch gelebt und geschrieben haben". Das Bedeutende und Unterscheidende in Gottsched war nur, daß er nicht wie diese seine französirenden Vorgänger sich mit den kleinen und untergeordneten Dichtarten begnügte, sondern auch alle reinsten und höchsten Formen, vornehmlich das Drama, zu deutlicher wissenschaftlicher Erkenntniß und werkthätiger Ausübung bringen wollte.

Ziel und Eigenthümlichkeit Gottsched's liegt daher hauptsächlich in seinem Handbuch der Dichtlehre und in seinen Bestrebungen zur Hebung des deutschen Theaters.

Die erste Ausgabe der Dichtlehre erschien 1730 unter dem Titel: „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen; darinnen erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besonderen Gattungen der Gedichte abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden, überall aber gezeigt wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe". Die zweite Auflage fällt in das Jahr 1737, die dritte 1742, die vierte 1751.

Es ist der Standpunkt Boileau's, aber verflacht und vergröbert.

In der Vorrede zur ersten Auflage erzählt Gottsched ausführlich, wie er seit 1724 in der Bibliothek Burkhard Mencken's die besten kritischen Schriften der Alten und Neuen studiert habe; Aristoteles, Longin, Horaz, Scaliger, Boileau, Dacier, Bossü, Perrault, Beauhours, Fenelon, St. Evremond, Fontenelle, Shaftesbury, Steele, ingleichen die Vorreden von Corneille und Racine, und nachmals noch des Castelvetro, Müralt's und Voltaire's Beurtheilungen alter und neuer Poeten und Bodmer's Discurse der Maler. Die Lehrmeinungen des französischen Classicismus wurden für ihn um so bestimmender, da er auch die Kenntniß der Alten erst aus der zweiten Hand schöpfte und überall nur durch die Brille der französischen Uebersetzungen sah. Zwar hat Gottsched zuweilen das Gefühl von der Nothwendigkeit einer tieferen philosophischen Grundlage. „Wenn man ein gründliches Erkenntniß aller Dinge", sagt er (zweite Auf-

lage S. 93), „Philosophie nennt, so sieht ein Jeder, daß Niemand den rechten Charakter von einem Poeten wird geben können als ein Philosoph; aber ein solcher Philosoph, der von der Poesie philosophiren kann, welches sich nicht bei Allen findet, die jenen Namen sonst gar wohl verdienen.“ Er bezeichnet es als seine Aufgabe, daß die Regeln der Kunst aus der Vernunft und Natur hergeleitet werden müssen; ja er betont scharf und geflissentlich, daß die Vorschriften der Alten nicht deshalb bindend seien, weil sie in den Alten, sondern weil sie in der Natur der Dinge ihren festen und nothwendigen Grund hätten. Aber die Durchführung hält dieser Einsicht nicht Stand. Wo wissenschaftliche Begründung erforderlich war, erscheint immer nur eine Belegstelle aus Boileau.

Gottsched kennt keinen Zweck der Dichtung als den Zweck der trockensten und absichtlichsten Lehrhaftigkeit. „Die allerersten Sänger ungekünstelter Lieder“, meint er (S. 86), „haben nach der damaligen Einfalt der Zeiten wohl nichts anderes im Sinn gehabt, als wie sie ihren Affect auf eine angenehme Art ausdrücken wollten, so daß derselbe auch in Anderen eine gewisse Gemüthsbewegung erwecken möchte; dahin zielten ihre lustigen und traurigen, verliebten und spöttischen Lieder; ein Saufbruder machte den andern lustig, ein Betrübter lockte dem Andern Thränen heraus, ein Liebhaber gewann das Herz seiner Geliebten und ein Spottvogel brachte durch seinen beißenden Scherz das Gelächter ganzer Gesellschaften zuwege.“ „Aber“, fährt Gottsched fort, „die nachfolgenden Dichter mischten in die Schönheit des Ausdrucks weise Lehren und Sittensprüche; die alten Poeten waren die ersten Weltweisen, oder umgekehrt die ältesten Weltweisen bedienten sich der Poesie, das rohe Volk dadurch zu zähmen.“ Auf Grund solcher Betrachtungen fragt daher Gottsched (S. 151), „ob alle poetischen Fabeln nothwendig moralische Absichten haben müssen?“ Antwort: „Man antwortet darauf, daß es freilich wohl möglich sei, Fabeln zur bloßen Belustigung zu ersinnen, dergleichen manches Mährlein ist, so die Ammen ihren Kindern erzählen, ja dergleichen die meisten Romanschreiber in ihren Büchern ausbrüten; allein da es möglich ist, die Lust mit dem

Nutzen zu verbinden und ein Poet auch ein rechtschaffener Bürger und redlicher Mann sein muß, so wird er nicht unterlassen, seine Fabeln so lehrreich zu machen, als ihm möglich ist; ja er wird keine einzige ersinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge, „denn omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci". Und Gottsched frägt weiter: „Wie greift man indessen die Sache an, wenn man gesonnen ist, als ein Poet ein Gedicht oder eine Fabel zu machen? Dieses ist freilich das Hauptwerk in der ganzen Poesie; Vielen, die sonst ein gutes Naturell zur Poesie gehabt, ist es blos deswegen nicht gelungen, weil sie es in der Fabel versehen haben". Gottsched löst diese Frage folgendermaßen: „Zu allererst wähle man sich einen lehrreichen moralischen Satz nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen vorgenommen; hierzu ersinne man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worin eine Handlung vorkömmt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt. Nunmehro kömmt es auf mich an, wozu ich diese Erfindung brauchen will, ob ich Lust habe, eine äsopische, komische, tragische oder epische Fabel daraus zu machen. Alles beruht hierbei auf der Benennung der Personen, so darin vorkommen sollten. Aesopus würde ihnen thierische Namen geben; wäre ich Willens, eine komische Fabel daraus zu machen, so müßten die Personen, so dabei vorkämen, bürgerlich sein, denn Helden und Prinzen gehören in die Tragödie; die Tragödie ist von der Comödie nur in der besonderen Absicht unterschieden, daß sie anstatt des Gelächters die Verwunderung, das Schrecken und Mitleiden zu erwecken sucht, daher pflegt sie sich lauter vornehmer Leute zu bedienen, die durch ihren Stand, Namen und Aufzug mehr in die Augen fallen; und für die epische Fabel, die das Meisterstück der ganzen Poesie ist, müssen die Personen die ansehnlichsten von der Welt, nämlich Könige, Helden und große Staatsleute sein, und Alles muß darin groß, seltsam und wunderbar klingen".

Wie platt und beschränkt! Die Enge dieser Anschauung rächt sich sogleich in den nächsten Folgerungen. Erstens hat Gottsched nur einen Maßstab für Reflexionsdichtung. Seine thatsächliche

Schätzung der Dichter und Dichtungen befindet sich, wie Franz Servaes in seiner „Poetik Gottsched's und der Schweizer" sehr hübsch ausgeführt hat, in einem klaffenden Gegensatz zu der eigenen Forderung, daß die Poesie „Nachahmung der Natur" sein solle. Die besten Dichter sind ihm, wie er (S. 125) ausdrücklich erklärt: „Terenz, Virgil, Horaz von den Lateinern; Petrarcha und Tasso von den Italienern; Malherbe, Corneille, Boileau, Racine, Molière und Voltaire von den Franzosen; Heinsius und Cats von den Holländern; Opitz, Dach, Flemming, beide Gryphier, Canitz, Besser und Günther von unseren Landsleuten". Wo bleibt Homer und die tragische Dichtung der Griechen? Hier liegt der Grund, warum sich Gottsched später so entschieden gegen die Anerkennung Milton's und Shakespeare's sträubte. Und zweitens verleugnet Gottsched auch für die ausübende dichterische Thätigkeit die unverbrüchliche Ursprünglichkeit angeborner Schöpferkraft. Weil ihm selbst die holde Gabe der Phantasie versagt war, hält er sie überhaupt nicht für nöthig. Es ist wahr, die beiden ersten Ausgaben der kritischen Dichtkunst sprechen noch von der dichterischen Begabung, von dem angeborenen Talent und Genie als dem Ersten und unbedingt Vorauszusetzenden, und von der Schule und Zucht der Regel als dem erst nachträglich Hinzutretenden, Bildenden und Zügelnden; sie berufen sich sogar auf die Verse Rachel's, „denn wer nicht von Natur hiezu ist wie geboren, bei dem ist Kunst und Fleiß und Uebung auch verloren". Aber auch schon in diesen ersten Ausgaben wird nirgends ein Anlauf genommen, diesem Ausgangspunkt gebührend Rechnung zu tragen. Der zweite Theil, welcher die besonderen Dichtarten behandelt, verwässert sich ganz und gar in eine „Anleitung, Gedichte zu fertigen". Besonders gilt dies von der Abhandlung über die Tragödie. Das Traurigste aber war, daß, als allmälich Einwürfe gegen diesen Grundmangel laut wurden, Gottsched aus Eigensinn und beleidigter Eitelkeit denselben nur noch verschlimmerte. Mit jeder folgenden Auflage tritt die Naturkraft der Phantasie immer mehr in den Hintergrund; zuletzt wird sie ganz und gar verdrängt und vergessen. In der Vorrede zur dritten

Auflage entschlüpft Gottsched die verrätherische Aeußerung, daß man aus seinem Werk eine Ode, Cantate und alle übrigen Gedichtarten „machen lerne“; ja er preist diese handwerksmäßige Anleitung als den eigensten und ausschlaggebenden Vorzug seiner Dichtlehre vor der inzwischen erschienenen Dichtlehre Breitinger's, welche sich ungehöriger Weise mit diesen Einzelheiten gar nicht beschäftige.

Sicherlich hatte Gottsched's Dichtlehre große Verdienste. Sie war der erste umfassende Versuch, das Denken der Deutschen auf Kunst und Dichtung zu lenken, und muß als solcher daher mehr noch als die spätere Aesthetik Baumgarten's der Anfang und die Begründung der deutschen Kunstwissenschaft genannt werden. Und sie hatte überdies die höchst vortheilhafte und unmittelbar eingreifende Folge, daß durch sie die Nachzügler der zweiten schlesischen Schule auch den letzten Rest ihrer Geltung verloren. Die formlose Ungebärdigkeit wurde in eine feste, wenn auch pedantische Schule genommen. Daher die in ihrer Art großartige und fast beispiellose Dictatur, welche Gottsched länger als ein Menschenalter hindurch in der deutschen Geschmacksrichtung ausgeübt hat; eine tonangebende Stellung, und sei es auch nur für kurze Zeit, kann Keiner einnehmen, der nicht etwas wirklich Neues und Lebenerweckendes in die Geschichte einführt. Aber ebenso sicher ist, daß die Plattheit durch diese Dichtlehre unsäglichen Vorschub erhielt. Man muß die Briefe seiner Schüler lesen, welche Danzel in seinem trefflichen Buche über Gottsched zahlreich veröffentlicht hat, um zu sehen, wie die fingerschnelle Versmacherei nun erst recht den Freibrief erhalten zu haben meinte. Die kritische Dichtung Gottsched's glich einer Grammatik; wer fertigte nun nicht mit gutem Willen und leidlichem Verstand ein Exercitium? Lessing schildert dieses Unwesen schlagend, wenn er in der Vorrede zu Mylius' Schriften sagt, daß Gottsched Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen habe.

Weit schätzenswerther als in der „Kritischen Dichtkunst“ zeigt sich Gottsched indeß in dem literarischen Sammelwerke, das er von 1732 bis 1744 erscheinen ließ: den „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“. Hier hat er sich um

das literarhistorische Studium bleibende Verdienste erworben, hier zeigt er in der Würdigung älterer deutscher Schriftsteller, nicht eingeengt von den französischen Vorurtheilen, den bedeutenden Geist, der ihm zweifellos eigen war, der aber leider mehr und mehr verschnürt und verbildet wurde.

Wir kommen zum zweiten Hauptpunkt der Gottsched'schen Wirksamkeit, zur Betrachtung seiner dramaturgischen Bestrebungen.

Je ausschließlicher Gottsched seine Augen nach Frankreich gerichtet hatte, um so unabweislicher mußte ihm die Hebung dramatischer Kunst und Literatur tiefstes Herzensbedürfniß werden.

Der Gipfelpunkt der französischen Dichtung war das Drama. Wie aber stand es um das Drama in Deutschland?

Es galt, die deutsche Bühne „auf französischen Fuß" zu stellen.

Gottsched hat in der Vorrede zur ersten Auflage seines „sterbenden Cato" 1732 über die Entstehungsgeschichte seiner dramaturgischen Ueberzeugungen und Bestrebungen ausführlich Bericht erstattet. Er war noch in Königsberg, als er zum ersten Mal Lohenstein's Trauerspiele las; sie konnten seinen Geschmack nicht befriedigen. Ebenso erging es ihm mit der Opitz'schen Uebersetzung der Sophokleischen Antigone; die rauhen Verse verleideten ihm den Inhalt. Einige Jahre nachher lernte er Boileau kennen; durch diesen wurde seine Aufmerksamkeit auf Molière und Corneille gerichtet. Er las die französischen Dramatiker. In Königsberg aber hatte er nicht Gelegenheit, dramatische Aufführungen zu sehen. Um so emsiger war er in seinen Theaterbesuchen in Leipzig. Dort spielten zur Meßzeit die „privilegirten Dresdner Hofcomödianten", die Haak-Hoffmann'sche Truppe. Aber was für Stücke? „Lauter schwülstige und mit Harlekinslustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsactionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebeswirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, so man daselbst zu sehen bekam. Das einzige gute Stück, so man aufführete, war der Streit zwischen Ehre und Liebe oder Roderich und Chimene, Corneille's Cid; aber nur in ungebundener Rede übersetzt." Gottsched fügt hinzu, wie er hier in der empfindlichsten

Weise sich von dem großen Unterschied zwischen einem ordentlichen Schauspiel und einer regellosen Vorstellung der seltsamsten Verwirrungen überzeugt habe. Gottsched wendete sich an den Principal der Truppe mit der Frage, warum er nicht mehrere solche Stücke, warum er namentlich nicht die Trauerspiele von Andreas Gryphius aufführe, und erhielt zur Antwort, daß, obgleich dies früher geschehen sei, man jetzt Stücke in Versen, zumal ernsthafte ohne lustige Person, nicht mehr sehen wolle. Gottsched übersetzte aus den Schäfergedichten Fontenelle's den Endymion. Der Principal wagte nicht, das Stück auf die Bretter zu bringen. Gottsched aber ließ sich durch dieses erste Mißlingen nicht einschüchtern. Er strebte zunächst nach tieferer theoretischer Einsicht, er suchte nach Regeln. Allein die deutschen Anleitungen der Dichtkunst gaben entweder gar keine Auskunft oder doch nicht genügende. Er greift nach Dacier's Uebersetzung der Aristotelischen Poetik, darauf nach Casaubonus' de Poesi Satyrica Graecorum, nach Rappolt's Poetica Aristotelica, nach Daniel Heinsius' Schrift de Tragoediae Constitutione, nach Hedelin's Pratique du Théâtre, dann nach St. Evremond und dem englischen Spectator, nach Brumoy's théâtre des Grecs, nach Riccoboni's Histoire du Théâtre italien und besonders nach den kritischen Vorreden und Abhandlungen, mit welchen die französischen Dramatiker ihre Dichtungen einzuleiten und zu befürworten pflegen. Und nun beginnt er mit verstärkter Kraft, mit planvoller Bewußtheit, unterstützt vom Schauspieldirector Neuber und dessen geistvoller und vielthätiger Gattin, der bekannten Neuberin, welche die Hoffmann'sche Truppe übernommen hatten, 1727 auf's neue den diesmal siegreichen Feldzug. Es lohnt, Gottsched's eigene Worte anzuführen. Er sagt: „Je mehr ich nun durch die Lesung aller dieser Werke die wohleingerichtete Schaubühne der Ausländer kennen lernte, desto mehr schmerzte es mich, die deutsche Bühne noch in solcher Verwirrung zu sehen. Indessen aber, daß mir das Licht nach und nach aufging, so geschah es, daß die Dresdner Hofcomödianten einen anderen Principal bekamen, der nebst seiner geschickten Ehegattin, die gewiß in der Vorstellungskunst keiner Französin oder Engländerin etwas

nachgiebt, mehr Lust und Vermögen hatte, das bisherige Chaos abzuschaffen und die deutsche Comödie auf den Fuß der französischen zu setzen. Den ersten Vorschub dazu that der Hochfürstlich Braunschweigische Hof, woselbst zu des höchstseligen Herzog Anton Ulrichs Zeiten schon längst ein Versuch gemacht worden war, die Meisterstücke der Franzosen in deutsche Verse zu übersetzen und wirklich aufzuführen; man gab ihnen die Abschriften vieler solcher Stücke und obgleich sie mit dem Regulus des Pradon, eines nicht zum besten berüchtigten Poeten, den Anfang machten, den Bressand am obengedachten Hof schon vor vielen Jahren in ziemlich rauhe Verse übersetzt hatte, so gelang ihnen doch dieses Stück durch die gute Vorstellung so gut, daß sie auch den Brutus, ingleichen den Alexander und Porus von eben diesem Uebersetzer und bald darauf auch den Cid des Corneille aufführten, der aber von einem weit geschickteren Poeten (Geh. Kriegsrath Lange, ältestem Bürgermeister in Leipzig) in viel reinere und angenehmere Verse übersetzt war als jene und also auch ungleich mehr Beifall fand als alle poetischen Stücke, die man bisher gesehen hatte. Hierauf schlug ich, die angefangenen Verbesserungen unserer Schaubühne so viel nur möglich war festzusetzen und zu unterstützen, dem dermaligen Director derselben auch den von einem vornehmen Rathsgliede in Nürnberg (Führer) übersetzten Cinna vor. Wie nun dieses Meisterstück Corneille's durchgehends großen Beifall fand, so machte ich selbst endlich mit Uebersetzung der Iphigenia aus dem Racine einen Versuch und spornte zugleich ein paar gute Freunde und geschickte Mitglieder der deutschen Gesellschaft allhier an, dergleichen zu thun, da denn der eine den anderen Theil des Cid oder Ximenens Trauerjahre, der andere aber die Berenice aus dem Racine in's Deutsche brachte. Alle aber wurden mit ziemlichem Beifall aufgeführt, so daß man dergestalt schon acht regelmäßige Tragödien in Versen auf unserer Schaubühne sehen konnte. Ich schweige, was wir der geschickten Feder Herrn Koch's, eines der geschicktesten Acteurs, hierin zu danken haben, der uns ein paar Stücke von Titus Manlius selbst geliefert, den verheiratheten Philosophen aus dem Französischen übersetzt, die

Sinilde aber aus des Herrn Geheimen Secretärs König Opera „Sanzio“ entlehnt und mit einiger Umänderung in eine Tragödie verwandelt hat“. Hierauf aber folgte der sterbende Cato Gottsched's aus dem gleichnamigen Stück Addison's und des Franzosen Deschamps zusammengearbeitet. Eine Schaar begeisterter und betriebsamer Anhänger stellte sich alsbald unter die neue Fahne. (Vgl. Gottsched's kritische Beiträge, Stück 23, S. 521 ff.)

Danzel hat behauptet und durch die Schriften und Briefe Gottsched's scheint diese Behauptung bestätigt zu werden, daß es nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die Frau, sondern Herr Neuber war, welcher damals die Truppe leitete und sich zum wirksamsten Verbreiter des neuen „gereinigten“ Drama machte. Aber die urkundliche Wahrheit ist trotzalledem, daß, wie das kurfürstlich sächsische Privilegium vom 8. August 1727, welches Fürstenau im zweiten Bande der „Geschichte der Musik und des Theaters in Sachsen“ mittheilt, beide Gatten gemeinsam als Inhaber bezeichnet, der Mann nur die äußeren Geschäfte führte, die Frau jedoch von Anfang an die eigentlich künstlerische Seele des ganzen Unternehmens war. Frau Neuber aber willfahrte dem Plan Gottsched's um so lieber, da sowohl sie selbst, wie ihr erster Heldenspieler, Kohlhardt, sich die französische Declamationsmanier vollständig angeeignet hatten und durch dieselbe den reichsten Beifall fanden. Mit seltenem Eifer und fast beispielloser Uneigennützigkeit wirkte die Neuber'sche Truppe in Leipzig, wo sie ihren festen Sitz hatte, und auf ihren Wanderungen in Braunschweig, Hannover, Hamburg, Lübeck, Kiel, Nürnberg, Straßburg und Dresden für diese Zwecke; unbeirrt durch manche Ungunst und Einbuße, welche eine so kühne Neuerung unvermeidlich zur Folge hatte. Die Briefe Neuber's an Gottsched, welche Danzel mittheilt, drängen nur immer nach Vervollständigung des Repertoirs. Es wurden in den Jahren 1727—1740 siebenundzwanzig regelmäßige neue Stücke gegeben; theils Uebersetzungen, theils Bearbeitungen.

Es war daher ein harter Schlag für Gottsched, als im Jahr 1740 die Neuber'sche Gesellschaft wegen allerlei Hemmungen, durch

welche die Regierung ihr Privilegium beeinträchtigte, einen auf Anlaß des Herzogs von Kurland, Ernst Biron, von der Kaiserin Anna an sie ergangenen Ruf nach Petersburg annahm. Gottsched, von ebenso zäher Ausdauer als allzeitfertiger Betriebsamkeit, suchte diesem Uebelstand, daß ihm nunmehr die lebendige Unterstützung der Bühne mangelte, durch die Herausgabe einer periodischen Schrift „Die deutsche Schaubühne“ die verderblichste Spitze abzubrechen. Die Ankündigung derselben in den Kritischen Beiträgen (Stück 23, S. 524) sagt: „Deutschland hat durch diese Abreise die einzige kluge und wohleingerichtete Schaubühne verloren, die es in seinen Grenzen gehabt hat. Damit aber der gute Geschmack, den die Liebhaber dieser gereinigten Schaubühne bereits so überflüssig gewiesen, nicht mit der Abwesenheit dieser Gesellschaft wieder auf das alte Chaos verfallen möge, junge Dichter aber auch den Muth nicht sinken lassen dürfen, da sie das Vergnügen nicht mehr haben können, Stücke, so sie etwa übersetzt oder selbst verfertiget, gut aufführen zu sehen, so hat man sich entschlossen, nach Art der Ausländer auch eine deutsche Schaubühne im Druck herauszugeben, die aus Regeln und Exempeln der theatralischen Poesie bestehen wird. — — Jeder Band wird allemal drei Trauerspiele und drei Lustspiele theils in gebundener, theils in ungebundener Rede bringen. Wer nun von unseren jungen deutschen Dichtern seine Kräfte an der theatralischen Poesie versuchen und die entweder übersetzten oder selbstgemachten Stücke an Herren Prof. Gottscheden versenden will, der soll, nachdem dieselben den Regeln der Schaubühne gemäß und in reinen Versen abgefasset sein werden, das Vergnügen haben, in den künftigen Theilen seine Arbeit eingerückt zu sehen, auch wohl an Büchern aus Breitkopfischem Verlag, die ein Jeder nennen kann, eine Erkenntlichkeit erhalten“.

Der Versuch gelang über Erwarten. Trauer- und Lustspiele strömten von allen Seiten herbei; die Sammlung brachte im Lauf von fünf Jahren in sechs Bänden siebenunddreißig dramatische Werke. Man rühmte mit prahlerischem Stolz, das deutsche Drama sei jetzt aus der Uebersetzung bereits zur Selbstschöpfung vorgeschritten. Und der gebildete Theil der deutschen Zuschauerwelt, von der fran-

zösirenden Bildung der Zeit ergriffen, des herrschenden Bühnenunwesens müde, kam der neuen Geschmacksrichtung willig entgegen. Hatte bereits in den Zeiten der ersten Anfänge Neuber mit diesen französirenden Stücken überall die glänzendsten Erfolge gehabt, so daß bedeutende Städte, wie z. B. Breslau, in dringenden Briefen Gottsched baten, daß er „zur Verbesserung des Geschmacks" den berühmten Neuber einmal auch zu ihnen senden möge, so übte jetzt das gedruckte Werk seine Wirkung nach allen Orten gleichzeitig aus. Die Theilnahme steigerte sich von Tag zu Tag. Zwar wurden noch immer Haupt- und Staatsactionen gegeben; aber wollten die Schauspielertruppen die Kasse füllen, so sahen sie sich mehr und mehr genöthigt, auch ihrerseits den neuen Weg einzuschlagen. Johann Friedrich Schönemann, seit 1730 zur Neuber'schen Truppe gehörig und seit 1740 Vorsteher einer eigenen Truppe, tritt fortan zu Gottsched in ein ganz ähnliches Verhältniß wie früher Neuber und bringt fast alle nach und nach erscheinenden Stücke der Gottsched'schen Schaubühne zur Darstellung. Ja, selbst Franciscus Schuch, der berühmte Harlekinsspieler, bei welchem sich die Burlesken am längsten erhielten, stößt eine Zeitlang in das Horn der Classicität (vergl. Danzel a. a. O. S. 163).

So verdrängte das regelmäßige, d. h. das den französischen Bühnengewohnheiten nachgebildete Drama die überkommenen Hanswurstiaden und Hauptactionen fast gänzlich. Wer hätte ahnen können, daß diese Herrschaft des Classicismus eine so rasch vorübereilende sein würde?

Unterschätzen wir die Verdienste Gottsched's um die dramatische Kunst und Literatur nicht. Wenn Lessing in jenem berühmten Angriff der Literaturbriefe dieselben völlig leugnet, so ist dies dem rücksichtslosen Feuereifer des für eine neue und höhere Anschauung erglühten Parteimannes billig nachzusehen; aber daraus folgt nicht, daß die ruhig geschichtliche Betrachtung, die über die nothwendige Einseitigkeit des unmittelbar Handelnden erhaben sein soll, nun unbedenklich in dasselbe unbedingte Verwerfungsurtheil einstimmen müsse. Gottsched hat das unzertrennliche Band zwischen Bühne und Literatur

wieder hergestellt und damit nicht blos der Dichtung, sondern auch der Kunst der Darstellung wieder Schule und Schranke gebracht. Schwerlich hätte Lessing seine tiefere Einsicht in Bau, Gliederung und die innere Einheit des dramatischen Kunstwerks gewonnen, wäre ihm Gottsched nicht vorangegangen, dessen Standpunkt seine eigenen Jugenddramen noch harmlos theilen. Wohl hat Lessing Recht, wenn er Gottsched tadelt, er habe ganz und gar die eigenartige und volksthümliche Bahn verlassen; aber wie wüst, wie unwegsam, wie von wildem Gestrüpp überwuchert war damals diese Bahn! Hatte nicht mit der französischen Staatsidee des Absolutismus und dem damit verbundenen Uebergewicht der ausschließlich höfischen Bildung in ganz Europa der französische Classicismus obgesiegt? Stand nicht selbst England, das in seinem Shakespeare ein so gewaltiges Muster volksthümlicher und dabei tief künstlerischer Dramatik erzeugt hatte, unter dem Druck derselben störenden Einflüsse? Und wir wollten gegen Gottsched den Stein erheben, weil er in dem berechtigten und ruhmvollen Streben, die verwilderte und entwürdigte deutsche Bühne auf die Höhe der herrschenden Zeitbildung zu bringen, nicht zugleich auch die Kraft und die Einsicht besaß, bereits die Unzulänglichkeit und Unnatur jener überall als unantastbar geltenden Regeln und Vorbilder zu durchschauen? Gegen den grausen Mordspektakel der Haupt- und Staatsactionen war selbst die platteste regelmäßige Tragödie ein Fortschritt, mochte sich diese auch zu Corneille und Racine verhalten wie die Erstorbenheit des politischen Lebens Deutschlands zu dem rüstigen Aufstreben Richelieu's. Freilich war es eine lächerliche Harlekinade, als 1737 die Neuberin auf der Leipziger Bühne den Harlekin öffentlich verbrannte; aber es war dabei nicht auf jenen buntscheckigen Narren allein abgesehen, sondern man sprach damit aus, daß fortan die rohe Zote und das wilde und freche Stegreifspiel von der gereinigten Bühne verbannt sei, daß für pöbelhaften Sinnenreiz der denkende Geist, für die Maske des stehenden Possenreißers die feinere Komik lebendiger Charaktergestaltung eintrete. Und wenn der sonst so nüchterne und kalte Gottsched warm und beredt wird in seiner Bekämpfung der

Oper, wer kann ihm dies angesichts des sinnlosen und gaukleri-schen Augenprunks verargen, welchem damals gerade in seiner nächsten Nähe die Ausstattung der Hasse'schen Opern in Dresden fröhnte, zumal so viele seiner Einwürfe selbst jetzt noch, nachdem doch die deutsche Oper durch die große Schule Gluck's, Mozart's und Beethoven's hindurchgegangen, noch immer höchst bedauerlich zutreffen?

Aber allerdings ist diese geschichtliche Rechtfertigung nicht zugleich auch die künstlerische. Wie wäre Gottsched, dem alle dichterische Kraft fehlte, grade dem Gipfel aller Dichtung, dem Drama, gewachsen ge-wesen? Wie dürftig ist: „der sterbende Cato", obgleich er sich an nicht verächtliche Muster anlehnt! Die „Correctheit", auf welche Gottsched drang, wurde ihm zur plattesten Prosa. Es ist in dieser Beziehung überaus bezeichnend, daß Gottsched für Molière niemals ein Herz fassen konnte, sondern sich mit entschiedener Vorliebe zu Destouches neigte. In jener erwähnten Ankündigung seiner deutschen Schaubühne rühmt er ganz besonders am neuen deutschen Lustspiel, „wie auch dieses von dem alten Wust gereinigt und soweit gebracht worden, daß man auf der Neuber'schen Bühne weder den Harlekin, noch Scaramuz, noch die anderen Narren der Welschen mehr sieht, die doch Molière in seinen Komödien nicht gänzlich vermieden". Weil Gottsched zur Ausfüllung des neugeforderten Repertoirs den Mangel deutscher Stücke schmerzlich empfand, hielt er es für völlig genügend, nur für die nöthige Masse zu sorgen, unbekümmert darum, ob durch solche Fabrikwaare auch die höheren Forderungen der Kunst und Poesie erfüllt seien. Daher die schreckenerregende Unzahl seichter und platt zusammengestoppelter Werke, mit welcher er selbst, seine selbstlos sich für seine Bestrebungen aufopfernde Gattin, seine Schüler und An-hänger die Bühne und Literatur überschwemmten. War schon in den niederen Dichtarten die elende Versmacherei unerträglich, wie schal und fade mußte eine Dramatik sein, die das ohnehin gespreizte Vorbild des französischen Classicismus durch die geistloseste und handwerksmäßigste Nachahmung vollends entwürdigt und entgeistigt hatte!

Zum Glück jedoch lag in dieser äußersten Entartung zugleich der Anstoß des kräftigsten Umschwungs. Wer das Bessere fühlte und ahnte, konnte auf die Dauer nicht schweigen.

Seltsam genug! Die ersten Plänklergefechte gegen Gottsched's unbedingte Oberherrschaft gingen von derselben Frau Neuberin aus, welche früherhin am meisten dazu beigetragen hatte, ihn auf den Thron zu erheben. Schon vor ihrer Abreise nach Rußland hatte sich eine kleine gegenseitige Verstimmung vorbereitet. Die Neuberin hatte 1739 Gottsched erzürnt, indem sie sich geweigert hatte, die in der Stüve'schen Uebersetzung einstudierte Alzire Voltaire's nach einer schlechteren Uebersetzung seiner „geschickten Freundin" umzustudieren. Die Hoffnungen, welche Frau Neuber auf Petersburg gesetzt hatte, waren durch den plötzlichen Tod der Kaiserin und den dadurch herbeigeführten Sturz Biron's gescheitert. Zur Ostermesse 1741 war sie nach Leipzig zurückgekehrt und sah Schönemann von Gottsched entschieden bevorzugt. Frau Neuber, durch ihre letzten leidvollen Erfahrungen ohnehin verbittert, sann auf Rache. Als Nachspiel zu der Burleske „das Schlaraffenland" parodirte sie den dritten Akt des sterbenden Cato; ein kecker Streifzug, der zum allgemeinsten Gelächter ausfiel. Und als Gottsched darauf auch seinerseits seine Anfeindungen steigerte, antwortete Frau Neuber noch kecker mit einem von ihr selbst verfaßten Vorspiel: „Der allerkostbarste Schatz", welches am 18. September 1741 aufgeführt wurde. Der von Fürstenau als Beilage zum zweiten Band seines oft erwähnten Werkes mitgetheilte Theaterzettel läßt das Heftigste vermuthen; es erscheinen die „Kunst" als eine Pilgerin, welche statt des Pilgerstabes einen Maßstab und Zirkel, und die „Arbeit", welche ein Reißbrett, ein Buch von Papier und eine Schwanenfeder trägt; es erscheint „die Unerfahrenheit" ohne Kopf, doch mit Händen, die „Wahrscheinlichkeit" als ein Gelehrter im Hauskleid, der „Hochmuth" und das „Vorurtheil" als Furien; und Gottsched selbst wurde dargestellt als „der Tadler", „in Gestalt der Nacht in einem Sternenkleid mit Fledermausflügeln, in der Hand eine Blendlaterne und um den Kopf eine Sonne von Flittergold". Graf Brühl, von Natur vor-

nehm scandalsüchtig und überdies gegen Gottsched persönlich aufgereizt durch seinen Sekretär Rost und den Hofpoeten König, wohnte der Vorstellung bei. Ja, als Gottsched gegen eine für den 4. October angekündigte Wiederholung bei dem Rath Protest eingelegt hatte, erließ Brühl an demselben Tage einen Kabinetsbefehl: „Der Rath von Leipzig solle das Stück ferner ungestört aufführen lassen, ohne künftiges Protestiren oder Appelliren im geringsten zu attendiren.“

Ohne Einfluß war dieser tolldreiste Angriff sicherlich nicht, obgleich sein Erfolg der seitdem mehr und mehr herabkommenden, ränkesüchtigen Angreiferin nicht zu Gute kam. Eine spätere Streitschrift sagt ausdrücklich, daß „die Zeit, da die Neuberin mit dem Herrn Professor gebrochen hat, für den Periodus anzusehen sei, wo die erbärmliche erhabene Schreibart der Gottsched'schen Schule von der Schaubühne verbannt und dagegen die natürliche und genaue eingeführt worden“.

Jedoch wirklich wissenschaftliche und darum entscheidende Gegner Gottsched's waren nur Bodmer und Breitinger.

Bodmer und Breitinger haben weniger massenhaft und unmittelbar in den Gang unserer Dichtung eingegriffen als Gottsched, und ihr Angedenken ist doch in größeren Ehren geblieben. Das Geheimniß ihrer Ueberlegenheit ist, daß sie, wenn auch nicht in der Ausübung, so doch in der Kunstlehre die Natur des Dichterischen, die Grundzüge des eigenartig Künstlerischen besser zu wahren wissen.

Man pflegt mit Recht Bodmer und Breitinger immer gemeinsam zu nennen, denn ihre Thätigkeit ist eine durchaus gemeinsame. Beide standen sich im Alter nah; Johann Jacob Bodmer war am 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich, Johann Jacob Breitinger am 1. März 1701 zu Zürich geboren. Beide waren Amtsgenossen; Bodmer war seit 1725 Professor der eidgenössischen Geschichte und Politik, Breitinger seit 1731 Professor der hebräischen und später der griechischen Sprache am Züricher Gymnasium. Schon in der ersten durchschlagenden Schrift, in den Discursen der Maler, waren Beide gemeinsam betheiligt. In dem Buch: „Von dem Einfluß und Ge-

brauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmackes oder genaue Untersuchung aller Arten Beschreibungen, worin die auserlesensten Stellen der berühmtesten Poeten dieser Zeit mit gründlicher Freiheit beurtheilt werden. Frankfurt und Leipzig 1727" ist die Zueignung an Wolff, obgleich nur in der Einzahl sprechend, mit J. B. J. B., d. h. Jacob Bodmer und Jacob Breitinger, unterzeichnet. Bodmer erklärt in der Vorrede zu Breitinger's „Kritischer Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauch der Gleichnisse. Zürich 1740" mit großer Genugthuung, daß der Inhalt „von seinem ersten und rohen Samen bis zu seiner Zeitigung in allen verschiedenen Graden des Wachsthums" die stete Unterhaltung der vergnügtesten Stunden auf Spaziergängen gewesen und daß er dieses Werk daher mit nicht geringerer Neigung als wie seine eigenen betrachte; und von Breitinger sind, wie Mörikofer in seiner „Geschichte der schweizerischen Literatur im 18. Jahrhundert" S. 113 berichtet, noch heut handschriftliche Aufzeichnungen vorhanden, in denen er an Bodmer schreibt, daß er sich der Gedanken Bodmer's soviel als möglich bedient, aber dieselben ergänzt und systematischer ausgebaut habe. Kein kritisches Buch Breitinger's, zu welchem nicht Bodmer, kein kritisches Buch Bodmer's, zu welchem nicht Breitinger eine Vorrede geschrieben hätte. Der erste Anstoß, die maßgebende Idee kam meist von Bodmer; Breitinger aber war der Prüfende, Ordnende, Ausführende. Im tiefsten Kern sind Beide übereinstimmend; aber Breitinger, ernster und gemessener, hat sich niemals zu jenen thörichten Uebertreibungen fortreißen lassen, mit denen später Bodmer in seiner kraftlosen Nachahmung Klopstock's und in seinem unverständigem Kampf gegen Lessing seinen Namen schädigte.

Bodmer und Breitinger hatten lange Zeit mit Gottsched in vollster Eintracht und in der regsten gegenseitigen Förderung gelebt. Vor 1740 ist der Streit nicht ausgebrochen. Wie Gottsched mehrfach laut und offen die Anregungen rühmt, welche er von den Discursen der Maler erhalten, so erblickten anfänglich auch die Schweizer in Gottsched einen rührigen und entschlossenen Mitkämpfer. Sie standen im freundschaftlichsten Briefwechsel; Danzel hat sehr

schätzbare Auszüge desselben gegeben. Auch wo Meinungsverschiedenheiten hervorbrechen, fehlt es nicht an schonenden Rücksichten. Sogar die Uebersetzung Milton's von Bodmer wird 1732 von Gottsched in den Kritischen Beiträgen, Seite 292, arglos empfohlen; erst acht Jahre später erfolgte im vierundzwanzigsten Stück, S. 652, ein scharfes Verwerfungsurtheil. Breitinger übersendet am 1. Juni 1739 seine eben erschienene Kritische Dichtkunst; und obgleich dieses Buch in einzelnen Stellen seine tiefen Abweichungen von Gottsched gar nicht verhehlt, so sind doch die Einwände gegen Gottsched höchst milde und leidenschaftslos vorgetragen; ja man sieht, daß oft geflissentlich die Gelegenheit herbeigeführt wird, Gottsched, wenn auch nicht als Kritiker, so doch als Dichter bereitwillig zu loben.

Doch lag unter dieser äußerlichen Eintracht ein glimmender Funke, welcher dereinst unausbleiblich zu offener Zwietracht entbrennen mußte.

Wie Gottsched von den Franzosen, so waren die Schweizer in ihrer Bildung von den Engländern ausgegangen. „Addison", sagt Bodmer in einem Gedicht der von Gotthold Friedrich Stäudlin 1783 herausgegebenen „Apollinarien", „hatte mein Herz; mit ihm ging ich aus meinem Winkel und that die ersten Besuche bei den handelnden Menschen." Die erste Zeitschrift Bodmer's „Die Discurse der Maler" gab Zeugniß von der Lebendigkeit, mit welcher Bodmer diese Anregungen erfaßte. Durch die warme Begeisterung, mit welcher Addison in einer Abhandlung des Spectator den fast vergessenen Milton wieder in das Gedächtniß zurückgeführt hatte, war Bodmer schon früh auf Milton gelenkt worden. Seine Uebersetzung des verlorenen Paradieses war bereits 1724 vollendet; nur buchhändlerische Verwickelungen hatten das Erscheinen derselben bis 1732 verzögert. Allmählich erweiterten sich diese Studien mehr und mehr. Im Jahr 1737 übersetzte Bodmer Butler's Hudibras. Anklänge an englische Dichter und Schriftsteller begegnen uns bei ihm überall. Breitinger nimmt an allen diesen Dingen den eingehendsten Antheil. Wie also hätten die Schweizer auf die Dauer mit der Ausschließlich-

keit der Gottsched'schen Classicität Hand in Hand gehen können? Sie mußten den Gegensatz um so tiefer und heftiger empfinden, je störrischer und geistloser, je einflußreicher und herrschsüchtiger Gottsched seine engherzigen Grundsätze durchführte.

Längere Zeit schon waren die Hauptschriften der Schweizer im Stillen vorbereitet. In den Jahren 1739 — 1741 erschienen sie sodann in rascher Folge. Es sind von Bodmer die „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen“ sowie die „Kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter“; von Breitinger die „Kritische Dichtkunst“ und die „Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse“.

Kahl und beschränkt ist auch der Gesichtskreis der Schweizer. Sie leiden noch an dem folgenschweren Widerspruch, daß sie zwar die Eigenmacht der Phantasie wieder in ihr unveräußerliches Recht einzusetzen suchen, daß aber auch sie die ererbte Ansicht von der unbedingten und unmittelbaren Lehrhaftigkeit der Poesie nicht aufgeben. Am greifbarsten erscheint dieser Widerspruch in Breitinger's kritischer Dichtkunst, welche überhaupt als das Grundbuch dieser schweizerischen Kunstanschauung zu betrachten ist.

Einerseits betont Breitinger die Gewalt der Phantasie so scharf, daß er die Wirkung dieser Phantasiegestalten um so mächtiger und „ergötzender“ glaubt, je mehr diese, obgleich an das Mögliche und Wahrscheinliche gebunden, den Schein der Neuheit haben, d. h. je mehr sie über das Bekannte, Gewöhnliche und Alltägliche hinausragen. „Nun aber“, folgert Breitinger (Krit. Dichtkunst S. 110) weiter, „kann nichts Neueres sein als das Wunderbare.“ Das Wunderbare ist daher die Spitze der Poesie; das Wunderbare, insoweit es sich, wie Breitinger (S. 132) ausdrücklich hinzufügt, in die Grenzen des Wahrscheinlichen einschränkt, insoweit es ein „vermummtes Wahrscheinliches“ ist. „Der Mensch wird nur durch dasjenige gerührt, was er glaubt; und der Mensch verwundert sich nur über dasjenige, was er für etwas Außerordentliches hält. Das

Wunderbare muß daher die Farbe der Wahrscheinlichkeit, und das Wahrscheinliche die Farbe des Wunderbaren haben. In den Romanen von Amadis fehlt es fürwahr am Wunderbaren nicht, aber ihre Erdichtungen sind ohne Wahrscheinlichkeit.“ Es ist klar, daß, wenn wir dieser unbeholfenen Ausdrucksweise auf den Grund sehen, uns hier zum ersten Mal mit bewußter Ausdrücklichkeit die tiefe Begriffsbestimmung der künstlerischen Idealität entgegentritt, die Forderung eines bedeutenden, von Gemüth und Phantasie erfaßten Inhalts und die Begrenzung seiner sinnlichen Erscheinung in die Bedingungen der Naturwahrheit.

Andererseits aber wird diese Ahnung des Tiefen und Richtigen wieder völlig verkümmert durch den nachwirkenden Zopf von der moralischen Nutzanwendung. Sogleich der erste Abschnitt beginnt mit der Betrachtung, daß die Kunst und insbesondere die Dichtung nur ein angenehmerer, mit Blumen bestreuter Weg zur Weltweisheit sei. „Gleichwie ein kluger Arzt, der sich die Gesundheit seiner Kranken angelegen sein läßt, die bitteren Pillen vergüldet oder verzuckert und durch diesen heilsamen Betrug ihnen die Arznei beibringt und die Gesundheit wiederherstellt, indem er sich nach ihrem Geschmacke richtet, also müssen diejenigen, welche die Weisheit als ein Hilfsmittel zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit gebrauchen wollen, gleicher Weise verfahren. Da die Wahrheit, die von den Weltweisen mittelst tiefen Nachsinnens erkannt worden, für die groben Sinne der meisten Menschen ungeschmackt ist und keinen Eindruck auf sie macht, müssen sie solchen nach dem Geschmack der Mehreren zubereiten, auf daß sie allgemein werde; und da ihren Lehren der Eingang in das menschliche Herz, der durch die mühsame Ueberzeugung des Verstandes erhalten wird, meistentheils verschlossen ist, müssen sie bedacht sein, sich der Herzen durch einen neuen Weg mittelst einer unschuldigen List zu bemächtigen.“ Und was ist das Endergebniß dieser Betrachtung? Unglaublich, aber wahr! Nach vieler Ueberlegung wird zuletzt mit höchster Ueberzeugung vor allen anderen Dichtarten ausschließlich der äsopischen Fabel der Vorrang angewiesen. „Denn die Fabel“, heißt es Seite 166, „ist in ihrem

Wesen und Ursprung betrachtet, nichts anderes als ein lehrreiches Wunderbares. Dieselbe ist erfunden worden, moralische Lehren und Erinnerungen auf eine verdeckt und angenehm ergötzende Weise in die Gemüther der Menschen einzuspielen und diesen sonst trockenen und bitteren Wahrheiten durch die künstliche Verkleidung in eine reizende Maske einen so gewissen Eingang in das menschliche Herz zu verschaffen, daß es sich nicht erwehren kann, ihren heilsamen Nachdruck zu fühlen."

Jedoch die geschichtliche Bedeutung der Schweizer und ihre Ueberlegenheit über Gottsched liegt nicht im Unverstand dieser letzten Begriffsbestimmung. Die Ausführung war unzureichend; aber die leitenden obersten Grundsätze waren unangreifbar und von unverwüstlicher Keimkraft.

Addison hatte, wie Bodmer in der Vorrede zu Breitinger's Schrift über die Gleichnisse hervorhebt, in einer Abhandlung des Spectator über die Einbildungskraft den Wunsch ausgesprochen, „daß ein geschickter Kopf erstehen möge, welcher die verschiedenen Arten künstlerischer Schönheiten in einem wohlgeschriebenen Werk bis auf die kleinsten Stücke untersuche". Dies ist die Aufgabe, welche sich die Schweizer gestellt hatten und durch deren Eigenthümlichkeit sie sich auf das bestimmteste von Gottsched unterschieden. Die Schweizer begnügten sich nicht, aus den vorhandenen, ihnen bekannten Kunstwerken allgemeine Regeln zusammenzutragen und zur Nachahmung zu empfehlen; sie suchten vielmehr nach der Natur und dem Grund dieser künstlerischen Schönheit selbst. „Die Regeln", sagt Bodmer in der Vorrede zu Breitinger's Dichtkunst, „sind nicht eine bloße Frucht des Eigensinns oder des blinden Zufalls, sondern sie sind entstanden aus der Achtsamkeit auf dasjenige, was eine gewisse beständige Wirkung auf das Gemüth gethan hatte, aus dem Nachdenken, warum die Stücke, so belustigten, diese Wirkung nothwendigerweise thun mußten." Indem aber die Schweizer mit der Frage nach dem psychologischen Ursprung der Kunst und der Kunstgesetze, welche Gottsched zwar aufgeworfen, aber oberflächlich umgangen hatte, wirklichen Ernst machten und zum Urquell der Phantasie

vordrangen, welcher über und vor den Regeln steht, erfaßten sie die Kunstlehre, wie ihr glücklicher Ausdruck lautet, als Logik der Phantasie. Und vermochten sie auch noch nicht, wie einige Jahrzehnte später Lessing, alle Fäden der überkommenen Vorurtheile zu durchschneiden, so gehört ihnen doch das hohe Verdienst, daß sie für den Anfang und das Ende aller Dichtung, für das Wesen der dichterischen Gestaltenbildung, bereits die sinnigste Einsicht und Empfänglichkeit hatten. Es war folgerichtig, wenn die Schweizer unter den französischen Kunstlehrern, statt wie Gottsched an Boileau, ihrerseits sich lieber an Dübos gewendet hatten; denn dieser hatte in seinen, im zweiten Bande dieses Werkes besprochenen Réflexions critiques sur la Poésie et sur la Peinture von 1719 unter allen Neueren zuerst den Versuch gemacht, die Kunst auf einen allgemeinen Grundsatz zu bauen und aus demselben die einzelnen Regeln abzuleiten und zu bewahrheiten. Wenn Bodmer's Vorrede zu Breitinger's Dichtkunst mit den Worten beginnt: „Ein gewisser Kunstrichter hat angemerkt, daß die besten Schriften nicht von den Regeln entstanden seien, sondern hingegen die Regeln von den Schriften hergeholt werden", so ist dieser gewisse Kunstrichter kein Anderer als Dübos. Von Dübos entlehnten die Schweizer, um die Bild- und Gestaltungskraft der dichterischen Phantasie recht anschaulich vorzuführen, den seitdem so oft gebrauchten und mißbrauchten Vergleich mit der Malerei. Aber Breitinger betont mit Schärfe, daß es sich in diesem Vergleich nicht etwa blos um die sogenannte beschreibende Dichtung oder um Gleichnisse und einzelne Bilder, sondern vielmehr um den innersten Kern aller und jeder Dichtung handle. „Ich nehme", sagt er im ersten Abschnitt, „die Benennung der poetischen Malerei nicht in dem engen Verstand, nach welchem die Gemälde der Poesie eine der sonderbarsten Schönheiten in dieser Kunst ausmachen, wenn sie dem Auge der Seele die Gegenstände in solch einer Klarheit vorstellen, als ob sie gegenwärtig und sichtbar vor uns ständen, sondern ich verstehe sie allhier nach dem vollkommensten Inbegriff, sofern sie neben der Ausdrückung die ganze Arbeit der poetischen Nachahmung und Erdichtung mit allen ihren

Geheimnissen und Kunstgriffen in sich schließt, dergestalt, daß die ganze Poesie eine beständige und weitläufige Malerei genannt werden kann.“ Und Breitinger führt diesen Gedanken von der Nothwendigkeit fester und eindringlicher Gestaltenmalerei noch bestimmter aus, wenn er im zweiten Abschnitt fortfährt: „Ich nenne die Poesie eine poetische Malerkunst, weil dieses lebhafte und herzbewegende Schildern das eigenthümliche Werk der Dichtung ist; der Poet ist immer bemühet, die Bilder, die ihm seine glückliche Phantasie lehret, mit solchem Nachdruck und Klarheit, solcher Lebhaftigkeit und Empfindlichkeit vorzustellen, daß das Gemüth dadurch ebenso stark entzücket wird, als durch die sichtbare Vorstellung eines lebhaften Gemäldes.“ Ebenso über das Wesen der Gestaltenmalerei spricht Bodmer in seinem Buch „über das Wunderbare“ und „über die poetischen Gemälde der Dichter“; sogar noch klarer und entschiedener.

Dieselbe Einsicht und Feinsinnigkeit bewährt sich in der kritischen Werthschätzung der einzelnen Dichter und Dichtwerke. Wie platt und kurzsichtig waren die Urtheile Gottsched's und des französischen Classicismus über Alles, was sich nicht ganz in ihre scharf abgezirkelten Satzungen fügen wollte! Homer steht bei Gottsched mit Virgil auf gleicher Linie, wird sogar ganz unverkennbar gegen diesen zurückgesetzt; Ariost's Dichtungen sind ihm „die Träume eines Kranken, denen alle Ordnung und Wahrscheinlichkeit abgeht“; Tasso hat „eine so große Liebe zu Teufeleien, daß er die Messe und Litanei mit Beschwörungs- und Zauberformeln, den Himmel mit der Hölle, das Christenthum mit dem Heidenthum und Mohamet's Aberglauben auf eine recht widerwärtige Weise paart“; Milton's Erfindungen vom Pandämonium, vom Tag- und Nachtwechsel vor Erschaffung der Erde, von den Kanonen zur Vernichtung der Engel sind ihm „Possen, Lächerlichkeiten ohne Gleichen, Thorheiten, die höchstens ein Ariost sich erlauben dürfe!“ Wie ganz anders die Schweizer! Hier wird Homer unbedingt über Virgil gestellt und nach dem Vorgang Pope's gegen die kleinlichen Einwürfe der Franzosen vertheidigt; Ariost, Tasso und vor Allem Milton werden gepriesen und angelegentlich als Muster empfohlen. „Die Deutschen“,

sagt Bodmer in der Vorrede zu der Kritischen Abhandlung vom Wunderbaren, „sind noch in dem Zustande, in welchem die Engländer viele Jahre gestanden, ehe ihnen geschickte Kunstrichter die Schönheiten in Milton's Gedichten nach und nach wahrzunehmen gegeben, ungeachtet dieser Nation an ihrem Saspar (Shakespeare) und Anderen den Geschmack zu diesem höheren und feineren Ergötzen zu schärfen eine Gelegenheit gehabt hatte, deren unsere Nation beinahe beraubet ist."

Und noch offener und tiefer tritt der Bruch mit dem französischen Classicismus hervor, wenn die Schweizer auch bereits anfangen, die Alleingiltigkeit der französischen Tragik zu bezweifeln. Bodmer gab 1732 seines langjährigen Freundes, des Grafen Conti, Paragone della Poesia tragica d'Italia con quella di Francia heraus. In einem Brief an Gottsched, den Danzel S. 188 mittheilt, schreibt er, daß ihn der Verfasser von seiner früheren Anerkennung Corneille's bekehrt habe, daß das Trauerspiel ein poëma popolare „vor die Bürgerschaft gewidmet" sein müsse. Ja, sechs Jahre später, in einem Brief vom 28. März 1738, in welchem er auf die Frage zurückkommt, erläutert er seine Anschauung näher dahin, daß er im Trauerspiel lieber „Exempel von Traurigen und Nothleidenden" verlangt, als „Exempel von Helden, die sich über die Sphäre der Menschen hinaufschwingen". So schief diese Ansicht ausgedrückt ist, so ist sie doch geschichtlich von großer Bedeutsamkeit. Es war zum ersten Mal, daß in Deutschland jene Gattung des sogenannten bürgerlichen Trauerspiels zur Sprache kam, welche sich soeben in England, wenn auch zunächst noch sehr undichterisch, emporhob.

Auch das Altdeutsche trat bereits weit tiefer als bei Gottsched, der sich nur mit dem Drama beschäftigte, in den Gesichtskreis Bodmer's und Breitinger's. Bodmer liebte und verbreitete die Minnesänger, Parzival, die Nibelungen; er nahm auch die Veröffentlichung der anderen hervorragendsten Werke der mittelalterlichen deutschen Eposdichtungen in Aussicht und hat durch diesen warmen Eifer den nächstfolgenden Geschlechtern den wirksamsten Anstoß gegeben.

Wie also wäre bei so tief innerem Zwiespalt der Friede zwischen Gottsched und den Schweizern auf die Dauer haltbar gewesen? Manso hat in seiner Geschichte dieser Streitigkeiten (Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste, Bd. 8, S. 84) das gegenseitige Verhältniß treffend geschildert. „Die Schweizer beschuldigten Gottsched der Nüchternheit und einer völlig unkünstlerischen Gemüthsstimmung, Gottsched dagegen die Schweizer der Ueberspannung und einer ausschweifenden Phantasie; sie behaupteten, daß er seichte kraftlose Reimereien für Poesie gebe, und er, daß sie dem Lohenstein'schen Schwulst das Wort redeten; sie belächelten seine Nachahmung der Franzosen, und er bemitleidete ihre Verehrung für Milton; sie fanden in ihm, dem Kunstrichter, einen gedankenleeren Nachbeter, und er in ihnen dunkle unverständige Kunstjünger."

Die offene Fehde brach gegen das Ende des Jahres 1740 aus. Gereizt und erbittert durch vielfache, wenn auch theilweise versteckte Angriffe der Schweizer in ihren letzterschienenen Werken, erhob sich Gottsched im vierundzwanzigsten Stück der Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit gegen Bodmer's Miltonbegeisterung; was könne das philosophirende Deutschland dafür, daß ihm Milton nicht schmecken wolle, es sehe ohne Zweifel auch in diesem Engländer den Lohensteinischen und Zieglerischen Schwulst, die ungeheure Einbildung, die hochtrabenden Ausdrückungen und die unrichtige Urtheilskraft herrschen? Breitinger's Kritische Dichtung wurde in demselben Stück (S. 979) nur ganz beiläufig und kurz, aber spottend und wegwerfend erwähnt. Bald traten, angestachelt durch diesen Armeebefehl, besonders die Schüler in's Feuer. Es erschien eine heftige Streitschrift Triller's, aus Censurhindernissen zwar nur handschriftlich verbreitet, aber den Schweizern durch dritte Hand zugesendet. Die von Johann Joachim Schwabe, einem der treuesten Anhänger Gottsched's, im Jahre 1741 herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" brachten sogleich im ersten Stück drei Bücher eines in Prosa abgefaßten komischen Heldengedichts „Der deutsche Dichterkrieg", welches unter dem Namen „Merbod" Bodmer grimmig verhöhnte. Eine Reihe

anderer Zeitschriften entstand, welche derselben Fahne folgten. Die Schweizer ihrerseits waren am allerwenigsten geneigt, solche Angriffe unerwidert zu lassen. Auch sie gründeten zu diesem Behuf eine eigene Zeitschrift: „Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poesie.“ Zürich 1741 bis 1744. Namentlich war die Entgegnung, welche Bodmer unter dem Namen „Heinrich Essinger“ dem Dichterkrieg entgegenstellte, eine äußerst wirksame Satire; Pyra wurde ein verdienstlicher Mitkämpfer. Die deutsche Literatur theilte sich in zwei feindliche Heerlager. Beide Parteien überstürzten sich in gleich maßloser Leidenschaftlichkeit. Der tiefere wissenschaftliche Grundgedanke wurde überwuchert durch das wüste Durcheinander persönlicher Klopffechtereien. Zweifelhafte Gesellen, wie Johann Christoph Rost, ergriffen die Gelegenheit, ihrer Scandalsucht freien Lauf zu lassen.

Schließlich aber war Gottsched der Unterliegende. Man kann nicht sagen, daß er von den Schweizern besiegt war, aber die Zeit schritt über ihn hinüber. Gottsched war eine gute Vorschule gewesen; zuletzt zeigte sich aber doch, daß durch Brockes, Drollinger, Haller und Hagedorn, durch die moralischen Wochenschriften, durch die unausgesetzt vordringenden freieren Anregungen der Engländer der volksthümliche Sinn genug erstarkt war, die engen und gewaltsamen Fesseln des französischen Classicismus zu sprengen.

Es blieben Gottsched noch einzelne Anhänger und Vertheidiger; 1751 noch konnte er einen jungen Freund, den Freiherrn von Schönaich, Dichter eines „Hermann“, als ersten Epiker Deutschlands proklamiren, 1755 hatte er (nach Goedeke) noch das Vergnügen, eine Satire „Bodmerias“ von K. Reichel erscheinen zu sehen, aber der beste Theil der deutschen Jugend, selbst in seiner nächsten Umgebung, war von ihm abgefallen. Gellert und die Bremer Beiträger beginnen eine neue volksthümliche Dichtung. Es kommt der große Volksaufschwung unter Friedrich dem Großen. Was die Schweizer gutmeinend begonnen hatten, findet seine Vertiefung und Erfüllung in Klopstock und Wieland, in Lessing und Winckelmann.

Nicht aber in den Schweizern selbst. Weder die Dürftigkeit ihrer eigenen Theorie noch Bodmer's mangelhaftes poetisches Talent konnten dem neu aufstrebenden Geschlecht genügen. Nicht einmal die ihm sich anschließenden jungen Kräfte verstand Bodmer dauernd zu fesseln. Und seine eigene poetische Production konnte es in der Nachahmung Klopstock's kaum zu einem Achtungserfolg bringen, und blieb später, als sie sich in „Politischen Schauspielen" und ähnlichen Versuchen äußerte, so gut wie ganz unbemerkt. Als Goethe im Jahre 1779 in Zürich Bodmer noch eine pflichtschuldige Reverenz machte, war dieser längst eine nur von Selbstgefälligkeit noch zehrende vergessene Gestalt. Er starb erst 1783; um sieben Jahre war Breitinger ihm vorausgegangen, der sich würdiger und angemessener, seit dem durchgekämpften Streit mit Gottsched, in Schweigen zurückgezogen hatte.

Weit schlimmer freilich war das Loos Gottsched's. Im Bewußtsein seiner tiefgreifenden und unbestreitbaren Verdienste konnte er sich in die Lage, von Jüngeren und Nachgeborenen überholt zu sein, nicht finden. Er wurde mit jedem Tage starrsinniger und anmaßlicher. In seiner gekränkten Eitelkeit gab er Blößen, die das Uebel vermehrten und ihn immer verächtlicher machten. Besonders das „neologische Wörterbuch", welches sein Günstling Schönaich 1754 zur Verhöhnung der „schraffirten Dichtkunst" zusammentrug und an dem alle Mitwissenschaft abzuleugnen Gottsched nicht gelang, entschied den endgiltigen Verlust all seines Ansehens. Er, der einst so Gepriesene und Gefürchtete, mußte es erleben, daß sein Name das Stichwort des allgemeinsten Spottes und Hohnes wurde. Selbst was er noch Verdienstliches leistete, fand keine Anerkennung mehr: so die Herausgabe des „Nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst". Es war ein kummervolles freudloses Alter; selbst seine Gattin, an Feinheit des Naturells und der Bildung ihm entschieden überlegen, hatte sich ihm entfremdet. Als diese gestorben war, stand er, obgleich wieder verheirathet, innerlich ganz vereinsamt. Er starb am 12. December 1766. Er war erst sechsundsechzig Jahre alt; und doch kostet es Mühe, uns

Gottsched als den Zeitgenossen von Lessing's Laokoon und Winckelmann's Kunstgeschichte zu denken.

Goethe hat im siebenten Buch von Wahrheit und Dichtung mit ergötzlichem Humor den Besuch geschildert, welchen er als Leipziger Student dem ansehnlichen Altvater machte. Welch' wundersames Gegenüber! Der große breite riesenhafte Mann im gründamastenen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock, der seinem Bedienten mit der rechten Tatze in Gegenwart des Fremden eine Ohrfeige giebt, weil er nicht zu rechter Zeit die lange Allongeperücke gebracht hatte; und der lebensfrische aufstrebende Dichterjüngling, welcher das Gefühl in sich trug, daß ihm die Zukunft gehöre!

Zwischen dem sterbenden Cato und zwischen Götz von Berlichingen und Werther liegen nicht mehr als vierzig Jahre. Diese Thatsache müssen wir uns vergegenwärtigen, um den Kampf zwischen Gottsched und den Schweizern, d. h. das erste bewußte Zusammenstoßen zwischen dem französischen Classicismus und der englischen Dichtung, in seiner vollen Tragweite und nachhaltigen Fortwirkung gehörig zu würdigen.

---

c. Der Kreis der Bremer Beiträge.

Joh. Elias Schlegel. Zachariä. Rabener. (Liscow.) Gellert.

Um die Belustigungen des Verstandes und Witzes, welche der Magister Schwabe seit 1741 herausgab, hatte sich eine Reihe junger Männer geschaart, welche fast alle aus Gottsched's Schule hervorgegangen waren. Je kampflustiger der Herausgeber in die Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Schweizern eingriff, um so bedeutungsvoller war es, daß sich die Besten dieser Mitarbeiter 1744 von seiner Zeitschrift abwendeten und zu einem selbständigem Unternehmen ähnlicher Art zusammentraten.

Diese neue Zeitschrift erschien unter dem Titel „Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Bremen und Leipzig.

Verlegt's Nathanael Saurmann.“ Sie wurde von den Begründern bis 1748 fortgesetzt und ist nach ihrem Druckort vorzugsweise unter dem Namen der Bremer Beiträge bekannt. Karl Christian Gärtner (geboren zu Freiberg 1712, gestorben 1791 als Professor am Carolinum zu Braunschweig), war der Herausgeber. Die Hauptmitarbeiter waren Rabener, Conrad Arnold Schmid von Lüneburg, Cramer, Ebert, Zachariä, Gellert, Giseke; anfangs auch Mylius. Von Auswärtigen Johann Elias Schlegel in Kopenhagen, Straube in Breslau. Zuletzt, da bereits die Gesellschaft durch den Weggang Einiger, die nach vollendeten Studien Leipzig verließen, sich zu vermindern begann, kam neuer Zuwachs durch Klopstock, durch Fuchs und durch Schmidt aus Langensalza.

Wenn die Vorrede sogleich scharf betonte, daß Streitschriften ausgeschlossen seien, obgleich bescheidenen Beurtheilungen fremder Schriften die Aufnahme nicht durchaus verwehrt sein solle, so sprach sie mit dieser Bestimmung den Grund aus, warum diese jungen Schriftsteller mit Schwabe gebrochen hatten. Es war eine Lossagung von Gottsched, welche nicht an Schärfe verliert, wenn man auch weiß, daß einige Mitarbeiter äußerlich noch immer mit Gottsched in freundschaftlicher Berührung blieben.

Mit Recht knüpft man daher an die Entstehung der Bremer Beiträge eine neue sehr bedeutsame Wendung. Alle diese jungen Schriftsteller, so weit sie überhaupt zu eingreifender Geltung kamen, haben entweder schon damals ihre wichtigsten Werke geschrieben oder haben doch die hier bereits angeschlagene Tonart später nur vertieft und weiter ausgebildet.

Lesen wir heut die Schriften von Elias Schlegel und Zachariä, selbst von Rabener und Gellert, so scheinen sie freilich von ihren Vorgängern nicht weit abzuliegen. Es ist hier nichts von jener Kraft und Leidenschaft, von jenem kriegerischem, herausforderndem, oft muthwilligem und übermüthigem Vordringen, das sonst siegende Neuerungen so anziehend macht. Nur leise und sehr allmählich pocht der mildere Frühlingshauch an die starre Eisdecke. Wie hätten sich auch auf diesen trägen und stumpfen Lebenszuständen tiefe und rasche

Umwälzungen vollziehen können! Staat und Gesellschaft waren unverändert dieselben geblieben; keine große That, kein großes Ereigniß, geeignet große Empfindungen in die Gemüther zu werfen. In Denkart und Sitte zwar die Anfänge freierer und frischerer Regung: aber erst werdend und ringend, noch nicht zu fester greifbarer That und sinnlicher Erscheinung herausgestaltet. Daher auch hier nur trockene moralisirende Lehrhaftigkeit. „Der Gottheit Herold sein, der Tugend Ruhm erheben, dem Schweren unserer Pflicht ein reizend Ansehn geben, das Volk, das irre geht, von falschem Wahn entfernen, nach sicheren Zwecken gehen und edler denken lernen, das muß der Dichter thun, den Recht und Einsicht adeln.“ Und daher auch hier in den höheren Dichtarten, wie besonders im Drama, nur schüchterne und höchst mangelhafte Versuche; dagegen nach wie vor das entschiedenste Ueberwiegen der Fabel und Satire. Auch die Bremer Beiträger sind noch Zopfpoeten.

Gleichwohl war jene Lossagung vom Banner Gottsched's eine innerlich nothwendige gewesen. Unter der glanzlosen Oberfläche keimen die tiefgreifendsten Veränderungen. Haller und Hagedorn, Bodmer und Breitinger hatten nicht umsonst gelebt und gestritten. Die englischen Einwirkungen gewinnen die unbestrittene Uebermacht. Man ging sogar einen Schritt weiter. In der Kunstdichtung war das Bedeutende und Entscheidende, daß Elias Schlegel im Drama, wenigstens in der Theorie desselben, zum ersten Mal wieder auf das volksthümliche Drama der englischen Glanzzeit, besonders auf den längst vergessenen Shakespeare, hinwies und damit jene große Reformation vorbereitete, welche in Lessing zur epochemachenden That ward. Und noch freier bewegte sich die volksthümliche Dichtung, welche Gottsched auf der Höhe seiner Macht nur mit scheelem und verachtendem Auge betrachtet hatte. Durch die moralischen Wochenschriften war die Volksdichtung gestärkt und geläutert. Von der Nachahmung ging man zur Selbständigkeit über. Das deutsche Bürgerthum gewann schlichten treuen ursprünglichen Ausdruck. Das Geheimniß jenes unwiderstehlichen Zaubers, welchen Rabener und Gellert auf ihre Zeit übten, liegt einfach in der Thatsache, daß sie

seit Christian Weise, dem einst so Verdienstvollen, jetzt aber in Sprache und Anschauung Veralteten, wieder die ersten wahrhaft volksthümlichen, fast möchte man sagen, die ersten wahrhaft deutschen Dichter und Schriftsteller waren.

Verharren wir zuvörderst bei der Betrachtung der Umgestaltung des Drama. Es ist lange verkannt worden, wie sehr in dramatischen Fragen Elias Schlegel bereits der Vorläufer Lessing's ist; erst in neuester Zeit haben sich verschiedene Kräfte (Antoniewicz, Eugen Wolff, Reutsch) bemüht, diesem Dichter gerecht zu werden.

Johann Elias Schlegel war am 17. Januar 1719 zu Meißen geboren. Schon in Schulpforte hatte er, begeistert von den Eindrücken der griechischen Tragiker, nach Anweisung von Gottsched's Kritischer Dichtkunst zwei Trauerspiele, „Hekuba“ und „Die Geschwister in Taurien“ geschrieben. Ostern 1739 war er auf die Universität zu Leipzig gekommen und lebte dort im regsten Verkehr mit Gottsched. Es ist zu bewundern, wie fest und unbeirrbar er von Anbeginn gegen das herrschsüchtige und gefürchtete Schulhaupt seine Selbständigkeit zu wahren und zu entwickeln wußte. Im Jahr 1741 war von Caspar Wilhelm von Borck, welcher 1735 bis 1738 als preußischer Gesandter in London gelebt hatte, eine Uebersetzung von Shakespeare's Julius Cäsar in gereimten Alexandrinern erschienen; es war der erste Versuch, Shakespeare auch den Deutschen wieder in das Gedächtniß zu rufen. Gottsched hatte für dieses wohlgemeinte Wagniß nur Worte höhnischer Mißachtung. Eine Anzeige im siebenten Bande der „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“, wahrscheinlich von Gottsched selbst, erdreistet sich zu behaupten, daß „die elendeste Haupt- und Staatsaction nicht so voll von Schnitzern und Fehlern wider die Regeln der Schaubühne und der gesunden Vernunft sei als dieses Stück Shakespeare's“; an diese Verwerfung schließt sich folgerichtig die Mahnung, daß der Uebersetzer künftig sich bessere Urschriften wählen möge. Und in einer anderen Abhandlung (im achten Bande S. 160) suchte Gottsched weitläufig

auszuführen, daß „die Unordnung und Unwahrscheinlichkeit, welche aus der Hintansetzung der Regeln entspringen, bei Shakespeare so handgreiflich und widerlich sei, daß wohl Niemand, der etwas Vernünftiges gelesen, daran ein Belieben tragen könne.“ Gottsched fährt fort: „Alles ist in Julius Cäsar durcheinandergeworfen. Bald kommen die läppischsten Auftritte von Handwerkern und Pöbel, die wohl gar mit Schurken und Schlingeln um sich schmeißen und tausend Possen machen, bald kommen wiederum die größten römischen Helden, die von den wichtigsten Staatsgeschäften reden. Die Zeit ist so schön darinnen beobachtet, daß dies Trauerspiel mit der Verschwörung wider den Cäsar anfängt und mit der pharsalischen (!) Schlacht aufhört. Auch die Gespenster sind darinnen nicht vergessen, vor welchen Brutus eine recht kindische Angst hat. Wenn solche Sachen einem Liebhaber der Dichtung die Verwerfung der Regeln angenehm machen können, so muß er ein trefflich Geschick zur englischen Leichtgläubigkeit haben.“ In diesem Sinn hat Gottsched Zeitlebens über Shakespeare geurtheilt; ja der Spott und Hohn wird um so ergrimmter, je mehr sich Gottsched im Lauf der Jahre in seiner Richtung und Geltung bedroht sieht; vgl. Koberstein Vermischte Aufsätze, S. 179 ff. Da erhebt sich der junge Elias Schlegel, damals noch Student; unmittelbar nach jener ersten Anzeige Gottsched's und in derselben Zeitschrift. Er schreibt auf Anlaß jener Uebersetzung eine „Vergleichung Shakespeare's und Andreas Gryphs“; sie ist in der von Johann Heinrich Schlegel herausgegebenen Gesammtausgabe in den dritten Band aufgenommen. Wir lächeln jetzt, wenn Andreas Gryphius ganz unbefangen als ein Ebenbürtiger Shakespeare's behandelt, und, vom Gottsched'schen Standpunkt aus ganz folgerichtig, in Betreff der dramatischen Composition sogar unbedingt bevorzugt wird. Allein für jene Zeit war es ein keckes Wort, daß hier nicht nur die tiefe Menschenkenntniß und ergreifende Charakterzeichnung Shakespeare's zu voller Anerkennung kommt, sondern auch die entschiedenste Einsprache gegen jenen albernen Vorwurf auftritt, als sei die Dichtung Shakespeare's nichts als sinnlose Schwülstigkeit.

Und mit zunehmender Reife wird in Schlegel die Erkenntniß und Werthschätzung Shakespeare's immer bewußter und klarer. Schlegel war im Anfang des Jahres 1743 als Privatsekretär des sächsischen Gesandten in Dänemark nach Kopenhagen gekommen und 1747 an der Ritterakademie zu Soroe angestellt worden; auch im Ausland war die Bühne und die dramatische Dichtung sein vornehmstes Augenmerk geblieben. Er schrieb 1747 „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters", die freilich erst 1764 gedruckt wurden. Diese Schrift ist unstreitig das Beste, was vor Lessing jemals von einem Deutschen über dramatische Dinge geschrieben wurde. Sie ist eine sehr entschiedene und unumwundene Kriegserklärung gegen Gottsched und die französische Tragik. Gottsched hatte das französische Theater als das allein und ausschließlich bindende und maßgebende hingestellt; Schlegel dagegen erkennt mit überraschendem und unerschrockenem Feinsinn, nunmehr sei der Grundmangel des deutschen Theaters, daß man aus ihm nichts als ein französisches in deutscher Sprache gemacht habe. Eine jede Nation schreibe einem Theater, das ihr gefallen solle, durch die Verschiedenheit der Sitten auch Verschiedenheit der Regeln vor; das französische und das englische Theater seien, beide in ihrer Art, gleich schön, und doch werde nicht leicht ein englisches Stück auf dem französischen und ein französisches auf dem englischen Theater vollkommenen Beifall finden; unter allen Umständen sei und bleibe es eine Verkehrtheit, wenn in Deutschland verwegene und unwissende Kunstrichter ein Theater, welches eine so vernünftige und scharfsinnige Nation, wie die englische, mit so viel Vergnügen besuche und auf welchem man so schöne Abschilderungen der Natur und so bündige Gedanken höre, nur deshalb für schlecht, verwirrt und barbarisch ausgeben wollten, weil es nicht nach dem Muster des französischen eingerichtet sei und weil die Dichter in England, wie Steele sage, ihre Stücke nicht nach Recepten gemacht hätten, wie die Köche die Puddings. War von Gottsched ganz dem französischen Standpunkt gemäß behauptet, daß nur Gegenstände der alten Geschichte und Sage für tragische Behandlung geeigne seien, so dringt Schlegel

dagegen vorzüglich auf heimische Stoffe, ohne doch andere ausschließen zu wollen, sofern diese nur auf die Höhe des Allgemeinmenschlichen und damit des Allgemeinergreifenden gehoben seien. Und waren die sogenannten drei Einheiten, die Einheit des Ortes und der Zeit und der Handlung, so sehr der oberste Grundsatz Gottsched's, daß sie hauptsächlich es sind, welche er den englischen Stücken als das schreckende Medusenschild entgegenzuhalten pflegt, so hält Schlegel diese Einheiten zwar auch für wünschenswerth und der Knappheit des dramatischen Aufbaues dienlich; aber er betrachtet sie lediglich nur im Sinn der Zweckmäßigkeit, sie gelten ihm nicht als unerläßliche Gesetze. Es ist eine geschichtlich überaus wichtige Aeußerung, welche darum auch Lessing in der Dramaturgie anzuführen nicht versäumt hat, wenn Schlegel (S. 294) sagt: „Die Wahrheit zu gestehen, beobachten die Engländer, die sich keiner Einheit des Orts rühmen, dieselbe größtentheils viel besser als die Franzosen, die sich damit viel wissen, daß sie die Regeln des Aristoteles genau beobachten. Darauf kommt grade am wenigsten an, daß das Gemälde der Scene nicht verändert wird. Wenn die Personen nur deswegen in den angezeigten Saal oder Garten kommen, um auf die Schaubühne zu treten, so würde der Verfasser des Schauspiels am besten gethan haben, anstatt der Worte „„Der Schauplatz ist im Saal in Clitenens Hause““ unter das Verzeichniß seiner Personen zu setzen: „„Der Schauplatz ist auf dem Theater““. Oder im Ernst zu reden, es würde weit besser gewesen sein, wenn der Verfasser nach dem Gebrauch der Engländer die Scene aus dem Hause des Einen in das Haus des Anderen verlegt und also den Zuschauer seinem Helden nachgeführt hätte, als daß er seinem Helden die Mühe macht, den Zuschauern zu Gefallen an einen Platz zu kommen, wo er nichts zu thun hat.“

Ist es nicht, als hörten wir Lessing? Wie bedauerlich, daß Schlegel nicht Lessing's Mitkämpfer wurde. Schlegel starb bereits 1749, erst einunddreißig Jahre alt.

Daß diese Anregungen zunächst nur wenig unmittelbaren Erfolg hatten, liegt besonders in dem unglücklichen Umstand, daß Schlegel

nicht im Stande war, ihnen durch dichterische That den nöthigen Nachdruck zu geben. Was aber wäre selbst Lessing's Dramaturgie ohne die durchschlagende Wirkung von Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan?

Schlegel's dichterische Thätigkeit kam nicht zur Reife. Er strebte nach Neuem und konnte doch die Nachwirkungen des Alten nicht überwinden. Zu bahnbrechendem Sieg fehlte ihm die Ursprünglichkeit und die Macht der Gestaltung. In der Tragödie meinte er genug gethan zu haben, wenn er auf die Wahl günstiger Stoffe drang. Er bevorzugte die vaterländischen, weil er bemerkt hatte, daß diese „stärker auf die Gemüther wirkten". Schon 1741 und 1742 schrieb er ein patriotisches Trauerspiel „Hermann", das 1743 im vierten Band von Gottsched's Schaubühne veröffentlicht wurde. Ebenso wollte er, wie die Vorrede zu jenem Stück meldet, „Die Mordthat des Grafen von Wittelsbach" in einem Trauerspiel ausführen. Und als er nach Dänemark kam, schrieb er den „Canut" und entwarf den Plan zu einem zweiten Trauerspiel aus der dänischen Geschichte „Gothrika". Aber die tieferen Forderungen tragischer Kunst werden nicht erfüllt. Weder Spannung der Handlung noch Thatkraft und Leidenschaft der Charaktere; dafür viel ermüdender Sentenzenkram in schwerfälligen Alexandrinern, obgleich Schlegel selbst schon vorgeschlagen hatte, den französischen Reimvers durch den Trimeter oder den fünffüßigen Jambus zu ersetzen. Und im Lustspiel beschränkt sich Schlegel's Verdienst hauptsächlich auf die Einführung eines feineren und anständigeren Tones; ein Verdienst, das wir freilich nicht gering anschlagen werden, wenn wir auf die entsetzliche Gemeinheit der gleichzeitigen Lustspiele von Frau Gottsched, Quistorp, Krüger und Mylius blicken. Die bürgerlich moralisirende Lustspielgattung von Destouches, dessen Ruhmredigen Schlegel in Gemeinschaft mit Gärtner übersetzt hatte, blieb für ihn bindend. Bald gab er Stoffe freier Erfindung, bald lehnte er sich an Holberg, an die Franzosen, an Richardson's Pamela. Von Schlegel's erstem Lustspiel, „dem geschäftigen Müssiggänger", sagt Lessing im 52. Stück der Dramaturgie, es enthalte das langweiligste Alltagsgewäsch, das nur immer in dem

Hause eines Meißnischen Pelzhändler's vorfallen könne; viel höher jedoch stellten er und andere urtheilsfähige Zeitgenossen die in Schlegel's letzten Jahren entstandenen Stücke, das Prosalustspiel „der Triumph der guten Frauen“ und das Nachspiel in Alexandrinern „die stumme Schönheit“. In der That zeichnen sich diese Werke durch eine damals seltene Feinheit in der Charakterzeichnung und der Führung des Dialogs aus. Noch mehr durfte man von Schlegel's fortschreitender Entwickelung erwarten; das Lustspielfragment „der Gärtnerkönig“ zeigt entschieden shakespeare'sche Einflüsse; aber diese gelangten bei dem frühen Tode des Dichters nicht mehr zum Durchbruch.

Dem Widerstreit zwischen Schlegel's Theorie und Production entspricht es, daß sowohl die alte verfallende wie die neue aufstrebende Schule ihn als den Ihrigen beansprucht. Gottsched war um so angelegentlicher darauf bedacht, durch den Ruhm Schlegel's seinen eigenen Ruhm zu vermehren, je öfter er sich bedroht sah, von ihm verdunkelt zu werden. Nach Schlegel's Tod schrieb Gottsched im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1761“, freilich ohne jene in den Gedanken über das dänische Theater gegen ihn gerichteten Angriffe zu kennen, auf Schlegel folgende Lobrede: „Wir bemerkten mit Vergnügen, daß der Wohlselige den Grundlehren der poetischen Anführung, die er genossen, in allen Stücken, sowohl was die Gedanken als was die Schreibart und die Reinigkeit der Verse anbelangt, allezeit treu geblieben ist; er wird also unfehlbar bei der Nachwelt als ein großes Muster in allen diesen Stücken und als ein deutscher Schriftsteller des güldenen Zeitalters unserer Sprache und Poesie in Ansehen bleiben.“ Und andererseits priesen ihn ebensosehr Lessing und Moses Mendelssohn. Schlegel's Dramen wurden oft dargestellt und haben sich verhältnißmäßig lange auf der Bühne erhalten. Noch im Jahr 1766 wurde das neuerbaute Schauspielhaus in Leipzig mit der Aufführung von Schlegel's Hermann eröffnet. Canut war eine der feinsten und beliebtesten Rollen Ekhof's. Selbst Schiller nennt noch in seiner klassischen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung Schlegel einen der geistreichsten Dichter unseres Vaterlandes.

Zwischen dem Tod Schlegel's und der Blüthezeit Lessing's liegen die gewaltigen Erschütterungen des siebenjährigen Krieges. Schlegel's Standpunkt ist im Wesentlichen auch der Standpunkt von Cronegk, Brawe und Christian Felix Weiße. Doch sind diese Dichter bereits von allerlei Einwirkungen Lessing's berührt und dürfen daher mit Schlegel nicht unterschiedslos zusammengeworfen werden.

Johann Friedrich von Cronegk, geboren 1731, that sich schon früh hervor, erregte die Theilnahme Gellert's und errang 1757 mit dem Trauerspiel „Kodrus“ den Preis, den Nicolai's „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ ausgesetzt hatte. Schon am ersten Tage des folgenden Jahres starb er, allgemein betrauert. Noch kürzer war Johann Wilhelm von Brawe's Laufbahn (1738 bis 1758), der, noch Leipziger Student, schon Lessing's und Kleist's Umgang genoß, in dem Prosadrama „der Freigeist“ sich an „Miß Sara Sampson“ anlehnte, in dem „Brutus“ aber schon nach Schlegel's Rath den fünffüßigen Jambus anwandte. Um so dauernder und erschöpfender war die Wirksamkeit Christian Felix Weiße's (1726 bis 1804), der drei Jahre älter als Lessing noch den „Wilhelm Tell“ und „die Natürliche Tochter“ hat die Bretter beschreiten sehen. Er hat sich um die Ausbreitung des literarischen Interesses in den weitesten Kreisen, besonders den Familien des kleinen Bürgerstandes durch seine Gedichte, Fabeln, und vor Allem durch die Kinderlieder große Verdienste erworben; seine Dramen hatten nur zeitweiligen, aber doch zweifellosen Werth! Die komische Oper hat er geradezu eingeleitet; allerdings zuerst nur durch die Uebersetzung von Coffey's Teufel; seine Lustspiele wurden gern auf der Bühne gesehen; im Trauerspiel blieb er zwar anfangs dem Alexandriner treu, richtete aber doch durch die Wahl der Stoffe (Eduard III., Richard III.) das Interesse auf die englische Bühne und auf Shakespeare hin, bis er sich 1764 mit der „Befreiung von Theben“ auch dem fünffüßigen Jambus zuwandte. Obgleich durch die fortschreitende Kritik manchmal verletzt, so durch Lessing's Dramaturgie, gehörte Weiße im Ganzen doch zu den Dichtern, die wie Gleim durch persönliche Be-

ziehungen sich im Wechsel der Zeiten zu behaupten und einen friedlichen Lebensabend sich zu schaffen wußten.

Auch in den anderen Dichtarten zeigte sich dieselbe Bevorzugung englischer Muster und, von diesen ausgehend, dieselbe Hinneigung zum Ergreifen volksthümlicher, eigener, heimischer Stoffe.

Von jeher ist der Renommist von Justus Friedrich Wilhelm Zachariä, der 1744 in Schwabe's „Belustigungen" erschien, als eine der beachtenswerthesten Leistungen dieser Zeit betrachtet worden. Was diesem sogenannten komischen Heldengedicht einen Werth gab, das war die Freude am Heimischen und Selbsterlebten. In der Form ist es durchaus dem Lockenraub Pope's nachgebildet; die aufgewendete Göttermaschinerie voll der albernsten Allegorieen ist um so abgeschmackter, je weniger der Dichter in seiner ungelenken Sprache und in seinem steifen Alexandrinerschritt jenen neckenden Muthwillen kennt, welcher mit heiterer Ironie die Nichtigkeit solcher Scheinwesen selbst verspottet. Aber der Stoff war packend, die Lokalfärbung lebendig. Unsere Väter hatten zum ersten Mal das bisher ungekannte Gefühl, auch in der Dichtung Gestalten zu sehen, welche auf dem Boden der nächsten Wirklichkeit und Gegenwart standen. Zachariä hat nie wieder, selbst im komischen Heldengedicht nicht, diesen ersten glücklichen Wurf erreicht. Später wendete er sich ausschließlich zu der beschreibenden Dichtung Thomson's.

In der Lyrik dieselben Wandlungen. Man gewinnt Muth, bei sich selbst einzukehren. Verstößt es auch gegen die Zimperlichkeit eines Zeitalters, in welchem man selbst die angetraute Gattin nur Freundin zu nennen wagt, aus dem kalten Bereich der hergebrachten Daphnen und Chloen sich in die gemüthswarme Innerlichkeit eines der tiefsten Seele entquellenden Liebesliedes zu retten, so wird doch bereits begeistert das Glück der Freundschaft gefunden; Giseke, der mit zarter Empfindung Frömmigkeit und Freundschaft besang, deutet auf Klopstock als auf jenen Größeren, dem es vorbehalten sei, auch die Empfindungen der Liebe zu sagen, die das Herz kaum begreifen könne, und wagt später selbst ein umfangreiches Gedicht über „die Natur der Liebe". Es mehren sich die Uebersetzungen von Milton und Thomson; Ebert übersetzt Glover's Leonidas und bald darauf

Young's Nachtgedanken. Klopstock erfüllt das Verlangen Aller und weckt die ewigen Ideale von Vaterland, Religion und Liebe.

Dieses werdekräftige Vorwärtsstreben, diese bewußte Einkehr in das Eigene und Heimische findet in der hergebrachten Vorliebe für die moralisirende Satire und Fabel die natürlichste Förderung.

Tiefer und mächtiger als alle jene Dichter des höheren Stils wirken Rabener und Gellert. Weil sie nur wollen und bieten, wozu die Kraft ihres eigenen Schaffens und die Fassungskraft ihrer Zeit und ihres Volkes ausreicht, können sie der fremden Muster entrathen oder diese doch durchaus selbstschöpferisch und eigenartig gestalten.

Sie stehen mitten im eigensten Volksleben und sind dessen getreuster und beredtester Ausdruck. Derselbe Grund, welcher sie künstlerisch unzulänglich macht, war auch der hauptsächlichste Grund ihrer großartigen geschichtlichen Wirkung.

Wir können von Rabener nicht sprechen, ohne einige Bemerkungen über Liscow, seinen älteren Zeit- und Strebensgenossen, vorauszuschicken.

Gervinus, und nach ihm viele andere, haben gesucht, Liscow auf Kosten Rabener's zu hohen Ehren hinaufzuschrauben. Mit Unrecht. Allerdings hatte Liscow den Vortheil eines bewegteren und erfahrungsreicheren Lebens. Wie wir aus den schätzenswerthen Untersuchungen von Helbig und Lisch wissen, war Christian Ludwig Liscow am 26. April 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin geboren und hatte in Rostock, Jena und unter Thomasius in Halle studiert. Später war er nach Lübeck und Hamburg gekommen. Eine Zeitlang hatte er im Dienst des aus seinem Lande vertriebenen Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg gestanden und war von diesem 1736 nach Paris geschickt worden, die Unterstützung Frankreichs für die Wiedereinsetzung seines Herrn zu erbitten. Der Zweck seiner Sendung war unerreicht geblieben; der Herzog übte darauf die unedle Rache, daß er seinem schuldlosen Diener nicht einmal die Mittel zur Rückreise gewährte. Im Jahr 1740 ward Liscow Sekretär des preußischen Gesandten Graf Danckelmann in Frankfurt, bald aber wurde er durch höchst unwürdige Intriguen entlassen. Im

Jahr 1741 kam er in gleicher Stellung zum Grafen Brühl nach Dresden. Freimüthige Aeußerungen über die üble sächsische Finanzwirthschaft brachten ihn im December 1749 in Haft; er erhielt zwar seine persönliche Freiheit wieder, wurde aber 1750 seines Amtes entsetzt. Seitdem lebte er auf seinem Gut Berg bei Eilenburg, woselbst er 1760 starb. Was waren einem kühnen und witzigen Kopf in diesen bunten Schicksalen für bedeutende Stoffe geboten! Allein man kann nicht sagen, daß sie Liscow benützt hat. Nach einer Mittheilung des Dichters Schubart im ersten Bande seiner Selbstbiographie, S. 127, sollen von Liscow in seinen späteren Jahren noch einige satirische Schriften verfaßt worden sein, welche nach seinem Tod vernichtet wurden; möglich, daß diese in die große politische Satire hinübergriffen. Aber der Verlust ist schwerlich zu bedauern. Wer die Angelegenheiten des despotischen Karl Leopold verfechten mochte, wer sich zu jener kriechenden Niedrigkeit entwürdigt, mit welcher Liscow nach Helbig's Bericht aus dem Gefängniß den Grafen Brühl um Verzeihung anfleht, zeigt zur Genüge, daß er nichts weniger als ein freier und fester Charakter ist. Das lebhafte Interesse, welches Liscow 1730 in der erst posthum erschienenen Schrift „Von der Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit" für religiöse Aufklärung und Freiheit an den Tag legte, erstarb, wie es scheint, später, und übte jedenfalls keinen Einfluß auf seine weitere Thätigkeit. Was von Liscow sonst vorliegt, gehört dem Gebiet der persönlichen Satire an und ist ohne Belang für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens. Soll die Satire eine tiefe und allgemeine Bedeutung haben, so muß sie die Richtungen angreifen, welche fressende Schäden der Zeit sind. Die Philippi und Sivers aber, an welche Liscow seine Geißel verschwendet, sind verkommene Lumpe und Flachköpfe, welche schon längst im allgemeinsten Verruf standen. Ist es ein Kampf gegen knechtische Liebedienerei oder, wie die betreffende Schrift sattsam bezeugt, nur ein Kampf gegen verächtlichen Rednerschwulst, wenn Liscow darüber spottet, daß, als der König von Polen sich eine kranke Zehe hatte abnehmen lassen, Philippi in einer bettelhaften Lobrede gesagt hatte, daß Dasjenige, was dem großmächtigsten

und unüberwindlichsten König bisher den höchst verdienten Ruhm der Unsterblichkeit einigermaßen noch streitig zu machen schien, durch den gewaltigen Arm des Königs aller Könige nunmehr völlig aus dem Wege geräumt worden? Ist es ein Kampf für Glaubens- und Gewissensfreiheit, ein Kampf gegen pfäffische Herrschsucht, wenn Liscow zwar mit wohlfeilem Muth den seichten und anmaßlichen Predigtamtskandidaten Sivers bloßstellt, dabei aber unablässig demüthigst versichert, daß er diejenigen Gottesgelehrten, welche am meisten wider den Mißbrauch der Vernunft in göttlichen Dingen eifern, für die besten und vernünftigsten halte? Sachlich bedeutender ist Liscow's Angriff auf das thörichte, von Paradies und Sündenfall ausgehende „Naturrecht" des Professors Manzel, womit er 1735 seine Thätigkeit abschloß; aber auch hier ist der Gegner, den er sich erwählt, eine schon ihm Voraus gerichtete, traurige Gestalt. Goethe spricht das schlagende Wort aus, wenn er in Dichtung und Wahrheit äußert, er seinerseits könne in Liscow's Schriften weiter nichts erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden.

Günstiger stellt sich das Urtheil über Liscow, wenn wir den künstlerischen Charakter und die Form seiner Satiren betrachten, worüber Litzmann's Monographie feinsinnig gehandelt hat. Er tritt aus der philiströsen Schwerfälligkeit, welche die Literatur der zwanziger und dreißiger Jahre beherrschte, lebhaft und frisch heraus; er hat nicht eine künstlich erschlossene, sondern wirklich eine natürlich quellende satirische Ader; er legt in das, was er schreibt, sein Temperament, und ist darum ein Mitarbeiter an der Befreiung des poetischen Stils.

Er schloß sich denn auch den Gegnern Gottsched's an, und wurde zum Dank in einem Gedichte Bodmer's gepriesen und besonders über Rabener erhoben.

Wilhelm Rabener ist das entschiedene Gegenbild Liscow's und daher abwechselnd mit jenem bald gerühmt und bald herabgesetzt worden.

Rabener, geb. am 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig, gestorben am 20. März 1770 als Obersteuerrath in Dresden, ist

jetzt veraltet. Vor dem Richterstuhl der Kunst nimmt er einen sehr niedrigen Platz ein. Wohl hätte die religiöse und politische Bedrückung und Zerrüttung dieses Zeitalters einem Aristophanes, Juvenal und Swift oder den großen Satirikern der Reformationszeit das Blut in die Wangen getrieben, und auch Rabener, obgleich nach der Art des sächsischen Kleinbürgers ängstlich und kleinlich, zeigt in vertraulichen Briefen, daß er ein warmfühlendes Herz hatte, das tief verletzt war durch die Schmach der öffentlichen Zustände. Aber zur Satire gehört Freiheit der Rede und Macht der öffentlichen Meinung; und wo war diese in Deutschland zu finden, zumal in Sachsen unter Brühl's Gewaltherrschaft? „Deutschland ist nicht das Land", klagt Rabener selbst einmal bitter, „in welchem eine bessere Satire es wagen dürfte, das Haupt mit Freiheit emporzuheben; in Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenige Wahrheit zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören muß."

Die Satire, von welcher Rabener's Freund Gellert in einem seiner moralischen Briefe sagt, daß sie in der Moral ebenso nöthig und heilsam sei als das zubereitete Gift in der Arzneikunst, ist daher auch bei Rabener nichts als trockne moralische Lehrpredigt, die sorgsam Alles vermeidet, was Anstoß erregen könnte. Die Gegenstände, welche Rabener behandelt, sind unbedeutend und geringfügig. Rabener rügt in der Abhandlung vom Mißbrauch der Satire ganz ausdrücklich, daß Viele in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menschen zu zeigen, sogar so weit gingen, daß sie keinen Stand mit frevelhaftem Tadel verschonen möchten. „Es ist wahr", sagt Rabener, „es giebt in allen Ständen Thoren, aber die Klugheit erfordert, daß man nicht alle tadle; ich werde sonst durch meine Uebereilung mehr schaden als ich durch meine billigsten Absichten nützen kann. Der Verwegenheit Derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürsten dringen und die Aufführung der Oberen verhaßt oder lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß sie in ihrem finsteren Winkel höher zu sehen glauben als Diejenigen, welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen

haben, so ist es doch ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen läßt. Es giebt andere Stände, welche zwar so heilig nicht sind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken, bei denen aber doch die Billigkeit erfordert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend ist ohnedem geneigt, das Fehlerhafte an Denjenigen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaum halten soll; wollen wir sie durch bittere Satiren auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen? Einen Pedanten habe ich nicht gebessert; dem Vaterland aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Bürger erzogen. Die Geistlichen haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz satirischer Köpfe auf sie am meisten anprallt. Ich bin sehr unzufrieden damit. Sie sind nicht über die Satire erhaben; viele sind tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer unanständigen Aufführung beurtheilen soll, und viele würden gar zu sorglos sein, wenn ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satire schützte. Dennoch glaube ich, daß man nicht vorsichtig genug dabei verfahren könne. Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler Desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen. Wage ich nicht zu viel, wenn ich einen besseren will, und dadurch in Gefahr komme, das Ansehen der ganzen Religion zu schwächen, welche man dem Volk nicht ehrwürdig genug vorstellen kann?“ Was bleibt einem Satiriker bei solch zurückhaltender Zahmheit, die sogar mit jedem Jahr nur immer zaghafter und kleinmüthiger wurde? Nichts als Vettern und Basen, stellensüchtige Candidaten, heirathslustige alte Jungfern und junge Wittwen, rohe Dorfjunker und, wenn es hochkommt, bestechliche Richter. Und für diese Unbedeutendheit der Stoffe werden wir nicht einmal durch Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit der Form entschädigt. Zwar ist das Vorbild von Steele und Addison unverkennbar, und Rabener selbst hat mehrfach auf diese Einwirkung hingewiesen; aber die Erfindung ist matt, die Darstellung steif und einförmig; der Witz, mehr witzelnd als witzig, ist von jener philisterhaften Spaßhaftigkeit, welche auch heut noch in Sachsen mehr als

irgendwoanders beliebt ist. Trotzalledem ist Rabener für unsere gesammte sittliche und geistige Volksbildung von unermeßlicher Bedeutung geworden. Aus jeder Zeile sprach die offene, harmlose, heitere, liebenswürdige Natur, welche unwiderstehlich anzog und sittlich erhob und kräftigte, auch wenn sie züchtigte. Rabener war die Spitze der moralischen Wochenschriften. Höher als Rabener erkühnte sich damals der gesammte deutsche Mittelstand nicht, seinen Blick zu erheben, und man sah mit Entzücken, wie die kleinen rebellischen Gedanken, die man ängstlich im geheimsten Herzensschrein hegte, hier mit anziehender Frische und neckendem Muthwillen sich an das Licht wagten. In diesem Spiegelbild besann sich das deutsche Bürgerthum über sich selbst. Man las diese Satiren andächtig und gesammelt wie eine weltliche Hauspostille. Sie erschienen bei Lebzeiten des Verfassers in neun Auflagen, und wurden auch nach seinem Tode noch öfters herausgegeben.

Es gehört zu den schönsten Eigenthümlichkeiten Goethe's, daß er, der in dichterischen Dingen feiner sah als irgend ein anderer, doch für alles die anhänglichste Dankbarkeit hegte, was einst auf seine Jugend befruchtend gewirkt hatte. Je ferner wir uns jetzt Rabener fühlen, um so werthvoller ist das Denkmal, welches Goethe im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit dieser tiefgehenden Wirksamkeit Rabener's gesetzt hat. Goethe kennt die künstlerischen Mängel Rabener's so gut und noch besser als wir; aber er vergißt nicht hinzuzufügen: Rabener's Persönlichkeit wird nicht leicht wiedererscheinen. Was er vorbringt und wie er es vorbringt, zeugt von seiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen; der unbegrenzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge. Einige seiner Briefe setzen ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdener Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perücken verliert, ohne auch im mindesten seinen Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist höchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht ver-

zeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, von seinem nahen Tode spricht, ist äußerst respectabel, und Rabener verdient, von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden."

Und noch mächtiger und allseitiger wirkte Gellert. Jener herrliche Ehrenname eines Praeceptor Germaniae, welcher einst einen Größeren, welcher Melanchthon zierte, findet mit vollem Recht auch auf ihn seine Anwendung.

Gellert ist aus denselben Stimmungen und Zuständen hervorgewachsen, wie sein Freund Rabener; aber er ist tiefer, inniger und, wenn er in Versen schreibt, auch eindringlicher. Gellert, wie kein anderer vor ihm und neben ihm, löste dem Bürgerthum die Zunge; dem Bürgerthum, wie es schlicht religiös, tüchtig und ehrbar war und eben darum nach einer freieren und gesunderen Gestaltung der Sitte und Denkart strebte.

Christian Fürchtegott Gellert war am 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge geboren; er war der Sohn eines armen Predigers. Auf der Schule in Meißen hatte er in innigster Freundschaft mit Gärtner und Rabener, auf der Universität Leipzig im regsten Verkehr mit Elias Schlegel und der gesammten Genossenschaft der Bremer Beiträger gelebt. Bereits in dieser Zeit begann sein schriftstellerisches Wirken in jener scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit, welcher er Zeit seines Lebens treu blieb. Seit 1743 hielt er in Leipzig Vorträge über Poesie, Beredtsamkeit und Moral, 1751 wurde er außerordentlicher Professor. Selten hat ein akademischer Lehrer größeren Einfluß geübt, er las meist vor mehr als vierhundert Zuhörern; höher aber war ihm sein Beruf als Volksschriftsteller. „Mein größter Ehrgeiz," sagt er in einem Schreiben (Ausgabe von 1854, Bd. 6, S. 348), „besteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will und nicht den Gelehrten im engen Verstande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung und der niedrigste Mann von gesundem Verstand ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leicht zu behaltenden Aus-

druck Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen."

Das innerste Wesen Gellert's war schlichte Demuth und Frömmigkeit. Von Kindheit auf lebte das wärmste Gefühl für Tugend und Gottesfurcht in ihm; die unausgesetzten körperlichen Leiden seiner späteren Jahre stimmten ihn nur um so weicher. Man muß die treffliche Biographie Gellert's von J. A. Cramer lesen, um diese reine und edle Persönlichkeit trotz aller ihrer Schwäche und Spießbürgerlichkeit liebzugewinnen. Wir lächeln über manches Kleinliche, Beschränkte und Empfindelnde in ihm; wir beklagen den verzehrenden Trübsinn, an welchem sein Mannesalter krankte, und wir begreifen, wie die gesunde Kraft Lessing's ob dieser Weinerlichkeit sich verletzt von ihm abwendete. Dennoch aber war Gellert eine bedeutende und fortschreitende Natur; schwunglos, aber herzlich; nüchtern, aber mild und zartfühlend; bescheiden, aber fest und sicher; ängstlich und furchtsam, aber ernst und voll großer Zwecke; beschränkt, gedrückt und in sich gekehrt, immer aber voll tiefster Menschenliebe und den Blick auf das Allgemeine gerichtet.

Seine schriftstellerische und dichterische Bildung war vornehmlich von den englischen Wochenschriften ausgegangen. In den moralischen Vorlesungen sagt er bei Empfehlung des Spectators: „So nützlich dieses Werk dem Geschmack und der Kritik ist, so heilsam ist es den Sitten. Für mich ist es eines von denen, die ich vorzüglich liebe und die in meiner Jugend meinem Geschmack und selbst mein Herz haben bilden helfen. Wenn ich höre, daß ein Jüngling den Zuschauer gern liest, so sehe ich ihn schon mit Vertrauen an." Ganz folgerichtig hatte Gellert sodann diese Vorliebe auf Richardson übertragen. Von dieser Vorliebe giebt die Abhandlung „Von dem Einfluß der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten", giebt die zehnte moralische Vorlesung, und geben vor Allem auch seine Briefe lautes und ununterbrochenes Zeugniß. „Kann denn Richardson zaubern", schreibt Gellert an den Grafen Moriz von Brühl (Bd. 5, S. 131), „ja ihm steht Alles, was nur rühren, bestürmen, Alles, was hinreißen und zur Trunkenheit entzücken kann, zu Gebot.

Zween meiner vergnügtesten Tage, soll die Nachwelt wissen, sind diejenigen gewesen, da ich den siebenten Theil der Clarissa und den fünften des Grandison gelesen. Ich habe noch nie namentlich für Richardson gebetet, aber bei dem fünften Theil habe ich das Gebet für seine immerwährende Wohlfahrt gemacht. Dürfte ich doch nicht denken, daß es Geschöpfe gebe, denen dieses Werk nicht gefällt. Ich will nicht weiter schreiben, ich kann auch nicht. Ich bin immer noch außer mir; ich habe geweint, daß ich noch immer zittre. Und wenn ich itzt krank werde, so ist Grandison die Ursache, und meine Krankheit ist das Lobgedicht Richardson's." Ein Sinngedicht Gellert's auf Richardson's Bildniß schließt mit den Worten:

„Die Worte, die er schuf, wird keine Zeit verwüsten,
Sie sind Natur, Geschmack, Religion.
Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen
Der Britte Richardson."

Moralisirende Lehrhaftigkeit ist daher auch für Gellert sein ganzes Leben hindurch höchster Endzweck aller Poesie geblieben.

Es ist eine in ihrer Art wahrhaft klassische Stelle, wenn Gellert in der Nutzanwendung seiner Fabel von der Biene und der Henne sagt:

„Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen."

Uebereinstimmend setzt die Vorrede der geistlichen Lieder und Oden das Wesen der Poesie in die Fähigkeit, die Einbildungskraft zu beleben, den Verstand angenehm zu beschäftigen und dem Gedächtniß die Arbeit zu erleichtern. Cramer, der Biograph Gellert's, hat einige Anreden mitgetheilt, welche Gellert an seine Zuhörer richtete. Eine derselben schließt mit den Worten: „Der Poet muß stets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden; so wird er gefallen, so lange Menschen Menschen sind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und der Religion zur Ehre, so werden

Sie mit Beifall singen, sofern sie zugleich schön singen. Ich verspreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unsterblichkeit. Ehren Sie Gott durch Ihre Poesie; ich bitte Sie als meine Freunde und meine Brüder, ehren Sie ihn dadurch, daß Sie Weisheit und gute Neigungen unter den Menschen ausbreiten.“ Goethe erzählt in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen die sehr bezeichnende Thatsache, daß Gellert in seinen Vorlesungen nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg weder im Guten noch im Bösen genannt habe; bei der Ehrlichkeit seines Herzens ein vollgiltiger Beweis, daß sein Verstand sie nie als Dichter anerkannte. Diese Mittheilung wird durch die Vorlesungen Gellert's, soweit sie veröffentlicht sind, völlig bestätigt. Sowohl in den moralischen Vorlesungen wie in der Rede von dem Vorzug der Alten wird einzig die Dichtung der Haller, Hagedorn, Schlegel und Cramer gerühmt.

Als Dichter bethätigte Gellert nur, was ihm diese kurzsichtige Anschauung an die Hand gab. Je handgreiflich lehrhafter eine Dichtart war, desto näher stand sie ihm. Daher seine Lust an der Fabel und deren moralischer und satirischer Nutzanwendung, an moralischen Lehrgedichten und geistlichen Liedern und Oden. Und auch, wo Gellert sich in die höhere Dichtart des Lustspiels und des Romans wagte, finden vor seinen Augen nur diejenigen Richtungen Gnade, deren Gehalt und Triebkraft die gleiche moralische Absichtlichkeit ist. Das von Marivaux, Destouches und Nivelle de la Chaussée ausgegangene moralische Rührspiel, die sogenannte weinerliche Komödie, sucht Gellert in dem lateinischen, von Lessing übersetzten Programm, mit welchem er 1751 eine Professur antrat, wissenschaftlich zu begründen; in der Ausübung stand er von Anbeginn auf diesem Boden. Sein Roman: „Leben der schwedischen Gräfin von G.“, in den Jahren 1747 und 1748 noch vor dem Erscheinen Clarissa's und Grandison's geschrieben, ist der Pamela Richardson's nachgebildet.

Nichts ist daher leichter, als über Gellert als Dichter den Stab zu brechen. Diese Mißachtung mußte nothwendig eintreten, sobald

die allgemeine Bildung weit genug vorgeschritten war, um für ächte und tiefe Dichtung wieder offenes Auge und Ohr zu haben. Herb und eindringlich ertheilten diese neue Losung zuerst Mauvillon's und Unzer's „Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter“ (Frankfurt und Leipzig 1771). Seitdem wird diese Weisheit selbstgefällig in den mannichfachsten Variationen abgespielt.

Stellen wir uns auf die geschichtliche Höhe, so haben wir diese Gellert's ganzes Wesen bedingenden Schwächen nicht zu übersehen; aber wir haben zugleich zu erklären, was trotzalledem einst ganz Deutschland ohne Unterschied von Geschlecht, Stand und Alter einmüthig in seinen Kreis bannte.

Das Räthsel löst sich dadurch, daß Gellert, neben Rabener und mehr als dieser, in der Form wieder der erste ureigen deutsche, und in seiner Gesinnung ein wahrhaft erweckender und befreiender Schriftsteller war.

Gellert's „Fabeln und Erzählungen“ erschienen zuerst 1746 und 1748, und wurden seitdem immer neu aufgelegt und in die verschiedensten Sprachen übersetzt; sie bewahren noch heut ihre unzerstörbare Anziehungskraft. Man denke an die geistvolle Geschichte vom Hut, vom Blinden und Lahmen, vom Greise, an das Bad der Hinkenden, das Gespenst, den Selbstmord, an Hannchen, an die Geschichte: Hanns kommt mit seiner Dummheit fort, an die beiden Nachtwächter, die Lügenbrücke, an Eulenspiegel, an den Freigeist, die schlauen Mädchen, das Hospital, an die Geschichte von den Bauern und dem Amtmann, an den Schatz, Hanns Nord u. s. w. So sehr sich auch Gellert sichtlich und eingeständlich zum Theil an fremde Muster anlehnt, seine Empfindung und Lebensanschauung ist von Grund aus heimisch, unmittelbar aus dem Volk erwachsen, unmittelbar in das Herz des Volks dringend. Manchmal neckt uns freilich das geschmacklose Zöpfchen platten Moralisirens; aber die menschlichen Schwächen und Unarten sind mit einer so harmlosen, liebenswürdigen, kindlich gutmüthigen, ehrbaren, meist schalkhaften Satire geschildert, daß es wahrlich nicht zu den löblichsten Eigenschaften heutiger Erziehungskunst gehört, wenn man der kernhaften Nahrung

Gellert's jetzt modische Spielereien vorzieht, welche nicht werth sind, neben Gellert genannt zu werden. Viel Feinheit der Beobachtung, viel Lebendigkeit der Charakterzeichnung und eine unvergleichliche Kunst des Erzählens. „Meine Kunst im Erzählen", sagt Gellert selbst in einem autobiographischen Bruchstück, „war Glück, Natur und, wenn ich das stolze Wort brauchen darf, eine gewisse Begeisterung." Und auch Lessing gestand, daß es nur einem Gellert gegeben war, glücklich in Lafontaine's Fußtapfen zu treten. Indeß darf Lessing's Urtheil nicht so ausgelegt werden, als sei Gellert ein Nachahmer Lafontaine's gewesen. Im Gegentheil hat neuere Forschung immer mehr gezeigt, wie selbständig Gellert seinen Vorgängern, auch wo er dieselben Stoffe behandelt, gegenübersteht. Er kannte Hagedorn, Lafontaine, den von Brockes schon übersetzten La Motte; aber er behauptet ihnen gegenüber durchaus eigene Vorzüge.

Ebenso erquicklich ist die Mehrzahl seiner religiösen Dichtungen, die als „Geistliche Oden und Lieder" seit 1757 erschienen. „Diese Arbeit", berichtet sein Freund Cramer, „war ihm die feierlichste und wichtigste, welche er in seinem Leben unternommen hatte; niemals beschäftigte er sich mit derselben, ohne mit allem Ernst seiner Seele sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darin sprechen sollten, an seinem eigenen Herzen zu erfahren." Gesänge wie jener Morgengesang: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank", oder das Weihnachtslied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht", oder das Osterlied: „Jesus lebt, mit ihm auch ich," und andere Lieder wie: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte", „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht", „Auf Gott und nicht auf meinen Rath", „Nach einer Prüfung kurzer Tage" werden leben, so lange es evangelische Christen giebt. Unleugbar wird auch in diesen geistlichen Liedern die schlichte Gemüthsinnigkeit oft überwuchert von lehrhafter Verstandesbetrachtung; um so entsprechender aber waren sie einem Zeitalter, dessen Frömmigkeit bereits von der Färbung rationalistischer Aufklärung berührt war.

Bedenklicher freilich steht es um Gellert's Lustspiel- und Roman-

dichtung. Für diese Dichtarten fehlte Gellert sowohl die Kraft der Gestaltung wie die erforderliche Weite des Blicks.

Die Schäferspiele, die er noch in Schwabe's „Belustigungen" erscheinen ließ, sind keiner ernsthaften Betrachtung mehr werth; aber auch für die Lustspiele, die anfänglich in den Bremer Beiträgen, von 1747 an auch selbständig erschienen, gelten alle die schweren und gerechten Vorwürfe, welche gegen Gellert's Vorbilder, gegen Marivaux, Destouches und Nivelle de la Chaussee sich richten, in verstärktem Maße: es mangelt der Glanz und die Beweglichkeit freier Weltbildung, welche den französischen Dichtern zugutkam. In Gellert's Charakterzeichnung herrscht jene leere und maskenhaft gestaltlose Begriffsallgemeinheit, von welcher er rühmend hervorhebt, daß ein geiziger Orgon, eine eitle und verleumderische Clelia, ein unerträglicher und großsprecherischer Damon auf dem Theater nichts als der Geiz, die Verleumdung und die Großsprecherei selbst sei; für die Handlung aber ist es entscheidend, daß Gellert in der Vorrede dieser Lustspiele sagt, sie seien bestimmt, eher mitleidige Thränen als freudiges Gelächter zu erregen. Gellert's Lustspiele sind heut nicht mehr lesbar.

Und Gellert's Roman, das Leben der schwedischen Gräfin, ist ein höchst merkwürdiger und lehrreicher Beleg, wie das flache Trachten nach der Absichtlichkeit moralisirender Endzwecke sich oft grade in das Gegentheil herbster Unsittlichkeit verkehrt, weil die Poesie dieser Art nicht die unbefangene Gesundheit und Sicherheit reiner und schöner Menschennatur schildert, sondern immer nur den krankhaften Zwiespalt eines starren und äußerlichen Pflichtbegriffs mit entgegenwirkenden Lastern und Neigungen. Schon Richardson ist nicht frei von diesem Gebrechen; Gellert aber wirkt in der Ausmalung dieser Gegensätze noch greller und beleidigender, weil das Gefühl seiner dichterischen Schwäche, nicht durch in sich selbst lebendige Seelenmalerei spannen zu können, ihn zu romanhaften Verwicklungen führt, welche mehr auf äußere Wirkung als auf innere Möglichkeit und Berechtigung gestellt sind. Eine schwedische Gräfin von deutscher Abkunft berichtet ihr Leben, ihre Liebe und ihre Schicksale. Sie

hatte glückliche Jahre mit ihrem Gemahl verlebt, als dieser auf Anstiften eines Prinzen, welcher Anschläge auf ihre Tugend machte, in den Krieg ziehen mußte und durch falsche Anklage von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt wurde. Nach schmerzvoller Trauer langer Zwischenzeit heirathete die Gräfin einen Freund ihres Gemahls. Der Graf aber war fälschlich todtgesagt. Durch einen plötzlichen Ueberfall der feindlichen Russen war die Vollstreckung des Todesurtheils verhindert worden; die Russen hatten den Grafen nach Sibirien geschickt. Endlich wird er befreit. Er kommt nach Holland: dort findet er seine Frau, an einen Anderen verheirathet. Mit Schmerz, aber im Bewußtsein der Pflicht und der wiedererwachten alten Liebe trennt sich diese von ihrem zweiten Mann und wird wieder die Frau des ersten. Sie lebt mit diesem lange Jahre in glücklicher Wiedervereinigung; dann wird sie Wittwe. Der Roman schließt mit dem Hinblick auf den zweiten Gemahl, mit welchem sie nach wie vor in innigster Freundschaft verbunden war. „In der That", schreibt die Gräfin, „war er mir noch so schätzbar, daß ich ihn allen Anderen vorgezogen haben würde, wenn ich mich hätte entschließen können, mich wieder zu vermählen, und vielleicht wäre ich, soll ich sagen, zärtlich oder schwach genug dazu gewesen, wenn er länger gelebt hätte. Er starb bald darauf und die Betrübniß über seinen Verlust überführte mich, wie sehr ihn mein Herz noch geliebt hatte." Wie empörend ist dieses Grundmotiv, selbst abgesehen von jenen episodischen Einschiebungen von Blutschande, Giftmischerei und anderen Scheußlichkeiten, welche Gellert in eine ebenso unerwartete als unerfreuliche Nähe mit den allermodernsten französischen Romandichtern setzen! Wie konnte Gellert, der von Allen gepriesene Sittenlehrer, so gar kein Arg darin finden, daß eine wackere feinempfindende fromme Frau von Mann zu Mann gewürfelt wird, ohne daß ihr sittliches Gefühl Einspruch erhebt oder sich im Mindesten verletzt zeigt? Und wie konnte Gellert es für unbezweifelbare Pflicht halten, daß das zweite, gleich dem ersten förmlich und rechtmäßig geschlossene Ehebündniß rücksichtslos gebrochen werden müsse zu Gunsten jenes ersten? Aber es steht fest,

daß dem Dichter dieser Bruch als unverbrüchliche Pflicht erschien und daß ihm alles Anstößige verschwand unter der Forderung, der Pflicht sei unter allen Umständen und mit härtester Entsagung immer und überall Genüge zu thun. Varnhagen erzählt in seinen Denkwürdigkeiten den ergötzlichen Vorfall, daß, als er zur Blüthezeit der sogenannten jungdeutschen Dichterschule einmal diesen Roman vorlas, ohne Titel und Verfasser zu nennen, die Gesellschaft entrüstet auffuhr, weil sie meinte, es sei ein Erzeugniß der neuesten Schandliteratur von der beabsichtigten Emancipation des Fleisches. Und doch sollte dieser Roman grade umgekehrt eine Verherrlichung der unbedingt aufrechtzuerhaltenden Heiligkeit der Ehe sein. Solche schneidende Mißgriffe werden sich überall finden, wo die Pflicht nur als Pflicht, d. h. nur als äußeres unabwendbares Gebot und Verhängniß, nicht aber als innerlich nothwendige Bethätigung und Selbstbefriedigung harmonisch durchgebildeten Menschendaseins gefaßt wird. Selbst Lessing's Dichtung ist noch nicht frei von ähnlichen Verirrungen.

Was ist der Grund, daß die Zeitgenossen diese bedenklichen Mängel der Gellert'schen Lustspiel- und Romandichtung nicht empfanden? Von diesen Lustspielen, die uns jetzt so unerträglich matt und langweilig sind, rühmt noch Lessing im 22. Stück der Dramaturgie, daß sie unter allen deutschen Lustspielen das meiste ursprünglich Deutsche haben: und Lessing setzt ausdrücklich hinzu: „es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist: jeder Zuschauer glaubt einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus seiner eigenen Verwandtschaft darin zu erkennen". Und derselbe Reiz lag im Roman der schwedischen Gräfin. Die Leser wurden hineingeführt in das gewöhnliche naturwirkliche Leben, das Jeder verstand und als ein ihm vertrautes auf's innigste nachfühlte. Die Simpliciaden und Robinsonaden wurden Familienroman. Nicht mehr haarsträubend äußere Abenteuer, sondern innere Kämpfe, Erlebnisse des Herzens.

Besonders aber ist auch die Anmuth und Natürlichkeit der Gellert'schen Sprache nicht zu vergessen. Wie man mit Recht bemerkt

hat, daß Gellert's freie, bald kürzere, bald längere, auch in der Reihenfolge ungebundene Verse ganz vornehmlich dazu beigetragen haben, den steifen und eintönigen Alexandriner zu verdrängen, so brachte Gellert auch in seine wissenschaftliche und erzählende Darstellung eine Leichtigkeit, Wärme, Deutlichkeit und Reinheit, welche, wenn auch jetzt zuweilen bereits eine gewisse alterthümliche Färbung hervortritt, den Zeitgenossen doch etwas völlig Neues und ein unbedingt Höchstes war. Gellert hat um die Läuterung und Fortbildung unserer Sprache die allerunvergeßlichsten Verdienste; und zwar ist die mittelbare Wirkung seiner Schriften in dieser Beziehung noch wichtiger als die unmittelbare, welche er durch seine „Anleitung zum Briefschreiben" bezweckte. Am treffendsten hat Friedrich der Große diesen Vorzug Gellert's in jener denkwürdigen Unterredung hervorgehoben, welche er am 18. December 1760 in Leipzig mit Gellert führte. „Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen," sagte der König; „das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und doch kein Wort verstanden." Als Gellert sich entfernt hatte, fügte der König hinzu: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched!" Am folgenden Tag sagte er an der Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands."

Dennoch würde alle diese Macht der Form die tiefe geschichtliche Bedeutung Gellert's nicht begründet haben, hätte nicht auch der innere Gehalt seiner Dichtung die Gemüther der Menschen gepackt und entzündet.

Sprechen wir immer nur von der kopfhängerischen Weinerlichkeit Gellert's, so ist dies ein Bild, das wir einseitig seinen späteren, durch beständige Kränklichkeit gebeugten Jahren entlehnt haben. Lesen wir freilich seine moralischen Vorlesungen, welche einzig die christliche Demuth und Ergebung in die Wege des Herrn preisen, nirgends aber ein Wort haben für frische Mannesthat, für Kraft, Festigkeit und Unerschrockenheit in unserem Verhalten zu Staat und Gesellschaft, und erfahren wir, daß diese Ermahnungen, Warnungen und

Bitten in einem hohlen und traurigen Ton vorgebracht wurden, da ist es allerdings höchst begreiflich, daß, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit aus eigenem Erlebniß schildert, die Jugend bald auf den Verdacht fiel, diese entnervende Manier könne nur Schwachtöpfe bilden. Dasselbe gilt von seinen „Trostgründen wider ein sieches Leben“. Aber wüßten wir es nicht aus den Angriffen, welche Gellert von den Pharisäern seiner eigenen Zeit erduldete, wir könnten es aus der mitleidigen Verwerfung, mit welcher die Engherzigkeit der neuesten frömmelnden Geschichtschreibung Gellert behandelt, mit Freude ersehen, daß in all dieser stillen Demuth und Frömmigkeit, in welcher Gellert's eigenstes Wesen lag, doch ein Etwas war, was ihn scharf abscheidet von jeder pfäffischen Ueberspannung und Unnatur.

Hell und fest dringt Gellert von dem todten Buchstabenglauben auf die lebendige und gemüthswarme Religion des Herzens. Er verlegt den Schwerpunkt in die Gesinnung und in das sittliche Handeln; und dieser Tugendbegriff ist bei ihm sehr weit entfernt von jenem Beigeschmack mürrischer Weltverachtung, welcher durch den Pietismus in Umlauf gekommen war.

Ein großer Theil seiner Fabeln hat grade hier ihre epigrammatische Spitze. Wie scharf unterscheidet die Fabel vom Kranken, obgleich sie durch ein falsches Grundmotiv künstlerisch eine der schwächsten ist, zwischen dem lautgepriesenen Ruhm eines Scheinheiligen und zwischen der erprobten Tugend eines Verachteten, dem, „weil er Ketzereien glaubte, Comödien und Verse schrieb, man kaum ein ehrlich Grab erlaubte!“ Eine andere Fabel vergleicht die Tugend mit einer „Reise“, die das Gesetz befohlen: „Sehr Viele reisten nur im Geist, Und überredeten sich, als hätten sie gereist. Noch Andere schafften das Geräthe Zu ihrer Reise fleißig an, Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte, So hätte man die Reise schon gethan. Sehr Viele fingen an zu eilen, Als wollten sie die ganze Welt durchgehen; Sie reisten, aber wenig Meilen, Und meinten, dem Befehl sei nun genug geschehen. Noch Andre suchten auf den Reisen Noch mehr Gehorsam zu beweisen, Als den, den das Gesetz befahl;

Sie reisten nicht durch grüne Felder, O nein! sie suchten finstre Wälder Und reisten unter Furcht und Qual, Behängten sich mit schweren Bürden Und glaubten, wenn sie ausgezehrt Und siech und krank zurücke kommen würden, So wären sie des besten Amtes werth.“ Und noch bestimmter tritt diese freiere Anschauung Gellert's im Leben der schwedischen Gräfin auf. Viele Forderungen, welche von den Moralphilosophen der Aufklärung als leitende Grundsätze der öffentlichen Denkart und Erziehung in das Leben eingeführt wurden, werden hier bereits von Gellert mit eindringlichster Wahrheit ausgesprochen. Von ihrem ersten Religionsunterricht schreibt die Gräfin (Bd. 3, S. 192): „Mein Vetter brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei und überzeugte mich von den großen Vortheilen der Tugend, welche sie uns in jedem Stande, im Glück und Unglück, im Tod und nach diesem Leben bringt. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowohl in das Gedächtniß als in den Verstand zu prägen. Und diesen Begriffen habe ich bei reiferen Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtin betrachtet habe, die uns die Reise durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unseren Verstand ebenso vortrefflich aufklären kann als sie unser Herz verbessert. Ich mußte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir, in Dingen, die noch über meinen Verstand waren, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde.“ Es ist die Verkündigung einer religiösen Milde und Duldsamkeit, von welcher die meisten Zeitgenossen noch sehr weit entfernt waren, wenn in diesem Roman ein sibirischer Jude als einer der edelsten Menschen geschildert wird und die Gräfin ausdrücklich betont (S. 304): „Der rechtschaffene Mann! Vielleicht würden Viele von diesem Volk bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten und sie nicht oft durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen.“ Und entspricht es dem matt weinerlichen Wesen, welches wir uns meist

ganz unauflöslich an Gellert's Namen geknüpft denken, wenn mit unverkennbarem Behagen unter den Gestalten dieses Romans besonders der alte Engländer Stanley hervorgehoben wird, dessen Leibspruch war: „Man kann fromm und auch vergnügt sein", welcher am Hochzeitstag seines Sohnes bis um elf Uhr tanzte, weil das Tanzen so wenig Sünde sei, daß, wenn er auch diese Nacht sterbe, seine Lust und Freude seinem Seelenheil wahrlich nicht schaden werde?" Ja, die Gräfin schreibt sogar von ihrer Ehe (S. 225): „Wir sind seit vielen Jahren noch so verliebt in einander gewesen, als wenn wir uns erst zu lieben angefangen hätten. Ich habe bei allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lächeln müssen. Der Körper gehört so gut als die Seele zu unserer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheiten des Geistes an einer Person liebt, der redet entweder wider sein Gewissen, oder er weiß nicht, was er redet. Die sinnliche Liebe, die blos auf den Körper geht, ist eine Beschäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen, und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinnst hochmüthiger Schulweisen, die sich schämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zur That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen."

Selbst in Betrachtung der öffentlichen Verhältnisse ist in Gellert Manches, was ihn zum Träger des allmählich erstarkenden Volksgefühls machte. Daß die innere Menschenwürde das allein Entscheidende ist, das ist das Grundthema aller seiner moralischen Nutzanwendungen. Der wichtigthuerische Höfling wird nicht minder belächelt als der kleinkrämerische Gelehrte. Das eitle Prunken mit Titel und Orden, der anspruchsvolle Adelstolz werden freimüthig gezüchtigt. Eine bescheidene Ahnung, daß nicht Alles zum Besten bestellt sei, regt sich, durchbricht aber nirgends die Schranken gutmüthiger Neckerei. Wir hören den Freund und Gesinnungsgenossen Rabener's.

Daher dieser tief sympathetische Zug, durch welchen sich die Zeitgenossen in innigster Wesensgemeinschaft mit Gellert verbunden

fühlten. Das allzu Leise und Zahme, das Enge und Philisterhafte, das weichlich Schönselige des „guten und empfindlichen Herzens“, das wir Nachgeborenen an Gellert rügen, machte ihn für die nächste Gegenwart nur um so wirksamer. Nehmt Gellert seine Mängel und Ihr nehmt ihm seine geschichtliche Bedeutung.

Goethe, der Jüngling der Sturm- und Drangperiode, welchem Gellert als Dichter bereits nichts weiter als „ein Bel-Esprit, ein brauchbarer Kopf“ war, sagte in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (Hirzel 2, 413) das abschließende Wort: „An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserem Publico beinah Eines.“ Und Goethe, der Greis, spricht denselben Gedanken aus, wenn er im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit wiederholt, Gellert's Schriften seien für lange Zeit das Fundament der sittlichen Kultur der Deutschen gewesen.

Cramer, der Gellert's Leben in einer später in die Gesammelten Werke aufgenommen Biographie beschrieben hat, erzählt: „In der Nähe und in der Ferne glaubten die Leser und Leserinnen seiner Schriften, daß sie ihn zum Freunde, zum Rathgeber, zum Kunstrichter, zum Lehrer haben müßten, und dies Vertrauen zu ihm verwickelte ihn in einen weitläufigen Briefwechsel, der ihm wegen der Schwachheit seines Körpers zuweilen beschwerlich wurde, dem er sich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er ihn führte.“ Cramer setzt hinzu: „Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über diese und jene Anträge zur Verheirathung für Entschließung fassen, Jünglinge, wie sie studieren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen, Viele aus der großen Welt, wie sie den Gefahren und Versuchungen derselben entgehen und widerstehen sollten! Gellert stand einem Jeden bei mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Trost und Fürbitte.“

Er war der allgemeine Seelsorger und Gewissensrath seines Zeitalters.

Und diese unvergleichlich volksthümliche Stellung Gellert's hat

sich, namentlich in den unteren und mittleren Ständen, bis in den Anfang dieses Jahrhunderts erhalten. Ja, bis auf den heutigen Tag ist sie noch nicht völlig verschwunden. Als 1839 die neue dankenswerthe Ausgabe von L. Klee erschien, war dieselbe in wenigen Monaten vergriffen, und mehrere neue Ausgaben folgten. Der Absatz ging besonders nach Holland, Oestreich und in die russischen Ostseeprovinzen, in jene Grenzländer, die von dem inzwischen fortgeschrittenen deutschen Kulturstrom weniger lebhaft berührt wurden. Tief in den Thälern von Welschtirol, wohin keine deutsche Bibel mehr dringt, finden wir Gellert's Fabeln.

Wer weiß nicht von jenen rührenden Zügen, mit welchen ihm die frisch empfänglichen Herzen der Zeitgenossen ihre Huldigung darbrachten? Prinz Heinrich schenkt dem kranken bewegungsbedürftigen Dichter sein Pferd, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten; als dieses gestorben, ersetzt es der Kurfürst von Sachsen durch ein neues. Ein preußischer General verschonte Gellert's Vaterstadt Hainichen mit Einquartierung, unter dem ausdrücklichen Ausspruch, daß dies „aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und dessen Schriften" geschehe. Von einem schlesischen Edelmann wurde Gellert's Mutter alljährlich unterstützt; ihm selbst gab Graf Moriz Brühl, einer von Gellert's geliebtesten Freunden, eine ständige Pension, ohne daß Gellert jemals den Namen seines Wohlthäters entdecken konnte. Ein Preußischer Husarenlieutenant bot Gellert einen Antheil seiner russischen Beute aus der Schlacht bei Zorndorf an; wie mochte Gellert über solche Gabe erschrecken! Und diese Begeisterung erstreckte sich bis auf die niedrigsten Stände! Gellert selbst erzählt, daß, als er 1763 aus Karlsbad zurückkehrte, die Magd eines Postmeisters an ihn herantrat und ihm ohne Aufhören die Hand küßte, „weil er der Herr mit dem großen Ruhm sei, der die schönen Bücher geschrieben". Ein armer Bauer fuhr im Anfang eines strengen Winters „aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm Gellert's Fabeln gemacht hatten", einen Wagen voll Brennholz vor seine Wohnung und ersuchte ihn, dasselbe als Zeichen seiner Erkenntlichkeit aufnehmen zu wollen.

Als Gellert am 13. December 1769 starb, empfand die ganze Nation diesen Tod als eine allgemeine unbeschreibliche Betrübniß. Die Trauergedichte, voll der überschwenglichsten Lobreden, häuften sich dergestalt, daß die Sammlung derselben einen ganzen Band einnimmt. Man wallfahrtete zu seinem Grab wie zum Grab eines Heiligen, so daß die Stadtbehörde von Leipzig sich zuletzt genöthigt sah, dagegen ein Verbot zu erlassen.

Es ist leicht, über diese unbegrenzten Huldigungen zu spotten. Verständiger ist es, Wesen und Ursprung derselben sich zum Bewußtsein zu bringen.

Seit der Reformation war es das erste Mal, daß dem Deutschen wieder die Einsicht und das Gefühl von der Macht der Literatur aufging! Bei Gottsched, selbst bei Haller und Hagedorn, erschien die Literatur noch immer als etwas blos Aeußerliches; an sich zwar schön und höchst löblich, im schlimmsten Fall aber auch entbehrlich. In Rabener aber und noch mehr in Gellert fühlte das Volk wieder, daß Leben und Literatur naturwüchsig und untrennbar zusammengehören, daß ein Volk ohne Literatur ein Volk ohne Sitte und Bildung sei.

Durch Gellert war die Literatur wieder lebendige Volkssache geworden. Dies ist genug, ihm und seinen nächsten Strebensgenossen, trotzdem daß kein einziges ihrer Werke ein wahres und ächtes Kunstwerk ist, für immer ein bleibendes Gedächtniß zu sichern.

2. Die Musik.

Hasse. Sebastian Bach. Händel.

Weit gewaltiger und künstlerisch vollendeter als die Dichtung war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das musikalische Leben Deutschlands. Als die Dichtung noch ihre ersten Versuche stammelte und als die bildende Kunst, verrotteter als je, ausschließlich allen Ausschweifungen des französischen Rococostils fröhnte, hatte

die Musik bereits eine Ausbildung erreicht, welche für bestimmte Aufgaben das unbedingt Höchste leistete.

Eine eingehende Charakteristik der musikalischen Meister liegt nicht in unserem Bereich. Aber lehrreich ist es doch, den augenfälligen Parallelismus zu verfolgen, welcher auch in diesem Zeitalter zwischen dem Verlauf der Dichtung und dem Verlauf der Musik hervortritt.

Der Gegensatz des italienischen und des deutschen Stils besteht in voller Schärfe. Hasse ist der hervorragendste Träger des italienischen, Bach und Händel sind die hervorragendsten Träger des deutschen. Beide Richtungen stehen in demselben Verhältniß, wie in der Dichtung der französische Classicismus und die nach dichterischem Ausdruck ringende Volksthümlichkeit. Nur ist die Entwicklung der Musik reicher und durchgebildeter; begünstigter von der Stimmung der Zeit, bebaut und gepflegt von größeren Genien.

Noch immer behauptete Italien in ganz Europa seine unbestrittene musikalische Herrschaft. Viel Wust und Flitter und viel zopfiges und eitles Arienwesen; aber gar manche tiefe und schönheitsvolle musikalische Gedanken. Es ist die Zeit der großen neapolitanischen Schule unter Alessandro Scarlatti (1649—1725) und der venetianischen unter Antonio Lotti (1665—1740). An der Seite dieser großen Meister stehen Astorga, Alessandri, Aldovrandini, Badia, Baj, die beiden Bernabei, Biordi, Caldara, Calegari, Colonna, Francesco Conti, Corelli, Gasparini, Marcello, Perti, Pitoni Pistocchi, die beiden Polaroli, Porsile, Predieri, Stefani. Zugleich sind Dichter wie Silvio Stampiglia, Apostolo Zeno und vor Allem Metastasio einsichtig bemüht, den leeren Decorations- und Maschinenpomp der alten italienischen Oper zu verdrängen und der tieferen Einheit und Geschlossenheit musikalischer Dramatik zuzustreben. Kammermusik, Kunstgesang und Instrumentation wurden auf's trefflichste ausgebildet. Italienische Componisten, Sänger und Instrumentisten zogen in alle Lande und wurden mit schwerem Gold aufgewogen.

Waren schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auch die deutschen Höfe dieser unbegrenzten italienischen Uebermacht ver-

fallen, wie hätten sie sich jetzt von derselben erlösen können? Hauptsächlich gilt dies von Wien und Dresden. Unter Friedrich dem Großen schloß sich auch Berlin an. München, Stuttgart, Darmstadt und fast alle anderen größeren und kleineren Residenzen ahmten dieses Beispiel nach. Jeder deutsche Hof hatte seinen eigenen Oper-, Ballet- und Kirchencomponisten, der entweder ein geborener Italiener oder doch ein Schüler der italienischen Schule war.

Am regsten war das musikalische Leben in Dresden. August der Starke selbst war nicht ohne musikalische Bildung; ebenso hielt sich der Generalfeldmarschall Graf Flemming, seit 1712 Premierminister, seine eigene Kapelle. Unter August III. (Kurfürst Friedrich August II.) wurden diese glänzenden Anfänge ruhmvoll erweitert und fortgebildet. Mit den herbeigerufenen Italienern wetteiferten die Eingeborenen. Was damals in musikalischen Dingen in Dresden geleistet wurde, muß sehr bedeutend gewesen sein. Bald hatte sich Dresdens Ruf überallhin verbreitet. Von ganz Europa wanderten nach Dresden begeisterte Kunstjünger.

Hasse und seine Frau, die berühmte Sängerin Faustina, waren der Mittelpunkt dieses deutsch-italienischen Dresdener Musiklebens.

Johann Adolf Hasse, am 25. März 1699 zu Bergedorf bei Hamburg geboren, hatte 1718—1721 als Tenorist an der Hamburger Bühne gewirkt, war darauf aber nach Italien gegangen, wo er der Lieblingsschüler Scarlatti's wurde. Seit 1727 war er Kapellmeister in Venedig. Dort hatte er sich mit Faustina Bordoni verheirathet. Faustina hatte bereits eine glänzende Künstlerlaufbahn durchschritten. Durch wohlhabende Aeltern ausgezeichnet erzogen, von Benedetto Marcello und Francesco Gasparini in Gesang und Declamation ausgebildet, war sie in früher Jugend mit großem Beifall zuerst in Venedig, dann in Florenz aufgetreten. Im Jahr 1724 hatte sie in Wien, 1726 in London an der Oper Händel's gewirkt; 1728 war sie nach Venedig zurückgekehrt. Neben der gefeierten Cuzzoni war sie unbedingt die erste Sängerin der Zeit; von strahlender Schönheit, gleich groß in heroischen wie in zärtlichen Rollen. Für Hasse's Kunst wurde Faustina entscheidend. Durch sie

wurde seine Opernlust geweckt; und er hat nie eine Oper geschrieben, welche nicht genau auf die zwar nicht umfangreiche, aber starke und herrlich geschulte Stimme Faustina's berechnet war.

Schon im Sommer 1731 war Hasse's Oper „Cleofide" unter seiner persönlichen Leitung und unter der Mitwirkung Faustina's in Dresden mit verschwenderischem Aufwand und mit glänzendem Erfolg aufgeführt worden. Im Februar 1734 wurden Hasse und Faustina bleibend nach Dresden gezogen. Sie erhielten nach den urkundlichen Forschungen Fürstenau's (Bd. 2, S. 204) beide zusammen sechstausend Thaler jährlich und außerdem fünfhundert Thaler Reisegeld. Seitdem übten sie fast dreißig Jahre hindurch in Dresden eine unbegrenzte musikalische Alleingewalt. Beide waren herrschsüchtig und setzten alle Mittel und Ränke in Bewegung, sich Einfluß und Macht zu sichern; doch ist es, wie Fürstenau hervorhebt, sowohl der geschichtlichen Chronologie wie unumstößlichen Urkunden widersprechend, wenn Rochlitz und nach dessen Vorgang alle anderen Musikschriftsteller dabei von einem romanhaft ausgemalten Liebesverhältniß Faustina's zu August dem Starken fabeln.

Unausgesetzt schrieb Hasse für jeden Carneval eine Oper, oft sogar zwei; ebenso für alle die zahlreichen Hoffestlichkeiten; überdies für auswärtige Theater. Mit Ausnahme des Themistokles hat er sämmtliche Operntexte Metastasio's componirt. Dazu eine große Anzahl von Cantaten, Kammer- und Kirchenmusiken. Als ihn 1772 der englische Musikgeschichtsschreiber Burney um ein Verzeichniß seiner Werke ersuchte, war er außer Stand, es zu geben, weil er sie nicht mehr im Gedächtniß hatte. Solche Ueberfülle, nicht der Schöpfungskraft, sondern der Betriebsamkeit macht Einförmigkeit und schablonenhafte Wiederholung unvermeidlich; aber alle Kenner sind übereinstimmend, daß, wenn es den Hasse'schen Opern zwar an Kraft und Tiefe, an innerer Einheit und ächt dramatischem Leben fehlt, sie doch durch Reichthum und Lieblichkeit der Melodie, durch Klarheit und Festigkeit der Formen, durch meisterhafte Kenntniß und Behandlung der menschlichen Stimme mit vollstem Recht die allgemeinste Bewunderung und Anerkennung der Zeitgenossen ver-

dienten. Einige seiner Messen bewahren noch immer die alte Lebenskraft.

Es war Hasse gelungen, seine italienischen Vorbilder zu erreichen, oft sogar sie zu übertreffen. Daher sein epochemachender Einfluß, der bis auf die Anfänge Gluck's und Mozart's hinaufreicht. In gleicher Richtung wirkte Graun in Berlin; aber schwächer und mehr aus der zweiten Hand.

Hasse's geschichtliche Stellung hat trotz aller Verschiedenheit Etwas, was unwillkürlich an Gottsched erinnert. Treffend hat Riehl im ersten Band der Musikalischen Charakterköpfe (S. 126) diesen Vergleich ausgesprochen. Er sagt: „Hasse und Faustina führten die italienische Hofoper in Deutschland auf den Gipfel der Classicität, wenn dieses Wort nämlich in dem Sinn genommen wird, wie man Racine klassisch nennt. In der That hat auch der Einfluß, welchen die Hasse'sche Oper übte, vielerlei Aehnlichkeit mit den Einwirkungen der gleichzeitig auf die deutsche Schaubühne gebrachten französischen Tragödie. Hier wie dort mußte die zügellose deutsche Kunst von dem Ausland Maß, Regel und Etikette lernen, hier wie dort bekam sie einen tüchtigen Zopf mit in den Kauf. Aber Hasse, der uns die italienische Oper verdeutschte, war ein Künstler; Gottsched, der uns die französische Tragödie brachte, ein Pedant. Gottsched warb für seine Idee mit dem Fanatismus eines alten Predigermönchs, weil er überall Widerstand fand; Hasse wirkte ohne die mindeste Tendenz der Proselytenmacherei, weil man ihm überall mit offenen Armen entgegenkam.“ Auch, rein menschlich, ist der Vortheil durchaus auf Seiten des Musikers. Wie starrköpfig und verbissen war Gottsched, als er sich überlebt sah! Auch Hasse wurde von Gluck verdrängt; aber einsichtig und neidlos, sanft und gutmüthig war er nach wie vor stets bereit, den Jüngeren die Wege zu bahnen. In Wien, wohin er sich im Alter zurückgezogen hatte, wurde er daher „der Musikvater“ genannt. Er war der Erste, der angesichts des jungen Mozart bewundernd ausrief: „Dieser Jüngling wird uns Alle vergessen machen.“

Seine Stellung in Dresden hatte er 1763 nach dem Tode

Auguſt's III. verloren. Er lebte darauf in Wien, zuletzt in Venedig, wo er am 23. December 1783 ſtarb. Fauſtina iſt wahrſcheinlich im ſelben Jahre ihrem Gatten nur um Weniges vorausgegangen. Sie war noch als Matrone ſchön und von der gewinnendſten Liebenswürdigkeit; doch hatte ſie nach dem Bericht Burney's, welcher ſie 1772 in Wien kennen lernte, im Alter ihre Stimme völlig verloren.

In eine durchaus andere Welt treten wir, wenn wir uns von Haſſe zu Sebaſtian Bach wenden.

Sebaſtian Bach iſt ureigen deutſch. Der Grundton aller ſeiner bedeutendſten Schöpfungen iſt die ernſte Pracht und Erhabenheit des alten proteſtantiſchen Kirchenſtils.

Es überkömmt uns der Hauch des ehrſamen zünftigen deutſchen Bürgerthums, wenn wir den Stammbaum des trefflichen Meiſters betrachten. Gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts war Veit Bach, ein Bäckermeiſter, glaubensbedrängt aus Presburg, wohin einſt ſeine Vorfahren aus Thüringen eingewandert waren, nach Wechmar bei Gotha übergeſiedelt. Die Muſik war ihm ſeine liebſte Gefährtin geweſen; und ebenſo waren ſeine Söhne, Hanns Bach, ein Bäcker, und Johann Bach, ein Teppichmacher, tüchtige und eifrige Muſiker. Hanns Bach hinterließ bei ſeinem im Jahr 1626 erfolgten Tod drei Söhne, Johann, Chriſtoph und Heinrich; alle drei wurden Muſiker. Sie zeichneten ſich ſchon früh dergeſtalt aus, daß der regierende Graf von Schwarzburg-Arnſtadt ſie zu weiterer Ausbildung nach Italien ſandte. Seitdem waren die Bach's eine zahlreiche und vielverzweigte Organiſtenfamilie. Faſt alle Organiſten- und Stadtcantorenſtellen Thüringens waren mit ihnen beſetzt. Alljährlich pflegten ſämmtliche Familienglieder in Erfurt, Eiſenach oder Arnſtadt zuſammenzukommen und einen muſikaliſchen Familientag zu halten, der mit einem feierlichen Choral begann und nicht ſelten mit den ausgelaſſenſten muſikaliſchen Scherzen endete.

Johann Sebaſtian Bach war am 21. März 1685 zu Eiſenach geboren; ſein Vater, Johann Ambroſius Bach, war dort Hof- und Stadtmuſikus. Als zehnjähriger Knabe war er nach dem Tod ſeines

Vaters in das Haus seines Oheims, des Organisten in Ohrdruff, gekommen; leidenschaftliche Liebe zur Musik erfüllte von Jugend auf seine Seele. Bald sehen wir ihn nach kurzen Studienreisen, auf welchen er Lüneburg, Hamburg und Lübeck besuchte, 1707 als Cantor in Mühlhausen. Dann wurde er Hofmusikus in Weimar, später Kapellmeister in Köthen und zuletzt, im Jahr 1723, Musikdirector und Cantor an der Thomasschule in Leipzig. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tod. Er starb am 28. Juli 1750, im Alter von sechsundsechszig Jahren.

Herkunft, Bildungsgang und Amt hatten Bach auf Kirche und Schule gewiesen. Sein schaffenskräftiger Genius fühlte sich durch diese Enge nicht beschränkt; er fand in ihr seine eigenste Heimath. Sebastian Bach kannte sowohl die französische wie die italienische Musik; namentlich gehörte der Venezianer Caldara zu seinen Lieblingen. Die Nähe Dresdens brachte die mannichfachsten Beziehungen zu Hasse; beide Künstler lebten in herzlichster gegenseitiger Anerkennung. Aber genährt von dem Geist der deutschen Vorzeit, erfüllt von der Tiefe schlicht evangelischer Frömmigkeit und Glaubenseinfalt, ist Bach durch diese fremden Einwirkungen nie einen Augenblick irregeworden in der Ursprünglichkeit und Sicherheit seines eigenen Wesens. Wenn Bach, wie Forkel in seinem verdienstlichen Buch über Bach erzählt, zuweilen vor seinen Ausflügen nach Dresden zu seinem Sohn Friedemann scherzend sagte: „Friedemann, wollen wir nicht die schönen Dresdener Liederchen einmal wieder hören?“ so liegt in diesem Scherz ein liebenswürdiges Gemisch von selbstbewußtem Stolz und milder Gutherzigkeit, welches seine Stellung zur deutsch-italienischen Schule treffend bezeichnet.

An der Orgel hatte sich Bach gebildet; die Orgel bestimmte seine ganze Kunstweise. Zu Gottes Ehre allein dachte er seine gewaltigen Töne; daher das Reine, tief Innige, und zugleich das andächtig Feierliche, Markige und Feste.

Bach's Phantasie war ebenso unerschöpflich als gewaltig. Der reiche Schatz seiner Schöpfungen ist auch jetzt nach mehr als hundert Jahren bei weitem noch nicht gehoben; aber bei jedem bisher un-

bekannten, neu auflebenden Wert wächst und steigert sich auch das Erstaunen über die Größe der Conception, der Gesinnung und des Stils, über die Hoheit, Macht, Frische, Innigkeit und Frömmigkeit der Gedanken, über die weder vor ihm noch nach ihm erreichte, geschweige gar übertroffene Beherrschung aller Kunstformen, über die unnachahmlich kunstvolle und doch immer nur den höchsten Zwecken dienende Polyphonie auf's neue.

Die Anerkennung von Bach's hoher Stellung in der Kunst war auch bei seinen Zeitgenossen allgemein und unbezweifelt; und doch kannten diese nur den geringsten Theil seines Schaffens. Nur seine Orgel- und Claviercompositionen waren damals durch den Druck schon weiter verbreitet. Die unzähligen Cantaten, Motetten und Passionsmusiken schrieb Bach für die Leipziger Kirchen, wo sie nur mit den bescheidenen Gesangskräften seiner Thomasschule und den damals gewiß nicht hervorragenden Leipziger Instrumentalisten, und zwar nur, so lange er lebte, aufgeführt wurden. Erst dem dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts war es vorbehalten, den unsterblichen Riesengeist in sein volles Recht einzusetzen. Seitdem aber hat die Erkenntniß dessen, was er gethan, in einer in der Musikgeschichte unerhörten Weise zugenommen. Es giebt jetzt keinen ächten und ernsten Musiker mehr, der nicht Sebastian Bach für das vielleicht größte musikalische Genie aller Zeiten hielte.

Und zu ähnlicher Größe hatte sich Georg Friedrich Händel emporgearbeitet. Fast gleichaltrig mit Bach, hatte er seine Kinderjahre in Halle verbracht, und war dann 1703 nach Hamburg gekommen, wo er in dem Orchester der von Keiser geleiteten Oper eine Stellung fand und sich zugleich der Opernkomposition eifrig hingab.

Indeß obgleich Händel einen großen Theil der Kraft seines Jugend- und Mannesalters der Oper gewidmet hat, ist seine Thätigkeit doch für die Fortbildung dieses Kunstzweiges ohne Einfluß geblieben.

In England, wo er seine späteren Jahre verlebte und zunächst noch für die Entwicklung der italienischen Oper thätig war,

führte ihn der puritanische Geist bald ausschließlich auf das Kirchliche. So schuf er sich die künstlerische Form des Oratoriums, in welcher er unerreicht ist.

Im Jahr 1720 schrieb er das Oratorium „Esther“, das erst 1732, dann aber mit größtem Erfolg aufgeführt wurde. Immer mehr ward der geniale Geist vom Großartigen ergriffen; und nun folgen in rascher und bewunderungswürdiger Folge Deborah, Athalia, Alexanderfest, Saul, Israel in Aegypten, Allegro und Penseroso, und vor Allem die über alles Lob erhabenen Werke: Messias und Samson. Und selbst im Greisenalter war die gediegene Kraft des Meisters nicht erschöpft. Semele, Joseph und seine Brüder, Belsazar, Herkules, Occasionel, der gewaltige Judas Maccabäus, Josua, Alexander Balus, Salomon, Susanna, Theodora, Wahl des Herkules und zuletzt das Oratorium Jephtha, sind mit einer Frische und Lebendigkeit gesetzt, als ob dem begeisterten Greise noch einmal die volle Kraft des Jünglings und Mannes zu Theil geworden wäre. Immer neu ist die Kraft seiner Erfindung, mochte diese sich in ernsten oder scherzhaften, fröhlichen oder feierlichen, leichten oder erhabenen und großen Motiven bewegen. Schön sagt Thibaut in seinem trefflichen Buch über „Reinheit der Tonkunst“: „Wenn ich sein Hallelujah im Messias, sein „„Das Roß und der Reiter““ im Israel in Aegypten, oder die edleren Stücke seines Dettinger Te Deum höre, so wirkt die Majestät und feste Größe nicht blos auf mein Ohr und auf meine Seele; ich sehe die Herrlichkeit, welche gefeiert wird, und bin profan genug, ihr Bild auf den Tonsetzer auszudehnen.“

Händel war äußerlich mehr begünstigt als Bach. Er lebte, als er diese großen Oratoriencompositionen schrieb, in London, umgeben von den größten Sängern und Virtuosen des Zeitalters, über deren Talent er verfügte, getragen von der Gunst der Großen, beglückt von der Theilnahme und dem Beifall der zahlreichen Bevölkerung, welcher er seine Werke vorführte. Er schrieb nicht blos groß, sondern auch glänzend. Er wurde daher viel früher als Bach gekannt und anerkannt, und zu allen Zeiten wird er als einer der Größten be-

wundert werden. Seine Thatkraft und Rüstigkeit verließen ihn nicht bis an sein Ende, obgleich er in den letzten Lebensjahren erblindet war, und noch acht Tage vor seinem Tode leitete er, am 6. April 1759, die Aufführung eines seiner Werke.

Die zunehmende Erkenntniß Bach's erhebt es freilich über allen Zweifel, daß Händel an Reinheit und Strenge des Stils von Bach weit übertroffen wird. Aber auch wenn der jetzt noch vielfach aufgeworfene Streit, wer von Beiden der Größere sei, zum Vortheil Sebastian Bach's entschieden ist, haben wir uns der herrlichen Thatsache zu freuen, daß selbst in diesen trüben Tagen, in welchen Deutschland hinter den anderen gebildeten Völkern in Sachen der Dichtung und bildenden Künste noch so traurig zurückstand, es zwei deutsche Männer waren, deren Leistungen Alles überragten, was die Kunst irgend eines Landes im achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht hat.

Wie solche Meister in einer sonst so trockenen und kunstarmen Zeit erstehen, wie sie, ohne jedwedes Vorbild grade für ihre Richtung, zu einer solchen Höhe unbedingtester Vollendung sich emporschwingen konnten, wäre ein unbegreifliches Wunder der Kunstgeschichte, wenn nicht die Musik den unendlichen Vortheil gehabt hätte, lebendige Volkssache geblieben zu sein, auch nachdem Dichtung und bildende Kunst von dieser naturwüchsigen Triebkraft längst losgelöst waren. Als Gellert und Rabener nach jahrhundertlangem Verstummen der volksthümlichen heimischen Weise erst mühsam und künstlich wieder nach Klängen suchen mußten, welche dem deutschen Volksgemüth verwandt und traulich entgegenklangen, fußten Bach und Händel auf fester heimischer Ueberlieferung, welche sie fortbildeten und mit der Zauberkraft ihres urmächtigen Genius beseelten und klärten. Aus dieser deutschen Grundwesenheit erklärt sich das Romantische, das besonders in Bach an die Pracht, Erhabenheit, Mystik und kunstvolle Verflechtung der alten gothischen Dome gemahnt.

Bach und Händel waren das glänzendste Zeugniß, daß trotz aller Störung und Unterdrückung im tiefsten Grund die deutsche

Volkskraft noch ungebrochen sei, und daß es nur der Gunst von Wind und Wetter bedürfe, um die werdelustigen Keime auch auf anderen Gebieten zu fröhlichem Aufblühen zu bringen.

---

3. Die bildende Kunst, insbesondere das Dresdener Kunstleben.

Georg Bähr. Thiele. Dietrich.

Die bedauerliche Uebermacht des verwilderten Barockstils, welche sich bereits auf der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunders vorbereitet hatte, war jetzt vollendete Thatsache.

Kunst und Künstler waren nur noch eine Treibhauspflanze der Höfe, ein Luxusartikel der Reichen und Vornehmen. Tonangebend waren überall nur die Franzosen und die Italiener. Wo ein heimisches Talent auftauchte, stand es, mit höchst vereinzelter Ausnahme, bei noch immer rühmenswerther technischer Geschicklichkeit, in Auffassung und Behandlung unter dem Fluch rein äußerlicher Nachahmung.

Zur unverbrüchlichsten Etikette eines stattlichen Hofhalts gehörte es, eine Kunstakademie zu haben. Die Vorsteher waren Franzosen; in Dresden Silvestre und Hütin, in Berlin J. N. Lesüeur und Pesne.

Auch das Kunsthandwerk hatte jetzt ein ganz ausschließlich französisches Gepräge. In Möbeln, Tapeten, Porzellan- und Glassachen, in den Werkstätten der Juweliere und Goldschmiede haben wir uns auch heut noch nicht von der damals eindringenden Weise des Rococo erlöst.

Sprechen wir von den deutschen Kunstzuständen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, so wendet sich unser Blick vorzugsweise nach Dresden.

Dresden behauptete in Kunst- und Prachtliebe damals den unbestrittensten Vorrang. Die politische Geschichte hat gar manchen

trüben Schatten aus der Regierungsgeschichte August's des Starken und August's III. hervorzuheben; der Kunstgeschichte wird das schönere Loos zu Theil, der mit Anspielung auf den Namen August bei den Zeitgenossen beliebten Bezeichnung eines neuen Augusteischen Zeitalters eine gewisse Wahrheit und Berechtigung zuerkennen zu können.

Im Jahr 1711 war der Zwinger im üppigsten Rococostil erbaut worden. Was unter August dem Starken begonnen war, wurde unter August III. glänzend fortgesetzt. Wie die italienische Musik, so hatte auch die italienische und französische Baukunst, Plastik und Malerei hier ihre thätigste und erfolgreichste Pflege.

Es ist eines der anmuthigsten und zugleich stolzesten deutschen Städtebilder, wenn wir auf der schönen Dresdener Elbbrücke stehen und die hochragende kühngeschwungene Kuppel der Frauenkirche und die keck anmuthigen, leicht- und feingegliederten Massen der katholischen Hofkirche vor uns schauen! Beide Bauten stammen aus jener denkwürdigen Zeit, in welcher Dresden nach dem Ruhm strebte, das deutsche Versailles und zugleich das deutsche Florenz zu sein.

Georg Bähr (1666 — 1738), der Erbauer der Frauenkirche, Rathszimmermeister zu Dresden, ist der einzige deutsche Baumeister des achtzehnten Jahrhunderts, welcher mit Ehren neben dem großen Andreas Schlüter genannt werden kann. Er steht mit Schlüter innerhalb desselben Formprincips. Als rings um ihn, auch im Kirchenstil, entweder der verwildertste Barockstil oder die kahlste Nüchternheit herrschte, war er es allein, welcher in die gute italienische Renaissance zurückgriff und nach dem Muster der Peterskirche einen Bau errichtete, welcher zwar, besonders in den Details, ebenfalls an mancher bedauerlichen Ueberladung und Verschnörkelung des modischen Zeitgeschmacks leidet, aber in seiner Haltung und Gliederung so durchaus organisch aus sich herausgewachsen und in seinen Massen und Maßen so kraftvoll und würdevoll ist, daß kein zweiter deutscher Kirchenbau des gesammten Jahrhunderts an Mächtigkeit des Eindrucks auch nur entfernt ihm gleichkommt. Der Bau wurde am 26. August 1726 begonnen, am 27. Mai 1743 vollendet. Gleich

Schlüter war der Künstler ein Märtyrer seines Werks geworden. Von den fremden Kunstgenossen, welche in Dresden die Oberhand hatten, von de Bodt, Leplat, Longuelüne, Chiaveri, wurde die Tragfähigkeit der Kuppel bezweifelt: eine Commission erließ den später freilich wieder zurückgenommenen Befehl, die bereits begonnene Kuppel abzutragen. Am 16. März 1738 fiel Bähr vom Gerüst: man meinte, er habe sich gewaltsam herabgestürzt.

Die katholische Kirche dagegen, unmittelbar auf Kosten und Befehl des Königs August III. errichtet, ist, dem nahen Zwinger verwandt, eines der glänzendsten Werke des üppigen italienischen Kirchenstils des siebzehnten Jahrhunderts. Der Grundstein wurde am 28. Juli 1739 gelegt; 1751 war der Bau ausgeführt. Nur Italiener waren dabei beschäftigt. Den Plan hatte der italienische Baumeister Gaetano Chiaveri entworfen, die Ausführung wurde vom Bauführer Sebastiani geleitet; die Statuen wurden vom Maler Torelli größtentheils nach bekannten italienischen Vorbildern der Bernini'schen Schule gezeichnet und vom italienischen Bildhauer Mattielli gemeißelt. Wer kann diesen heiteren, kecken, lustig durchbrochenen, aufstrebenden Massen in ihrer Art die genialste Meisterschaft absprechen? Welche bewunderungswürdige Feinheit der Verhältnisse, welche bannende Frische und Fülle der Einzelformen und des harmonischen Gesammteindrucks! Die baulichen Details sind barock und überladen, aber in ihrer munteren Bewegtheit von höchst malerischer Wirkung; die Statuen sind in der sentimentalen Ekstase des Ausdrucks, in der Gewaltsamkeit der Stellungen und Bewegungen, in dem unruhigen Flattern der Gewänder, zum großen Theil von ausschweifender Stilwidrigkeit, aber sie sind mit schöpferischer Phantasie und tüchtigem Wissen gemacht, sie silhuettiren sich gut und tragen wesentlich dazu bei, das barocke, aber geniale Werk in seiner überraschenden Wirkung zu steigern. Man kann sogar ketzerisch genug sein, im Ernst zu behaupten, daß maßvollere Formenstrenge zu der architektonischen Umgebung, zu der heiteren Brücke und den lachenden Elbufern weit weniger malerisch stimmen würde. Aber rein künstlerisch betrachtet, war auf diesem Wege dennoch kein

Heil zu finden. Weder der Außenbau noch der Innenbau ist kirchlich. Es ist die kokette Grazie des zum Rococo neigenden Barockstils.

Plastik und Malerei standen unter denselben Einflüssen und Bedingungen.

Zeugen sind die Decorationsstatuen im Großen Garten und im Marcolinischen Palais, Zeuge ist vor Allem die colossale Reiterstatue August's des Starken von Moritz Kändler am Eingang der Neustadt. Mattielli, Antonio Conradini, Coudrai, Dubuit und Balthasar Permoser huldigen alle demselben lebensvollen, aber stillosen und ausschweifenden Wesen; durch Stempelschneider wie Großkurt, Wermuth und Höckner schleicht es sich in Münzen und Wappen.

Höroldt und Kändler schaffen den reizend koketten Stil der Meißner Porzellanfabrik, der, weil er der schmiegsamen, allen einfachen Formen widerstrebenden Masse so völlig entgegenkommt, bis auf den heutigen Tag seine Geltung und allgemeine Beliebtheit bewahrt hat. Eine überladene, aber zierliche, vornehm üppige, oft sogar heiter humoristische Rococowelt; der in die Plastik übersetzte Stil Watteaus.

Was sich als Historienmalerei gab, stammte aus der manierirten Schule Carlo Maratta's. In dieser Richtung malte die Plafonds der Zwingersäle der fingerfertige Antonio Pellegrini, welchen schon die Zeitgenossen „einen glücklichen Kunstwindbeutel“ nannten und in dieser Richtung malten auch Rotari und Stephan Torelli ihre Altarblätter und Wandbilder. Schüler Le Brun's und Maratta's war auch Louis Silvestre, der, technisch geschickt, in Auffassung und Behandlung doch nirgends über prunkhafte Theatermanier und über das höfisch hohle Ceremonienbild hinauskommt.

Diese Schule war glücklich in ihren lebendigen, vornehmen, zierlichen, freilich physiognomisch sehr wenig durchgebildeten, oft süßlichen und lüsternen Pastellportraits; sie wurde kleinlich und läppisch, sobald sie an tiefere Gedankenzusammenhänge anzustreifen versuchte. Eine berühmte Dresdener Künstlerin jener Zeit, Anna

Maria Hayd, nach dem Namen ihres Mannes Joseph Werner gewöhnlich „die Wernerin“ genannt, zeigt in dem Titelkupfer, welchen sie zu den von J. U. König 1727 herausgegebenen Canitz'schen Gedichten entwarf, das modische Allegorienwesen in seiner tiefsten Entartung. Die von König gegebene Erklärung jenes Blattes lautet wörtlich: „Den Mittelpunkt bildet die Canitz'sche Poesie in der Gestalt eines jungen Frauenzimmers, wodurch auf die Lieblichkeit der Verse gezielt wird, auf dem Kopf hat sie den ihr gewidmeten Lorbeerkranz und zu ihren Füßen einige Bücher nebst der Apollonsleier. Ihr Kleid ist ein mit Sternen besäumtes Gewand bei entblößter voller Brust, da man durch jenes die Höhe und den himmlischen Einfluß, durch dieses aber den Einfluß der Gedanken anzudeuten pfleget. Ueber ihr ein Genius mit einem Fuchspelz und mit einer Fuchspelzmütze auf dem Kopf, weil auf diese Weise der Herr von Canitz gemeiniglich seine Verse zu verfertigen gewohnt war. Dabei hält er eine Tabackspfeife in der Hand, sowohl wegen seiner Gewohnheit bei dem Versemachen insgemein zu schmauchen, als auch wegen des von ihm verfertigten Tabacklobes. Vor der Canitz'schen Poesie knieen die drei Grazien; um abzubilden, die von ihm so glücklich vereinigte Schönheit, ungeschminkte Anmuth und natürliche Reizung in seinen Gedichten, die ihm die mittlere Grazie selbst in die Feder zu sagen scheint. Zur Seite auf der Erde lieget das Laster in Gestalt des in der ersten Canitz'schen Satire beschriebenen Geizhalses Harpagon; dann folgen der Genius der ehelichen Liebe, der Genius des Landlebens, der Genius der geistlichen Gedichte, der Genius des Briefwechsels. Auf dem Gesimse des Kamins die Brustbilder von Horatius, Boileau und Juvenal; an der Wand die zwei mit Bändern aufgehängten Bildnisse des ersten römischen und des ersten deutschen Kaisers. Ueber dem Kamin sieht man in einer Schilderei eine fahrende Kutsche und in der Weite eine Kirchthurmspitze, welches auf die Satire deutet, in welcher Herr von Canitz seinem Kutscher befiehlt, ihn aus dem unruhigen Hof- und Stadtleben nach seinem lustigen Landgut Blumenberg zu fahren.“ Solch albernes Haarbeutelthum ist auch noch die Weisheit Oeser's.

In der Landschaftsmalerei herrscht einzig die Vedute. Leonardo Belotto, genannt Canaletto, welcher in den Jahren 1747—1758 für den Grafen Brühl die schönsten Ansichten von Dresden und Pirna malte, war ein höchst talentvoller Schüler seines großen Oheims, des Venetianers Canale, ihm in malerischem Blick, in sorgfältiger Durchführung und feinem Sinn für Farbe auf's glücklichste nachstrebend. Sein deutscher Kunstgenosse, Johann Alexander Thiele (1685—1752), welcher für die gleichen Aufgaben verwendet wurde, sucht sich sein Ziel höher zu stellen, indem er offenbar dem großen Muster Claude Lorrain's nacheifert; doch in der Ausführung ist er kahl und nüchtern, in den Formen ohne Naturstudien, in der Farbe ohne Wahrheit.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung war Christian Wilhelm Ernst Dietrich, 1712 zu Weimar geboren, in Dresden unter Thiele gebildet, und mit Ausnahme eines mehrjährigen Aufenthalts in Weimar und einer Studienreise, welche er 1743 nach Italien machte, bis zu seinem Tod, am 24. April 1774, fast immer in Dresden lebend. Er steht vereinzelt durch seine überraschende Abwendung von den italienischen und französischen Manieristen. Seine natürliche Begabung hatte ihn auf einen frischzugreifenden naturinnigen Genre- und Landschaftsmaler angelegt; weil aber jener Zeit alle Selbständigkeit und Ursprünglichkeit fehlte, nahm er seine Motive erst aus zweiter Hand und verlor sich, bei ebenso behender als sicherer Geschicklichkeit der Zeichnung und Pinselführung, in eine völlig individualitätslose Nachäffung der verschiedenartigsten fremden Reminiscenzen, besonders Rembrand's, Ruisdael's, Wouvermann's, Berchem's, Tenier's, Ostade's, Watteau's und selbst Correggio's. Die Dresdener Galerie bietet vollauf Gelegenheit, den Künstler in allen diesen mannichfachen Tonarten zu verfolgen; und doch kennt man ihn nur unzureichend, wenn man nicht seine zahlreichen landschaftlichen und genrebildlichen Radierungen zugleich in Betracht zieht. Theatralische Leere kann bei so vielgestaltigem Anempfinden nicht ausbleiben. Auch Dietrich war einer der allerärgsten Manieristen; wenn auch nicht Manierist im Sinn der herrschenden Schule.

Durch ganz Deutschland gehen dieselben Richtungen. Fast überall werden fürstliche Lustschlösser mit weitläufigen Gartenanlagen im französischen Rococostil erbaut. Plastische und malerische Ausschmückung sind dieser Grundlage entsprechend.

Es schien, als sei der Zustand der deutschen Kunst ein völlig hoffnungsloser.

Gleichwohl kam eine Läuterung, wenn auch zunächst nur eine ausschließlich formale. Die Zeit war unvermögend, eine neue lebenskräftige Kunst aus sich selbst hervorzubringen; aber die Möglichkeit war gegeben, durch das Anschauen ächter Kunstschönheit in den großen Musterwerken der Vergangenheit die Einsicht in die Unnatur und Verderbniß der herrschenden Geschmacksideen zu gewinnen.

Und wieder wendet sich unser Blick nach Dresden. Es ist vornehmlich das unsterbliche Verdienst der großen Dresdener Kunstsammlungen, in Deutschland diese glückliche Wendung herbeigeführt zu haben.

In ewig ruhmwürdiger hochherziger Gesinnung hatten August der Starke und August III. diese reichen Kunstsammlungen gegründet. In das Jahr 1728 fällt der Ankauf der Chigi'schen und Albani'schen Antikensammlung in Rom, welche den Grundstock der Dresdener Antikensammlung bilden; 1734 wurde dieselbe durch den Ankauf der herrlichen Herkulanischen Frauenstatuen aus dem Nachlaß des Prinzen Eugen sehr erfreulich vermehrt. Mit unermüdlichem Eifer, mit bewunderungswürdiger Sachkenntniß und stetsbereiter Opferfreudigkeit wird, von 1722 an, durch die Vereinigung der bereits im fürstlichen Besitz befindlichen, bis dahin aber in den verschiedenen Schlössern zerstreuten „Schildereien“ und besonders durch die reichen und höchst großartigen neuen Erwerbungen in Italien, Deutschland und den Niederlanden, die Gemäldegalerie errichtet, welche zwar dadurch die Zeit ihres Ursprungs verräth, daß sie verhältnißmäßig nur wenige Bilder aus den älteren italienischen und deutschen Schulen enthält, an Fülle und Vielseitigkeit der Meisterwerke des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts aber ganz unbestritten bis auf den heutigen Tag eine der ersten Gemäldegalerien

der Welt ist. Gleichzeitig wird das reichhaltige Kupferstichkabinet gesammelt und der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht. Noch niemals waren diesseits der Alpen solche Schätze gesehen worden. Es war eine völlig neue Welt, welche sich der deutschen Bildung durch diese gewaltigen Anschauungen und Anregungen aufthat.

Wir belauschen den Jubelruf des ersten mächtigen Eindrucks, welchen diese Kunstschätze hervorbrachten, wenn wir in der Erstlingsschrift Winckelmann's, im Eingang der 1756 zu Dresden geschriebenen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", die begeisterten Worte lesen: „Der Geschmack war ohne Zweifel ganz und gar fremd unter einem nordischen Himmel zu der Zeit, da die beiden Künste, deren große Lehrer die Griechen sind, wenig Verehrer fanden; zu der Zeit, da die verehrungswürdigsten Stücke des Correggio im königlichen Stall zu Stockholm vor die Fenster, zur Bedeckung derselben, gehängt waren. Und man muß gestehen, daß die Regierung des großen August's der eigentliche glückliche Zeitpunkt ist, in welchem die Künste als eine fremde Colonie in Sachsen eingeführt wurden. Unter seinem Nachfolger, dem deutschen Titus, sind dieselben diesem Lande eigen geworden, und durch sie wird der gute Geschmack allgemein. Es ist ein ewiges Denkmal der Größe dieses Monarchen, daß zu Bildung des guten Geschmacks die größten Schätze aus Italien, und was sonst Vollkommenes in der Malerei in anderen Ländern hervorgebracht worden, vor den Augen aller Welt aufgestellet sind. Sein Eifer, die Künste zu verewigen, hat endlich nicht geruht, bis wahrhaft untrügliche Werke griechischer Meister, und zwar vom ersten Range, den Künstlern zur Nachahmung sind gegeben worden. Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet; glücklich ist, wer sie findet und schmecket. Diese Quellen suchen, heißt nach Athen reisen; und Dresden wird nunmehro Athen für Künstler."

Bereits nach einem Jahrzehnt sehen wir aus diesen Anregungen die epochemachende wissenschaftliche That Johann Joachim Winckelmann's herauswachsen. Und neben und mit Winckelmann ersteht zu Dresden sein künstlerischer Freund Raffael Mengs, dessen

Malerei entschieden das erste Aufdämmern einer reineren Stilrichtung war, so wenig sie auch selbst noch über phantasielosen kalten Eklekticismus hinauskommt.

Das Urewige ächter Kunstidealität trat wieder in seine unverjährbaren Rechte. Der verwilderte Formensinn mäßigte und läuterte sich. Die Antike und die Hochrenaissance des sechzehnten Jahrhunderts wurden fortan wieder die leitenden Vorbilder.

Herder hat diesen Ruhm Dresdens in der Adrastea durch ein Epigramm gefeiert. Es lautet:

„Blühe, deutsches Florenz, mit Deinen Schätzen der Kunstwelt!
Stille gesichert sei, Dresden-Olympia, uns.
Phidias-Winckelmann erwacht' an Deinen Gebilden,
Und an Deinem Altar sprossete Raffael Mengs."

Literaturgeschichte

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Hermann Hettner.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Zweites Buch.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Vierte verbesserte Auflage.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1893.

III

Geſchichte

der

deutſchen Literatur

im

achtzehnten Jahrhundert.

Von

Hermann Hettner.

Zweites Buch.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Vierte verbeſſerte Auflage.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1893.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

Dritter Theil.

Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Zweites Buch.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen.

Erster Abschnitt.

Von der Thronbesteigung Friedrich's des Großen bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges. 1740—1756.

Seite

Erstes Kapitel. Friedrich der Große und seine religiöse und politische Denkweise 3

Zweites Kapitel. Der Deismus und die Kritik der Offenbarung. S. J. Baumgarten. Ernesti. Michaelis. — Sack. Spalding. Jerusalem. — Reimarus 30

Drittes Kapitel. Der wissenschaftliche Kampf gegen den Despotismus. J. J. Moser. J. M. v. Loen 60

Viertes Kapitel. Die Aesthetik. Al. G. Baumgarten. G. F. Meier. Die Brüder Schlegel 74

Fünftes Kapitel. Die Dichtung 85

1. Die Nachwirkungen der Gottsched-Bodmer'schen Streitigkeiten . . 85

2. Die Halle'sche Dichterschule und die Anakreontiker und Idyllendichter. Pyra. S. G. Lange. Gleim. Uz. E. v. Kleist. S. Geßner. 88

3. Klopstock 106

Sechstes Kapitel. Bildende Kunst und Musik. Knobelsdorff. Graun. Das Singspiel. Ph. E. Bach 137

Zweiter Abschnitt.

Vom Beginn des siebenjährigen Krieges bis zur Sturm- und Drangperiode.

Seite

Erstes Kapitel. Der siebenjährige Krieg und der aufgeklärte Despotismus 144
Zweites Kapitel. Die Popularphilosophie und der theologische Rationalismus 162
1. Die Popularphilosophie 162
Fr. Nicolai und seine Zeitschriften, besonders die Allgemeine Deutsche Bibliothek 169
Moses Mendelssohn 190
Die Moralisten. J. A. Eberhard. J. H. Schulz. Garve. Steinbart. Engel. Die Berliner Monatsschrift 226
2. Die Anfänge der Kant'schen Philosophie 238
3. Der theologische Rationalismus. Semler. Bahrdt. Der aufgeklärte Katholicismus 259
4. Erziehungs- und Volksliteratur. Basedow. Campe. J. G. Schlosser. F. E. v. Rochow. J. K. Hirzel. H. Pestalozzi. J. Becker 284
5. Die Illuminaten 301
Drittes Kapitel. Politik und Geschichtsschreibung 322
1. Politik. Fr. K. v. Moser. J. v. Sonnenfels. J. Iselin. J. Möser 322
2. Geschichtsschreibung. Th. Abbt. J. Möser. Ch. Gatterer. J. Iselin 354
Viertes Kapitel. Aesthetik und Kunstgeschichte 367
1. Winkelmann 367
2. L. Hagedorn und R. Mengs 399
Fünftes Kapitel. Die Dichtung 410
1. Die Klopstockianer und die Gleim'schen Grenadierlieder 410
2. Wieland 422
3. Lessing 447
a. Lessing's Dramen und dramaturgische Zeitschriften 447
b. Lessing's Laokoon 511
c. Lessing's theologische Schriften 535
Sechstes Kapitel. Bildende Kunst und Musik. R. Mengs. Oeser. Angelica Kaufmann. Ph. Hackert. J. D. Chodowiecki. — Gluck. J. A. Hiller. Haydn 564

Zweites Buch.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen.

Erster Abschnitt. 1740 — 1756.

Von der Thronbesteigung Friedrich's des Großen bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges.

Erstes Kapitel.

Friedrich der Große und seine religiöse und politische Denkweise.

In der merkwürdigen kleinen Abhandlung, in welcher Kant die Frage: „Was ist Aufklärung“ beantwortet, nimmt er das Recht in Anspruch, das Zeitalter der deutschen Aufklärung als das Jahrhundert Friedrich's des Großen zu bezeichnen.

Und sicher hat diese Bezeichnung noch in einem ganz anderen Sinne Grund und Wahrheit, als wenn die französische Literaturgeschichte von einem Jahrhundert Ludwig's XIV. oder die englische von einem Zeitalter der Königin Anna spricht. Allerdings hat Friedrich der Große sein ganzes Leben hindurch den Bewegungen der deutschen Bildung fremd und theilnahmlos gegenübergestanden; gleichwohl aber gebührt ihm der Ruhm, der mächtigste und nachhaltigste Förderer und Mehrer derselben gewesen zu sein.

Es war die wohlbegründete Einsicht in seine tiefste Eigenthümlichkeit, wenn Friedrich sich in seinem Alter mit Vorliebe den Philosophen von Sanssouci nannte und in einem seiner Gedichte stolz von sich aussagt, daß die Philosophie alle seine Schritte geleitet habe.

Hervorgegangen aus jener unaufhaltsam vorschreitenden Aufklärungsphilosophie, welche sich in England und Frankreich ausgebildet und in der letzten Zeit auch in Deutschland durch Thomasius, Leibniz und Wolff die wirksamste Vertretung und Verbreitung gefunden hatte, ist es seine eigenste geschichtliche Bedeutung und der Kern seiner unvergänglichen Größe, daß er diese bisher verfolgten und unterdrückten Gedanken und Bestrebungen fortan in Staat und Kirche zur herrschenden Macht erhob.

Deshalb ist es nicht bloß biographisch, sondern auch geschichtlich von der höchsten Wichtigkeit, in den Bildungsgang und die innere Denkweise des großen Königs einen klaren Einblick zu gewinnen. Die Regierungsgrundsätze, welche er sich aus den Anregungen der ihm überkommenen Aufklärungsphilosophie gezogen hatte, wurden die Antriebe und die Bedingungen jener gewaltigen Thaten und Ereignisse, welche ganz Deutschland umgestalteten und verjüngten und die deutsche Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts zu einer der glänzendsten Epochen in der Geschichte der Menschheit machten.

Friedrich's philosophische Lehrzeit waren besonders die harmlos heiteren und doch so ernst thätigen Jahre seiner ländlichen Zurückgezogenheit in Ruppin und Rheinsberg. Der geistvolle und hochherzige junge Prinz genoß diese erste Selbständigkeit um so beglückter, je schmerzlicher schwere Jugendschicksale ihm bisher Glück und Freiheit vorenthalten hatten.

Ernst Christoph von Manteuffel, uns schon bekannt als einer der einsichtigsten Verkündiger der Wolff'schen Philosophie, und Ulrich Friedrich von Suhm, sächsisch-polnischer Gesandter in Berlin, machten ihn mit der Philosophie Christian Wolff's bekannt. Erzählt Friedrich der Große in einer seiner Dichtungen, daß ihn in der Blüthe seiner Jugend Ovid und Ariost, und, „als das Barthaar sein Kinn umschattete", Sophokles, Horaz und Cicero begeistert hätten, daß sein reiferes Jünglingsalter aber in Cäsar, Leibniz, Gassendi und vornehmlich in Epikur gelebt habe, so erheischt der letzte Theil dieses Selbstbekenntnisses eine um so schärfere Beachtung, da aus einem

Brief Suhm's vom 21. März 1736 erhellt, daß der Prinz damals sich so tief in materialistische Neigungen und Gedankengänge verstrickt hatte, um selbst vor der völligen Verneinung alles selbständigen und eigenartigen Seelenlebens nicht zurückzuschrecken. Suhm, erfüllt von der glühendsten Liebe und Begeisterung für den jungen Prinzen, dessen künftige Größe er ahnte, übernahm die mühevolle Aufgabe, denselben von seinen Zweifeln zu erlösen; er übersetzte ihm Wolff's metaphysisches Hauptwerk, die vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele, Abschnitt um Abschnitt in das Französische, und erläuterte ihm dasselbe in gründlich eingehenden, oft bis tief in die Nacht fortgesetzten mündlichen Unterhaltungen. Der junge Prinz ergriff diese Anschauung mit regster Erkenntnißlust. Am 13. März 1736 hatte ihm Suhm den Anfang seiner Uebersetzung gesendet. Und schon am 27. März antwortet Friedrich: „Allmählich beginne ich das Morgenroth eines neuen Tages in mir wahrzunehmen; es strahlt und leuchtet noch nicht völlig vor meinen Augen, aber ich sehe doch, daß es in der Möglichkeit menschlichen Wesens liegt, daß ich eine Seele habe und daß diese unsterblich ist; ich will mich auch fernerhin an Wolff halten, und kann mir dieser die Unsterblichkeit meines untheilbaren Wesens beweisen, so werde ich zufrieden und ruhig sein." Ein anderer Brief vom 27. April lautet: „Ich studire Wolff mit großem Fleiß, und suche mir immer mehr seine tiefe und richtige Denkart anzueignen." Durch äußere Hindernisse eine Zeit lang von diesen stillen Studien abgerufen, vergleicht er in einem Briefe vom 6. Mai die Unstillbarkeit seines Wissensdurstes mit den Qualen des Tantalus; und am 18. Juli schreibt er vom Manöver aus Wehlau: „Wolff ist der feste Punkt, auf welchen meine ganze Aufmerksamkeit gerichtet ist; je mehr ich ihn lese, desto mehr giebt er mir inneres Genüge; Wolff's Buch sollte Jedermann lesen, um denken und forschen zu lernen." Alle seine Briefe aus jener Zeit bezeugen dieselbe frohe Hingebung. Auch in den Plaudereien des gewöhnlichen Lebens, wie sie in den brieflichen Aeußerungen jener Zeit erhalten sind, ergeht er sich gern in dem Leibniz-Wolff'schen Satz vom Widerspruch und vom zureichenden Grund. Wie Wolff's

Metaphysik, so läßt er sich auch Wolff's Logik und Moral übersetzen. Wir hören das dithyrambische Glücksgefühl der neu errungenen Freiheit, wenn Friedrich am 1. Januar 1737 an Suhm schreibt:

„Mon esprit languissoit dans une obscure nuit,
Quand le brillant flambeau, qui ma'ntenant me luit,
Allumé par Vos mains vint éclairer mon âme.
Je respectai d'abord cette celeste flamme;
Et descendant du Ciel, l'auguste Verité,
Repandit dans mon coeur sa force et sa clarté."

Jedoch war die Wolff'sche Philosophie für Friedrich nur eine bald beseitigte Durchgangsstufe.

Noch am 12. September 1737 meldet Friedrich erfreut an Suhm, Wolff habe einen sehr anerkennenden Brief vom Cardinal Fleury erhalten, und ebenso habe der Bischof von Bamberg denselben besucht und ihm eine goldene Medaille von großem Werth überreicht. Noch berichtet er am 14. October 1739 mit sichtlichster Genugthuung die überraschende Neuigkeit, daß sein königlicher Vater, der einst Wolff aus Halle vertrieben hatte, jetzt täglich drei Stunden in den Schriften Wolff's lese; endlich sei die Zeit gekommen, daß die Vernunft triumphire und die Kabalen der Frömmler zu Schanden mache. Und es ist bekannt, wie die Zurückberufung Wolff's eine der ersten Regierungshandlungen Friedrich's war. Bald darauf aber sehen wir Friedrich in das allgemeine Vorurtheil, als sei Wolff nur der verwässerte Leibniz, mehr als billig einstimmen. Als Friedrich im Jahre 1743 einmal in Halle weilte, ließ er den berühmten Philosophen, welcher noch kurz zuvor seine lebhafteste Begeisterung gewesen, unbeachtet im Vorzimmer stehen, ohne für ihn ein Wort freundlicher Anrede zu haben. In einem Briefe, welchen er am 18. Juni 1746 an Wolff schrieb, warf er ihm mit herber Schonungslosigkeit das Schwerfällige und Weitschweifige seiner Darstellung vor; kleine Abhandlungen würden mehr wirken als dicke Quartanten. Fast klingt es wie eine wehmüthige Erinnerung an seine eigene schönste Jugendzeit, wenn lange Jahre nachher, 1780, in einer seiner letzten Schriften, in den bekannten Betrachtungen über die deutsche Literatur, der

greise König den deutschen Schulen und Universitäten wieder Wolff's Logik aufs wärmste empfiehlt.

Wolff's Einfluß war in Friedrich durch den Einfluß Voltaire's verdrängt worden. Und durch Voltaire, für welchen Friedrich von Jugend auf die ausgesprochenste Bewunderung hegte, hatte er die englische Philosophie, Newton und Locke, kennen gelernt. Diese neuen Einwirkungen waren gesteigert worden, als der Prinz am 8. August 1736 mit Voltaire persönlich in den lebhaftesten und umfänglichsten Briefwechsel getreten war. Die Verbindung von Dichter und Denker in Voltaire hatte Friedrich angezogen; aber indem er dem Franzosen die Werke Wolff's übersendet, scheut er sich noch nicht, den letzteren „den berühmtesten Philosophen der Gegenwart" zu nennen. Er begann mit Voltaire einen langen brieflichen Streit über den Wolff'schen Begriff des Einfachen und Untheilbaren, über den Satz vom zureichenden Grund und über die Freiheit und Nothwendigkeit des menschlichen Willens. Er bethätigte in diesem Streit eine so zähe Widerstandskraft und eine so glänzende Waffenführung, daß Voltaire schmeichelnd erwiderte, es komme ihm vor, als ob ein Leibniz oder Wolff an ihn schreibe. Zuletzt aber hatte doch der Standpunkt Voltaire's die Oberhand gewonnen. Die Leibniz-Wolff'sche Lehre galt ihm, wie er sich später einmal (Werke, Bd. 7, S. 112) ausdrückte, seitdem nur als ein willkürlicher, wenn auch höchst geistvoller Roman; um so lauter dagegen wurde Locke von ihm gepriesen, als der einzige Metaphysiker, welcher den Ueberschwenglichkeiten der Einbildungskraft durch die unverbrüchlichen Forderungen des gesunden Menschenverstandes Schweigen gebiete, welcher einzig und allein der sinnlichen Erfahrung folge, so weit ihn diese zu führen vermöge, und sodann bedachtsam anhalte, wenn ihn dieser Führer zu verlassen beginne.

Seit dieser Zeit hatte Friedrich mit seiner inneren Bildung abgeschlossen. Und man muß sagen, daß ihm alle wesentlichsten Fragen der Philosophie offen vor Augen standen; aber freilich lag es in der Eigenthümlichkeit seiner vorwiegend auf lebendige Handlung gestellten Natur und in dem hohen Beruf seiner machtvollen Stellung,

daß sein Denken vorzugsweise immer nur auf die nächsten Anliegen der Religion und Politik gerichtet blieb.

Gleich Locke und Voltaire war Friedrich der Große in seinen religiösen Ansichten Deist. Das heißt, das Dasein und die Persönlichkeit Gottes war ihm unumstößliche Gewißheit; aber nicht auf Grund der biblischen Offenbarung, sondern auf Grund prüfender Vernunfterkenntniß. „Die metaphysischen Dinge", schreibt Friedrich am 8. Februar 1737 an Voltaire, „gehen über unser Fassungsvermögen; vergeblich suchen wir sie zu ergründen. Mein System beschränkt sich lediglich darauf, daß ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig und darum allein meiner Verehrung werth ist, daß ich die Leiden der Menschheit nach Kräften zu mildern und zu erleichtern suche, und daß ich mich in allem Uebrigen in den Rathschluß des Schöpfers ergebe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint und von dem ich, geschehe auch was da wolle, nichts zu fürchten habe." Und zwar finden wir bei Friedrich genau dieselbe Beweisführung und dieselbe Begrenzung seines Gottesglaubens wie bei Voltaire. Ganz wie dieser legte auch er jederzeit das Hauptgewicht auf den sogenannten teleologischen Beweis, welcher von der Zweckmäßigkeit in der Ordnung und Einrichtung der Welt zur Annahme bewußter Endabsichten, und von dieser zur Unabweislichkeit eines weisen und selbstbewußten Bau- und Werkmeisters aufsteigt. „Die ganze Welt", sagt Friedrich der Große noch 1770 in dem Examen critique du Système de la Nature, „beweist das Dasein einer höchsten bewußten Endursache; man braucht bloß die Augen zu öffnen, um sich von ihr zu überzeugen. Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, hervorgebracht von der Natur; also muß die Natur unendlich einsichtiger und vernünftiger sein als der Mensch; denn anzunehmen, die Natur hätte dem Menschen Vollkommenheiten gegeben, welche sie selbst nicht besitzt, wäre ein Widerspruch." Und weiter: „Wäre die Natur blind, so würde sie ohne Absicht und ohne Zweckbeziehung handeln und könnte daher nie jene Meisterwerke hervorbringen, welche der menschliche Scharfsinn im unendlich Kleinsten wie im unendlich Größten

bewundert. Die Zwecke, welche sich die Natur in ihren Werken vorgesetzt hat, springen so unwiderleglich in die Augen, daß man gezwungen ist, eine höchste und allweise Ursache, welche dem Ganzen nothwendig vorsteht, anzuerkennen; das Auge einer Milbe, ein Grashalm, sind hinreichend, die bewußte Vernünftigkeit des Werkmeisters (l'intelligence de l'ouvrier) zu erhärten." Und wie Voltaire auf jede nähere Erkenntniß der Wesenseigenthümlichkeit dieses Gottes verzichten zu müssen meinte, weil es unsinnig sei, bloß deshalb, weil man wisse, daß ein Haus von einem Baumeister gebaut sei, behaupten zu wollen, daß man nun auch den Baumeister selbst persönlich kenne, so bescheid sich auch Friedrich mit diesem allgemeinen und unbestimmten Gottesbegriff. Jene Abhandlung setzt ausdrücklich hinzu: „Obgleich unsere Vernunft uns dieses höchste und weiseste Wesen beweist, obgleich wir es mit halbverschleiertem Auge erblicken und einige seiner Handlungen errathen, so werden wir es doch niemals so weit erkennen, um eine Erklärung seiner Eigenschaften geben zu dürfen." Dieselbe Wendung liegt in der schönen dichterischen Epistel an d'Alembert aus dem Jahre 1773, welche die Verse enthält:

„Convenons donc, qu'un être intelligent préside
Au ressort, qui produit ce spectacle splendide;
Mais sans le définir mon coeur doit l'adorer."

Merkwürdigerweise aber war mit diesem Glauben an Gott bei Friedrich nicht, wie bei den meisten anderen Deisten des achtzehnten Jahrhunderts, zugleich auch der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit der menschlichen Seele verbunden.

Kein künstliches Blendwerk höfischer Geschichtsschreibung kann streitig machen, daß Friedrich in der Betrachtung des menschlichen Seelenlebens weit materialistischer dachte als Voltaire, dessen Lehren und Ansichten er doch sonst so gern beipflichtete. Voltaire war, wie wir wissen, in dieser Frage nie über rathloses Schwanken hinausgekommen. So unabweisbar er die tiefste Abhängigkeit der Seele von den körperlichen Zuständen und Beschaffenheiten fühlte, so widerstand es ihm doch, die Seele ganz und gar nur als rein

körperliche Thätigkeit zu fassen; und so zweifelhaft ihm auch zuweilen bei dieser körperlichen Abhängigkeit der Seele die vom Körper getrennte Unsterblichkeit derselben dünkte, so meinte er diese Unsterblichkeit doch durchaus von der Gerechtigkeit Gottes als Nothwendigkeit ewiger Vergeltung gefordert. In Friedrich dagegen waren seit dem Verlassen der Wolff'schen Philosophie die alten, aus Lukrez geschöpften Jugendeindrücke wieder mächtig geworden. Einzig aus dieser Ueberzeugung ist es zu erklären, daß Friedrich es über sich vermochte, dem frechen Wüstling La Mettrie, dessen Ausschreitungen nicht bloß von Voltaire, sondern auch von Diderot auf das bestimmteste zurückgewiesen wurden, im Jahre 1752 in der Berliner Akademie eine ehrende Gedächtnißrede halten zu lassen. La Mettrie, sagt Friedrich in dieser Rede, habe kühn die Fackel der Erfahrung in die Finsterniß der Metaphysik getragen und nur Mechanik gefunden, wo Andere ein über die Materie erhabenes Wesen vorausgesetzt hätten. Friedrich sah, wie ein Brief an den Marquis d'Argens (Werke, Bd. 19, S. 262) ausführt, in Geist und Seele nur eine glänzende Wirkung der Gesetze der Materie. „Ich weiß", schreibt er 1775 an Voltaire (Bd. 23, S. 357), „daß ich ein materielles, belebtes, organisirtes Wesen bin, welches denkt; daraus schließe ich, daß die Materie denken kann, so gut wie sie die Eigenschaft hat, elektrisch zu sein." Die meisten seiner Briefe und Dichtungen sprechen daher unumwunden und rückhaltslos die auf diesem Standpunkte unabweisliche Gewißheit aus, der letzte Athemzug mache den Menschen wieder zu dem, was er vor seinem Entstehen gewesen. Und so wenig schreckt ihn dabei der Einwurf, daß ohne den Glauben an eine jenseitige Vergeltung menschliche Tugend und Sittlichkeit nicht bestehen könne, daß er vielmehr mit zornigster Entrüstung entgegnet, was denn Tugend sei, wenn sie nicht um ihrer selbst willen geübt werde.

Die umfassendste und offenste Darlegung von Friedrich's Gedanken über Seele und Unsterblichkeit ist die tief bedeutsame, dem dritten Buche des Lukrez'schen Lehrgedichts nachgeahmte „Epitre au Maréchal Keith", welche er 1750 bei dem Tode des Marschalls

von Sachsen geschrieben hat. Dieses Gedicht schließt mit den in ihrer Art klassischen Worten:

„Allez, lâches humains, que les feux éternels
Empêchent d'assouvir vos désirs criminels,
Vos austères vertus n'en ont que l'apparence.
Mais nous, qui renonçons à toute récompense,
Nous, qui ne croyons point vos éternels tourmens,
L'interêt n'a jamais souillé nos sentiments.
Le bien du genre humain, la vertu nous anime,
L'amour seul du devoir nous a fait fuir le crime.
Oui, finissons sans trouble, et mourons sans regrets,
En laissant l'univers comblé de nos bienfaits.
Ainsi l'astre du jour au bout de sa carrière
Répand sur l'horizon une douce lumière,
Et les derniers rayons, qu'il darde dans les airs,
Sont ses derniers soupirs, qu'il donne à l'univers."

Nach Maßgabe solcher Gesinnungen und Ueberzeugungen konnte das Verhältniß Friedrich's zu den Satzungen der Kirchenlehre, selbst der evangelischen, nur ein gleichgültiges, um nicht zu sagen, feindliches sein. Friedrich verkannte die Segnungen der Reformation nicht; in seiner Geschichte Brandenburgs und in der Vorrede zu seinem Auszug aus Fleury's Kirchengeschichte hat er dieselben dankbar und eingehend hervorgehoben. Aber das theologisch Beschränkte in Luther und Calvin, das Zwingende und Bindende einer ein- für allemal festgestellten Glaubenslehre, war ihm darum nicht minder abstoßend. Wie Locke und der englische Deismus faßte auch Friedrich das Christenthum lediglich als Vernunft- oder Naturreligion. Die Glaubenslehre galt ihm als Entartung und Entstellung der ursprünglichen Reinheit, als Aberglaube und selbstsüchtiger Priestertrug; daher die tiefe und andauernde Vorliebe Friedrich's für Bayle. Als Voltaire in einem Gedicht einmal den Ausdruck „Gottmensch" gebraucht hatte, rügte Friedrich in einem Briefe aus dem Jahre 1738 dieses Zugeständniß mit Unerbittlichkeit; dem Philosophen ziemte es, über die christlichen Fabeln zu schweigen, die ja doch nur durch ihr Alter und durch die Leichtgläubigkeit thörichter Menschen geheiligt seien. Und in einem anderen Briefe an Voltaire aus dem

Jahre 1736 sagt er noch herber: „Die Priester sind von den ältesten Zeiten an nur immer Heuchler und Betrüger gewesen; sie sind alle von demselben Schlag, gleichviel welcher Religion und welchem Volk sie angehören. Immer wollen sie sich eine despotische Macht über die Gewissen der Menschen anmaßen, immer sind sie bereit, den Bannstrahl zu schleudern; angeblich, um das eingebildete Trugbild der Irrreligion, in Wahrheit aber, um die Gegner ihres Ehrgeizes und ihrer Verfolgungssucht niederzuschmettern.“ Und in dem Avantpropos de l'Abrégé de l'Histoire écclesiastique de Fleury, welcher aus dem Jahre 1766 stammt, heißt es in gleichem Sinne: „Die Kirchengeschichte ist der Tummelplatz der Politik, des Ehrgeizes und der Selbstsucht der Priester; nicht die Gottheit findet man in ihr, sondern nur den frevelhaftesten Mißbrauch des göttlichen Namens, dessen sich die vom Volk hochangesehenen Priester nur als eines Deckmantels für ihre verbrecherischen Leidenschaften bedienen.“

Um so tiefer aber war Friedrich's Hingebung für die christliche Sittenlehre. Diese galt ihm als ewig verehrungswürdig und unangreifbar; er beschützte und vertheidigte sie gegen jedweden Angriff. Weil er das Wesen des Christenthums in die christliche Sittenlehre setzte, wollte er nichts mit Denen zu thun haben, welche die Bekämpfung der Glaubenslehre zu einer Bekämpfung des gesammten Christenthums erweiterten. Wie er 1739 an Camas schrieb: „Der lebendige Glaube ist nicht meine Sache, aber die christliche Moral ist die Vorschrift meines Lebens“, so fragte er noch als Greis den Verfasser des Système de la Nature mit Heftigkeit: „wie man in Wahrheit behaupten könne, daß das Christenthum die Ursache von allem Unglück des menschlichen Geschlechts sei“. Er setzt hinzu: „Wäre auch in dem ganzen Evangelium nur das einzige Gebot: „„Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch““, so müßte man eingestehen, daß diese wenigen Worte die Summe aller Moral enthalten. Hat nicht Jesus in seiner unvergleichlichen Bergpredigt Verzeihung, Liebe und Menschlichkeit gepredigt?“

Und auf derselben Grundlage der englischen und französischen Aufklärungsphilosophie ruhen auch Friedrich's politische Ansichten.

Man irrt schwerlich, wenn man Friedrich's politische Denkart in ihren ersten Keimen auf jene ernsten Mahnungen an Regentenpflicht und Regententugend zurückführt, welche einst angesichts der verderblichen Bedrückungen Ludwig's XIV. edle und menschenfreundliche Denker an den jungen französischen Thronfolger gerichtet hatten. Jener vielversprechende Dauphin, zu dessen Nutzen und Frommen Fenelon die weltberühmte Erziehungsgeschichte Telemach's gedichtet hatte, war gestorben, noch ehe er bewähren konnte, ob er das hohe Vertrauen seines Lehrers zu rechtfertigen wisse; aber in der begeisterten Seele des jugendlichen Kronprinzen von Preußen war dieses hehre Saatkorn fruchtbringend aufgegangen. Und erfahren wir zugleich, daß auch Massillon die Knaben- und Jünglingsjahre Friedrich's aufs tiefste beschäftigte, so ist es sicher kein übereilter Schluß, wenn wir für seine innere Bildungsgeschichte namentlich den berühmten und gewaltigen Fastenpredigten, welche Massillon auf Befehl des Regenten dem neunjährigen König Ludwig XV. hielt, einen sehr bedeutenden Einfluß zuschreiben. Wie mußte Friedrich's reines und auf künftige Größe sinnendes Herz von den glühendsten Idealen entflammt werden, wenn ihm jener größte französische Redner mit dem heiligen Ernst der tapfersten Ueberzeugungstreue zurief: „Sire, die Freiheit, welche die Fürsten ihren Völkern schuldig sind, ist die Freiheit der Gesetze; Ihr seid nur der Diener und der erste Vollstrecker des Gesetzes. Der Fürst ist kein Götzenbild, das sich die Völker gemacht haben, um es anzubeten; er ist ein Hüter und Wächter, den sie an ihre Spitze stellten, auf daß er sie vertheidige und beschütze. Es sind die Völker, welche die Fürsten zu Dem gemacht haben, was sie sind; deshalb sollen die Fürsten auch nur für die Völker leben. Ja, Sire, die Wahl des Volkes ist es, welche zuerst das Scepter in die Hände Eurer Vorfahren legte und nur durch die freie Zustimmung der Unterthanen wurde das Königthum erblich; wie daher die erste Quelle der königlichen Gewalt von uns kommt, so sollen die Könige diese Gewalt nur zu unserem Nutzen gebrauchen!“ Vornehmlich von dieser politischen Seite erfaßte Friedrich auch Voltaire's Henriade. Am 26. Juni 1739, eben als in Friedrich's

Seele die ersten Gedanken seines Anti-Machiavell aufkeimten, schrieb er an Voltaire: „Was ich gegen den Machiavellismus sage, ist eine Frucht der Henriade; aus den hohen Gesinnungen Heinrich's IV. schmiede ich den Blitz, welcher Cäsar Borgia vernichten soll."

Nie hat ein Fürst reiner und höher vom Wesen des fürstlichen Berufes gedacht als Friedrich der Große.

Vierundzwanzig Jahre alt schrieb der Prinz seine erste politische Schrift. Es sind die Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe. Mit bewunderungswürdiger Kenntniß und Beobachtung schildert er die Gefahren Deutschlands, den drohenden Ehrgeiz des Hauses Habsburg, welches den Plan einer Erbherrschaft über Deutschland noch nicht aufgegeben habe, die schlauen und gewaltthätigen Uebergriffe Frankreichs, welches vor Kurzem den Schlüssel Deutschlands, die Stadt Straßburg, geraubt, Lothringen sich angeeignet, und nun auf den Erwerb von Luxemburg, Trier und Flandern ausgehe. Woher diese klägliche Lage? Der erlauchte Verfasser sagt: „Ich will die verborgensten Ursachen dieses Uebels aufdecken. Haben meine Betrachtungen das Glück, an das Ohr der Fürsten zu dringen, so sollen diese hier Wahrheiten finden, welche sie niemals aus dem Munde ihrer Höflinge und Schmeichler gehört haben, und vielleicht werden sie noch zu ihrem Erstaunen erfahren, daß diese Wahrheiten sich dereinst neben sie auf den Thron setzen werden. Die Fürsten sollen wissen, daß ihre falschen Grundsätze die Giftquelle aller Leiden Europas sind. Die meisten Fürsten sind der Meinung, daß Gott lediglich aus einer ganz besonderen Rücksicht auf ihre eigene Größe, Glückseligkeit und Eitelkeit jene Menschenmassen geschaffen habe, deren Heil ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur dazu bestimmt seien, die Werkzeuge und die Diener der fürstlichen Leidenschaften zu werden. Daraus entspringt jene Sucht nach falschem Ruhm, die heftige Gier, Alles an sich zu reißen, die Härte der Auflagen, mit denen sie das Volk belasten, ihre Trägheit, ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur entwürdigen. Wollten die Fürsten sich dieses ersten

Irrthums entschlagen und mit Ernst auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückgehen, so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf welchen sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist, daß diese Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich keineswegs zum Sklaven eines Einzelnen gemacht haben, damit dieser nur um so furchtbarer und mächtiger werde, daß sie sich nicht einem ihrer Mitbürger unterworfen haben, um das Opfer seiner Launen und der Spielball seiner Willkür zu werden, sondern daß sie Denjenigen aus ihrer Mitte erwählt haben, den sie für den Gerechtesten zum Regieren, für den Besten zum väterlichen Walten, für den Menschenfreundlichsten zu Trost und Abhilfe in der Noth, für den Tapfersten zur Abwehr der Feinde, für den Weisesten zur Vermeidung zerstörender Kriege, für den Fähigsten zur erfolgreichen Behauptung und Vertretung der Staatsgewalt erkannten. Stände dieser Grundsatz fest, so würden die Fürsten sicherlich jene beiden Klippen umschiffen, die noch jederzeit den Sturz der Reiche und die Verwirrung der Weltlage herbeigeführt haben, den maßlosen Ehrgeiz und die träge Vernachlässigung der Geschäfte. Anstatt unaufhörlich auf Eroberungen zu sinnen, würden diese Erdengötter bemüht sein, für das Glück ihrer Völker zu sorgen. Ein edler Wettstreit würde unter den Fürsten entstehen; sie würden fühlen, daß der wahre Ruhm nicht daraus entspringt, die Nachbarn zu unterdrücken und die Zahl ihrer Knechte zu vermehren, sondern die Pflichten ihres Berufs zu erfüllen und in allen Stücken der Absicht Derjenigen nachzukommen, von welchen sie ihre Macht und ihre Hoheit empfangen haben. Sie würden dann auch selbst regieren und die Wohlfahrt ihres Volks nicht blind einem Minister überlassen, welcher vielleicht unfähig ist und welchem es jedenfalls gleichgültiger als dem Fürsten selbst sein kann, ob das Volk fortschreite und gedeihe."

Dieselbe Anschauungsweise tritt in Friedrich's berühmtestem Buche auf, im „Antimacchiavel ou Examen du Prince de Macchiavel"; sogar noch reifer und durchgebildeter. Friedrich schrieb dieses Buch im Sommer 1739; es ist die herrlichste Frucht

seiner Rheinsberger Jugendidylle. Freilich weiß die neuere Forschung, daß Machiavelli durchaus nicht jenes „moralische Ungeheuer“, nicht „der verruchte und böswillige Lehrer des Verbrechens“, nicht „der Begünstiger jeder Tyrannei“, nicht „der Schändlichste und Verworfenste aller Menschen“ war, wie ihn Friedrich nach der allgemeinen Auffassungsweise seiner Zeit beurtheilte; aber diese falsche Voraussetzung raubt der Widerlegung nicht ihren selbständigen und bleibenden Werth. Der Angriff auf Machiavell ist nur der äußere Anlaß, um das abscheuliche Fürstentreiben zu brandmarken, das ringsum die Völker schamlos um Freiheit und Glück brachte. „Ich spreche vielleicht zu unumwunden“, schrieb Friedrich an Voltaire, „allein ich habe nicht gelernt, Verräther an aller Wahrheit meiner Ueberzeugung zu sein: ich glaube, daß es eines denkenden Wesens nicht unwürdig ist, in die Ohren der kleinen Tyrannen die Stimme der Menschlichkeit zu rufen, welche den Mißbrauch, den diese mit ihrer Gewalt treiben, verdammt.“ Das Grundthema liegt sogleich im ersten Kapitel. Es beginnt abermals mit der schneidenden Hinweisung, daß die Völker die Fürsten einzig unter der vertragsmäßigen Bedingung eingesetzt haben, daß die Fürsten für die öffentliche Wohlfahrt sorgen sollen. Die Schlußfolgerung lautet: „Der Fürst ist daher nicht der unumschränkte Herr, sondern nur der erste Diener des Volks“; „il se trouve, que le souverain, bien loin d'être le maître absolu des peuples, qui sont sous sa domination, n'en est en lui-même que le premier domestique.“ Der Fürst soll das Glück des Volks, das Volk der Ruhm des Fürsten sein; „il doit être l'instrument de leur felicité, comme les peuples le sont de sa gloire.“ Anderen mag Cäsar Borgia ein Vorbild sein; das ächte Vorbild für Fürsten ist Marc Aurel. Trostlos ist die Wirthschaft der kleinen Fürsten in Italien und Deutschland, am trostlosesten ist besonders der Zustand der geistlichen Fürstenthümer, deren Lebenskraft nur aus der Macht des Aberglaubens erklärt werden kann. Ein redlicher Fürst ist wie ein Vormund; er ist nur der Verwalter des öffentlichen Vermögens und hat seinen Unterthanen Rechenschaft über dasselbe abzulegen.

Und diese Gesinnung war nicht die schnell aufbrausende und ebenso schnell wieder verfliegende Begeisterung eines jugendlich unerfahrenen schwärmerischen Herzens; sie ist dem König der unverrückbare Leitstern geblieben, auch nachdem das sturmvolle Unwetter eines schwerbedrängten Herrscherlebens gar manche Hoffnung und Täuschung grausam in ihm ertödtet hatte. Man lese den Fürstenspiegel, welchen der König nach seinen ersten thatenvollen Regierungsjahren unter dem Titel „Miroir des Princes ou Instruction du Roi pour le jeune duc Charles Eugène de Wurtemberg am 6. Februar 1744 schrieb. Auch diese kleine Schrift beginnt sofort mit dem Zuruf: „Denke nicht, daß das Land Würtemberg um Deinetwillen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung Dich geschaffen hat, um das Volk glücklich zu machen; des Volkes Wohlfahrt mußt Du jederzeit Deinem Vergnügen vorziehen.“ Und ebenso heißt es in den „Denkwürdigkeiten von Brandenburg“, deren Abfassung in das Jahr 1748 fällt: „Ein Fürst ist der erste Diener und die erste Behörde des Staats und schuldet dem Staat Rechenschaft über den Gebrauch, den er von den öffentlichen Steuern macht.“ In seinem letzten Willen aus dem Jahre 1769 richtet Friedrich an die Nachkommen seines königlichen Hauses die ernste Mahnung: „Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einvernehmen zu leben und, wenn es sein muß, ihre persönlichen Vortheile dem Wohl des Vaterlandes und dem Vortheil des Staats zu opfern.“ Ja, eine der spätesten Schriften des Königs, der Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains, aus dem Jahre 1777, ist gerade nach dieser Seite eine der schärfsten und eindringlichsten. „Man beachte wohl,“ sagt sogleich der Eingang, „daß die Erhaltung der Gesetze die einzige Ursache war, welche die Menschen veranlaßte, sich Obere zu geben. Dies ist der wahre Ursprung der Souveränetät. Der Obere war also nur der erste Diener des Staats (ce magistrat était le premier serviteur de l'état). Die verschiedenen Regierungsformen sind nur verschiedene Arten eines und desselben Grundgedankens. Auch die Monarchie hat wieder verschiedene Unterarten. Die alte

Feudalmonarchie war eine Quelle unabläſſiger Bürgerkriege. In Deutſchland ſind die Vaſallen unabhängig geworden; in Frankreich, England und Spanien wurden ſie unterworfen; das einzige Beiſpiel dieſer verderblichen Regierungsform iſt zur Zeit nur noch die Republik Polen. Was das rein monarchiſche Regiment anlangt, ſo iſt es die beſte oder ſchlechteſte Regierungsform, je nachdem es geführt wird. Weil die Bürger ſich ein Oberhaupt eingeſetzt haben nur wegen der Dienſtleiſtungen, welche ſie von ihm erwarten, ſo hat dieſes Oberhaupt auf das gewiſſenhafteſte über die Aufrechthaltung der Geſetze, über die Hebung der Sitte und Bildung, über die Vertheidigung des Staats gegen die Feinde zu wachen. Der Fürſt muß ſich daher die genaueſte Kenntniß des Landes erwerben. Fehler der Faulheit ſind ebenſo unheilvoll wie Fehler der Bosheit. Die Souveräne ſind nicht mit der höchſten Gewalt ausgeſtattet, um ſich ungeſtraft in Verſchwendung und Ausſchweifung zu verſchlemmen; ſie ſind nicht über ihre Mitbürger erhoben, auf daß ihr Hochmuth pfauengleich ſich in eitler Repräſentation aufblähe; ſie ſtehen nicht an der Spitze des Staats, um in ihrer Umgebung einen Schwarm von Taugenichtſen zu halten, deren Trägheit und Hohlheit die Mutter aller Laſter iſt. Wo der Fürſt die Regierung nicht ſelbſt in die Hand nimmt, entſteht ein leidiges Miniſterregiment, in welchem die Miniſter und Generäle ihr Weſen ganz nach Laune und Belieben treiben; die einzelnen Zweige gehen auseinander, die innere Einheitlichkeit wird verloren. Das größte Unglück aber iſt, wenn elende Seelen den Fürſten überreden, daß ſein Intereſſe verſchieden ſei von dem Intereſſe des Volkes. Der Fürſt iſt durch unauflösliche Bande an ſeinen Staat geknüpft; es giebt für ihn nur ein alleiniges Heil, das Heil ſeines Staates. Der Fürſt iſt für das Gemeinweſen, das er regiert, was der Kopf für den Körper iſt; er muß für das Gemeinweſen ſehen, denken und handeln, um dieſem alle Vortheile, deren es fähig iſt, zu verſchaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, ſo muß der Monarch alle ſeine Kräfte anſpannen, um die hohe Aufgabe, die ihm geſtellt iſt, zu erfüllen.“

Es ist eine Thatsache der denkwürdigsten Art, daß sich Friedrich der Große in seinen staatswissenschaftlichen Ansichten im Grunde niemals den letzten Forderungen seiner Ueberzeugung vom volksthümlichen Ursprung der Regierungsgewalt entzogen hat. Indem der Anti-Machiavell im neunten Capitel ausführt, daß kein Gefühl vom menschlichen Wesen unzertrennlicher sei als das Gefühl der Freiheit, von welchem Alle vom Gebildetsten bis zum Rohsten in gleicher Weise durchdrungen seien, geht er unerschrocken zu dem Schluß fort, daß die republikanischen Staatsformen am meisten diesem natürlichen Gefühl entsprechen. Friedrich der Große begnügte sich daher nicht bloß mit hohler Begeisterung für die alten Freiheitsgestalten eines Brutus und Cato, sondern er feierte auch noch 1769 in warm empfundenen Versen den Corsen Pascal Paoli als den heldenmüthigen Wiedererwecker der öffentlichen Freiheit seines Vaterlandes, pries die Gründung der nordamerikanischen Freistaaten und deren Verfassung und schloß unter allen Monarchen zuerst mit ihnen einen Freundschaftsvertrag auf freiester Grundlage. Aber allerdings hegte er gegen die republikanische Staatsform das Bedenken, daß sie, allzusehr dem Loos der Veränderlichkeit ausgesetzt, fast immer wieder roher Gewaltherrschaft anheimfalle; und dies war auch der Grund, warum er in den Lehren Jean Jacques Rousseau's nur Träume eines erfahrungslosen Phantasten erblickte. Dagegen hat Friedrich der Große die Berechtigung verfassungsmäßiger Volksvertretung stets mit überraschender Offenheit anerkannt. Wahrscheinlich aus Locke's herrlichem Buche von der Staatskunst und aus den Hinweisungen Voltaire's hatte sich Friedrich schon lange Jahre vor Montesquieu die Grundzüge der englischen Verfassung zu eigen gemacht. Der Anti-Machiavell enthält im neunzehnten Kapitel die großartige Aeußerung: „Es scheint mir, daß, wenn es eine Regierungsweise giebt, deren Weisheit man in unseren Tagen als Muster aufstellen kann, es die englische sei; dort ist das Parlament der Schiedsrichter des Volkes und des Königs (l'arbitre du peuple et du roi), und der König hat alle Macht, gut, aber keine, böse zu handeln.“ Eine dichterische Epistel an den englischen Gesandten Mitchell vom 28. December 1761 ist

durchaus von derselben Bewunderung der englischen Verfassungszustände getragen. Und selbst noch in dem schon erwähnten „Essai sur les formes etc.“ steht der König so sehr auf Seiten der unverbrüchlichen Volksrechte, daß er im Hinblick auf deren damalige traurige Verkümmerung in England warnend ausruft, die englische Freiheit werde das Schicksal der römischen Demokratie theilen, wenn das Unterhaus noch ferner die Vortheile und Gerechtsame des Volks um die erbärmlichste Bestechlichkeit preisgebe. In der Geschichte Brandenburgs steht er sogar nicht an, die Beseitigung der alten Landstände durch Graf Schwarzenberg, den allmächtigen Minister des Kurfürsten Georg Wilhelm, als eine geschichtliche Ungerechtigkeit zu rügen; eine Rüge, welche Bedeutung gewinnt, wenn in ähnlichem Sinne einer seiner Briefe an Voltaire den letzten aufrechterhaltenen Rest der alten französischen Parlamentsbefugnisse, die Befugniß, den königlichen Verordnungen die Eintragung in die Parlamentsakten verweigern zu dürfen, besonders darum preist, weil es auf Grund derselben doch noch immer eine Körperschaft gebe, welche im Stande sei, dem Herrscher über beabsichtigte Uebergriffe und Ungerechtigkeiten abmahnende Vorstellungen zu machen.

Bei dieser theoretischen Anerkennung geordneten Verfassungswesens erscheint es freilich befremdend und widersprechend, daß der große König trotzalledem in seiner langen Regierungszeit die Betheiligung des Volks am Staatsleben niemals auch nur annäherungsweise zu verwirklichen gestrebt hat, ja daß er sogar die alten ständischen Gerechtsame, welche er bei der Eroberung Schlesiens noch vorfand, sogleich rücksichtslos unterdrückte. Selbst Geschichtsschreiber wie Macaulay haben nicht versäumt, aus diesem despotischen Zuge die gehässigsten Anklagen zu schmieden. Und schwerlich ist zu leugnen, daß Friedrich der Große in dieser Niederwerfung der ständischen Rechte nicht frei von geschichtlicher Schuld ist. Er, der so oft und so eindringlich klagt, daß ein gewissenhafter König unter der Last seiner Verantwortlichkeit fast erliege, er hätte wissen müssen, daß eine schlechte Verfassung immer noch besser ist als der Mangel aller Verfassung; es wäre seine Aufgabe gewesen, das Veraltete zu

verjüngen und schöpferisch fortzubilden. Er hat es nicht gethan. Wohl lag ein Theil dieser Schuld in der Gewohnheit seiner unbeschränkten Machtstellung, in dem unbezähmbaren Trotz seiner Herrschsucht, welche ein sehr hervorstechender Zug seiner Natur ist. Allein noch mächtiger wirkte in ihm das stolze Bewußtsein, das Rechte und Gute auch ohne fremde Beihilfe vollbringen zu können, wirkte die staatsmännische Einsicht, daß seinem Volk noch alle Grundbedingungen volksthümlicher Freiheit fehlten, daß plötzliche und sprunghafte Neuerungen ohne Bürgschaft der Dauer seien. Friedrich's Unterlassungssünde wurde getragen von der allgemeinen Zeitstimmung. Kein Staatsmann des Festlandes wagte damals an die Möglichkeit geordneter Volksvertretung zu denken. Weder Voltaire noch Montesquieu, die begeisterten Bewunderer der englischen Verfassung, haben eine Uebertragung derselben auf das Festland gefordert; Friedrich Karl von Moser, einer der thatkräftigsten Vorkämpfer für die Idee des modernen Rechtsstaats, war ein entschiedener Gegner ständischen Wesens. Und viele Jahrzehnte später bekannte sich selbst Mirabeau noch ausdrücklich zu der für die Würdigung jenes Zeitalters höchst bedeutsamen Ueberzeugung, große Einrichtungen, durchgreifende Reformen, Umgestaltungen ganzer Reiche seien einzig und allein das Werk unumschränkter Fürstengewalt. Die Gegenwart weiß, was sie will, wenn sie alle Gelüste fürstlicher Selbstherrlichkeit, zur alten Unumschränktheit zurückzukehren, mit unnachgiebigster Entschiedenheit und Widerstandskraft von sich abweist; aber für das Zeitalter Friedrich's des Großen war die Losung nicht Aenderung der Verfassung, sondern Besserung der Verwaltung.

Dies waren die hochherzigen Gesinnungen und Bestrebungen, mit welchen am 31. Mai 1740 Friedrich den preußischen Thron bestieg. Wenige Monate zuvor, am 9. September 1739, hatte Friedrich an Voltaire geschrieben: „Wäre die Vorsehung dergestalt, wie man sie gewöhnlich auffaßt, so müßten die Newton, Wolff, Locke und Voltaire an der Spitze stehen.“ Und noch am 23. Mai, als der Tod des Vaters bereits mit Sicherheit für die nächsten Tage vorauszusehen war, schrieb er an Wolff: „Es ist das schöne

Vorrecht der Philosophen, die Führer der Fürsten zu sein. Die Philosophen haben die Pflicht, folgerichtig zu denken; den Fürsten kommt es zu, folgerichtig zu handeln. Die Philosophen sollen die Welt durch Lehre aufklären, wir durch That und Vorbild. Die Philosophen sollen entdecken, wir ausführen." Und als Friedrich König geworden war, sprach er: „Jetzt gilt es, Machiavelli nicht durch meine Schriften, sondern durch meine Handlungen zu widerlegen." Die Denkmünze der Königsberger Huldigung trug den Wahlspruch: „Felicitas populi", die Denkmünze der Berliner Huldigung: „Veritati et Justitiae".

Groß und hochfliegend waren die Hoffnungen, mit welchen die bedrückten Völker zu dem jungen König emporschauten. Nicht bloß die Preußen, sondern alle Gebildeten Deutschlands. Schon als sich die Kunde verbreitet hatte, der Verfasser des Anti-Machiavell sei der Kronprinz von Preußen, hatte einer der edelsten und freisinnigsten Männer dieses Zeitalters, Johann Michael von Loen, geschrieben: „O glückselige Zeiten, wenn Diejenigen, welche die Vorsehung berufen hat, Häupter und Regierer der Völker zu sein, die Tugend liebgewinnen und ihr Vergnügen in der Weisheit, in den Wissenschaften und in der Glückseligkeit anderer Menschen, welche ihrer Sorgfalt anvertraut sind, zu suchen beginnen. Wir würden dadurch bald die Zeiten der Titus und Antonine erleben. Die Wildheit, die Grausamkeit, die Tyrannei würden unter den Menschen aufhören; die Leutseligkeit, die Gerechtigkeit und die allgemeine Menschenliebe würden sich immer mehr und mehr ausbreiten. Wir würden das Schöne und Gute in dem Gegensatz des Häßlichen und Bösen deutlich unterscheiden, jenes lieben und dieses verabscheuen lernen. Unsere ganze Staatskunst würde darin bestehen, die Ordnung des großen Schöpfers nachzuahmen; wir würden uns einander glücklich zu machen suchen, so wie eine ewig zu verabscheuende Bosheit beschäftigt ist, Andere zu beleidigen und unglücklich zu machen. Unsere Fürsten würden nicht mehr gewaltsame und gesetzlose Beherrscher der Völker, sondern, wie unser vortrefflicher Verfasser schreibt, ihre vornehmste Obrigkeit abgeben."

Und Friedrich hat sein Wort redlich eingelöst.

Zunächst allerdings nahmen die Ereignisse einen durchaus unerwarteten Lauf. Der junge König, welcher verheißen hatte, ein Marc Aurel zu werden, ward ein Eroberer. Am 20. October 1740 starb Kaiser Karl VI., der letzte männliche Sproß des Hauses Habsburg. Tiefste Erregung bemächtigte sich Friedrich's, als am 26. October diese Kunde nach Rheinsberg gelangte. Früher, als er gehofft und gedacht hatte, war die Zeit gekommen, langgehegten, aber sorgsam verschlossenen Plänen Dasein zu geben. Noch an demselben Tage schrieb er an Voltaire: „Der Kaiser ist todt. Dieser unvorhergesehene Fall zerstört alle meine friedlichen Ideen. Der Augenblick ist da, das alte politische System Europas völlig umzuwandeln.“ Rasch entschlossen unterhandelte Friedrich sogleich mit dem Minister Podewils und dem Feldmarschall Schwerin über die Mittel zur Besitzergreifung Schlesiens. Unter dem Vorwand von Ansprüchen, an deren Giltigkeit der König selbst am allerwenigsten glaubte, wurde der Krieg eröffnet. „Sei mein Cicero und beweise das Recht meiner Sache; ich werde Dein Cäsar sein und sie durchführen,“ — so lautete die Aufforderung des Königs an seinen Freund Jordan, nachdem der Einmarsch bereits erfolgt war. Er selbst sagt in der zweiten Bearbeitung der „Histoire de mon temps“, daß das Bewußtsein, über ein tüchtiges Heer und geordnete Finanzen zu verfügen, vielleicht auch der Wunsch, von sich reden zu machen, ihn zum Kriege gedrängt hätten. Bald aber waren die beiden ersten schlesischen Kriege beendet; schlau, rücksichtslos, aber waffentüchtig und heldenkräftig. Friedrich war der Schöpfer der politischen Größe Preußens geworden.

Nun war Raum gegeben für die großen Thaten des Friedens. Schon vom ersten Anbeginn seiner Regierung, selbst mitten in der härtesten Bedrängniß, in welche ihn seine Eroberungspläne gezogen, war der König unablässig bemüht gewesen, jene hohen Ideale zu verwirklichen, welche einst sein jugendliches zukunftsinnendes Herz bewegt, erwärmt, beglückt und erhoben hatten. Nach dem Schluß des ersten schlesischen Krieges, am 13. Juni 1742, konnte er an

Jordan schreiben: „Ich habe gethan, was ich dem Ruhm meines Volkes schuldig zu sein glaubte; jetzt will ich thun, was ich seinem Glück schulde.“

Die großartigen Reformen, welche Friedrich von jetzt ab in seinem Staat auf's kräftigste durchführte, sind das lebendigste Zeugniß dieses Strebens.

Aus Friedrich's Ansichten über das Wesen der Religion folgte die unbedingteste Denk- und Gewissensfreiheit.

Erst durch Friedrich den Großen wurde die Befreiung der Bildung von der Uebermacht pfäffischer Beschränkung und Bevormundung vollendete Thatsache. Der Haß, welchen die Finsterlinge aller Art noch jetzt gegen ihn hegen, ist die ehrendste Anerkennung, wie tief und heilsam er in den fressenden Schaden einschnitt. Es ist ein ewig beherzigungswerthes Wort über die Sicherstellung staatlicher Religionsfreiheit, wenn Friedrich in seiner unvergleichlichen Schrift über die Regierungsformen und Regentenpflichten sagt: „Es giebt einige Länder, in denen alle Bürger eine und dieselbe Religion haben; es entsteht daher die Frage, ist eine solche Einheit zu erzwingen oder kann man Jedem unbeschränkt seine eigene Denkart gestatten? Mürrische Staatsmänner werden Euch sagen, Jedermann muß dieselbe Ueberzeugung haben, auf daß Nichts die Bürger von einander trenne; der Theologe wird hinzufügen: wer nicht denkt, wie ich, ist verdammt, und es ziemt sich nicht, daß mein König ein König über Verdammte sei. Darauf ist zu antworten, daß eine solche Einheit schlechterdings unherstellbar ist; man kann einen armen Teufel zwingen, ein gewisses Formular herzusagen, welchem sein Inneres widerstrebt; was aber hat der Verfolger damit gewonnen? Steigt man auf den Ursprung der Gesellschaft hinab, so ist klar, daß der Souverain kein Recht hat über die Denkart der Bürger. Ist es nicht ein Wahn, sich einzubilden, daß die Menschen zu einem von Ihresgleichen gesagt haben sollen, wir erheben Dich über uns, weil wir die Knechtschaft lieben, und wir geben Dir Macht, unsere innersten Gedanken und Empfindungen zu lenken ganz nach Deiner Willkür? Im Gegentheil, sie haben gesagt: regiere uns, vertheidige

uns; im Uebrigen verlangen wir von Dir, daß Du unsere Freiheit achtest. Diese Willensmeinung ist unumstößlich. Und die allgemeine Duldung allein verbürgt das Glück des Staates. Wo der Kultus frei ist, ist Jedermann ruhig; Religionsverfolgung dagegen hat noch immer den blutigsten Hader hervorgerufen." Von dieser Gesinnung war sein Handeln, war seine Gesetzgebung erfüllt. Weltberühmt ist die Marginalresolution vom 22. Juni 1740: daß die Religionen alle zu toleriren seien und in seinem Lande Jeder nach seiner Façon selig werden könne. Der „Entwurf eines Allgemeinen Gesetzbuches für die preußischen Staaten" enthält in der zweiten Abtheilung des ersten Theils den folgenden sechsten Titel: „§. 1. Der Glaube und der innere Gottesdienst sind kein Gegenstand von Zwangsgesetzen. §. 2. Jeder Einwohner des Staats soll eine vollkommene Glaubens- und Religionsfreiheit genießen. §. 3. Keiner ist schuldig, dem Staat von seinen Privatmeinungen in Religionssachen Rechenschaft zu geben oder Vorschriften darüber vom Staat anzunehmen. §. 4. Jeder Hausvater kann seinen häuslichen Gottesdienst nach Gutfinden anordnen."

In dieser Denk- und Gewissensfreiheit liegt der Grund, warum Preußen so lange Zeit der anführende Staat in Sachen deutscher Bildung, warum es nicht bloß der Hauptsitz der deutschen Aufklärung, sondern auch die Wiege der kritischen Philosophie wurde. Rührend und innig hat Kant selbst sein Dankgefühl ausgesprochen. Kant sagt in seiner feinsinnigen Abhandlung über den Begriff der Aufklärung: „Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmüthigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit wenigstens von Seiten der Regierung entschlug und Jedem freiließ, sich in Allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen. Unter ihm dürfen verehrungswürdige Geistliche, unbeschadet ihrer Amtspflicht, ihre vom

angenommenen Symbol hier und da abweichenden Urtheile und Einsichten in der Qualität der Gelehrten frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen, noch mehr aber jeder Andere, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt ist. Dieser Geist der Freiheit breitet sich auch außerhalb aus; selbst da, wo er mit äußeren Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu kämpfen hat. Denn es leuchtet dieser ein Beispiel vor, daß bei der Freiheit doch für die öffentliche Ruhe und Einigkeit nicht das Mindeste zu besorgen sei. Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohheit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten."

Und aus Friedrich's Rechts- und Staatsgrundsätzen folgt jene Regierungsform, welche man treffend den aufgeklärten Despotismus genannt hat.

Der philosophische König verwirklicht den Geist des rationalistischen Naturrechts, welches die Entstehung des Staats aus einem Vertrag der Bürger mit dem Staatsoberhaupt ableitet und daher die Berechtigung und Bestimmung der Regierung einzig und allein in die Beschirmung des Rechts und der Freiheit Aller setzt.

Von allen festländischen Königen war Friedrich seit Jahrhunderten wieder der Erste und auf lange Zeit der Einzige, welcher von sich rühmen konnte, daß er nie auch nur einen Pfennig aus der Staatskasse für seinen eigenen Gebrauch verwende. Die tiefgreifendsten Umgestaltungen in der Verwaltung suchten das arme und im Vergleich zu anderen Ländern unergiebige Preußen durch Hebung des Handels und des Gewerbfleißes und durch Regelung der Creditverhältnisse zu Blüthe und Wohlstand zu bringen. Und vor Allem war Friedrich bedacht, das Volk von aller feudalen Bedrückung zu befreien. Zwar ist es dem großen König, welcher die Leibeigenschaft, selbst in der milderen Form der auf Grund und Boden haftenden Erbunterthänigkeit als den allerunglücklichsten und für die Würde der Menschheit empörendsten Zustand erklärte, zu seinem tiefsten Schmerz nicht vergönnt gewesen, die völlige Aufhebung derselben zu erreichen; der störrische Widerstand der Gutsherren hatte, wie seine Schrift über die Regierungsform ausführt, ihm die leid-

volle Ueberzeugung gegeben, daß eine gegen die alten Verträge verstoßende, urplötzliche und gewaltsame Aufhebung dieser menschenunwürdigen Einrichtung der ganzen Landwirthschaft den tödtlichsten Streich versetze. Aber sein hellsehender Blick hatte dem großen Ziel so rastlos vorgearbeitet, daß es einem von der fortschreitenden Bildung der Zeit unterstützten glücklicheren Nachfolger mit leichter Mühe gelang, den Ruhm dieser menschenfreundlichen und geschichtlich nothwendigen That für sich zu gewinnen.

Das Größte und Segensreichste aber waren Friedrich's Verdienste um die Rechtspflege. „Die schlimme Justiz schreit zum Himmel!“ hatte oft schon sein Vater, Friedrich Wilhelm I., mit tiefster Entrüstung ausgerufen. Friedrich der Große wollte, wie die Cabinetsordre vom 11. Juli 1743 sagt, nicht bloß die Rinde des bösen Baumes, sondern die Wurzel desselben fassen. Die Achtung vor dem Gesetz, die ihn selbst beseelte, die ihn sagen ließ: „Les lois doivent parler et le souverain doit se taire“, sollte auch die Richtschnur der preußischen Justiz werden. Waren die Rechtszustände in solcher Verwilderung auf ihn gekommen, daß, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, es genügte, reich zu sein, um einen Proceß zu gewinnen, und arm zu sein, um ihn zu verlieren, so war es sogleich nach der Beendigung der ersten schlesischen Kriege seine hauptsächlichste Sorge, durch Hebung des Richterstandes, durch Umbildung der richterlichen Collegien, durch Abkürzung des Proceßverfahrens und vor allem durch die Verbesserung der Gesetzgebung selbst nunmehr jene unverbrüchliche Rechtsgleichheit durchzuführen, welche die Lebensbedingung aller persönlichen Freiheit ist. In der Cabinetsordre vom 31. December 1746 befahl er dem Großkanzler Cocceji, „statt des bloß zur Justizverzögerung und zu Chikanen führenden ungewissen und unordentlich compilirten römischen Rechts ein lediglich auf Vernunft und Landesverfassung gegründetes deutsches allgemeines Landrecht abzufassen.“ Das Ergebniß war das in den Jahren 1746 bis 1751 ausgeführte „Project des Corporis Juris Fridericiani, das ist, Sr. Königl. Majestät in Preußen in der Vernunft und Landesverfassung gegründetes Landrecht.“ Der Ent-

wurf war weder vollständig, noch trat er in allen Provinzen ins Leben; auch mögen die Sachkundigen Recht haben, wenn sie an ihm bedenkliche Zwiespältigkeiten zwischen den Einwirkungen des römischen Rechts und des nur aus allgemeinen Begriffen abgeleiteten Naturrechts bemerken, und wenn sie ihm namentlich den Mangel an der kernhaften und allgemeinfaßlichen Kürze volksthümlicher Rechtssprache und den Mangel an Achtung und Schonung der volksthümlichen selbstgewachsenen Rechtsgebräuche vorwerfen. Aber von vorzüglicher Bedeutung war die neue Organisation des Proceßwesens, wie sie besonders durch die Kammergerichtsordnung von 1748 ins Werk gesetzt wurde. Mit Recht konnte Friedrich im ersten Kapitel seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges von der Cocceji'schen Reform mit reinster Befriedigung sagen, daß diese neue Justizordnung das Glück der Bürger befestigt habe; sie habe ihnen das beruhigende Gefühl gegeben, daß fortan der Besitz sicher und gewiß sei, daß einzig das Gesetz regiere, und daß Jedermann unter dem Schutz dieses Gesetzes in Frieden leben könne. Es war die wissenschaftliche Anerkennung dieses bahnbrechenden Strebens, wenn die Göttinger Gelehrten Anzeigen vom Juli 1751 die Neuerungen dieses Entwurfs sogleich als Vereinfachungen des Rechts begrüßten und „das unsterbliche Werk dem gehörigen Nachdenken der Liebhaber der Rechtsgelehrsamkeit empfahlen"; und es war ein Beweis für die dringende Nothwendigkeit des erfolgten Fortschritts, wenn auch die meisten anderen deutschen Staaten jetzt den Gedanken eines neuen deutschen Gesetzbuches mit dem lebhaftesten Eifer ergriffen und sich besonders die Abkürzung des Proceßverfahrens anzueignen bestrebten. Und den Schluß seines Lebens krönte Friedrich der Große mit der großartigen Schöpfung des preußischen Landrechts, das im Wesentlichen noch heute in Preußen seine unveränderte Geltung hat. Am 6. April 1780 wurde dieses gewaltige Werk dem Großkanzler von Carmer übertragen; am 5. Februar 1794 gewann der „Entwurf eines Allgemeinen Gesetzbuches für die preußischen Staaten" Gesetzeskraft. Obgleich erst nach dem Tode des großen Königs vollendet, ist das Landrecht doch ganz und gar von dem freisinnigen Geist

seines Urhebers getragen. Die staatsrechtlichen Bestimmungen dieses Gesetzbuches sind in ihrer ursprünglichen, unter dem Druck späterer Einwirkungen freilich unendlich abgeschwächten Fassung mit der französischen Erklärung der Menschenrechte von 1789 oft überraschend gleichlautend. Die Schwierigkeiten, welche die neue Regierung Friedrich Wilhelm's II. der Einführung dieses Landrechts entgegenstellte, der Haß, mit welchem es die politischen Romantiker immer verfolgt haben, sind das sprechendste Zeugniß seiner Freiheit und Trefflichkeit. Mirabeau, der in seiner Schrift über die preußische Monarchie so gern und so schonungslos die Schwächen des damaligen preußischen Staatswesens aufdeckte, spricht ohne Rückhalt dem preußischen Landrecht den Ruhm zu, daß es in seinen gesetzgeberischen Grundlagen dem übrigen Europa mindestens um hundert Jahre vorausgeeilt sei.

Eine neue Staatsordnung war mit Friedrich in die Geschichte getreten. Es hat seiner Regierung nicht an schweren Mißgriffen und Verirrungen gefehlt, wie sie einem ausschließlich persönlichen Cabinetsregiment unausbleiblich innewohnen; aber die Geschichte hat Friedrich den ehrenden Beinamen des Großen gegeben, welchen sie selbst einem Cäsar und Napoleon vorenthalten hat, weil dieser Beiname nur das Vorrecht großer Kulturheroen ist. Die entscheidende Wendung von der Staatsidee Ludwig's XIV. zur Staatsidee Friedrich's des Großen ist, um einen Ausdruck der Aristotelischen Politik zu gebrauchen, der Fortschritt von einem Herrscher nach Willkür zu einem Herrscher nach dem Gesetz.

Daher der tiefgreifende Einfluß, welchen Friedrich der Große auch auf die Erweckung und Fortbildung des deutschen Geisteslebens ausgeübt hat. Daher insbesondere die epochemachende Stellung des siebenjährigen Krieges. Man fühlte und wußte, daß dieser Krieg ein Kampf der neuen und alten Zeit sei, ein Kampf der Freiheit und Aufklärung gegen die dunkeln Mächte pfäffischer und despotischer Bedrückung.

Zweites Kapitel.

Der Deismus und die Kritik der Offenbarung.

S. J. Baumgarten. Erneſti. Michaelis. — Sack. Spalding. Jeruſalem. — Reimarus.

Der wilde Streit zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen, der lutheriſchen und reformirten Kirche hatte ſich endlich ausgetobt. Auch innerhalb des Lutherthums ſelbſt war die alte eifernde Rechtgläubigkeit abgeſtumpft. Die ſymboliſchen Bücher hatten allmälig für das wiſſenſchaftliche und geſellſchaftliche Leben ihre Geltung verloren. Johann David Michaelis, der berühmte Göttinger Orientaliſt, erzählt in ſeiner Lebensbeſchreibung, daß ſchon während ſeiner Studienjahre, 1733 bis 1739, auf den Univerſitäten keine Vorleſungen mehr über dieſelben gehalten wurden. Und Johann Joachim Winckelmann konnte in einem jener merkwürdigen Briefe, in welchen er ſeinen durch den unwiderſtehlichen Drang inneren Kunſtberufs veranlaßten Uebertritt zum Katholizismus rechtfertigt, am 6. Januar 1756 an ſeinen Freund Berendis ſchreiben, daß er mit dieſem Schritt ebenſowenig ſündige, wie ein Wittenberger Profeſſor zu ſündigen meine, wenn er, um Profeſſor zu werden, die Concordienformel unterſchreibe, ohne dieſelbe je geleſen zu haben.

Seit der Ausbreitung der Wolff'ſchen Philoſophie und des engliſchen Deismus lag der Schwerpunkt der religiöſen und kirchlichen Bewegung nicht mehr im Kampf und Gegenſatz der einzelnen chriſtlichen Kirchen und Bekenntniſſe, ſondern im Kampf und Gegenſatz von Philoſophie und Theologie, von Vernunft und Offenbarung, von Denken und Glauben.

Und dieſer Einfluß Wolff's und der engliſchen Freidenker wurde jetzt von Tag zu Tag noch immer mächtiger.

Es giebt seit dem vierten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts keinen irgend bedeutenden Mann mehr, welcher nicht freudig bekennt, daß er einen großen Theil seiner Bildung den Anregungen des einst so arg verlästerten Halle'schen Philosophen verdanke. Wolff's Schüler aber bewahrten nicht mehr die bedächtige Zurückhaltung des Meisters. Hatte Wolff in seinen „Vernünftigen Gedanken von Gott" das unmittelbare Eingreifen der göttlichen Wunderthätigkeit und darum folgerichtig auch die Offenbarung geleugnet oder doch auf einen verschwindend kleinen Raum beschränkt, so waren jetzt seine Anhänger und Fortbildner emsig bestrebt, zu klarer und allgemein faßlicher Einsicht zu bringen, daß weit mehr als aus jenen die feste Stetigkeit der göttlichen Weltordnung gewaltsam durchbrechenden einzelnen Wundern das Dasein und die Weisheit Gottes aus dem Wunder aller Wunder, aus dem Urwunder dieser festen und stetigen Weltordnung selbst, hervorleuchte. Daher fortan das Vorwiegen des sogenannten physikotheologischen Beweises. In frommer und gottinniger Naturbetrachtung schließt man aus der Unvergleichlichkeit und Göttlichkeit der Schöpfung auf die Unvergleichlichkeit und Göttlichkeit des Schöpfers, aus der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit der Naturwerke auf die unendliche Weisheit und Güte der göttlichen Absichten. An Wasser und Feuer, an Fischen und Heuschrecken, an die scheinbar geringfügigsten Einrichtungen und Erscheinungen der Pflanzen, Thiere und Steine, an deren Nutzen und Trefflichkeit, wurden lehrhafte und fromme Gottesbetrachtungen geknüpft. Die geschichtliche Bedeutung dieser Wendung ist klar. Wer Gott ausschließlich in der Natur sucht, giebt schlagendes Zeugniß, daß für ihn der Rationalismus, der sogenannte Denkglaube, an die Stelle der auf Wunder und Offenbarung gestützten biblischen Rechtgläubigkeit getreten ist. Jene blendenden Fechterkunststücke, mit welchen noch Leibniz die Philosophie lediglich in den Dienst der kirchlichen Satzung stellte, haben ihre Wirkung verloren. Der Leipziger Professor Christian August Crusius machte zwar einen erneuten Versuch solcher Versöhnung in seinem Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten 1745; aber so sehr er auch von

Wolff's Gegnern anerkannt wurde, vermochte er doch gegen die herrschend gewordene Strömung nicht aufzukommen.

Und noch tiefer und weitgreifender als die Wolff'sche Philosophie war die stets wachsende Einwirkung der englischen Freidenker. Nach wie vor hielten alle angesehensten wissenschaftlichen Zeitschriften, die Acta Eruditorum, die Unschuldigen Nachrichten und besonders die Zeitschriften des Halle'schen Professors Siegmund Jacob Baumgarten, es für eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben, in ausführlichen Auszügen und Besprechungen die Bewegungen der englischen und französischen Philosophie auch in Deutschland zur allgemeinsten Kenntniß zu bringen. Männer wie Sulzer und Spalding begannen ihre wissenschaftliche Laufbahn mit Uebersetzungen dieser Richtung. Wie Mosheim über Toland, so schrieb Jöcher über Morgan, Grundig über Herbert von Cherbury, Lemker über Woolston, Thorschmid über Collins. Es erschien Johann Caspar Löwe's dogmatische und moralische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten mit den Deisten 1752, Johann Christian Walch's Compendium historiae ecclesiasticae 1757; es erschienen die Freidenkerbibliotheken von Thorschmid und Trinius. Die allgemeinste Gährung war unausbleiblich. U. G. Thorschmid beklagt in der Vorrede des ersten Bandes, daß die freigeistigen Schriften jetzt überall, an den Höfen großer Herren, in den ansehnlichsten Städten und auch unter Denen, die vom Degen Profession machen, gelesen würden; und gleichlautend sagt A. F. W. Sack in seiner Selbstbiographie, daß nicht bloß Toland, Collins, Morgan und die anderen englischen Freidenker, sondern auch Voltaire und La Mettrie und eine Menge zuströmender französische Witzlinge unter der Begünstigung der Mode immer mehr Macht und Verbreitung gewinnen. Es wurde zum guten Ton gerechnet, das Christenthum geringzuschätzen und es höchstens als nützlichen Zügel des Pöbels gelten zu lassen.

Abwehr und Vertheidigung war freilich vorhanden. Man übersetzte zu gleicher Zeit die englischen Apologeten; und wie schon im vorigen Jahrhundert, so waren auch jetzt die theologischen Fakultäten beeifert, vornehmlich die akademischen Gelegenheitsschriften

diesem höchsten Zweck frommer Glaubensrettung dienstbar zu machen. Johann Albert Fabricius, der als Philolog berühmte Rector des Hamburger Johanneums, hatte 1725 ein sehr umfängliches Verzeichniß dieser theologischen Schutz- und Vertheidigungsschriften herausgegeben; unter dem Titel: Syllabus scriptorum, qui veritatem religionis Christianae adversus Atheos, Epicuraeos, Deistas seu Naturalistas, Judaeos et Muhamedanos asseruerunt. Jetzt gab Trinius im Anhang seines Freidenkerlexikons eine Fortsetzung und Ergänzung; und auch diese nimmt nicht weniger als dreihundert Octavseiten ein. Dazu das vielbändige Werk des Königsberger Professors Theodor Christoph Lilienthal: „Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet", 1752 bis 1780. Jedoch der Erfolg aller dieser Bemühungen war nicht günstig. Was den englischen Apologeten begegnet war, daß sie von dem zu bekämpfenden Gift selbst angesteckt wurden, das wiederholte sich auch in Deutschland. Und durch diese einseitige, oft ungeschickte Vertheidigung wurden aufgeweckte Köpfe nur zu um so schärferem Widerspruch gereizt. Es ist ein sehr bedeutsames Bekenntniß Lessing's, wenn er von sich erzählt, daß, indem der bessere Theil seines Lebens in eine Zeit fiel, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften gewesen, die Neugierde in ihm entstanden sei, endlich doch auch zu erfahren, was von der anderen Seite gesagt werde. Lessing fügt hinzu, gar bald habe er jede neue Schrift wider die Religion nun ebenso begierig aufgesucht und ihr dasselbe geduldige unparteiische Gehör geschenkt, das er sonst nur den Schriften für die Religion schuldig zu sein glaubte. Und noch entschiedener bezeugt Reimarus, der Wolfenbüttler Fragmentist, denselben Eindruck. Einen albernen Vertheidiger der biblischen Erzählung vom Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer zurückweisend, ruft er ärgerlich aus: „Wahrlich, solche jämmerliche Unterstützungen der abenteuerlichsten Wunder sind die besten Schutzschriften für den Unglauben."

Der Rationalismus ist die herrschende Zeitrichtung geworden.

Wer irgend in geistiger Frische sich regte, stellte sich der Beschränktheit pfäffischen Treibens entgegen.

Wir unterscheiden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im deutschen Rationalismus drei verschiedene Gruppen. Insofern die kirchliche Gläubigkeit auf der Voraussetzung beruht, daß die Bibel alten und neuen Testaments die unzweifelhafte Urkunde der unmittelbar von Gott geoffenbarten Wahrheit, und die besondere Kirchenlehre, welcher der Gläubige angehört, die einzig richtige Auslegung und Erfüllung dieser biblischen Offenbarung sei, bestimmt sich die Sonderung dieser Gruppen lediglich nach dem Verhältniß, welches sie sich zur biblischen Offenbarung und zur kirchlichen Auffassung derselben geben. Die erste Gruppe ist die zahmste. Sie behauptet ihre vollste Eintracht mit der lutherischen Kirchenlehre, ist aber vom Geist rationalistischer Neuerung doch bereits so weit durchdrungen, daß sie, von dogmatischen Fesseln unbehindert, die Prüfung und Erklärung des biblischen Textes ausschließlich unter den Standpunkt der weltlichen Philologie stellt. Die zweite Gruppe bekämpft die Kirchenlehre, hält aber auch ihrerseits noch an der Offenbarung fest. Es wird zugestanden, daß die Kirchenlehre mit der Vernunft in einzelnen Sätzen im Widerspruch steht, und diese Widersprüche werden ganz in der Weise der englischen Deisten als willkürliche und trübende Priestersatzungen betrachtet; die Offenbarung selbst aber gilt als durchaus mit den Ergebnissen der freien Vernunftforschung übereinstimmend, als Ergänzung und Bekräftigung des selbständig menschlichen Denkens. Die dritte Gruppe dagegen schreitet bis zur offensten Kritik und Verneinung der Offenbarung selbst vor.

An der Spitze jener ersten, noch vorwiegend kirchlich theologischen Gruppe steht Siegmund Jacob Baumgarten, der ältere Bruder des berühmten Aesthetikers Alexander Baumgarten. Er war am 14. März 1706 in Wolmirstedt geboren, war seit 1730 Adjunkt und seit 1734 ordentliches Mitglied der theologischen Fakultät in Halle. Er starb am 4. Juli 1757. Obgleich in seinem Vortrag sehr einförmig und durch unabläßiges Diktiren ermüdend, war er nichtsdestoweniger ein äußerst einflußreicher akademischer Lehrer; zu einer

Zeit, da Halle nach Tholuck's Angabe nur etwa sechs- bis siebenhundert Studenten zählte, hatte er stets drei- bis vierhundert Zuhörer.

Baumgarten war ursprünglich Wolffianer. In seinen Jugendjahren lehrte er, wie J. D. Michaelis in seiner Lebensgeschichte (herausgegeben von Hassenkamp, Leipzig 1793, S. 5) berichtet, heimlich die Wolff'sche Philosophie im Halle'schen Pädagogium, eben als sie dort nach der Vertreibung Wolff's am ärgsten verpönt war. Später hatten die englischen Deisten auf ihn großen Einfluß gewonnen. Seine reichhaltige Büchersammlung, in welche wir durch Baumgarten's Zeitschriften: „Nachrichten von einer Halle'schen Bibliothek" (8 Bände, 1748) und „Nachrichten von merkwürdigen Büchern" (12 Bände, 1752) einen genauen Einblick haben, umfaßte die englische Freidenkerliteratur in seltener Vollständigkeit. Dieselbe Vorliebe bezeugt seine Uebersetzung und Bearbeitung der Allgemeinen englischen Weltgeschichte. Und am überraschendsten ist eine Thatsache, welche Semler, Baumgarten's größter Schüler, in seiner Lebensbeschreibung (Th. 1, S. 108) aufbewahrt hat. Semler erzählt: „Mir fällt ein, daß einmal der berühmte Voltaire und der Kanzler von Wolff einen Abend bei Baumgarten zugegen waren, da Wolff, der nur lateinisch, nicht französisch sprechen konnte, manchen losen Einfall des Franzosen mit aller Hochachtung aufnahm und ihn doch erst durch Baumgarten sehr eingeschmolzen bekam. Baumgarten nahm auch damals die Partei eines gelehrten englischen Deisten, und es war ein inniges Vergnügen, zu sehen, wie die ganz gemeine Theologie so gewaltig verlor, ohne daß auch die christliche Religion dabei zu kurz kam. Alle theologische technische Kunst wurde an ihren rechten Platz gewiesen, daß sie dem Christen keineswegs wichtig sei, daß sie nur dem gelehrten Stand nach ihrer Absicht und ihrer Geschichte als besonderes Eigenthum angehöre, nicht aber die allgemeinen Grundsätze der Religion ausmache oder göttliche seligmachende Lehren besser enthalte."

Für die Belebung und Läuterung der Dogmatik hat Baumgarten jedoch diese freie Einsicht und Gesinnung nicht verwerthet. Wie Semler bei jener Erzählung ausdrücklich hinzufügt, daß Baum-

garten „niemals weder in seinen Vorlesungen noch in seinen Schriften diese Ansicht deutlich vorgetragen oder auseinandergesetzt habe“, so ist seine heut freilich fast unlesbare Glaubenslehre, die erst nach seinem Tode herausgegeben wurde, in der That nichts als eine höchst widerliche Vermischung der Wolff'schen Anschauungen mit den Glaubensforderungen der Halleschen Pietisten. Die Gottheit Christi, die Dreieinigkeit, die Ewigkeit der Höllenstrafen, wird so schnurstracks aus dem Satz des Widerspruchs und des zureichenden Grundes abgeleitet, daß schon Michaelis spottet, Baumgarten habe zwar in der Philosophie auf strenge Beweise gedrungen, in der Theologie aber habe er nie diese Regel befolgt. Dagegen bethätigte sich das innerste Wesen Baumgarten's in der Bibelerklärung. Sein „Unterricht von Auslegung der heiligen Schrift“, Halle 1742, ist der Ausgangspunkt jener verstandesmäßigen Schrifterklärung geworden, deren unausbleibliche Folgen sich bald von ungeahnter Tragweite zeigten.

Johann August Ernesti (1707 bis 1781), der berühmte Leipziger Philolog, für das neue, und Johann David Michaelis (1717 bis 1791), der Göttinger Orientalist, ein unmittelbarer Schüler Baumgarten's, für das alte Testament, betraten zuerst den neuen Weg der philologischen Schriftforschung.

Gleich Baumgarten sind Beide von den Engländern ausgegangen. Ernesti rügt zwar in der Neuen theologischen Bibliothek (Bd. 10, S. 883) an Locke's Umschreibung der Paulinischen Briefe Mangel an Sprachkenntniß, bekennt aber doch, erst von ihm „die rechte Methode der Auslegung“ gewonnen zu haben; und ebenso hebt Michaelis in seiner Lebensbeschreibung dankend hervor, daß sein Aufenthalt in England, in den Jahren 1740 und 1741, für seine ganze Richtung entscheidend geworden sei. Aber gleich Baumgarten suchen Beide noch allen dogmatischen Streitigkeiten auf's ängstlichste auszuweichen. Ernesti kämpft so für die strengste alte Rechtgläubigkeit, daß er sogar eine besondere Schrift zur Rechtfertigung der lutherischen Abendmahlslehre schrieb; und ebenso ergreift Michaelis jede Gelegenheit, alle dogmatische Uebereinstimmung sowohl mit den

englischen Deisten wie später mit Semler's Unterscheidung zwischen Kirchenglauben und Privatreligion, in peinlichster Beflissenheit von sich abzulehnen. Trotzdem dürfen wir das geräuschlose Wirken dieser neuen exegetisch-kritischen Richtung nicht unterschätzen. Keine noch so sorgliche Rücksichtsnahme konnte den innersten Kern dieser Richtung verdecken, daß die Auslegung der Schrift nicht, wie bisher, nach der Dogmatik, sondern die Dogmatik nach der Schrift sich zu regeln habe. Und je mehr die Ueberzeugung durchdrang, daß auch die Bibel unter allen geschichtlichen und örtlichen Bedingungen weltlicher Literaturentwickelung stehe, und als die volksthümliche Literatur und Dichtung der Juden nur durch die genaueste Kenntniß und Erforschung der Sprache und ihrer Mundarten, der Geschichte, Alterthümer, Sitten und Meinungen des Orients zu verstehen sei, um so tiefer wurde die Lehre von der Allgemeingiltigkeit und unbedingt bindenden Kraft der Bibel, ja sogar die Lehre von der unmittelbaren göttlichen Eingebung erschüttert. Schon Semler, dessen Wirksamkeit den nächstfolgenden Jahrzehnten angehört, zog ungescheut diese Folgerungen.

Diese zweite Gruppe sind die eigentlichen Rationalisten. Es ist der Standpunkt der sogenannten Natur- oder Vernunftreligion, wie er von Locke und den ersten englischen Freidenkern, von Collins, Shaftesbury und Tindal begründet und vertreten war. Noch wird der Glaube an die Offenbarung festgehalten; aber die geoffenbarte Religion, heißt es, unterscheidet sich von der Vernunftreligion der denkenden Erkenntniß nicht nach Inhalt und Ziel, sondern nur nach der Art ihrer Entstehung und Bekanntmachung. Was in der Kirchenlehre nicht mit den Forderungen und Einsichten der Vernunftreligion übereinstimmt, ist als willkürliche und betrügerische Entstellung späterer Zeiten auszuscheiden.

Je verbreiteter die Schriften der englischen Freidenker in den gebildeten Kreisen Deutschlands waren, um so allgemeineren Eingang hatte gerade diese Auffassungsweise gefunden. Betrachten wir das einst vielgenannte Buch Michael von Loen's: „Die einzige wahre Religion, allgemein in ihren Grundsätzen, verwirret durch die Zän-

tereien der Schriftgelehrten, zertheilet in allerhand Sekten, vereiniget in Christo. Frankfurt und Leipzig 1750. Zwei Bände.“ Der Verfasser dieses Buches, ein Verwandter des Goethe'schen Hauses, war ein gebildeter und freimüthiger Weltmann, welcher, wie Goethe im zweiten Buch von Wahrheit und Dichtung sich ausdrückt, schon früh in die verschiedenen Regungen von Staat und Kirche einzugreifen Muth und Neigung hatte; dieses Buch kann daher als das Glaubensbekenntniß der Durchschnittsbildung jenes Zeitalters gelten. Der Kern desselben liegt in den Worten (Th. 1, Betrachtung 3, S. 120), daß die meisten Menschen keine andere Religion gehabt hätten als die natürliche Religion, und daß Christus nur in die Welt gekommen sei, um diese natürliche Religion wiederaufzurichten. Die Wahrheit des Christenthums bestehe einzig und allein auf dem Glauben an Christus und auf dem aus der christlichen Liebe entspringenden Gehorsam gegen die göttlichen Gebote. Die Zwietracht der letzten Jahrhunderte sei zum größten Theil die Schuld der Reformatoren, welche weit mehr für ihre Meinungen als für den Grund des Glaubens gestritten. Im Grund des Glaubens seien alle Christen einig. Auch die äußere Einheit und Friedfertigkeit sei daher leicht zu erreichen, sofern die Lehrsätze der symbolischen Bücher von verständigen Obrigkeiten beseitigt würden.

Aus dieser Stimmung der gebildeten Weltkreise erklärt sich, daß die hervorragendsten wissenschaftlichen Vertreter dieser Richtung vornehmlich solche Prediger waren, welche in Haupt- und Residenzstädten lebten. Es waren besonders August Friedrich Wilhelm Sack (1703 bis 1786), Oberhofprediger zu Berlin, Johann Joachim Spalding (1714 bis 1804), Oberkonsistorialrath ebendaselbst, und Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709 bis 1789), Abt und Konsistorialpräsident in Braunschweig.

Diese Männer haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß ihre Bildung durchaus in den Anregungen der englischen Freidenker wurzelt. Sack hatte, wie die von seinem Sohn geschriebene Lebensbeschreibung (Berlin 1789) erzählt, sogleich nach seinen Universitätsjahren neben dem Studium der Wolff'schen Philosophie die Schriften

Locke's, Toland's, Collins' und Morgan's auf's fleißigste gelesen; „er hielt es für seine Pflicht, auch den Gegnern der Religion seine Aufmerksamkeit zu widmen"; „es erschien nicht leicht ein freigeistiges Buch, das er nicht selbst las und prüfte." Ebenso berichtet Spalding in seiner Selbstbiographie (Halle 1804, S. 17), daß er in seiner Jugend, von Shaftesbury's „erhabenem Platonismus und dessen Grundsätzen von dem moralischen Gefühl und der Selbstlosigkeit der Tugend" auf's tiefste in seinem innersten Wesen ergriffen gewesen sei. Nicht nur sein erstes schriftstellerisches Auftreten war eine Uebersetzung von Shaftesbury's Abhandlung über die Tugend, sondern auch alle seine späteren Schriften: „Gedanken über die Bestimmung des Menschen, 1748", „Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum, 1761", „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts und deren Beförderung, 1772", bekunden in Form und Inhalt durchweg denselben nachhaltigen Einfluß Shaftesbury's, so sehr auch dem Nachahmer die ansprechende Anmuth und Feinsinnigkeit des Urbildes fehlt. Jerusalem aber hatte von 1737 bis 1740 drei volle Jahre in England selbst im anregendsten Verkehr mit englischen Gelehrten gelebt; seine Schriften, besonders „Die Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, 1768 ff.", zeigen auf jeder Seite, welche eingehende Aufmerksamkeit er den englischen Deisten und Apologeten gewidmet hatte.

Ihnen Allen ist, gleich ihren englischen Vorgängern, die Offenbarung nicht eine Erweiterung, sondern nur eine nothwendige und wirksame Unterstützung der menschlichen Vernunft oder der jedem Menschen selbst innewohnenden natürlichen Religion. Sie meinen zwar, wie sich Sack in einem Brief von 1754 (vgl. Sack's Lebensbeschreibung, Bd. 1, S. 242) ausdrückt, daß der Verstand von seinen Zweifeln nicht eher befreit und das Herz nicht recht fest werde, bevor wir die Offenbarung zu Hilfe nehmen; denn die Offenbarung sei das Fernglas der Vernunft, ohne welches diese die wichtigsten Wahrheiten entweder gar nicht oder doch nur sehr dunkel erblicke. Aber nicht minder scharf betonen sie, daß, wie es in demselben Brief heißt, Niemand den Plan des Evangelii in seiner

ganzen Göttlichkeit einsehen und denselben von dem Mischmasch beigefügter Menschensatzungen reinigen könne, dem es an einer guten Einsicht in die Grundsätze der natürlichen Religion mangle. Daher ihr rückhaltsloser Kampf gegen alle Wunder und alle übernatürlichen Geheimnisse. Sack's „Vertheidigter Glaube der Christen" (Berlin 1748 bis 1751) steht nicht an, ausdrücklich hervorzuheben, daß sogar die christlichen Sacramente nichts seien als „wohlanständige, von Gott weislich angeordnete Feierlichkeiten"; die Taufe solle uns zum christlichen Glauben, mithin zu einem heiligen Leben verpflichten, bei dem Abendmahl aber sollten wir uns des Leidens und Sterbens Christi lebhaft erinnern. Sack wünschte nicht nur alle eidliche Verpflichtung auf die symbolischen Bücher überall abgeschafft zu sehen, als einen Ueberrest hierarchischer Anmaßung, durch welchen dem Gebrauch der Vernunft und der freien Schriftforschung Grenzen gesetzt, der Fortgang der Wahrheit aufgehalten und die Gewissen vieler Andächtigen bedrückt würden, sondern in seinem „Gutachten über die Einrichtung des theologischen Seminariums in Halle" vom 10. Februar 1767 dringt er vor Allem auch darauf, daß bei akademischen Disputatorien recht angelegentlich der Abscheu vor aller Disputirsucht und „Haberechterei" eingeschärft werde; alle überflüssige Polemik sei vom Uebel; die Kirche Christi bedürfe gründlicher, bescheidener und duldsamer Theologen; und wenn sie solche nicht finde, so sei es überall besser, daß sie gar keine habe. Für Sack und seine Gesinnungsgenossen liegt Wesen und Zweck der theologischen Gelehrsamkeit hauptsächlich in der Fähigkeit, „das Gegründete und Brauchbare von dem Spitzfindigen und Unnützen, das bloß Sektenmäßige und Dunkle von dem Allgemeinen und Verständlichen in der christlichen Religion gehörig zu unterscheiden". Der beste Prediger ist derjenige, der am meisten Geschicklichkeit besitzt, „diejenigen Redens- und Vorstellungsarten, mit welchen die Grundwahrheiten des Christenthums in der Schrift nach der Denkungs- und Sprechart der damaligen Zeit ausgedrückt wurden, zu bestimmten deutlichen Begriffen zu bringen und auf eine nach dem Sprachgebrauch unserer Zeit für Jedermann faßliche Weise auszudrücken."

Nicht im Dogma, sondern einzig und allein in der sittlichen Läuterung, oder, wie Spalding in seiner Lebensbeschreibung sagt, „in der innerlichen moralischen Ordnung des Geistes und in dem damit unzertrennlich verknüpften Wohlgefallen des größten und besten Wesens“ besteht diesen milden und freisinnigen Männern das Christenthum. Auf solche sittliche Mahnung und Ausbildung sind die meisten ihrer Schriften und ganz besonders auch ihre Predigten gerichtet.

Es war eine segensreiche Wirksamkeit, welche die Vertreter dieser Richtung auf die allgemeine Volksbildung ausübten. Immer eindringlicher und allgemeiner ward die Ueberzeugung, welche bisher nur innerhalb verketzerter Philosophenschulen gelehrt worden war, daß Ursprung und Gesetz des sittlichen Lebens nicht ein von außen Gegebenes, nicht bloß äußeres Gebot der heiligen Schrift sei, sondern vielmehr die unverbrüchliche Forderung der denkenden Erkenntniß, die innere Nothwendigkeit der eigensten Menschennatur.

Aber diese Verdienste um das sittliche Leben können nichtsdestoweniger über das Halbe und Seichte des wissenschaftlichen Standpunktes selbst nicht täuschen. Es ist jene schaale Vermittlung, welche Lessing so gründlich haßte, daß er in seinen Angriffen gegen dieselbe seine rationalistischen Freunde oft an sich irre machte. Lessing schildert diesen Standpunkt in seinen Zusätzen zu den Wolfenbüttler Fragmenten in folgender Weise: „Die Kanzeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben; Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft ist raisonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft; Geheimnisse giebt es entweder darin gar nicht, oder, wenn es deren giebt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.“ Und Lessing fährt dann fort: „Wie leicht waren jene Theologaster zu widerlegen, die außer einigen mißverstandenen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten und

durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten; sie brachten Alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte und hatte. Wie kitzlig hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien; sie bestechen Alles, was Vernunft haben will und nicht hat.“ Noch schlagender aber bezeichnet Lessing diese „neumodischen Geistlichen“, wenn er in einem Brief an seinen Bruder Karl vom 8. April 1773 sagt, sie seien Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug, und in einem anderen Brief an denselben vom 2. Februar 1774 diesen Gedanken förmlich zu der Anklage erhebt, daß, nachdem man zwischen der Orthodoxie und der Philosophie eine Scheidewand gezogen habe, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern, nunmehr die Scheidewand wieder niedergerissen werde; „man macht uns“, ruft Lessing erbittert aus, „unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. .... Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt“.

Schon früh regte sich daher in klaren Köpfen gegen dieses matte Justemilieu der entschiedenste Widerspruch.

Dies ist das Charakteristische der dritten Gruppe, welche sich in der theologischen Parteistellung dieses Zeitalters hervorhebt. Diese dritte Gruppe ist die unbedingte Verneinung aller Offenbarung.

Zunächst eröffneten einige leichte Plänkler den Kampf. Hierher gehören die kleinen Flugschriften Karl August Gebhardi's, eines früheren Mitarbeiters an Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes. Es sind: 1) Vernünftige Gedanken von dem Gebrauch der strengen Lehrart in der Theologie; 2) Vernunftmäßige Betrachtung der übernatürlichen Begebenheiten; 3) Drei Gespräche über wichtige Wahrheiten. Zweck und Inhalt dieser kleinen Schriften, welche 1743, angeblich in Amsterdam auf Kosten des Verfassers, in

Wahrheit aber in Berlin in Rüdiger's Verlag erschienen, ist die Leugnung der Inspiration, der Wunder und der Göttlichkeit Christi. Dreister und leidenschaftlicher aber soll die Schrift eines gewissen Hazfeldt oder Hardfeld (vgl. Trinius' Freidenkerlexikon, S. 296) gewesen sein, welche den Titel führte: „La Découverte de la Religion, surtout à l'égard de la philosophie, dont l'Auteur donne un système entièrement nouveau, qui développe tous les mystères les plus importants de la Nature, si bien qu'il prouve l'Existence de Dieu et l'Immortalité de l'Ame. Traduit de l'Anglois, corrigé et augmenté par l'Auteur le Chevalier Veridicus Nassoviensis, approuvé par le celèbre Professeur Wolff, 1745." Diese Schrift, heißt es, habe bereits den offensten Bruch mit allen kirchlichen Lehren und Kultgebräuchen gefordert.

Jedoch der kühnste, folgerichtigste und umfassendste Denker dieser Richtung war Hermann Samuel Reimarus, der Verfasser jenes scharfschneidigen Buches, welches einige Jahrzehnte nachher unter dem Namen der Wolfenbüttler Fragmente so berühmt und berüchtigt wurde.

Hermann Samuel Reimarus war am 22. December 1694 in Hamburg geboren. In Jena hatte er seit 1714 Theologie, später Philosophie und Philologie studirt. Eine Reise, welche er 1720 und 1721 durch England und Holland machte, mag auf seine Bildung wesentlich eingewirkt haben. Seit 1728 war er Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium seiner Vaterstadt. Sein Wandel war unsträflich. Als Mensch und Gelehrter war er von Allen geliebt und geachtet. Er starb am 1. März 1768.

Wir haben in seinen auf Religion und Theologie bezüglichen Schriften eine zwiefache Richtung zu unterscheiden. Die einen sind kritisch verneinend und suchen zu beweisen, daß die Annahme einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung und die auf diese vermeintliche Offenbarung gegründete christliche Kirchenlehre den unabweisbaren Forderungen der prüfenden Vernunft widerstreite; die anderen sind bejahend und aufbauend, sie begründen und verkünden die von

aller Offenbarung unabhängige, frei auf sich selbst gestellte Vernunft- und Naturreligion. Jene Kritik der Offenbarung und des Christenthums ist niedergelegt in dem merkwürdigen Werk, dessen Vorhandensein erst durch Lessing's Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente bekannt wurde; sein vollständiger und urkundlicher Titel lautet: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes." Und das Grundbuch der zweiten aufbauenden Richtung sind die „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion 1755", denen sich 1760 noch anschlossen „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihren Kunsttrieb, zur Erkenntniß des Zusammenhanges zwischen dem Schöpfer und uns selbst". Das Uebergewicht liegt auf der kritisch verneinenden Seite. Sie allein ist es, welche Reimarus eine bleibende geschichtliche Stellung und Wichtigkeit sichert.

Der erste Entwurf jener kritischen Hauptschrift scheint aus dem Jahre 1744 zu stammen. Darauf deuten die Worte im dritten Fragment: „Ich hoffe auch, daß mir ein Jeder zugeben wird, daß in den viertausend Jahren vor Christo wenigstens ebensoviel Menschen auf dem Erdboden gelebt haben, als nach Christi Geburt in 1744 Jahren." Auf diese Annahme weist auch die Nachricht, welche Reimarus' Sohn gegeben hat, daß der Dichter Brockes unter die zwei oder drei Vertrauten gehört habe, welchen der Verfasser seine Schrift zu gegenseitiger Besprechung mittheilte; Brockes starb am 16. Januar 1747. Später aber hat dieser erste Entwurf die mannichfachste Ergänzung und Umgestaltung erfahren. Unermüdlich im steten Umarbeiten und Fortbilden war Reimarus noch in den letzten Monaten seines Lebens mit dem endlichen Abschluß beschäftigt.

Erst seit Kurzem ist uns in dieses bedeutende Buch ein genauer Einblick gegönnt. Niemand empfand es bitterer als Reimarus, daß er, mit dem Unglauben und der kühnsten Denkfreiheit im Herzen, gegen die Außenwelt zu unwürdiger Zurückhaltung und Anbequemung sich glaubte verdammen zu müssen. Oft bricht er bei diesem drückenden Zwiespalt in die tief rührendsten Klagen aus; aber er hielt es für seine Pflicht, zu warten, „bis die Wahrheit von selbst

mehr und mehr durchdringe". Er wollte nicht „wie die Apostel mit Ungestüm und mit Störung der obrigkeitlichen Verordnungen seine Meinung auszubreiten suchen", sondern seine Schrift „als einen geheimen Schatz mit gewissenhafter Verschwiegenheit" so lange aufbewahrt wissen, „bis es Gott gefalle, der vernünftigen Religion einen Weg zur öffentlichen ungekränkten Freiheit zu bahnen". Lessing, mit Sohn und Tochter des Verfassers befreundet, hatte bereits 1770 von diesem geheimen Schatz Kenntniß erhalten. Doch waren die Bruchstücke, welche er in den Jahren 1774 bis 1777 in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Literatur" angeblich aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel und 1778 als besonderes Buch „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger" veröffentlichte, nur einzelne Kapitel; er hatte das Ganze zwar gelesen, aber Johann Albert Heinrich Reimarus, der Sohn, und Elise Reimarus, die Tochter, waren, wie er am 10. Januar 1779 an Herder schreibt, „entweder viel zu eifersüchtig oder doch zu furchtsam, als daß sie es ihm rückhaltslos anvertrauen möchten". Nach Lessing's Tode, angeblich aus Lessing's Nachlaß, erschien 1787 noch ein anderes Bruchstück unter dem Titel: „Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttel'schen Fragmentisten"; der Herausgeber, welcher sich A. E. Schmidt nannte, soll der Kanonikus Andreas Riem gewesen sein. Im Jahre 1814 wurde die von Reimarus selbst geschriebene Urschrift von dessen Sohn, einem angesehenen Hamburger Arzt, an die Hamburger Stadtbibliothek und gleichzeitig eine Abschrift derselben an die Universitätsbibliothek zu Göttingen übergeben. Einen Theil dieser Urschrift hat Wilhelm Klose, der Sekretär der Bibliothek zu Hamburg, in Niedner's Zeitschrift für historische Theologie 1850 bis 1852 (Bd. 20 bis 22) veröffentlicht. Aber auch dieser Abdruck wurde, man weiß nicht, aus welchen Gründen, wieder vorzeitig abgebrochen. Die Lücke ist ausgefüllt durch das treffliche Buch von David Friedrich Strauß „Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes, Leipzig 1862". Es ist zwar nur ein Auszug, aber doch so eingehend und urkundlich, daß jetzt der Inhalt in seinem Zusammenhang und Grundgedanken klar vor Augen liegt.

Man kann den Vorbericht (Riedner's Zeitschrift, Bd. 20, S. 523 ff.), welchen Reimarus über die Entstehungsgeschichte seiner Gewissenskämpfe giebt, nicht ohne Bewegung lesen. In der protestantischen Kirche von frommen Aeltern geboren und von diesen für die Theologie bestimmt, hatte sich Reimarus von Jugend auf um die Wahrheit der christlichen Religion redlich bemüht. Manches aber hatte schon früh seine Zweifel geweckt. Warum die durcheinandergeworfene, zerrissene und zerstreute Form der biblischen Lehren und Erzählungen? Wie konnte es geschehen, daß das allerweiseste und gütigste Wesen uns eine seligmachende Erkenntniß offenbaren wollte, ohne doch die Heilslehren ordentlich, deutlich und bestimmt vorzutragen? Und als rechtschaffener Christ wollte der aufstrebende Jüngling in altgewohnter Art zum dreieinigen Gott beten, als vernünftiger Mensch aber mit diesem Wort einen klaren Begriff verbinden; wie wäre es ihm möglich gewesen, in einem und demselben Wesen sich drei verschiedene auseinanderstammende und doch gleiche Personen, und in der mittleren Person sich überdies wieder zwei verschiedene Naturen vorzustellen? „Ich muß die Wahrheit sagen," klagt Reimarus, „hier vergingen mir alle Gedanken; wenn ich an Gott gedachte, so waren keine Personen da, und wenn ich an eine besondere Person außer dem Vater gedachte, so verschwanden die übrigen Personen in der Gottheit selbst bei mir. Nachdem ich mich also bei dem täglichen Gebet lange genug mit der Idee eines dreieinigen Gottes vergeblich gequält hatte, sah ich mich genöthigt, die Dreieinigkeit aus meiner Vorstellung wegzulassen und Gott fein natürlich als meinen Schöpfer und Wohlthäter anzurufen, und dabei befand ich mich ruhiger." Und noch durch eine andere christliche Lehre ward Reimarus bedrückt und gepeinigt. Reimarus fährt fort: „Ich sollte Gott, so oft ich meiner Sünden eingedenk ward, doch auch als einen gerechten und heiligen Gebieter, als einen strengen Richter ansehen. Ja, das that ich mit vieler Bewegung und Betrübniß: ich war gewiß, daß er mir bei ernstlicher Buße, wegen des Glaubens an den Erlöser, Vergebung der Sünden, Gnade und Seligkeit würde angedeihen lassen. Allein wenn ich an das ganze

menschliche Geschlecht und wenn ich an die Drohung einer ewigen Höllenpein gedachte, welche den Ungläubigen und Gottlosen nach diesem kurzen Leben bevorstehe, so entfiel mir wieder aller Muth, und meine eigene Seligkeit verlor sich in dem kläglichen Geschrei von Millionen ohne Ende gemarterter Seelen. Ich muß es frei gestehen, dieser Zweifel war der erste, welcher gleichsam unbewegliche Wurzeln in meinem Gemüth schlug; es blieb mir allemal ein offenbarer Widerspruch zwischen dem Begriff von Gott, der da gut und gütig, ja die Liebe selbst und ebendarum liebenswürdig ist, und zwischen einem so grausamen und in alle Ewigkeit unvergeßlich strafenden Richter, der das äußerste Böse den Menschen anthun wollte ohne Absicht sie zu bessern." Und weiter: „Wie steht es denn um das Volk, das in der Bibel ausschließlich als das auserwählte Volk Gottes geschildert wird?" „Ich war es freilich," sagt Reimarus, „in der Schule gewöhnt worden, alle Thaten und Reden der in der biblischen Geschichte angegebenen Personen für gerecht, heilig und göttlich zu halten; jedoch ärgerte ich mich über die unbegreifliche Bosheit des israelitischen Volks, und konnte es schwerlich zusammenreimen, daß Gott ein so halsstarrig verkehrtes Volk aus so vielen weiseren und lenksameren Völkern zu seinem Eigenthum und Liebling sollte erwählt haben; und je mehr ich zum Reflectiren aufgeweckt wurde, desto mehr schienen mir auch die Handlungen der einzelnen Personen, Abraham's, Jacob's, Mosis, David's, von den Regeln der Tugend, ja des Natur- und Völkerrechts abzuweichen." So entstanden in Reimarus fast unwillkürlich aus tiefstem Herzenserlebniß jene tiefsinnig grübelnden Betrachtungen, welche später die gläubige Welt in so argen Schrecken versetzten. Reimarus führt sein Buch mit den feierlichen Worten ein: „Die Klarheit meiner zunehmenden Einsicht gab mir den Trost: Du hast nach den allgemeinen Regeln der Wahrheit unmöglich anders denken können und wirst selbst in der Stunde des Todes, wenn Dir Gott alsdann noch den Gebrauch des gesunden Verstandes gönnt, ganz ruhig dabei bleiben. Auf solche Weise ist endlich aus meinen zerstreuten Zweifeln ein System, aus der Wahrscheinlichkeit eine Ge-

wißheit geworden, und ich genieße seit der Zeit eine ungestörte Befriedigung des Gemüths, der ich mich in meinem Busen freue."

Ursprünglich ein Schüler Wolff's, hatte sich Reimarus mit allen Waffen verstärkt, welche ihm die freigeistige Philosophie des Auslandes bot. Vom entschiedensten Einfluß auf Reimarus sind Bayle, der theologisch-politische Tractat Spinoza's, und die Weissagungs- und Wunderkritik der englischen Deisten Collins, Woolston und Morgan gewesen; doch auch von allen anderen Denkern dieser Richtung hat er die genaueste Kunde. Die Abhandlungen über die Wahrheiten der natürlichen Religion erwähnen von den Engländern besonders Hume und Bolingbroke, von den Franzosen Voltaire, Montesquieu, La Mettrie, Buffon, Maupertuis und d'Alembert. Zu dieser tiefen Sachkenntniß und zur unerbittlichsten logischen Schärfe tritt der ergreifendste sittliche Ernst. Allerdings ist es nicht wörtlich zu unterschreiben, wenn Lessing bei der Herausgabe des ersten Fragments rühmte, daß sich der Verfasser niemals Spöttereien und Possen erlaube; aber es ist nicht der prickelnde Spott und Witz eines Bayle und Voltaire, denen ein glückliches Schlagwort oft höher steht als die Sache, sondern der herbe Ingrimm über die Macht eingerotteter Vorurtheile und Mißbräuche, welche in sich so nichtig sind und doch überall unüberwindlich dem Sieg freierer Erkenntniß und Sittlichkeit in den Weg treten.

Die Kritik der christlichen Offenbarung zerfällt bei Reimarus in drei Theile. Erstens Kritik des alten, zweitens Kritik des neuen Testaments, und drittens Kritik der Hauptsätze des protestantischen Lehrbegriffs.

Erstens. Die Kritik des alten Testaments. Auch sie ist wesentlich wieder auf drei Punkte gerichtet: 1) Die Persönlichkeiten der alttestamentlichen Geschichte sind nicht geeignet, Träger einer geoffenbarten Religion zu sein. 2) Die Lehren des alten Testaments können nicht aus göttlicher Offenbarung stammen. 3) Die alttestamentlichen Bücher sind nicht von göttlicher Herkunft. Der erste Abschnitt, die Betrachtung der alttestamentlichen Geschichten und Persönlichkeiten, ist wohl das Glänzendste, was Reimarus geschrieben

hat. Diese Betrachtung faßt sich (vgl. Strauß a. a. O. S. 145) in das Endergebniß zusammen, daß es keine Geschichte der Welt gebe, darinnen die Wunder von Anfang bis zu Ende so gehäuft und übertrieben, kein Buch der Welt, darinnen Alles und Jedes so unmittelbar auf Gottes Rechnung geschrieben sei; aber gewiß auch keine Geschichte und kein Buch der Welt, in welchem alle Personen, welche hier als Männer Gottes aufgeführt werden, einem ehr- und tugendliebenden Gemüth so viel Anstoß, Aergerniß und Abscheu verursachen. Die Vertheidiger der Offenbarungslehre, welche verlangten, daß man diese Erzählungen als etwas Heiliges und unmittelbar Göttliches, nicht aber zum Theil als Erguß der mythenbildenden Volksphantasie, zum Theil als einfach menschliche Geschichte nehmen solle, hatten gegen diese zermalmenden Einwürfe einen schweren Stand. Und wenn in der Kritik der biblischen Handlungen und Persönlichkeiten Moses Mendelssohn rügen wollte, daß das Maß der Einsicht und des moralischen Gefühls, welches jenen Zeiten zukomme, nicht gehörig berücksichtigt sei, so antwortete Lessing treffend, daß eine solche Rücksichtsnahme doch wohl nur Charakteren und Handlungen zugutkommen dürfe, welche weiter nichts sein sollten als Charaktere und Handlungen bloßer Menschen; seien denn aber Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablassen sollen, oder sollten sie uns nicht vielmehr die erhabensten Muster der Tugend sein? Der zweite Abschnitt, die Kritik der dogmatischen Lehre, betont besonders den Mangel alles eigentlich Lehrhaften, das ganz unverhältnißmäßige Ueberwuchern der alleräußerlichsten Ceremonialgesetze namentlich in den Büchern Mosis, welche doch für so lange Zeit die einzige Richtschnur alles Denkens und Handelns gewesen. Und wie sei denn nun der eigentliche Inhalt derjenigen Religion beschaffen, welche den Anspruch mache, als ausdrückliche Offenbarung Gottes angesehen zu werden? Sei es eine reine oder nicht vielmehr eine fast heidnische Gottesvorstellung, wenn die Schöpfungsgeschichte meist die Mehrzahl Elohim setze, und wenn in sämmtlichen Geschichtsbüchern des alten Testaments dem Schöpfer und Weltlenker oft die niedrigsten menschlichen Eigenschaften und

Leidenschaften, die rohsten und zwecklosesten Mißgriffe in der Handhabung der Weltregierung beigelegt würden? Und ferner: Sei es denn nach der von Hugo Grotius und den englischen Deisten angestellten Prüfung der sogenannten messianischen Weissagungen noch irgend haltbar, im alten Testament eine Hinweisung auf den Messias finden zu wollen? Eine so unerhörte Lehre, wie die Lehre von einem mit Gott einigen Sohn, der Mensch werden und durch seinen Tod für die Sünden der Welt genugthun solle, müsse doch um so ausdrücklicher und deutlicher vorgetragen werden, je weiter sie von dem Begriff Derer, denen sie vorgetragen wurde, abliege. Und endlich: Wo sei bei Moses die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, die erst in den Büchern der Makkabäer auftauche? „Eine seligmachende Lehre offenbaren wollen und doch die Erkenntniß von der Seligkeit mit Fleiß verschweigen, wäre ebenso gewesen, als wenn Moses die Israeliten hätte bereden wollen, mit ihm in das gelobte Land zu ziehen und dasselbe einzunehmen, und hätte ihnen doch nicht gesagt, daß ein solches Land in der Welt sei und daß ihnen Gott dasselbe verheißen.“ Der dritte Abschnitt, die Verneinung der göttlichen Herkunft der alttestamentlichen Bücher, ist folgerichtig die unmittelbare Anwendung dieser Einwürfe. Es seien rein menschliche Dichtungen und Geschichtsbücher, die auch in der That erst sehr allmälich und nur sehr theilweise das Ansehen kanonischer Bücher erlangt hätten.

Zweitens. Die Kritik des neuen Testaments. Der Inbegriff der Lehre Jesu, meint Reimarus, liege in der Ermahnung: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Dies gebe zwei verschiedene Seiten dieser Lehre von sehr ungleicher Art und Bedeutung. Die eine Seite, der moralische Weckruf zu wahrer Buße und Besserung, habe sich zwar auch zunächst nur auf die Juden und den damaligen Zustand ihrer Religion und Sittlichkeit bezogen; aber „alle diese Lehren“, sagt Reimarus, „sind groß, edel, ja göttlich, und man wird sie selten oder fast gar nicht, wenigstens nicht aus dem Grunde einer so allgemeinen Menschenliebe, die sich auch an Feinden thätig erweiset, bei heidnischen Weltweisen finden“. Die

andere Seite dagegen, die Verſprechung des Himmelreiches, ſei lediglich auf die Errichtung eines jüdiſchen Reiches gegangen; erſt ſpäter, nach dem unerwarteten Tode Jeſu, ſei von den Apoſteln die Verheißung eines weltlichen Reiches in die Verheißung eines geiſtigen umgedeutet worden. Der Schluß, welcher ſich aus dieſer Auffaſſung für die Geſchichte und Beurtheilung des Chriſtenthums ergiebt, iſt nach dem Verfaſſer folgender: „Die entfernte Veranlaſſung zum Chriſtenthum war ein falſcher jüdiſcher Wahn, womit die Propheten das gemeine Volk in ſeinen Drangſalen hingehalten hatten, daß einmal aus dem Geſchlecht David's ein Meſſias oder geſalbter weltlicher König zu Jeruſalem entſpringen, die Juden von aller Bedrückung ihrer Feinde erlöſen und ein großes herrliches Reich unter ihnen aufrichten würde. Dieſe Weiſſagungen ſind nicht anders als von einem weltlichen Regenten zu verſtehen; über zweitauſend Jahre unerfüllt geblieben, können ſie auch künftighin nicht mehr erfüllt werden; folglich ſind ſie falſch. Die nähere Veranlaſſung des Chriſtenthums iſt die Unternehmung Jeſu von Nazareth, einen ſolchen Erlöſer vorzuſtellen und ſich als einen König Israels mit Hilfe des Volks und ſeiner Jünger ausrufen zu laſſen; als wohin ſein öffentlicher Eintritt in Jeruſalem nebſt der ungeſtümen Störung des Gottesdienſtes und der aufrühreriſchen Predigt wider die Obrigkeit zielte. Dieſes unmächtige Unternehmen iſt ihm und den Jüngern mißlungen und hat ſich durch ſeine Kreuzigung als eitel erwieſen. Die allernächſte Veranlaſſung des neuen Syſtems aber iſt die fehlgeſchlagene Hoffnung der Apoſtel auf die Erlöſung Israels durch Jeſum als den Meſſias und auf die ihnen von Jeſus verſprochene Mitregentſchaft, da die Apoſtel auf zwölf Stühlen ſitzen und die zwölf Stämme Israels in ſeinem künftigen Reiche richten ſollten. Denn es iſt unſtreitig, daß ſämmtliche Apoſtel bis an den Tod Jeſu kein anderes Syſtem als die Chimäre von Jeſu weltlichem Reich und Meſſiasſchaft im Kopf gehabt haben. In ein paar Tagen, da alle ihre Hoffnung auf das vorige Syſtem mit einem Mal verſchwunden war, ſatteln ſie um und ergreifen das Syſtem eines leidenden Erlöſers, ſagen, der Meſſias habe erſt müſſen leiden

und sterben nach der Schrift, er sei aber vom Tode auferstanden u. s. w. Wenn sie nun nur einen einzigen Punkt dieses neuen Systems augenscheinlich hätten machen können, so möchte man sagen, ihnen wären jetzt erst die Augen aufgegangen, sie hätten ihren alten Wahn aus Ueberzeugung fallen lassen und wären aus fleischlich Gesinnten geistlich Gesinnte geworden. Allein Alles und Jedes war theils unerweislich, theils widersprechend, theils durch den Erfolg selbst widerlegt. Es ist augenscheinlich, daß die Apostel bloß aus Noth wegen fehlgeschlagener Hoffnung von einem falschen System auf ein anderes gleich falsches gefallen waren und ihre vorigen fleischlichen Absichten unter einer anderen schmiegenden Gestalt so gut als möglich auszuführen gedachten. Aus der Schrift war ihr System unerweislich. Alle die Stellen, die sie auf das Leben des Messias, seine Auferstehung und Himmelfahrt bezogen, gehörten gar nicht dahin. Die heidnischen Zeugen der Auferstehung von der Wache Pilati vor dem Grabe sind bloß eine Erdichtung Matthäi, deren sich die übrigen Apostel geschämt haben müssen, weil sie sich nirgends in ihren Verantwortungen darauf berufen. Kein einziger Jude außer den Aposteln hatte den auferstandenen Jesus gesehen, da er doch einige Tage hindurch bis zu seiner Himmelfahrt auf Erden herumgewandelt sein soll; als hätte er sich mit Fleiß versteckt, um die Uebrigen ungläubig zu lassen. Mit ihren Zeugnissen von der Auferstehung Jesu und den Erscheinungen des Auferstandenen warten die Apostel so lange, bis sie selbst gestehen müssen, daß er nicht mehr vorhanden sei, und dann widerlegen sie sich selbst durch die Widersprüche ihrer Aussagen. Die verbreitete Sage von einem durch sie verübten Leichendiebstahl hat alle Möglichkeit und selbst Wahrscheinlichkeit für sich. Die Vorhersagung, daß Jesus noch bei Lebzeiten jener Generation in den Wolken wiederkommen würde, hat sich als falsch ausgewiesen trotz der Ausflüchte, durch welche die Apostel sie aufrecht zu halten suchten.“ „Sehet nur,“ ruft Reimarus zuletzt aus, „ob nicht das ganze Lehrgebäude des apostolischen Christenthums von Anfang bis Ende auf lauter falschen Sätzen beruht, und zwar auf Sätzen, die den Grund und das Wesen dieser

Religion ausmachen und mit welchen sie stehen und fallen muß. Diesen inneren Mangel können keine äußeren Stützen wieder gut machen; keine Erzählung von geschehenen Wundern, kein glücklicher Fortgang des Christenthums, keine Standhaftigkeit der Bekenner und selbst nicht die gottseligste Sittenlehre." Nichts sei in Ursprung und Wachsthum des Christenthums wunderbar und göttlich, sondern Alles zeige vielmehr sehr menschliche und weltliche Beweggründe.

Drittens. Die Kritik des protestantischen Lehrbegriffs. Sie bezieht sich fast ganz ausschließlich auf die christliche Heilslehre. Könne man an die biblische Erzählung vom Sündenfall glauben? „Wer gewiß vorher weiß, daß ein Mensch in Sünde verfallen wird, wenn ihm sich eine reizende Gelegenheit bietet, und wer doch diese reizende Gelegenheit dem Menschen ohne Noth bietet, da er sie füglich hätte weglassen können und sollen, der ist die moralische Ursache der Sünde des Menschen, und da dieses von dem allervollkommensten Wesen nicht gedacht werden kann, so muß Sünde und Tod eine andere Ursache haben, die mit dem Wesen Gottes und des Menschen besser übereinstimmt." Und welchen Sinn habe die Lehre von der Erbsünde? Sünde ist That in Gedanken, Begierden oder Werken; „ein Mensch aber, der noch nicht wirklich ist, kann weder etwas denken, noch wollen, noch ausrichten; nun sind alle Menschen noch nicht wirklich gewesen, als Adam soll gesündigt haben, folglich haben sie sich die Handlungen Adam's weder vorstellen noch darein willigen oder dieselben mit bewirken können." Wie könne Gott diese fremde Schuld den Menschen zurechnen und sie dafür zur Strafe ziehen wollen? „Ferne sei es von Dir, Du liebenswürdigster, liebreichster, gütigster, gnädigster, barmherzigster Gott, daß Du ein so ungerechtes Gericht über Deine armen Geschöpfe hieltest, der Du aller Welt Richter bist." Und sei die darauf folgende Erlösung durch Christus, d. h. durch Zurechnung fremden Verdienstes, etwa minder eitel und ungerecht? So wenig als sittliche Schuld ist sittliches Verdienst übertragbar. Dieser Wahn ist nur aus der niedrigen Vorstellung entsprungen, als sei Gott ein menschlicher Gläubiger oder ein menschlicher König, welcher Ersatz

und Genugthuung brauche. Und was bezwecke denn schließlich diese angebliche Heilsordnung? Sei es möglich, „daß alle Menschen auf dem Erdboden etwas von solchem Glaubenssystem wissen, und sei es in den bloßen Willen eines Jeden gestellt, daß er glaube, was er höre? Und doch sollen Alle, welche nicht im Glauben sterben, unwiederbringlich der ewigen Verdammniß verfallen?“

So weit diese Angriffe. Es bedarf keiner Erörterung, wie Vieles jetzt in denselben veraltet und ohne Spitze ist.

Auch Reimarus steht, wie alle seine englischen und französischen Vorgänger und Gesinnungsgenossen, noch durchaus auf dem ungeschichtlichen Standpunkt, welchen schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts das berüchtigte Buch De tribus impostoribus eingenommen hatte, als seien die Glaubenssatzungen nichts als absichtlicher und selbstsüchtiger Priestertrug. Ja, die unlösbaren Widersprüche solcher ungeschichtlicher Betrachtungsweise treten in Reimarus schreiender als irgendwoanders zu Tage. Jesus soll der Begründer der herrlichsten und reinsten Sittenlehre, und dabei doch selbst ein ehrgeiziger und irdischgesinnter Mensch gewesen sein. Die Apostel sollen die Kunde von der Wiederbelebung ihres Meisters erlogen, und dessenungeachtet eine Gluth der Ueberzeugung und eine Kraft der Predigt gehabt haben, welche die ganze Welt umgestaltet. Es fehlt die Weite des Blicks, welche die Frage nach der Entstehung der biblischen Erzählungen und der christlichen Glaubenssätze zur kritischen Untersuchung über Entstehung und Zeitfolge der einzelnen biblischen Bücher und zur wissenschaftlichen Dogmengeschichte emporbildet. Allein der innerste Kern bleibt trotzdem unverlierbar. F. D. Strauß sagt schlagend: „Wenn Reimarus sagte, das Christenthum ist keine göttliche Offenbarung, sondern menschlicher Betrug, so wissen wir freilich heut, daß dies ein Irrthum, daß das Christenthum kein Betrug ist. Aber ist es darum eine göttliche Offenbarung im Sinn der Kirche? Ist der Satz von Reimarus ganz zunichte geworden? Keineswegs; vielmehr sein Nein bleibt Nein, nur sein Ja hat einem besseren Ja Platz machen müssen; das aber vergißt die Theologie unserer Zeit nur gar zu gern. Weil Moses

gewiß kein Gaukler war, ist er ihr wieder ein Wunderthäter; weil die Beschuldigung eines Leichendiebstahls gegen die Jünger Jesu keinen Anklang mehr findet, glaubt sie seine Auferstehung von Neuem als übernatürlichen Vorgang behaupten zu können.“ Und treffend führt Strauß weiter aus, wie Reimarus nicht bloß in seiner Verneinung Recht behält, sondern auch bereits die bessere Bejahung, welche der Fortschritt wissenschaftlicher Einsicht inzwischen an die Stelle der seinigen gesetzt hat, ahnte und vorbereitete. Nicht immer ist ihm das Wunder der alttestamentlichen Geschichte Betrug, sondern zuweilen, wie schon Spinoza angedeutet hatte, nur entstanden aus der Gewohnheit der jüdischen Geschichtsschreiber, das Geschehene mit Ueberspringung der natürlichen Mittelursachen auf die oberste Ursache, auf Gott, zurückzuführen. Dieser Handhabe hat sich hernach der Rationalismus trefflich bedient, um die biblischen Wundererzählungen, wenigstens ohne Antastung des Charakters der handelnden Personen, auf natürliche Weise zu erklären. Und auch die mythische Auffassung der biblischen Geschichte begegnet uns bereits in ihren Anfängen, wenn Reimarus nicht selten auf die unwillkürlichen Umgestaltungen hinweist, welche die Erzählung in der mündlichen Ueberlieferung erfuhr, ehe sie schriftlich festgehalten wurde. So wurden z. B. die Traumdeutungen Daniels von Reimarus als Nachdichtung der Traumdeutungen Joseph's, und der leitende Stern der Weisen bei Matthäus als Nachdichtung der zugführenden Feuer- und Wolkensäule bei Moses dargestellt.

Das allgemeine Wehgeschrei, welches sich bei dem ersten Bekanntwerden dieses denkwürdigen Buches erhob, ist das laute Zeugniß für dessen epochemachende Bedeutung. Wie dieses Buch einerseits die schärfste Spitze und der zusammenfassende Abschluß aller jener einschneidenden Verneinungen war, welche seit Bayle, Spinoza und Locke das religiöse Denken bewegten und quälten, so war es andererseits zugleich der Grund und Anfang einer neuen weltbefreienden Entwickelungsreihe, welche von Lessing bis zu den neuesten Phasen der kritischen Theologie sich fortspinnt.

Betrachten wir die zweite Gruppe der Reimarus'schen Schriften,

die aufbauende und bejahende, so sehen wir, wie weit Reimarus entfernt war, mit der Verneinung des biblischen Offenbarungsglaubens zugleich auch den eigensten Gehalt des christlichen Glaubens selbst, den Glauben an das persönliche Dasein Gottes und an die persönliche Unsterblichkeit der Seele, verneinen zu wollen.

In diesen Schriften, welche nicht der Offenbarungskritik, sondern der Begründung der sogenannten Vernunft- und Naturreligion angehören, ist Reimarus strenger Deist im Sinn Wolff's und Locke's.

Während jene scharfe Kriegserklärung gegen Offenbarung und Christenthum ängstlich geheim gehalten wurde, wurden dagegen diese aufbauenden Schriften vom Verfasser selbst veröffentlicht.

Reimarus ist sich in dieser öffentlichen Wirksamkeit nicht untreu geworden. Wir wissen jetzt, in welchem Sinn es von ihm gemeint war, wenn die Vorrede zu den „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion“ den bei den theologischen Rationalisten beliebten Vergleich der Offenbarung mit einem Fernglas auch ihrerseits aufnimmt, dann aber bedachtsam hinzusetzt, Niemand könne die Körper durch ein Fernglas oder Mikroskop erkennen und sich von deren Wirklichkeit überzeugen, wer sich nicht des natürlichen Gesichts dabei bediene und nach dessen Grundregeln Alles beurtheile. Und ebenso wird auch hier der Wunderglaube auf's unzweideutigste zurückgewiesen. In der achten der Abhandlungen über natürliche Religion heißt es: „Wenn wir uns Wunder oder übernatürliche Wirkungen Gottes denken, so setzen wir zwar, daß sie in der Welt oder in der Natur geschehen, aber daß die Natur oder die Kräfte der Welt nicht allein gar nichts dazu thun und bloß leiden, sondern auch, daß die Wirkungen Gottes den Bemühungen und Regeln der thätigen Naturkräfte entgegenlaufen. Eine solche Wirkung göttlicher Macht kann die ordentliche Erhaltung der Natur nicht sein, denn sie würde derselben vielmehr widerstreiten. Wenn ein Regent seine Gesetze und die Sprüche seiner Unter-Richter alle Augenblicke ändern und Diesen und Jenen davon freisprechen wollte, so würde es nicht anders sein, als ob er gar keine Gesetze

gegeben, gar keine Unter-Richter gesetzt hätte; er würde dadurch die Verfassung des Staats nicht erhalten, sondern umkehren, und man würde von seinen Einsichten und Rathschlüssen nicht das Beste denken, wenn man gleich seine Obermacht erkennen müßte. Wenn dann auch Gott Alles unmittelbar und durch Wunder thäte, so würde er Alles allein thun; wozu hätte er dann eine Schöpfung endlicher Dinge vorgenommen? Wenn er das Bemühen der geschaffenen Substanzen und die Gesetze ihrer Natur alle Augenblicke hemmte, wozu hätte er sie ihnen gegeben? Je mehr er nach der Schöpfung Wunder thäte, desto mehr würde er die Natur wieder vernichten, nicht aber erhalten; und für sich würde er entweder die zu seinem Zweck möglichen Naturmittel nicht eingesehen haben oder seinen Zweck oft ändern und seinem eigenen Einfluß in die Erhaltung der Natur entgegenarbeiten." Wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand, mußte nothwendig weiter folgern: Giebt es kein Wunder, wie ist das höchste Wunder, die Offenbarung, möglich?

Jedoch der Schwerpunkt dieser aufbauenden Lehrschriften liegt in der Verkündigung und Ausbreitung des reinen Deismus, dessen eifriger Apostel Reimarus dergestalt war, daß er sich hier gegen alle weiter vorgeschrittenen Richtungen, gegen Spinoza und gegen die französischen Materialisten, mit derselben Entschiedenheit wendet, mit welcher er sich in seiner Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes auf das rückhaltloseste gegen Kirchenlehre und Rechtgläubigkeit gewendet hatte.

Von Reimarus wird, wie von allen Wolffianern, das Dasein eines persönlichen Gottes hauptsächlich auf den sogenannten physikotheologischen Beweis gegründet. Die Welt ist nicht das erste, ursprüngliche, selbständige, ewige Wesen, wovon wir und alle Dinge abstammen. Die Menschen und Thiere können nicht ihren Ursprung von der Welt oder Natur haben, da die todte Materie nicht alle Grundstoffe der lebendigen Körper enthält. Und auch die körperliche Welt kann nicht durch sich selbst, sondern muß von einem Andern hervorgebracht sein; denn ohne Seele und Empfindung hat sie nicht ihre Vollkommenheit in sich selbst, sondern vielmehr nur in

dem äußerlichen Nutzen und Vergnügen, welches sie den Lebendigen giebt. „Wir können also," sagt die vierte Abhandlung § 1, „vernünftiger Weise mit unserem Forschen nach der ersten Ursache bei der Welt und deren Natur nicht stehen bleiben. Sie kann weder die Lebendigen erzeugt haben noch an sich selbst begriffen werden, ohne einen Werkmeister zu setzen, der diese leblose Maschine um der Lebendigen Willen hervorgebracht hat. Dieses selbständige ewige nothwendige Wesen ist es, was wir mit dem Worte Gott andeuten."

Und in gleicher Weise wird von Reimarus dieser physikotheologische Beweis sodann auch auf die Unsterblichkeit der Seele übertragen. Die Seele ist die in allen leiblichen Wandlungen unwandelbare Substanz des Menschen, die vom Körper zwar abhängige, aber doch den Körper bestimmende Geistigkeit; sie ist (Abhandlung 6, § 14) „der Steuermann in einem Schiff, der einerseits in der Bewegung und Erschütterung des Schiffes mitleidet, anderentheils aber zur Lenkung desselben durch ein geringes Drehen des Steuers bewußt und willkürlich beiträgt". „Wir können zwar," heißt es weiter (Abhandlung 10, § 1), „aus dem Wesen unserer Seele eine Möglichkeit begreifen, daß sie auch nach dem leiblichen Tode fortdauern und ihrer bewußt sein, folglich leben und glückselig sein könne; aber die Absicht und Vorsehung unseres Schöpfers kann uns allein die feste Versicherung geben, daß solches auch wirklich geschehen werde. Die göttliche Vorsehung zeigt sich gegen die Menschen besonders gütig, da sie ihnen vor allen übrigen Thieren so mancherlei Ergötzungen der Sinne, so angenehmen Vorschmack von Wahrheiten und Vollkommenheiten, ein Vermögen und Verlangen, immer vollkommener zu werden, ja einen fernen Blick von der unendlichen Weisheit, Liebe, Macht und Glückseligkeit ihres Schöpfers gegönnet. Wenn wir aber nicht in einem besseren Leben zu einem völligeren Genuß dieser Vorzüge gelangen sollten, so würden sie alle durch eine so baldige Entziehung, da wir uns noch auf der niedrigsten Stufe sehen, wieder vereitelt. Die Menschen würden dadurch nur um desto mißvergnügter und unglückseliger gemacht. So wenig Dieses

mit den göttlichen Eigenschaften und mit der geäußerten Liebe Gottes zu seinen vernünftigen Geschöpfen übereinstimmen würde, so gewiß können wir von seiner gnädigen Vorsehung versichert sein, daß sie uns durch diese kurze Vorbereitung zu einem höheren Maß der Vollkommenheit und Glückseligkeit, dazu er unsere Natur fähig gemacht hat, führen werde."

Kant, obschon von Reimarus mit höchster Bewunderung sprechend, ist über diese Art der Beweisführung gründlich hinausgegangen, wie Spinoza schon vor ihm sie längst überwunden hatte. Jedoch die sogenannte Popularphilosophie der deutschen Aufklärung stand durchaus innerhalb dieser Schranken und las Reimarus' Gottesbetrachtungen mit höchster Erbauung.

Wir, die wir Reimarus als Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente kennen, enthalten uns kaum eines leisen Lächelns, wenn wir sehen, daß der deutsche Uebersetzer des Système de la Nature (Frankfurt und Leipzig 1783) im Vorbericht dem Leser den Rath ertheilt, wofern er sich im Punkt der Religion nicht ganz fest wisse, sich vorher aus den Schriften eines Reimarus' Kraft und Geistesstärke zu schöpfen. Weil Gott und Unsterblichkeit von Reimarus gepredigt wurde, galt er für einen Bekämpfer der Religionsfeinde.

Doch was besagt im Grunde diese seltsame Ironie der Thatsachen?

Es war die Zeit gekommen, daß die Theologie zu ihrer Vertheidigung die Waffen von der Philosophie entlehnen mußte.

Drittes Kapitel.

Der wissenschaftliche Kampf gegen den Despotismus.

Johann Jacob Moser. Johann Michael von Loen.

Seit mehreren Menschenaltern hatte die deutsche Staatswissenschaft für die selbstherrliche Unabhängigkeit der einzelnen Landeshoheiten gekämpft. Schneidend sagt Gundling, der berühmte Hallesche Rechtslehrer, von dieser Souveränitätsmacherzunft: „In Deutschland ist zwar Vieles controvers, aber Alles geht gegen den Kaiser; also kannst Du Dir wohl einbilden, warum Alle von Gottes Gnaden das Staatsrecht durch Professores dociren lassen; diese können der Sache ein Embelissement geben, denn sie thun ja nichts Anderes als nachdenken, wie sie ihren Herrn mainteniren und dem Reich wieder was wegkapern mögen.“ Und Friedrich Karl von Moser setzt in seiner Schrift vom Nationalgeist witzig hinzu, es sei sehr weislich gehandelt, daß man die Lehrer des Staatsrechts auf den meisten Universitäten fast durchgehends zu Hofräthen ernenne; sie ließen es an nichts fehlen, sich dieses Namens würdig zu machen.

Jetzt war diese Frage gelöst. Das weitschichtige und trümmerhafte Verfassungsgebäude des deutschen Reiches war Allen ohne Ausnahme gleichgültig und verächtlich geworden. Die Fürsten waren unumschränkt; wie nach unten so nach oben. Und auch das Volk hatte durch die vom fürstlichen Sondergelüst sorgsam genährten und gesteigerten Stammeseifersüchteleien das Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit und der staatlichen Reichseinheit völlig verloren.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts tritt daher in der deutschen Staatswissenschaft eine sehr bedeutsame Wendung ein.

Die deutsche Staatswissenschaft betrachtet fortan nicht mehr ausschließlich nur das Verhältniß der Fürsten zu Kaiser und Reich, sondern eben so sehr und noch mehr das Verhältniß der Fürsten zum Volk.

Nachdem sich allmälich das deutsche Bürgerthum von den traurigen Nachwirkungen des dreißigjährigen Krieges erholt und wieder zu Wohlstand und Bildung emporgeschwungen hatte, regte sich naturgemäß das Gefühl, daß das Verhältniß von Fürst und Volk nicht lediglich nur das Verhältniß von Hammer und Amboß sei. Jenes faule und gewaltthätige, vom Mark des Volks zehrende Lotterleben der Höfe und des Hofadels, das man bis dahin dumpf und entsagend als unabwendbares Schicksal, vielleicht sogar als unmittelbare göttliche Einsetzung betrachtet hatte, wurde jetzt als schnöder Mißbrauch und rechtswidriger Frevel empfunden und verurtheilt. Der Widerstand war zuerst nur langsam und schüchtern; begünstigt aber durch die Zeitereignisse und durch das Mitwirken erleuchteter und volksfreundlicher Fürsten selbst gewann er schnell Macht und Verbreitung. Der deutschen Wissenschaft gebührt der Ruhm, nicht bloß diesem Gefühl Worte geliehen zu haben, sondern sogar die begeisterte Vorkämpferin desselben gewesen zu sein. Dem unbeschränkten fürstlichen Despotismus, wie er seit den Zeiten Ludwig's XIV. auch in Deutschland fast überall heimisch geworden, stellte sie sich mit mannhafter Unerschrockenheit entgegen.

Zwei Richtungen sind in diesem Kampf gegen die gewaltthätige Willkür der landesherrlichen Machtvollkommenheit unterscheidbar.

Einerseits, wo noch die Reste der alten Landstände vorhanden waren, das Zurückgreifen auf die Geltung dieses bestehenden Rechts und Herkommens, auf die hergebrachten ständigen Gerechtsame. Andererseits, wo diese ständischen Reste fehlten, die Bekämpfung der despotischen Wirklichkeit durch den Begriff und das Ideal fürstlicher Gewalt, die Berufung von dem schlecht unterrichteten König an den besser zu unterrichtenden, die Anpreisung und Durchführung des zwar unumschränkten, aber patriarchalisch wohlmeinenden und für-

sorgenden monarchischen Regiments. Der rohe Despotismus sollte aufgeklärter Despotismus werden.

Träger jener ersten Richtung war vornehmlich Johann Jacob Moser, einer der edelsten und ehrwürdigsten Charaktere, welche die deutsche Geschichte kennt.

Johann Jacob Moser war auch von sehr hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung. Freilich lag noch viel von der alten geistlosen Polyhistorenmanier in ihm, er hat gegen sechshundert Bände geschrieben; aber er hat das Verdienst, der Begründer des sogenannten positiven Staatsrechts und Völkerrechts zu sein. Und dies ist um so höher anzuschlagen, je mehr diesem Zeitalter in der Beurtheilung rechtlicher Zustände noch immer der geschichtliche Sinn abging. Indem sich Moser, wie er ausdrücklich sagt, „zu Grotio, Pufendorff, Wolffen und anderen nur denken wollenden Staatsrechtslehrern“ in schneidenden Gegensatz stellte, wurde er deren wesentliche Berichtigung und Ergänzung. Sowohl im Staatsrecht wie im Völkerrecht suchte er vor Allem die Ueberzeugung zu begründen, daß dasselbe kein aus einem System hervorgegangenes Lehrgebäude sei, sondern ein geschichtlich gewordenes Verhältniß; in seinen einzelnen Theilen mehr auf Gewohnheitsrecht und Herkommen als auf bestimmten begrifflichen Normen beruhend. Seine staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Werke, insbesondere über Deutschland, sind vollständige Darstellungen dieses geltenden Rechts, und daher als Urkundensammlungen bis auf den heutigen Tag dem Forscher unentbehrlich. Mit grenzenlosem Fleiß sind sie ausgearbeitet. Nachdem von 1737 bis 1754 das „Teutsche Staatsrecht“ in fünfzig Bänden erschienen war, ließ ihm Moser später noch vierundzwanzig Bände als „Neues teutsches Staatsrecht“ und „Zusätze“ nachfolgen. Und zugleich war er auch für die Geschichte des Reichs thätig. Er gab die „Probe einer Staatshistorie unter Kaiser Joseph I.“, die „Staatshistorie Teutschlands unter Karl VII.“, endlich eine Einleitung zu gleicher Behandlung der Regierung Franz' I. Auch diese Arbeiten haben ihren Werth freilich mehr auf dem staatsrechtlichen Gebiet als in der eigentlichen Darstellung der politischen Vorgänge. Da-

gegen traten Moser's Vorzüge um so mehr wieder zu Tage in der „Neuesten Geschichte der unmittelbaren Reichsritterschaft unter Kaiser Matthias bis Joseph I.“ (1755), einem Thema, das der eigenthümlichen Begabung des Autors durchaus entsprach.

Noch gesegneter und bedeutender aber als in der deutschen Wissenschaft ist Moser's Name in der Geschichte des deutschen Rechts- und Staatslebens.

Johann Jacob Moser ist unvergeßlich geworden durch die felsenfeste Ehrlichkeit und Tapferkeit, mit welcher er, der weichherzige, fromm demüthige, friedfertige Mann, sein ganzes Leben hindurch ein unablässiger Streiter gewesen ist für die unverbrüchliche Idee des Rechtsstaats gegen alle Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten, mit welchen der Despotismus seit Jahrhunderten denselben unterwühlte. Johann Jacob Moser war, wie man treffend gesagt hat, nicht ein Lehrer, sondern ein Priester des Rechts. „Recht ist bei mir Recht, Unrecht Unrecht, mag es meinen Herrn oder wen es will betreffen,“ das war der Wahlspruch, welchen er bethätigt und besiegelt hat durch langes und dornenvolles Martyrium.

Sein Leben hat er uns selbst in schlichter zuverlässiger Form, der Art seiner Zeit entsprechend, in ziemlicher Breite erzählt (4 Theile. Frankfurt und Leipzig, 1777 bis 1783). Er war am 18. Januar 1701 zu Stuttgart geboren. Neunzehn Jahre alt war er bereits außerordentlicher Professor in Tübingen; aber das stille Gelehrtenleben genügte ihm nicht, er wollte in das handelnde Leben eingreifen. Er wendete sich 1721 nach Wien; er kehrte ergebnißlos zurück, denn die „ansehnliche Bedienung“, welche man ihm dort bot, war, wie Moser in seiner Lebensbeschreibung erzählt, an die Bedingung des Uebertritts zum Katholicismus geknüpft. Dann ging er nach Wetzlar an das Reichskammergericht, darauf abermals nach Wien. Sein Vorschlag, den er dorthin brachte, wie neue Mittel zur Unterhaltung des Reichskammergerichts ausfindig zu machen seien, waren wenig geeignet, ihm dort Gunst zu verschaffen; denn die Ausführung desselben hätte die Abhängigkeit des Kammergerichts vom Kaiser aufgehoben. Nichtsdestoweniger blieb er mehrere Jahre in Wien, haupt-

sächlich mit Rechtsgutachten für hohe Herren beschäftigt. Dann aber wurde er, 1726, als Regierungsrath nach Stuttgart berufen; die „würtembergsche Hofpartei“ fürchtete Schlimmes von seinem genauen Verkehr mit den Häuptern des Reichshofraths. Von den Creaturen der berüchtigten Gräfin Grävenitz auf's tödtlichste gehaßt, wurde er 1729 wieder nach Tübingen versetzt. Aber auch dort wußte man ihm sein „Favoritstudium“, das deutsche Staatsrecht, dermaßen durch die Censur zu verleiden, daß, obgleich sein Lehrbuch des deutschen Staatsrechts (Compendium juris publici) „auf die möglichst behutsamste Weise“ abgefaßt und „bei allen streitigen Punkten bloß die verschiedene Meinung des Kaisers und der katholischen und evangelischen Stände, ohne jedwede Parteinahme für die einen oder die anderen, nur historisch erzählt war“, gleichwohl dasselbe „vom Hofe mit Arrest belegt und anderthalb Jahre zurückbehalten wurde, sodann aber an vier Stellen umgedruckt werden mußte“. „So“, setzt Moser hinzu, „erging es mir hernach mit mehreren Schriften; ich gab sie in die Censur, änderte, was man zu ändern nur mit einigem Schein fordern konnte, endlich hieß es, man sei zufrieden; wenn aber das Buch bald fertig war und auf die Messe sollte, kam ein Arrestbefehl vom Hof. Diese Verdrießlichkeiten währten so arg fort, daß ich lieber weniger Brot haben und selbiges in Ruhe essen oder gar zum Vaterland wieder hinauswollte, als so elend leben; ich legte daher Anno 1732 meine württembergischen Dienste abermals nieder.“ Nach dem Tode des Herzogs Eberhard Ludwig wurde 1733 Moser vom Herzog Karl Alexander auf's neue bei der Regierung in Stuttgart angestellt. Nun aber kam die tolle Finanzwirthschaft des Juden Süß; und sofort erhoben sich die alten Mißhelligkeiten. „Als ich 1735 Regierungsrath war,“ fährt Moser in seiner Lebensbeschreibung fort, „machte einer meiner Collegen mir ein großes Compliment, was ich für ein brauchbarer Mann sei, wenn ich nur auch eine bessere Conduite hätte. Ich antwortete: „Herr College! ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, sage Ihnen nur aber so viel, daß ich nicht aus Unwissenheit, sondern aus Grundsatz bin wie ich bin; sonst könnte ich Anderen ebenso

flattiren und lügen und betrügen wie Sie!“ Im Jahre 1736 erhielt Moser einen Ruf nach Frankfurt an der Oder als Ordinarius der Juristenfacultät. Er folgte demselben, obgleich ungern. Und auch hier mußte er schon nach drei Jahren wieder seinen Abschied fordern; seine Besorgniß, welche er vor seinem Eintritt geäußert hatte, daß das königlich preußische und das von ihm vorgetragene Staatsrecht öfters nicht mit einander übereinstimmen möchte, war eingetroffen. Darauf lebte Moser sieben Jahre hindurch in Ebersdorf im Fürstenthum Reuß, wohin ihn seine pietistischen Neigungen gezogen hatten; still und zurückgezogen unter viel Nahrungssorgen, aber in unermüdlicher Thätigkeit. Im Jahre 1747 wurde er Geheimerrath und Minister des Landgrafen von Hessen-Homburg. Schon nach zwei Jahren mußte er auch dieses Amt aufgeben; man gestattete ihm nicht, seine edlen Verwaltungsgrundsätze durchzuführen. Nun errichtete er in Hanau eine „Staats- und Kanzeleiakademie zum Dienste junger von Universitäten und Reisen kommender Standes- und anderer Personen“. Dieses Unternehmen war vom besten Erfolge, aber gleichfalls nur von kurzer Dauer. „Mitten unter meiner akademischen Arbeit“, erzählt Moser, „wurde ich sondirt, ob ich nicht als Landschaftsconsulent wieder in mein Vaterland gehen wollte; ich entschloß mich, diese Bedienung anzunehmen. Die herzogliche Confirmation erfolgte ohne Schwierigkeit; ich zog also im October 1751 wieder nach Stuttgart.“ Diese Rückkehr wurde die wichtigste und verhängnißvollste Epoche seines Lebens. Der Kampf der zu Recht bestehenden Volksfreiheit gegen den Despotismus kam zum offenen und hartnäckigen Ausbruch.

Es bedarf nur der Anführung einer einzigen Stelle, um zu zeigen, in welchem Sinn Moser das gegenseitige Verhältniß von Volksrecht und Fürstenmacht auffaßte.

In seinem Buch „Von der teutschen Reichsstände Landen“ (S. 1187) rügt er, daß die Regierung gegen etwaigen Widerstand jetzt so oft als „universale Staatsmedizin“ den Grundsatz anwende, das Beste und das Erforderniß des Staats sei oberstes Gesetz, so daß der Regent berechtigt sei, alle anderen Gesetze, Verträge, Frei-

heiten, Herkommen und Verjährungen aufzuheben und selbständig das Nöthige zu verfügen, falls dieses Beste des Staates durch solchen Widerstand verletzt werde. Moser fährt sodann fort: „Freilich ist dies ein kurzer und bequemer Weg, allen Schwierigkeiten eben so leicht abzuhelfen als Alexander dem Gordischen Knoten. Es wird auch kein ehrlicher Mann und Patriot mißkennen, daß in der That das gemeine Beste allem Anderen vorgehe. Aber die Frage ist, wer den Ausschlag geben könne, was wirklich das gemeine Beste sei und erfordere. Antwort: Wer sonst als der Regent? So spricht wohl ein Macchiavelli, ein Hobbes oder wer sonst den Höfen zu Gefallen redet. Aber dieses orientalische Staatsrecht ist nicht auf unsere europäischen und am allerwenigsten auf unsere mit Landständen versehenen deutschen Lande passend, als worin es ein dem Regenten, dessen Räthen und Landständen gemeinsames Geschäft ist, zu überlegen und zu prüfen, was nur den Namen und Schein oder das Wesen des gemeinen Besten habe, zumal die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß das gemeine Beste oft nur ein Firniß ist, den man über die Affecten zieht, und daß manche zum angeblichen Besten des Staats gemachte Verfügungen sich oft mit dessen gänzlicher Entkräftung enden. Wenn man sich nur auf den Degen stützt und wenn nur das alte Recht gilt, was der Regent will und spricht, da ist freilich für diesen Zufall kein Recept im deutschen Staatsrecht zu finden.“

Beauftragt, „aus den landschaftlichen Akten und Privilegien bei jeder Vorfallenheit nothwendigen Bericht und bei den landschaftlichen Deliberationen gute Rathschläge und rechtliches Gutachten zu geben, insbesondere aber fleißige Aufsicht dahin zu tragen, damit Nichts geschehe, was der Landschaft kundbaren Freiheiten und Abschieden zuwider sein möchte, und dazu behilflich zu sein, daß das zwischen Herrschaft und Landschaft Verabschiedete zum Vollzug gebracht werde,“ mußte Moser mit der Regierung in um so tieferen Zwiespalt gerathen, je eigenmächtiger der Herzog Karl Eugen und dessen Minister, Graf von Montmartin, von den Ständen „unbegrenzten und unbeschränkten Gehorsam“ forderten und zur Be-

friedigung des verschwenderischen Hofhalts und Soldatenspiels in ihren willkürlichen Steuererhebungen keine Einsprache zu dulden gewillt waren. Man kann Moser nicht den Vorwurf machen, er habe sich ungebührlich vorgedrängt. Im Gegentheil. Er hatte mit dem Herzog auf dem freundschaftlichsten Fuß gestanden, er mahnte die Landschaft unablässig zur „Behutsamkeit“; so dringend, daß ihn der landständische Ausschuß sogar beschuldigte, er habe „keine guten landschaftlichen Principia“ und ihn deshalb eine Zeitlang von der landschafttlichen Tafel ausschloß. Aber es lag in der Pflicht seines Amtes und in der unerschütterlichen Gewissenhaftigkeit seiner Gesinnung, daß er nicht umhinkonnte, bei allen Deputationen das letzte und herbste Wort zu sprechen. Die Folge war, daß der Haß des Hofes lediglich auf ihn allein fiel; um so erbitterter, da alle Versuche, ihn durch Bestechung zu gewinnen, mißlungen waren. Moser erzählt: „Obgleich in den herzoglichen Resolutionen weder der Consulenten noch meiner gedacht wurde, so konnte ich doch mit Händen greifen, daß ich entweder gehen und das Land im Stich lassen mußte oder ein Opfer für dasselbe werden würde; da ich das Erstere gewissenshalber nicht thun konnte und wollte, so erfolgte das Letztere.“ Am 12. Juli 1759 wurde der fast Sechszigjährige ohne Recht und Urtel verhaftet. An demselben Tage brachte die Stuttgarter Zeitung folgende fürstliche Bekanntmachung: „So reichs- und landkundig Seiner zu Würtemberg regierenden Herzoglichen Durchlaucht angestammte Huld, Gnade und Milde gegen Höchstdero sämmtliche Diener und Unterthanen ist, so haben Höchstdieselben sich dennoch anheute aus Höchsttriftig bewegenden Ursachen vermüssigt gesehen, selbige bei Seite zu setzen und den landschaftlichen Consulenten Moser auf die Festung Hohentwiel in gute Verwahrung bringen zu lassen. Es hat sich dieser so viele seltene Rollen gespielte Mann schon längstens in ganz Deutschland durch sein unruhiges Betragen und ohne genugsame Beurtheilungskraft assertirte Zaumlosigkeit berüchtigt gemacht, daher auch nirgends eine bleibende Stellung gefunden, noch sich bei allen seinen Arbeiten eines wesentlichen Seegens und Gedeihens notorischermaßen zu erfreuen gehabt. Seine Herzog-

liche Durchlaucht haben inmittelst seinem Benehmen in den hiesigen landschaftlichen Geschäften immer mit großmuthvoller Langmuth nachgesehen und ihm manche Warnung in Ihrer gnädigsten und jederzeit mit der zärtlichsten Liebe, auch landesväterlichen Sorgfalt für Dero getreue Unterthanen angefüllten Resolutionen auf die landschaftlichen Schriften in der fürstmildesten Anhoffnung gegeben, er werde doch endlich in sich gehen, sich fassen und all' das Unheil beherzigen, welches anzuzetteln er bisher beflissen gewesen. Nachdem er sich aber stetsfort in seiner Bosheit mehr verhärtet und es am Ende zu nichts weniger einzuleiten gesucht als das geheiligte Band zwischen Haupt und Gliedern zu schwächen, somit dadurch die allergefährlichsten Anschläge auszuführen, so haben Seine Herzogliche Durchlaucht bei sothaner äußerster Bewandtniß nach Ihren theuersten Regentenpflichten, welche ohne Unterlaß die vorderste Richtschnur aller Ihrer Handlungen sind, nicht weniger thun können, als das höchste Gesetz der allgemeinen Wohlfahrt allen anderen Betrachtungen vordringen zu lassen, folgbar ein so gefährliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft außer Stand zu setzen, fernerweiten Schaden anzurichten." Fünf Jahre der grausamsten Kerkerhaft vergingen, ohne daß jemals eine Untersuchung eingeleitet wurde; Papier, Feder, Dinte, Bleistift, Bücher waren dem an geistige Arbeit Gewöhnten entzogen. Seine Frau starb vor Gram; der Gefangene durfte die Sterbende nicht besuchen. Alle Gegenvorstellungen der Landschaft blieben erfolglos. Friedrich der Große verwendete sich 1763 zu Wien bei dem Kaiser, „daß dem Herzog von Würtemberg ernstliche Annahmung geschehe, diesen alten würdigen und hartbedrängten Mann aus seinem Gefängniß loszulassen"; ein Gleiches geschah auf Friedrich's Wunsch von den Gesandten Dänemarks und Englands. Ebenfalls vergeblich. Zuletzt ging die Landschaft an den Reichshofrath. Jetzt endlich suchte der Herzog einzulenken. Er eröffnete am 18. August 1764 dem Commandanten von Hohentwiel, daß, ungeachtet sich Moser durch seine mancherlei schweren Verbrechen einer schärferen Ahndung schuldig gemacht, derselbe dennoch entlassen werden solle, falls er sothane Entlassung als eine unverdiente Gnade

erkennen und unter Bereuung seiner Fehler und Vergehungen einen schriftlichen Revers ausstellen wolle. Moser antwortete: „Da in der Herzoglichen Ordre die geringste Spur nicht enthalten ist, worin meine schweren Verbrechen bestehen sollen, so wollen Ew. Herzogliche Durchlaucht mir nicht in Ungnade bemerken, daß ich als ein mit Ehren in der Welt bekannter, seit vierundvierzig Jahren um das Herzogliche Haus wohlverdienter und nun auf die Grube gehender Mann mich nicht entschließen kann, meine Freiheit mit dem Verlust meiner wohl und sauer erworbenen Ehre zu erkaufen.“ Einige Tage nachher, am 6. September 1764, erschien ein Reichshofrathsconclusum, welches dem Herzog die unverzügliche Freilassung anbefahl. Am 25. September wurde Moser befreit. Es ist rührend zu sehen, wie Moser das Geschehene in hochherzigster Versöhnlichkeit vergab und vergaß. Er war dankbar, als der Herzog ihn einige Jahre nachher zu sich entbieten ließ und ihm gnädig sagte, er wisse nun, daß Moser ein ehrlicher Mann, ein guter Patriot und ein getreuer Unterthan sei. Moser übernahm wieder seine frühere Stellung, ohne jedoch viel in die Geschäfte einzugreifen. Im Jahre 1770 kam er sogar mit dem ständischen Ausschuß selbst in Streitigkeit, indem er diesen verfassungswidriger Verwendung landschaftlicher Gelder bezichtigte. Dies veranlaßte ihn, in den Ruhestand zu treten. Noch fünfzehn Jahre blieb er in ungetrübter Geisteskraft auf's emsigste mit der Ausarbeitung wissenschaftlicher Werke beschäftigt; seine zwei großen völkerrechtlichen Werke, beinahe zwanzig Bände umfassend, gehören dieser Zeit an. Er starb am 30. September 1785 zu Stuttgart, vierundachtzig Jahre alt; niedergebeugt von dem Schmerz über das Schicksal seines ältesten Sohnes Friedrich Karl von Moser, der auch seinerseits um diese Zeit im Kampf für Volkswohl ein Opfer fürstlicher Verfolgung wurde.

Johann Jacob Moser war seit Jahrhunderten wieder der Erste in Deutschland, der in muthvoller Entschlossenheit und Standhaftigkeit öffentlich aussprach und mit seinem Gut und Blut bezeugte, daß auch das unbeschränkte Königthum an Recht und Gesetz seine undurchbrechbare Schranke habe.

Es war ein wohlverdientes Ehrendenkmal, als sein Sohn, Friedrich Karl von Moser, dem vierten Band seines „Patriotischen Archivs für Deutschland“ das Bildniß seines Vaters voranstellte und dasselbe mit den tief empfundenen Worten einführte: „Werde ich noch Entschuldigung bedürfen, daß ich diesem Band das Bild des ehrwürdigen Patrioten vorsetze, den ich meinen Vater zu nennen das Glück habe? Denn wer mehr als er kann sich unter unseren Zeitgenossen so nennen lassen, der länger denn ein gewöhnliches Menschenalter mit Lehre und Schrift, mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Gesetze und Freiheiten unseres allgemeinen und seines besonderen Vaterlandes gearbeitet, gewirkt, gestritten und gelitten, in mehr als einem Kampf den Bekennerlohn der Wahrheit, den patriotischen Märtyrerkranz errungen, und selbst am Ziele seiner ehrenvollen Laufbahn, da sein silbergraues Haar nur noch Ruhe forden zu dürfen schien, seinen Prophetenmund noch aufthat, um in seinen Werken, den Früchten fünfzigjähriger Erfahrung, unseren Nachkommen Zeugniß und Weissagung zu hinterlassen, was wir waren, was wir sind und was Deutschland nach uns zu werden beginne. Zu groß, um eines Anderen Sklave, zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter einer einzelnen Partei zu sein, leitete ihn in seinem Leben und in seinen Rathschlägen nur das Gesetz und der große Gedanke von der allgemeinen Wohlfahrt; diese allein erfüllten seine reine und edle Seele; diesen allein opferte er, gleich entfernt von Furcht und von Eigennutz, alle anderen Rücksichten von Dank oder Undank, Lob oder Verfolgung, Vortheilen oder Leiden mit gleich standhafter Beharrlichkeit auf, und wird dafür von Freunden und Feinden seiner Zeit, selbst von dem Fürsten, der ihn hart behandelt, mit dem Ehrennamen des ganz ehrlichen Mannes belohnt; ein Ruhm, den sein ganzes Leben durch eine Reihe von stets gleichen Handlungen verdient, und den die Nachwelt noch mit dem unzerstörlichen Siegel der Wahrheit bekräftigen wird.“

Nichtsdestoweniger lag in diesem Zurückgreifen auf die alten ständischen Verfassungen nicht der Zug der Zeit. Das Fortbestehen des ständischen Wesens im modernen Staat war ein Widerspruch.

Die alten Stände, achtungswerthe Ueberlieferungen vergangener Herrlichkeit, aber in ihrer selbstsüchtigen Beschränktheit und Sonderlust den Forderungen der modernen Staatseinheit widerstrebend, wurden oft gerade von den einsichtigsten und wohlmeinendsten Volksfreunden nicht als Bürgschaft, sondern nur als Hemmniß des geschichtlich nothwendigen Fortschritts empfunden.

Das alte Ständewesen, aus dem mittelalterlichen Feudalstaat entsprungen, hatte im modernen Einheitsstaat keinen Platz mehr. Es mußte entweder der einheitlichen Leitung der bevormundenden obersten fürstlichen Alleingewalt ersatzlos weichen, oder es mußte sich zur wirklichen Volksvertretung umbilden, welche nicht mehr eigensüchtige Standesvortheile, sondern die allgemeinen Staatsforderungen zur Geltung bringt. Daher der treibende Zug der Zeit zum aufgeklärten Despotismus. Die überkommene und in ihrer jetzigen Gestalt überlebte Ständevertretung naturgemäß zur eigentlichen Volksvertretung umzubilden, stand vor der französischen Revolution sowohl in Frankreich wie in Deutschland noch durchaus außerhalb des politischen Gesichtskreises.

Alle Wünsche und Hoffnungen beschränken sich auf den Gedanken, daß die Fürsten und ihre Diener weiser, besser und pflichtgetreuer, daß die Grundsätze der Verwaltung und Rechtspflege gewissenhafter und volksfreundlicher werden sollen.

Es ist der Standpunkt, welcher von den französischen Aufklärern ausging und welcher soeben in dem Antimacchiavell des Kronprinzen von Preußen den glänzendsten und mächtigsten Ausdruck gefunden hatte.

Höchst bezeichnend lehnte sich eine der ersten deutschen Schriften, welche diese neue Staatsanschauung in Deutschland verkündeten, unmittelbar an Fenelon's Telemach. Es ist ein lehrhafter Roman, welcher 1740 erschien unter dem Titel: „Der redliche Mann am Hofe oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera, nebst beigefügten freien Gedanken von der Verbesserung eines Staats.“ Verfasser desselben war Johann Michael von Loen; ein Schriftsteller, welcher jetzt gänzlich verschollen ist, aber auf seine Zeitgenossen beachtenswerth eingewirkt hat.

Loen war am 21. December 1694 zu Frankfurt am Main geboren; sein Vater stammte aus den Niederlanden. Er gehörte zu den angesehensten und reichsten Männern Frankfurts und widmete sich in völliger Freiheit seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Aber ein freisinniges theologisches Werk: „Die einzige wahre Religion, allgemein in ihren Grundsätzen, verwirret durch die Zänkereien der Schriftgelehrten, zertheilet in allerhand Secten, vereiniget in Christo“ brachte ihn mit den Gießener Theologen in unangenehme Verwickelung. In Folge dessen nahm er 1752 einen Ruf Friedrich's des Großen als Regierungspräsident der Grafschaften Tecklenburg und Lingen an. In Lingen starb er 1776.

Der erstgenannte Roman schildert unter leichter Hülle die nächste Wirklichkeit. An der Spitze des Staates ein König, der zwar viele gute Eigenschaften hat und keineswegs zum Tyrannen geboren ist, der aber, durch üble Erziehung verdorben, dennoch nur deswegen König zu sein meint, um seinen Begierden desto freier nachleben zu können. Soll er an einem Morgen zehn bis zwanzig Mal seinen Namen unterzeichnen, so ist dies eine all zu große Bemühung für einen König, der in dem Gedanken steht, die Ehre der Krone sei für ihn und die Last der Regierung für seine Räthe. Dazu ein Staatsminister von der liebenswürdigsten und prächtigsten äußeren Erscheinung, der aber einen Jeden thun läßt, was er will. Entzweien sich zwei Staatsbedienten über einige Vortheile, da wird der Streit sogleich auf Unkosten des Staats beigelegt. Die Kriegsleute lieben ihn, weil er ihnen viel Freiheit und Muthwillen verstattet; die Staatsräthe und Hofbedienten sind durchgehends mit ihm zufrieden, weil er von ihnen keine Rechenschaft fordert; die Geistlichkeit verehrt an ihm einen guten Christen, weil er sich in ihre Glaubenshändel nicht mischt und ihnen die Ketzer zum Besten giebt. Die Gelehrten auf hohen Schulen sowohl wie die Dichter, die von der Schmeichelei leben müssen, vergöttern seinen Namen, weil er ihnen für ihre Lobsprüche stattliche Geschenke reichen läßt. Nur der Staat allein leidet. Das Land wird bei Hofe verzehrt. Der Landmann, durch die schweren Gelderpressungen ganz entkräftet, beginnt bereits an etlichen

Orten den Pflug zu verlassen und sich auf Plündern und Betteln zu legen; die Pachter und Beamten aber, welche das arme Volk wie Blutegel aussaugen, schleppen ihre feisten Wänste und gefüllten Beutel in die Städte und werden zu des Landes Verderben vornehme Herren. Schifffahrt und Handel liegen darnieder. Dem Soldaten wird die Zeit, und dem Staat werden die Soldaten zur Last; sie sind Müßiggänger. Der junge Adel lebt in der größten Ueppigkeit; wer das Herz hat wider alle Gesetze zu handeln und mit der Religion sein Gespött zu treiben, wird für den besten Edelmann gehalten. In den Gerichtshöfen sieht es jämmerlich aus; viele tausend Wortfechter nähren sich von den unglücklichen Parteien, Geschenke allein treiben auf einen günstigen Spruch. Da tritt mitten in diese allgemeine Zerrüttung ein junger Staatsmann, der Graf von Rivera, so tugendsam, engelrein und taubenklug, daß man oft an Richardson's Grandison erinnert wird, obgleich der Verfasser damals erst Richardson's Pamela kennen konnte. Die Absicht dieser Geschichte erhellt aus folgenden Worten: „Der Graf von Rivera zeiget einer jungen Standesperson, wie sie bei den Erhebungen ihres Glücks sich mäßigen und ihre Begierden einschränken soll. Man glaubet nicht mehr, daß sich die Tugend noch für artige Leute, am wenigsten aber, daß sie sich am Hofe schicke; es ist auch wahr, daß sie da insgemein eine gar schlechte Figur zu machen pflegt. Die Aufführung des Grafen von Rivera zeigt uns nichtsdestoweniger, daß sie allenthalben zu Hause sei, und daß, wo sie nur mit ein wenig Klugheit begleitet wird, sie alle Menschen ohne Unterschied zu ihrer Verehrung zwingt." Kurz, die Grundlage weiser und wohlmeinender Regierung soll in weisen und wohlmeinenden Ministern liegen.

Was hier von Loen in einem langweiligen und erfindungslosen Roman in leerer und farbloser Tugendsalbung vorgetragen wird, das hat er in anderen Schriften und kleinen Abhandlungen mit größerer wissenschaftlicher Strenge und darum mehr auf Einzelheiten eingehend behandelt. Auch in diesen dringt er zunächst auf Besserung der Höfe und der Höflinge, auf geschärfte Gewissenhaftigkeit

der Verwaltung und auf Abkürzung des Proceßwesens; sodann aber vor Allem auf Hebung des Bauernstandes, dessen Bedrückung er rückhaltslos der Sklaverei gleich erachtet, auf Lockerung der Zunftschranken und, was in dieser Zeit äußerst überraschend ist, auf Ersetzung der „um Sold gedungenen Soldaten durch eine ordentliche National- und Landmiliz". Jedoch wahrt auch er in seinem adelstolzen Buch über den Adel (1752), gleich Friedrich dem Großen, den bevorrechteten Ständen noch immer die natur- und zweckwidrigsten Vorrechte.

Friedrich's des Großen That war es, daß dieser Regierungsform des aufgeklärten Despotismus die Zukunft gehörte.

Viertes Kapitel.

Die Aesthetik.

Al. G. Baumgarten. G. F. Meier. J. A. Schlegel.

Die Anhänger der Wolff'schen Philosophie beschränkten sich nicht bloß auf das eifrige Bemühen, ihre Denkweise zum Gemeingut der gesammten Volksbildung zu machen; sie suchten auch die Grenzen der Philosophie selbst zu erweitern. Aus diesen Bestrebungen erhob sich eine neue philosophische Wissenschaft; in ihren Anfängen zwar noch sehr dürftig und unscheinbar, aber von vielversprechender Entwicklungsfähigkeit. Es war die Wissenschaft der Aesthetik.

Zunächst war diese neue Wissenschaft aus dem Bedürfniß hervorgegangen, eine fühlbare Lücke des Wolff'schen Systems zu ergänzen. Wolff hatte ein unteres und oberes Erkenntnißvermögen, dunkle und deutliche Vorstellungen unterschieden; die menschliche Erkenntniß ist entweder Empfindungs- und Einbildungskraft oder sie

ist Verstand und Vernunft, sie ist entweder sinnlich (sensitiv) oder vernünftig (intellectuell). Gleichwohl hatte Wolff's Logik nur das obere Erkenntnißvermögen behandelt. Bereits 1725 war daher von Bilfinger in seinen Dilucidationes philosophicae (§ 268) auf die Nothwendigkeit einer Logik der Einbildungskraft hingewiesen worden; ja Bilfinger hatte bereits hinzugefügt, daß diese verlangte Logik der Einbildungskraft namentlich den Dichtern sehr nützlich werden könne. Diese Forderung wurde von Alexander Gottlieb Baumgarten aufgegriffen und verwirklicht.

Alexander Gottlieb Baumgarten, der jüngere Bruder des Halleschen Theologen Siegmund Jacob Baumgarten, war am 17. Juni 1714 in Berlin geboren. Seine Studien hatte er auf dem Waisenhause und auf der Universität zu Halle gemacht; seit 1735 war er Privatdocent in Halle, seit 1740 ordentlicher Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder. Nach langer Kränklichkeit, welche ihn zuletzt fast gänzlich zur Arbeit unfähig machte, starb er am 27. Mai 1762. Baumgarten war unbedingt einer der bedeutendsten und einflußreichsten Wolffianer. Noch in später Zeit pflegte Kant Baumgarten's Handbücher vielen seiner Vorlesungen zu Grunde zu legen.

Schon in seiner ersten Abhandlung, mit welcher 1735 Baumgarten seine Universitätslaufbahn in Halle begann, in den Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus, wurde von ihm die Begründung dieser neuen Wissenschaft angekündigt. Dort heißt es § 115: „Die Philosophie schreibt dem Dichter das untere Erkenntnißvermögen zu. Auch diese sinnliche Erkenntniß erlaubt und braucht die Leitung einer im allgemeineren Sinn aufgefaßten Logik; wer aber unsere Logik kennt, weiß, wie unangebaut dieses Feld ist. Warum also wollen wir diese zu engbegrenzte Logik nicht erweitern? Durch diese Erweiterung würde der Philosophie die Gelegenheit geboten, die Mittel zu erforschen, durch welche auch die unteren Erkenntnißkräfte ausgebildet und vortheilhaft verwendet werden können. Da die Psychologie feste Grundsätze an die Hand giebt, so zweifeln wir nicht, daß eine solche

Wissenschaft des unteren Erkenntnißvermögens, eine Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß möglich sei.“ Und thatsächlich wurden die grundlegenden Begriffe für die neue Wissenschaft schon damals von Baumgarten festgestellt, wie Heinrich von Stein in seiner „Entstehung der neueren Aesthetik“ (1886) dies nachgewiesen hat. Von großer Bedeutung war es, daß die Poesie, um die es dem Autor besonders zu thun war, in eine entschiedene Beziehung zum Gefühlsleben gesetzt wurde. Repraesentationes „sensitivae“ (wohl zu unterscheiden von „sensuales“) soll die Poesie geben und dadurch Gefühle der Lust und Unlust erwecken; der Einfluß Jean Baptiste Dubos' (Réflexions critiques. 1719) ist hierin zu erkennen. Seit 1742 hielt Baumgarten Vorlesungen über diese neue Erkenntnißlehre. In den Jahren 1748 bis 1750 erschienen, mit Baumgarten's Genehmigung und auf Grundlage und mit Benützung seiner Vorlesungen, die „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften“ in drei Theilen von Georg Friedrich Meier, Professor der Philosophie in Halle. Und im Jahre 1750 wurden von Baumgarten diese Vorlesungen selbst veröffentlicht, unter dem Namen „Aesthetica“; dem ersten Band folgte 1758 ein zweiter. Seitdem hat Sache und Name der Aesthetik überall willige Aufnahme und thätigste Betheiligung gefunden.

Begriff und Umfang der Aesthetik, wie dieselbe bei Baumgarten auftritt, folgt naturgemäß aus ihrem Ursprung. Es ist klar, daß der Name mit großem Vorbedacht gewählt war. Ist die Logik die Wissenschaft des Logos, der Vernunft, so soll die Aesthetik, welche ergänzend an deren Seite zu treten bestimmt ist, die Wissenschaft der Aisthesis, der sinnlichen Empfindung und Anschauung, sein. Und ist die Logik die Anleitung des Denkens zur Erforschung der Wahrheit und zur Vermeidung des Irrthums, so ist der Aesthetik folgerichtig auf ihrem Gebiet die gleiche Aufgabe gestellt. Was aber ist Wahrheit, was Irrthum im ästhetischen Sinn? Das erste Kapitel des ersten Theils der Baumgarten'schen Aesthetik (§ 14) antwortet: „Das Ziel der Aesthetik ist die Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniß als solcher, diese aber ist Schönheit; zu verhüten

dagegen ist die Unvollkommenheit sinnlicher Erkenntniß, diese ist Häßlichkeit. Richtig, sage: richtig denken zu lehren, ist die Aufgabe der Logik als der Wissenschaft des oberen Erkenntnißvermögens, als der gnoseologia superior; schön, sage: schön denken zu lehren, ist die Aufgabe der Aesthetik als der Wissenschaft des unteren Erkenntnißvermögens, als der gnoseologia inferior. Die Aesthetik ist die ars pulchre cogitandi, ist Kunstlehre, Theorie der schönen Künste."

Es ist der unverwelkliche Ruhm Baumgarten's, der Wissenschaft diese neue Aufgabe gestellt zu haben. Nicht nur, daß, wie Moses Mendelssohn in einer Besprechung von Meier's ästhetischen Schriften sich ausdrückt, Baumgarten den philosophischen und systematischen Geist in eine Wissenschaft eingeführt hatte, in welcher man nur zu schwatzen gewohnt war; sondern, was das Wichtigste ist, die Erkenntniß der Kunst selbst, ihres Wesens und psychologischen Ursprungs, wurde in bisher ungeahnter Weise vertieft und berichtigt. Nicht nur seine Vorgänger, Gottsched und Bodmer und Breitinger, hat Baumgarten weit überragt; sondern er hat die Folgerungen, welche aus seinen Vordersätzen entsprangen, auch weit klarer durchschaut als viele seiner Nachfolger. Während Gottsched und selbst Bodmer und Breitinger das Schöne und die Kunst immer nur aus der Natur des menschlichen Geistes überhaupt, aus den allgemeinen psychologischen und logischen Gesetzen, abzuleiten suchten, wurde hier, allerdings nach dem Vorgang Hutcheson's, zum ersten Mal die Phantasie und deren reinste und höchste Thätigkeit, die Kunstschöpfung, als ein bestimmtes eigenartiges Gebiet, welches sein besonderes Wesen und seine besonderen und selbständigen Gesetze habe, fest und scharf abgegrenzt und vor allen fremdartigen Ansprüchen und Einmischungen möglichst gesichert. Schon die Einleitung Baumgarten's ist vornehmlich damit beschäftigt, diesen sogenannten unteren Seelenkräften der sinnlichen Erkenntniß als solcher ein selbständiges, abgeschlossenes für sich bestehendes Leben und also auch das Recht und die innere Nothwendigkeit freier und eigenartiger Wirksamkeit und Selbstverwaltung zuzuerkennen. Noch schärfer betont seine Aus-

führung der Aesthetik selbst diese entscheidende Thatsache. Die höheren Erkenntnißkräfte, heißt es hier, regen die unteren zwar an und ordnen und zügeln sie (vergl. § 38 und 39); aber die Aesthetik ist darum doch nicht eine bloße Uebertragung der Logik, sondern eine eigene Wissenschaft eigener, ihr allein angehöriger Gesetze (§ 74), welche mit derselben Genauigkeit erforscht und mit derselben Deutlichkeit dargestellt werden müssen, wie die Logik ihre Gesetze erforscht und dargestellt hat. Ja, Baumgarten hat, von der Macht des Gedankens fortgedrängt, nach dieser Seite hin geradezu die Schranken des Wolffianismus durchbrochen. Bei Leibniz und Wolff erschien die sinnliche Anschauung und Empfindung nur als ein geringerer Grad der Erkenntniß, nur als eine noch unzulängliche Vorstufe des Denkens, nur als verworrene Vorstellung, also als etwas bloß Niedriges, gleich dem sündhaften Fleisch zu Bekämpfendes, leider nicht völlig Vertilgbares; Gottsched und die Gottschedianer, auf diesem Standpunkt aufgewachsen, bekämpfen daher die von Baumgarten vollzogene Neuerung besonders gern mit dem Einwurf, daß Kunst und Poesie, lediglich auf diese verworrenen Vorstellungen und auf die sinnliche Erkenntniß begründet, selbst verworren oder, wie sie oft hinzusetzen, sinnlich d. h. unsittlich sein müsse. Baumgarten aber begnügt sich nicht, hervorzuheben, daß die sinnliche Grundlage der Phantasie die Klärung derselben zu Vernunft und Maß nicht ausschließe, oder, wie er sich 1748 in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Metaphysik ausdrückt, daß die vollkommene sinnliche Rede nicht eine vollkommen d. h. eine durchaus und bloß sinnliche Rede sei, sondern er geht sogar bis zu dem trefflichen und in jener unkünstlerischen Zeit völlig unerhörten Schlußgedanken fort, diese sogenannten unteren Erkenntnißvermögen als berechtigte Ergänzung und Erweiterung des höheren zu beurtheilen. Die Einleitung § 8 sagt: Unius positio non est alterius exclusio, d. h. die Setzung der einen Erkenntnißkräfte ist nicht die Ausschließung der anderen. Und diese Andeutung wird in der Aesthetik selbst (§ 557 bis 565) näher ausgeführt. Freilich solle sich Empfindung und Einbildungskraft von Vernunft und Verstand leiten und zügeln lassen; aber

nicht minder solle auch die logische Erkenntniß und Wahrheit erkennen, daß sie ihre Abstractionen, ihre allgemeinen und abgezogenen Begriffe, mit einem unendlichen Verlust an lebendiger Frische und Gestaltenfülle erkaufe und daher der steten Ergänzung und Berichtigung durch die sinnliche Empfindung und Anschauung bedürfe.

Wie unsäglich hoch steht Baumgarten über der platten Verstandesmäßigkeit Gottsched's, welcher die eigenartige Schöpferkraft der Phantasie von Jahr zu Jahr immer tiefer herabdrückte, bis er sie zuletzt ganz und gar verneinte! Und nicht minder überragt Baumgarten auch die kritische Einsicht Bodmer's und Breitinger's! Zwar hatte auch Baumgarten (vergl. Danzel's Gottsched, S. 223) von den Schweizern seine erste und tiefgreifendste Anregung erhalten; aber Baumgarten ist in seinen Begriffsbestimmungen nicht nur durchaus selbständig, sondern auch unendlich klarer und sicherer. Dies zeigt sich namentlich in der Erörterung der künstlerischen Naturwahrheit. Die Schweizer hatten an die Kunst allerdings auch die Forderung der Wahrscheinlichkeit gestellt, zuletzt aber doch, um die Eigenmacht der Phantasie zu retten, dem Außergewöhnlichen und „Wunderbaren" einen so breiten Spielraum gestattet, daß sie nicht anstanden, in der äsopischen Fabel als einem lehrreichen Wunderbaren die höchste Gattung der Dichtung zu finden. Baumgarten dagegen dringt fest auf Naturwahrheit, wenn er auch unter Umständen die Berechtigung des Phantastischen, oder, wie Baumgarten (§ 441, 513) sagt, der heterokosmischen Wahrheit, der Fabelwelt der Dichter, nicht gänzlich aufhebt. Er begründet diesen Satz (§ 104) in Leibniz-Wolff'scher Weise dadurch, daß die wirkliche Welt die denkbar beste Welt sei, daß sich aber neben dieser besten Welt noch eine Menge anderer Welten denken lassen.

Trotzdem zeigt die Baumgarten'sche Aesthetik noch schwere Mängel in ihren Grundgedanken. Von der Vorstellung, daß die sinnliche Erkenntniß die „niedere" gegenüber der vernunftmäßigen sei, hat sich Baumgarten thatsächlich nicht lösen können, und es war dies auch nicht möglich, so lange in vorgefaßter Meinung die „Erkenntniß" als der gemeinsame Gesammtbegriff aufgefaßt wurde, so

lange nicht der Unterschied zwischen αἴσθησις und γνῶσις principiell festgelegt wurde. Und damit hängt zusammen, daß der Begriff des Schönen nicht selbständig, allein vom Gebiet der Aesthetik aus bestimmt, sondern mit einem allgemeinen Begriff der „Vollkommenheit“ untrennbar verbunden wird, dessen Definition andere Hilfsmittel erfordert. In der Ausführung ist Baumgarten's Aesthetik nicht viel mehr als eine nach rein äußerlichen Gesichtspunkten geordnete Zusammenstellung und Erläuterung der vornehmsten auf Aesthetik und Poesie bezüglichen Stellen aus Cicero, Horaz, Quinctilian und Longin. Weder wird der Versuch gemacht, jene äußerlich und zufällig aufgerafften Beobachtungen und Regeln in ihrer Geltung und inneren Nothwendigkeit aus dem Wesen der Phantasie selbst abzuleiten; noch wird die selbstschöpferische That der Phantasie in allen ihren nothwendigen Richtungen und Wesensäußerungen aufgezeigt. Dichtung und Beredtsamkeit werden noch unterschiedslos zusammengeworfen; die Musik und die bildenden Künste aber sind ganz von der Betrachtung ausgeschlossen.

Und diese Lücken wurden auch von Georg Friedrich Meier (1718 bis 1777), dem nächsten Schüler und Nachfolger Baumgarten's, nicht ausgefüllt.

Meier's „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften“ (3 Bde., 1748 bis 1750) haben manche Einzelheiten genauer bestimmt, zahlreichere Beispiele gegeben und darum auch unmittelbarer in die schwebenden Tagesfragen, in die gleichzeitigen Streitigkeiten Gottsched's und der Schweizer, eingegriffen; aber Auffassungs- und Behandlungsweise ist durchaus unverändert. Auch hier weder eine Entwicklung der Kunstgesetze aus dem Wesen der Phantasie, noch eine Gliederung der Phantasie in die einzelnen Kunstarten. Meier bezeichnet zwar (§ 2) ganz richtig die Aesthetik als „Theorie und Grundwissenschaft der schönen Erkenntniß überhaupt“, als „Theorie der schönen Wissenschaften“; aber in der Ausführung beschränkt er dieselbe sogleich wieder auf eine „Metaphysik der Rede- und Dichtkunst“. Er meint (§ 7), daß, sei auch die Aesthetik ein Entwurf der gesammten schönen Künste und Wissenschaften, es doch völlig

genüge, die Grundsätze des schönen Denkens beispielsweise an der Rede- und Dichtkunst nachzuweisen.

Im Jahr 1758 ließ Meier einen „Auszug aus den Anfangsgründen“ erscheinen.

Schon den Zeitgenossen waren die Mängel der neuen Wissenschaft fühlbar. Mendelssohn (Gesammelte Schriften. Bd. 4. 1, S. 314) anerkennt zwar auf's freudigste, daß „die Weltweisheit hier eine neue Eroberung gemacht und sich einen ganzen Theil der menschlichen Erkenntniß zugeeignet habe, dem man vorher den Namen Wissenschaft nicht geben konnte“; aber er setzt sogleich hinzu, „daß der Erfinder dieser Wissenschaft der Welt nicht Alles geliefert habe, was seine Erklärung des Wortes Aesthetik verspreche, und daß eine Aesthetik, deren Grundsätze entweder blos a priori geschlossen oder blos von der Poesie und Beredtsamkeit abstrahirt sind, in Anschauung dessen, was sie hätten werden können, wenn man die Geheimnisse aller Künste zu Rathe gezogen hätte, ziemlich eingeschränkt und unfruchtbar sei“. Lessing, der zweiundzwanzigjährige Jüngling, spricht bei Eröffnung seiner Zeitschrift „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes“ von ästhetischen aneinanderhangenden Grillen, welche fein dunkel, aber modisch seien und der Darstellung ein zureichendes Ansehen von Gründlichkeit gäben. Und Winckelmann, in Halle einst Baumgarten's fleißiger Zuhörer, nennt sogar diese Aesthetik „leere Betrachtungen“.

Zunächst gewann daher Batteux, fast gleichzeitig in Deutschland eingeführt, die Vorherrschaft, der den seit Gottsched und Breitinger herrschenden Vorstellungen mehr entgegenkam. Sein Hauptwerk „Les beaux arts reduits à un même Principe“ erschien zuerst 1746. Ein ganz anderer Ausgangspunkt der Kunstlehre wird hier genommen, das Verhältniß des Künstlers zur Natur. Nachahmung der Natur, und zwar der schönen wird geboten. Obgleich nun eine klare Bestimmung dessen, was in der Natur „schön“ sei, fehlte, so wurde dennoch dieser Gedanke begierig aufgegriffen und von jedem in seiner Art nutzbar zu machen gesucht (Vgl. über Dubos und Batteux, Theil 2 dieses Werkes). Tiefer und philo-

sophischer als Gottsched's Kritische Dichtkunst, und in der Behandlung der einzelnen Künste, namentlich der einzelnen Dichtarten, weit eingehender als die Kunstlehren von Bodmer und Breitinger und von Baumgarten und Meier, hatte diese französische Kunstlehre auch in Deutschland mehr als ein Menschenalter unbedingteste Geltung. Mehrfache Uebersetzungen und Bearbeitungen, unter denen die von Johann Adolf Schlegel und Ramler die bekanntesten sind, drängten sich. Sulzer's Allgemeine Theorie der schönen Künste, welche schon 1757 angekündigt wurde, aber erst 1771 erschien, ruht wesentlich auf dieser Grundlage. Der Einfluß wurde erst durch die Sturm- und Drangperiode gebrochen; die neuen Auflagen von Ramler's Uebersetzung ziehen sich sogar bis in das Jahr 1803.

Und doch wurde diese scheinbare Ablenkung nur eine Bestätigung und Vertiefung der von Baumgarten angeregten Anschauungsweise. Es war dies besonders das Verdienst der beiden Brüder Schlegel. Die kleinen Schriften des älteren, Johann Elias, die in dies Gebiet einschlagen, gehören schon einer etwas früheren Zeit an; 1740 bis 1742 hatte er die Bedeutung der „Naturnachahmung" untersucht und sie nur als ein Mittel, nicht als Zweck der Kunst bestimmt. Eingehender und erfolgreicher wirkte der jüngere, Johann Adolf, in diesem Sinne, der Vater der beiden Romantiker Friedrich Schlegel und August Wilhelm Schlegel.

Johann Adolf Schlegel, 1721 zu Meißen geboren, 1793 als Consistorialrath in Hannover gestorben, hatte seiner im Jahre 1751 veröffentlichten Uebersetzung der Batteux'schen „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz" erläuternde und berichtigende Abhandlungen beigefügt, deren Selbständigkeit und Wirksamkeit wir ermessen können, wenn wir gewahren, daß die tiefsinnigen Untersuchungen, welche Moses Mendelssohn im zweiundachtzigsten der Literaturbriefe und Lessing im vierundzwanzigsten Abschnitt des Laokoon über die künstlerische Behandlung des Ekels geführt haben, wesentlich durch diese Abhandlungen angeregt sind. Erzogen unter den Einwirkungen Bodmer's und Breitinger's hatte Schlegel den Grundmangel der von ihm übersetzten Kunstlehre leicht

durchschaut. Batteux hatte die vereinzelten Lehren und Meinungen Boileau's auf eine feste einheitliche Grundlage zurückgeführt und diese in der Nachahmung der schönen, d. h. in der Darstellung der idealisirten Natur gefunden; aber er hatte, wie ihm auch Diderot vorwarf, nirgends eine nähere Begriffsbestimmung dieser schönen und idealisirten Natur gegeben. Schlegel suchte diesen Mangel zu ergänzen und hatte damit die Schranken seiner Urschrift überschritten. Namentlich die Abhandlung „Von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie" enthält den freilich noch sehr unbehilflich und verworren dargestellten Grundgedanken, daß die Kunst in allen ihren verschiedenen Kunstarten nicht, wie Batteux meine, Nachahmung und Idealisirung oder, wie Schlegel sich ausdrückt, Ausbesserung der Natur sei, sondern der sinnliche Ausdruck der inneren Empfindung, freie Schöpfung der sinnlichen Einbildungskraft. Wie Batteux bezeichnet auch Schlegel die Nachahmung der schönen Natur als höchsten und wichtigsten Grundsatz der Kunst und Dichtung; aber diese Nachahmung ist ihm nicht Zweck der Kunst, sondern nur unverbrüchliches Mittel derselben.

Von einem anderen Ausgang war Schlegel genau zu demselben Ergebniß gelangt wie Baumgarten. Schlegel hatte diesen Weg ganz selbständig betreten; als Schüler der Schweizer hatte er ihn betreten müssen. Später aber wurde er sich seiner Berührungen mit Baumgarten bewußt; und er hat nicht angestanden, dieselben in der dritten Auflage der Uebersetzung auf's freudigste anzuerkennen. Auch Schlegel nennt fortan die Lehre von „den Grundsätzen und Regeln der sinnlichen Erkenntniß, nach denen von jeher das Genie gearbeitet und der Geschmack geurtheilt", Vernunftlehre der schönen Künste.

Aus diesen Umständen ergiebt sich, warum ein großer Theil der deutschen Aufklärungsphilosophie mit so unverkennbarer Vorliebe in der psychologischen Zergliederung des künstlerischen Schaffens und Empfindens weilt. Die Logik der Einbildungskraft, von welcher Baumgarten's Aesthetik gesprochen hatte, war in ihrem innersten Grund Psychologie oder Physiologie der Phantasie.

Zugleich wurden diese Forschungen, welche auf dem eigenen

heimischen Boden der deutschen Wissenschaft erwachsen waren, bedeutend gefördert und unterstützt durch Anregungen und Einwirkungen, welche von außen kamen.

Wir wissen, daß die englischen Moralphilosophen von ihrem Standpunkt aus zu ähnlichen Untersuchungen über den psychologischen Ursprung der Idee des Schönen gelangt waren. Wir kennen die hierauf bezüglichen Schriften Addison's und Shaftesbury's, das eingreifende Werk Hutcheson's. Und eben jetzt wurden in England diese Anfänge auf's kräftigste fortgeführt. Im Jahr 1756 erschien Burke's Schrift über das Erhabene und Schöne, und in demselben Jahr Gerard's Versuch über den Geschmack; in den Jahren 1762 bis 1765 folgten Home's Grundsätze der Kritik. Es zeugt von der zündenden Wirkung dieser Schriften auch in Deutschland, wenn wir sehen, mit welchem Eifer drei der Größten dieses Zeitalters, Lessing, Moses Mendelssohn und Kant, auf dieselben eingehen, um die hier gewonnenen Anregungen auszubreiten und wissenschaftlich fortzubilden.

Das Kernstück dieser psychologischen Aesthetik der Deutschen ist Kant's Kritik der Urtheilskraft; ihre schönsten Blüthen die Ideen, zu welchen Schiller durch Kant erweckt wurde. In Kant erfüllte sich, was Baumgarten gewollt, aber nicht gekonnt hatte. Seitdem Kant die Untersuchung des „Geschmackvermögens" mit Beibehaltung der Baumgarten'schen Bezeichnung als „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft" behandelt hat, sind nicht blos in Deutschland, sondern in der ganzen gebildeten Welt die Ausdrücke „Aesthetik" und „ästhetisch" für alle künstlerische Phantasiethätigkeit und deren Genuß und Betrachtung allgemein üblich und maßgebend geworden.

Fünftes Kapitel.

Die Dichtung.

1. Die Nachwirkungen der Gottsched-Bodmer'schen Streitigkeiten.

Die große geschichtliche Bedeutung der Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Schweizer Kritikern Bodmer und Breitinger zeigt sich vornehmlich in dem gewaltigen Aufschwung, welcher kurz nachher in der Geschichte der deutschen Dichtung eintrat.

Allerdings ist dieser Aufschwung durch jene Streitigkeiten nicht hervorgerufen worden; aber er hat durch sie Richtung und Ziel erhalten.

In seinem tiefsten Wesen war der Kampf zwischen Gottsched und den Schweizern nur die Erneuerung, Fortbildung und Zuspitzung jenes jahrhundertelangen Kampfes, welcher seit den siegreichen Eroberungszügen der italienischen Renaissance, wie in allen Ländern, so ganz besonders auch in Deutschland, sich um den Gegensatz der unveräußerlichen Rechte und Forderungen des hohen und idealen Kunststils und der ebenso unveräußerlichen Rechte und Forderungen der jenen fremden Formen widerstrebenden volksthümlichen Eigenart bewegt hatte.

Endlich hatte sich der deutsche Volksgeist doch wieder von den Leiden und Verheerungen des dreißigjährigen Krieges erholt; ein wohlhabendes Bürgerthum war wiedererstanden, schon hatte sich in Leibniz und Wolff die deutsche Wissenschaft zu europäischem Ruhm emporgeschwungen, Alles war im kräftigsten und unaufhaltsamsten Aufstreben. Und noch immer stand auf der einen Seite nur die von Gottsched gepredigte sklavische Nachahmung der verfallenen und entarteten Renaissance des französischen Classicismus, und auf der

anderen die pöbelhafte Ergötzlichkeit der niedrigsten Hanswurstiaden und jener wüsten Spectakelstücke, welche unter dem Namen der Haupt- und Staatsaktionen bekannt und berüchtigt sind. Was Wunder also, daß das deutsche Gemüth sich sehnte, nun auch in der Dichtung wieder bei sich selbst einzukehren und in diesem Eigensten und Ursprünglichsten läuternde Weihe und Erhebung zu finden?

Und was war die begeisterte Hinweisung Bodmer's auf Milton, was war seine Hinweisung auf das eben erstehende bürgerliche Trauerspiel der Engländer, wenn nicht die beginnende Auflehnung gegen die Allgewalt der herrschenden französischen Kunstlehre, wenn nicht das rührende Verlangen nach einer tieferen Gemüthspoesie, die, dem eigensten Herzen des Volks entquollen, ein verklärender Spiegel seines eigensten Denkens und Empfindens sei?

Man ahnte und forderte wieder die Berechtigung der bisher gewaltsam unterdrückten Volksthümlichkeit; man glaubte wieder an die Möglichkeit einer Dichtung, welche vom lebendigen Volksgemüth selbst durchglüht sei und dabei doch die unverbrüchlichen Gesetze und Bedingungen künstlerischer Idealität nicht verletze, sondern sie wahre und steigere.

Daher die entscheidende Wendung. Das jüngere Geschlecht ist insgesammt von dieser großen Errungenschaft der Schweizer ausgegangen und hat sie klarer und selbständiger fortgebildet.

Betrachten wir die Rabener und Gellert, die Klopstock und Gleim, die Wieland und Lessing, wie durchaus verschiedenartig und einander widersprechend erscheinen sie dem ersten Anblick! Gleichwohl zeigt sich bei näherer Prüfung unleugbar, daß alle diese bunten und mannichfachen kritischen und dichterischen Richtungen und Bestrebungen nichtsdestoweniger der gleichen gemeinsamen Grundstimmung entsprungen sind, daß sie das gleiche gemeinsame Ziel verfolgen. Es sind nur verschiedenartige Lösungsversuche der einen und selben Aufgabe. Ueberall das bewußte und rastlose Streben, den unnatürlichen und verderblichen Gegensatz zwischen Kunstdichtung und Volksdichtung, welcher in England bereits von Shakespeare überwunden, nachher aber auch dort durch die Uebermacht des

französischen Einflusses wieder Bestand gewonnen hatte, endlich einmal von Grund aus aufzuheben. Es galt, die Kunstdichtung, welche in ihrer Idealitätsforderung berechtigt, aber in ihrer einseitigen Anlehnung an die Franzosen und in ihrer vornehmen Abwendung vom Volksleben entartet und verflacht war, und die nicht minder berechtigte, aber in ihrer schmachvollen Erniedrigung völlig unkünstlerische und idealitätslose Volksdichtung wieder zu ihrer naturgemäßen und nothwendigen Einheit und Versöhnung zurückzuführen. Es galt, eine Kunst und Dichtung zu finden, welche künstlerisch ideal und volksthümlich zugleich ist.

Zuerst hatten die sogenannten Bremer Beiträger diese große Aufgabe in Angriff genommen. Wir wissen, daß die überraschend tiefgreifende Wirkung Rabener's und Gellert's lediglich in ihrem entschlossenen Erfassen des Volksthümlichen, in ihrer rückhaltslosen Rückkehr zu ächt deutschem Wesen lag. Von so unermeßlicher Bedeutung aber Gellert und Rabener dadurch für die Hebung und Erziehung des deutschen Volkes geworden sind, die Lösung des künstlerischen Theils ihrer Aufgabe war dennoch eine höchst unzulängliche. Ihre kleinbürgerliche Beschränktheit bewegte sich nur in untergeordneten und zwitterhaften Dichtarten.

Neben den Bremer Beiträgern erhob sich eine zweite Richtung; in ihren Anfängen und Ausgangspunkten mit ihnen aufs innigste zusammenhängend, aber in ihren Zielen kühner und hochstrebender. Es ist die sogenannte Hallesche Dichterschule. An ihrer Spitze steht Jacob Immanuel Pyra; aus ihr gehen die Anakreontiker und Idyllendichter hervor, welche lange Zeit den deutschen Parnaß überwucherten; ihr großartigster Abschluß ist Klopstock. Die Bedeutendsten dieser Richtung, Pyra und namentlich Klopstock, haben das zu erkämpfende Ziel mit einer Tiefe und Klarheit erkannt, die für alle Folgezeit die unverlierbarsten Früchte getragen hat; sie gehören dadurch in Wahrheit zu den Begründern und Ahnherren unserer klassischen Dichtung. Aber dem richtigen Wollen fehlte das entsprechende Können; und von diesem Mißverhältniß ist auch Klopstock nicht freizusprechen. Was ist sein christliches Epos der Messiade,

was ſind ſeine Wiederbelebungsverſuche der altnordiſchen Mythologie und Bardendichtung anderes als das bewußte und ſcharf betonte Streben nach einer Dichtung, die zugleich ideal ſtilvoll und ächt volksthümlich ſei, freilich ein ſehr abenteuerliches und ergebnißloſes? Und unter den Einwirkungen deſſelben Strebens nach der Verſöhnung des Künſtleriſchen und Volksthümlichen ſtehen auch Leſſing und Wieland.

Leſſing insbeſondere iſt in ſeiner bahnbrechenden und im höchſten Sinn epochemachenden Stellung nur daraus zu erklären, daß er es war, welcher dieſe von Allen als geſchichtliche Nothwendigkeit geahnte und erkannte Aufgabe zuerſt und faſt allein ihrer einzig richtigen und möglichen Löſung entgegenführte. Was die Anderen wollten, aber nicht konnten, das wollte er auch, und konnte es. Leſſing war zu feinſinnig und künſtleriſch durchgebildet, als daß es ihm hätte wohl werden können in den Niederungen Gellert's und Rabener's; und er war zu geſund thatſächlich, um den Ikarusflug der Klopſtock'ſchen Donquixoterien zu theilen.

Allein der Schwerpunkt von Leſſing's Wirkſamkeit fällt erſt in die Zeit des ſiebenjährigen Krieges.

Es erſcheint daher angemeſſen, uns hier nur auf die Betrachtung der Halleſchen Dichterſchule und ihrer mannichfachen Verzweigungen und auf die Betrachtung Klopſtock's zu beſchränken.

---

2. Die Halleſche Dichterſchule und die Anakreontiker und Idyllendichter.

Pyra. S. G. Lange. Gleim. Uz. E. v. Kleiſt. S. Geßner.

Haller und Brockes und Hagedorn hatten auf Pope und Thomſon, Bodmer und Breitinger hatten auf Milton gewieſen. In dieſen engliſchen Vorbildern liegen die Ausgangspunkte der ſogenannten Halleſchen Dichterſchule. Immer tiefer empfand der

Deutsche seine innere Verwandtschaft mit dem ursprünglich germanischen Volksnaturell der Engländer; und zugleich war in diesen englischen Dichtern eine Erhebung und Schönheit der Form, welche zu immer erneuter Nacheiferung lockte.

Der erste Urheber und Wortführer dieser Halleschen Dichterschule, welche unserer Literaturbewegung einen sehr erfolgreichen Anstoß gegeben hat, war Jacob Immanuel Pyra; ein bedeutendes, keck aufstrebendes Talent, das sicher ein sehr hervorragender Mitkämpfer Klopstock's geworden wäre, hätte ihm das Schicksal ein längeres Leben gegönnt.

Jacob Immanuel Pyra war 1715 zu Cottbus geboren. Im Jahr 1735 hatte er die Universität Halle bezogen; in diese Halleschе Studentenzeit fällt sein Streben und Wirken. Er starb, erst neun und zwanzig Jahre alt, am 14. Juli 1744, als Lehrer am Köllnischen Gymnasium zu Berlin.

Man pflegt von Pyra gewöhnlich nur die kleinen Streitschriften anzuführen, welche 1743 und 1744 unter dem Titel: „Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe," in der Leidenschaftlichkeit der schwebenden Tageskämpfe schnell einen weitverbreiteten Ruf erlangten. Pyra's tiefstes Wesen aber liegt nicht in diesen Streitschriften, sondern in seinem lange vergessenen Lehrgedicht: „Der Tempel der Dichtkunst". Es erschien zuerst 1737 als Einzeldruck und wurde später in die Sammlung von Pyra's und Samuel Gotthold Lange's Gedichten aufgenommen, welche Bodmer als „Thirsis' und Damon's freundschaftliche Lieder" herausgab. In neuster Zeit hat Waniek in einer verdienstvollen Monographie über Pyra das Gedicht eingehend gewürdigt. Es ist ein Lehrgedicht nach Art jener traumartigen Allegorieen, für welche Thomson's „Castle of Indolence", Pope's „Temple of fame" dem jungen Dichter den nächsten Anhalt boten; Erich Schmidt hat auch auf spanischen Einfluß hingewiesen.

Für Pyra zuerst war die Wiedererweckung Milton's, welche soeben Bodmer der deutschen Literatur gebracht hatte, eine tiefe und weihevolle Begeisterung geworden. Milton's große religiöse Dichtung

hatte um so lebendiger in ihm gezündet, da, wie seine Ode an Johann Joachim Lange, den bekannten Eiferer der Pietisten, freudig bekennt, sein Gefühlsleben durchaus unter den Einwirkungen des Halleschen Pietismus stand. Pyra hatte sich aus seiner Verehrung Milton's zwei wichtige Sätze gezogen. Der eine betraf den dichterischen Inhalt, der andere die dichterische Form. Erstens, weil Milton's Gedicht ein scharfbetont christliches Epos war, so sollte fortan für die Dichtung überhaupt der Inhalt nur ein streng christlicher sein. Nur die heilige, die biblische Dichtung ist die allein wahre, ausschließliche, einzig erstrebenswerthe. So groß und bewunderungswürdig die Alten sind, unsere Führer können sie nicht werden; denn sie haben ihr Lied durch Götzendand entweiht, sie irrten noch in der Nacht des dunklen Aberglaubens. Im Heiligthum der Poesie steht David, der frömmste Mann und auch der größte Dichter, steht Salomo, der von Sulamith und ihrem Freunde sang, steht Luther, der David unserer Zeit, dessen voll Feuer gesungene Lieder noch heut in unseren Tempeln schallen, und steht endlich, als der Jüngste, aber nicht der Geringste, Milton, welcher „mit majestätischem Schritt die Poesie von dem heidnischen Parnaß in das Paradies führte". Und zweitens, weil Milton's Gedicht in reimlosen Versen geschrieben war, so sollte der Reim fortan unter allen Umständen verbannt werden. Allerdings war diese Forderung schon vielfach laut geworden; seit dem ersten Bekanntwerden Milton's in Deutschland hatte der Groll gegen den Reim in Allen gegährt, welche sich auf die Seite der Engländer stellten. Schon Bodmer, Breitinger und Drollinger hatten sich in harten Ausdrücken überboten, um darzuthun, daß das deutsche Ohr sich endlich dieses „Schellenklanges" entwöhnen solle; ja selbst Gottsched hatte nicht nur in der Kritischen Dichtkunst (Erste Ausgabe, S. 311) die Zulässigkeit reimloser Gedichte eingeräumt, sondern 1733 im fünften Stück der „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache" sogar den „Versuch einer Uebersetzung Anakreon's in reimlosen Versen" veröffentlicht. Pyra jedoch ließ es bei solch leichtem Plänklergefecht nicht bewenden. Obwohl sein Reim, wo er von ihm Gebrauch macht, rein und wohllautend

ist, war Pyra doch der Erste in Deutschland, welcher in langen selbständigen Gedichten die Verwerfung des Reims folgerichtig durchführte. Sein Lehrgedicht vom Tempel der Dichtkunst ist in reimlosen Alexandrinern geschrieben, mit abwechselnd männlicher und weiblicher Endung; seine anderen Gedichte in Thirsis' und Damon's freundschaftlichen Liedern, von Bodmer 1745 herausgegeben, sind jambisch und trochäisch.

Es ist lehrreich zu sehen, welche Pläne Pyra für seine dichterische Zukunft entworfen hatte. Er sann auf ein christliches Epos von der Sündfluth. Im Nachlaß fanden sich Entwürfe zu biblischen Trauerspielen, Jephta, Agag, Saul. Es ist die Nachricht geblieben, daß Pyra den Versuch gemacht hatte, den alten Chor beizubehalten.

Wer kann bezweifeln, daß Klopstock, welcher eben damals im nahen Schulpforte sich seine ersten Jugendideale schuf, hauptsächlich durch diese Anregungen Pyra's für sein christliches Epos und für die Verwerfung des Reims bestimmt wurde? Und eine feste geschichtliche Thatsache ist es, daß Bodmer schon damals im vierten Stück seiner „Sammlung kritischer, poetischer und geistvoller Schriften" mit Rücksicht auf Pyra's Sündfluth, den „Grundriß eines epischen Gedichts von dem geretteten Noah" entwarf, auf welchen er später in Nachahmung der Klopstock'schen Messiade zurückgriff.

Bevor Klopstock auftrat, hatte Pyra keinen ebenbürtigen Nachfolger, geschweige einen folgerichtigen und glücklichen Fortbildner.

Zunächst hielt man sich nur an das Alleräußerlichste. Die Freunde und Anhänger Pyra's fragten nicht nach der Natur und Bestimmtheit des dichterischen Ideals; die ganze neue Bewegung ging eine Zeitlang nur auf den thörichten Kampf gegen den Reim. Verwerfung des Reims erschien als der Kern und als das Geheimniß aller künstlerischen Idealität.

Dies vornehmlich ist der geschichtliche Ursprung und das Streben der ersten Horazischen Odendichter und der sogenannten Anakreontiker.

Allerdings stimmen die Leistungen dieser Dichter mit den Forderungen von Pyra's Lehrgedicht durchaus nicht überein. Aber auch Pyra selbst hatte sich nicht ganz in diese strenge Gedankensphäre

eingeschlossen. Seine Lieder sind zum Theil selbst „heidnisch“, dem Horaz und Theokrit nicht feindlich, jedenfalls nicht alle übersinnlich. Und 1741 erschien in der kurzlebigen Zeitschrift „Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft“ das Fragment „Bibliotartarus“, der Anfang einer Nachbildung des Pope'schen Lockenraubes, ein komisches Heldengedicht, das die prahlsüchtige Leichtfertigkeit des damaligen Studentenlebens schildern sollte, und wahrscheinlich das Grundmotiv für Zachariä's „Renommisten“ gegeben hat.

Der innigste Jugendfreund Pyra's war Samuel Gotthold Lange, geboren 1711 zu Halle. Seit 1737 war er Pastor in Laublingen; er starb im Todesjahr seines großen Feindes Lessing, am 25. Juli 1781. Lange gab den hauptsächlichsten Anstoß zu jener reimlosen Odendichtung, welche von Klopstock wirksam fortgebildet wurde und dann lange Zeit die gesammte deutsche Lyrik zu ihrem großen Nachtheil beherrschte.

Jetzt denken wir bei Lange's Namen gewöhnlich nur an jene traurige Berühmtheit, welche ihm Lessing's zermalmendes Vademecum verschafft hat; aber in seiner Jugend ist er nichtsdestoweniger von großem Einfluß gewesen. Nicht blos Bodmer, Gleim, Götz, Sulzer und Ramler sind übereinstimmend in der höchsten Anerkennung; sondern auch Lessing selbst bekannte noch im zweiten Bande seiner „Schriften“, der 1753 erschien und sich im vierundzwanzigsten „Brief“ mit Lange beschäftigt, daß er den Verfasser der Horazischen Oden allezeit als einen unserer wichtigsten Dichter betrachtet habe.

Es läßt sich leicht nachweisen, wie die Richtung Lange's entstand. Lange war mit Pyra fest verbunden im Haß gegen Gottsched, in der Hingebung an Bodmer und Breitinger, und in der Ueberzeugung von der Verderblichkeit des Reims. Aber er war, wie wir aus einem Brief Sulzer's (Gelehrte und freundschaftliche Briefe Th. 1, S. 272) ersehen, des Englischen unkundig. Ausschließlicher als sein Freund Pyra hielt er sich daher an die Alten, besonders an Horaz, welchen man seit den Zeiten Drollinger's und Hagedorn's immer neben Boileau und Pope zu nennen gewohnt war, und welchen man jetzt nicht blos wegen seines der Zeitstimmung zusagenden lehrhaft

moralisirenden Inhalts, sondern auch ganz vornehmlich wegen seiner Reimlosigkeit schätzte. Schon Lange's erste dichterische Versuche, mit Pyra's Gedichten unter dem Titel von Damon's und Thirsis' freundschaftlichen Liedern vereinigt und ohne sein Wissen von Bodmer herausgegeben, sind wesentlich der Horazischen Ode nachgebildet. Diese Richtung wurde in ihm noch entschiedener, seitdem er die rathende Beihilfe seines tüchtigeren und vielseitigeren Freundes entbehren mußte. Im Jahr 1747 erschienen „Samuel Gotthold Lange's Horazische Oden nebst Georg Friedrich Meier's Vorrede vom Werth der Reime". Der Inhalt ist entsetzlich nüchtern und dürftig, obgleich bereits die bedeutendsten Themata, die Siege Friedrich's, die Begeisterung für Liebe und Freundschaft, und „Hochgestimmte heilige Lieder zu Jehova's Lob" ahnungsvoll erklingen. Aber der Nachdruck wird durchaus auf die Form gelegt. Nicht blos, daß die Vorrede Meier's auf Grund der Thatsache, daß die Ilias auch ohne Reime vollkommen schön sei, sich zu dem Schluß berechtigt meint, den Reim einen wilden Auswuchs, eine ohne Verschonen abzuschneidende gothische Zierart nennen zu dürfen; auch der Dichter selbst preist immer und immer wieder den dithyrambischen Schwung, der „vom Reim entfesselt mit sicherem Fuß auf Flaccus' Bahn eilt und über finstere Klüfte und steile Höhen hinwegschreitend des rasenden Geschreis der Reimer lacht".

Von den flachen Reimereien der Gottschedianer ermüdet und dem Reim zur Last legend, was nur die Schuld der schlechten Reimer war, stimmten die Zeitgenossen laut in diesen Ruf ein. Selbst Lange's Horazübersetzung, die 1752 herauskam, behielt trotz der wohlverdienten Zurückweisung von Seiten Lessing's ihre Geltung, bis sie endlich durch die bessere Uebersetzung Ramler's verdrängt wurde; man muß bedenken, daß sie mit allen ihren Mängeln und Stümperhaftigkeiten doch die erste Uebersetzung war, welche Horaz ohne das ihm bisher gewaltsam aufgezwungene unzuträgliche Gewand des Reims, ohne Zusätze und allzu willkürliche Umschreibungen zeigte.

So kam es, daß nicht blos Männer wie Klopstock und Ramler, sondern selbst eine Zeitlang Lessing, sich dieser kalten und steifen,

unserer modernen Empfindungsweise schlechthin widersprechenden Abart antikisirender Odendichtung anschließen konnten.

Und ganz denselben rein äußerlichen Ursprung hat die sogenannte anakreontische Dichtung.

Wohl mag es absonderlich scheinen, wenn man behauptet, daß auch die Anakreontiker aus den eindringenden englischen Anregungen hervorgegangen seien. Indessen dieser Ursprung ist unbestreitbar. Man wendete sich an Anakreon und jene tändelnden Kleinigkeiten, welche unter Anakreon's Namen auf uns gekommen sind, nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der Form. Nachdem durch den Hinblick auf die Engländer dem Reim der Krieg erklärt war, meinte man für die Einführung und Ausbreitung reimloser Verse grade in dieser leichten und einschmeichelnden Dichtart das wirksamste Mittel zu finden.

Gleim selbst, der eigentliche Begründer dieser reimlosen anakreontischen Dichtung, hat in den autobiographischen Bruchstücken, welche Wilhelm Körte 1811 in „Gleim's Leben" veröffentlichte, über Anfang und Ziel dieser Neuerung den urkundlichsten Aufschluß gegeben. Johann Wilhelm Ludwig Gleim, am 2. April 1719 zu Ermesleben bei Halberstadt geboren, war 1738 auf die Universität Halle gekommen. Dort hatte er sich mit Uz und Götz und einem dritten, kurz nachher verstorbenen Freund, Rudnik aus Danzig, zu einem Dichterkränzchen verbunden. Dies Kränzchen ist die Wiege der deutschen Anakreontik. Gleim erzählt (S. 20 u. 36): „Eines Tages waren diese vier Freunde zusammen. Ein alter Student, Namens Jacob Pyra, hatte die Absicht, reimlose Verse bei seiner Nation in Aufnahme zu bringen. Eine Ode, das Wort des Allerhöchsten, war sein erster Versuch. Gleim war der Meinung, am besten könne man durch Gedichte scherzhaften Inhalts diesen Zweck erreichen. Seine Freunde gaben ihm Beifall, und dieser Beifall wurde der Anlaß zu seinem „„Versuch in scherzhaften Liedern"", welche 1744 erschienen".

Kann bei solchen Nichtigkeiten von Verdienst gesprochen werden, so gebührt diesen scherzhaften Liedern in der That der Ruhm, den

Namen anakreontischer Dichtung zuerst in Deutschland eingeführt zu haben. Gottsched hatte nur einzelne kleine Uebersetzungen gegeben; und die anakreontischen Scherze, welche Hagedorn in der „Sammlung neuer Oden und Lieder", Seite 82 — 86, veröffentlichte, erschienen erst 1747, und sind also nicht, wie man wohl irrthümlich gemeint hat, für Gleim Vorbilder gewesen, sondern im Gegentheil diesem nachgeahmt.

Es war nur eine neue Form und Einkleidung der witzelnden Spielereien der Petite poesie der Franzosen und Gay's und Prior's, welche durch Hagedorn auch in Deutschland längst bekannt und beliebt waren. Der modische Rococogeschmack an der empfindelnden tändelnden gepuderten arkadischen Schäferwelt öffnete daher auch dieser anakreontischen Dichtung sogleich den willigsten Eingang. Gleim's Lieder waren, wie Lessing noch in der „Berlinischen Zeitung" vom 22. Mai 1751 berichtet, nicht blos in allen Händen, sondern in aller Gedächtniß; es ist nur eine Bestätigung dieser allgemeinen Verbreitung, wenn Wilhelm Körte im Leben Gleim's erzählt, daß manche Geistliche sich gedrungen fühlten, sie durch die Behörden in Beschlag nehmen zu lassen. Der anakreontischen Dichtung huldigten selbst die gebildetsten und einsichtigsten Stimmführer. Pyra, so weit sein Streben nach einer ausschließlich christlichen Dichtung auch von solcher Weltlichkeit ablag, war dennoch durch diese überraschend wirksame Einführung reimfreier Versmaße dermaßen gewonnen, daß, wie Gleim in den von Körte herausgegebenen „Briefen der Schweizer" berichtet, grade er fortan zu den unbedingtesten Lobrednern dieser „poetischen Kleinigkeiten" gehörte. Bodmer meinte in diesen Liedern das Reden, Denken und Empfinden des griechischen Anakreon selbst zu hören. Sulzer fühlte sich sogleich zur Nachahmung angeregt und sammelte Gedanken zu einem Aufsatz von dem Nutzen der scherzhaften Gedichte. Götz und Uz übersetzten 1746 in reimlosen Versen das Urbild; dazu kamen Nachahmungen, wie Gleim's „Oden nach dem Horaz" und andere. Alle jüngeren Dichter dieser Zeit, selbst die begabtesten, wie Götz, Uz, Hagedorn, Weiße, Lessing, Zachariä, Kleist, Cronegk und Gerstenberg wurden

Anakreontiker. Es gehörte zu dem Wesen eines anakreontischen Gedichts, daß es „ohne Reim und scherzhaft und verliebt sei“; der ganze deutsche Parnaß schien erfüllt von Amor und Bacchus, von rosenbekränzten Zechern in kühlen Lauben, von verlangenden Schäfern und spröden Mädchen unter allerlei arkadischen und mythologischen Namen und Masken.

Und bald suchte man diese Spielereien auch auf das Leben zu übertragen. Erlogene anakreontische Heiterkeit wurde schöngeistige Mode, wie in den Tagen Byron's und Heine's der erlogene Weltschmerz. Körte erzählt im Leben Gleim's mit bewunderungswürdiger Unbefangenheit folgende Scene: „Fast den ganzen Sommer 1750 lebten Klopstock und J. C. Schmidt, der Bruder Fanny's, bei Gleim in Halberstadt, gleichgesinnt in heiterer Jugendlust, voll Scherz und Gesang. Abends, nachdem sie den Tag über emsig gearbeitet, waren die Stunden sorglos der Freude und dem Scherz gewidmet, in Lauben unter Bechern, oder im Bade. Bei trübem Wetter gingen sie zum Weinschenk, in dessen großer Laube sie musenbegeistert die Becher und den Scheitel mit Rosen bekränzten, daß es dem Wirth oft wunderbar schien, noch ehe der Becher geleert war, solche Begeisterung zu finden. Eines Tages — es war eine mondlichte Juninacht und die Rosen standen in voller Blüthe — da kamen, vom Bade erfrischt, die Freunde zum gewohnten Wirth. Alter Rheinwein blinkte auf dem blanken Marmortisch und die duftenden Rosen erweckten in den Dichtern anakreontische Lust. Gleim, der Undurstigste unter den Dreien, gab dem Wirth verheißende Winke, und alle Rosen wurden gepflückt, der Tisch und der Saal damit bedeckt: die Flasche stand halb, der Becher ganz unter Rosen. Da nun berauschte der Duft die Dichter und es erscholl hell Gesang und Rede, und lauter und lauter, je höher der Mond stieg. Nüchterne Bürger, mit dem Glockenschlag auf der Heimkehr, standen unter den Fenstern und richteten. Die Freunde aber riefen nach Wein. Der Wirth versagte den Wein, verkennend die Musenbegeisterung; als ihm Klopstock aber die eine kaum geleerte Flasche zeigte, da ward die zweite bewilligt und besungen. Noch war dieselbe nicht geleert,

siehe, da strahlte die Morgensonne schon über die Dächer in den Saal, und die Freunde machten sich auf den Heimweg; Klopstock ging voran mit der tief abgebrannten Kerze, deren fröhliche Flämmchen er erst im Angesicht der Sonne ausblies, dem Tage ein reines Opfer züchtig durchschwärmter Nacht". Klopstock selbst erzählt in einem Brief an Gleim, den Klamer Schmidt in der Sammlung „Klopstock und seine Freunde" herausgegeben hat: „Wir sind durch ein Dorf gefahren, wo recht weise Leute wohnen. Sie hatten auf ihrem Kirchhof jedes Grab mit Rosen bepflanzt; und da wir bei diesen Rosenstöcken eine Bouteille Wein trinken wollten, brachten sie uns ein so vernünftiges wohlgebildetes Glas, als wenn sie geborene Trinker wären." Klopstock, der Sänger des Messias, auf einem Kirchhof unter Rosen zechend!

Es wäre ein nutzloses Beginnen, dieses geckenhafte Schönthun mit anakreontischen Empfindungen auf tiefere kulturgeschichtliche Grundlagen zurückführen zu wollen. Aus einem rein formalen Gesichtspunkte, aus dem Verlangen, die Herrschaft des Reims zu verdrängen, war diese Anakreontik hervorgegangen; auf diesen Grund und Zweck zogen sich auch diese jungen Anakreontiker sammt und sonders sogleich zurück, sobald Jemand Ernst machte, ihr dichterisches Versteckspiel beim Wort zu nehmen. In einem Brief vom 28. April 1749, in welchem der junge Lessing seinen Vater um Zusendung seiner im Vaterhause zurückgelassenen handschriftlichen Papiere bittet, schreibt er: „Es sind freie Nachahmungen des Anakreon, wovon ich einige schon in Meißen gemacht habe. Ich glaube nicht, daß sie mir der strengste Sittenrichter zur Last legen kann. Vita verecunda est, Musa jocosa mihi. Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindungen im Gringsten damit harmoniren." In gleicher Weise spricht Uz von der Schalkheit seines Mundes und von der Unschuld seines Herzens. Und der schüchterne und ehrbar nüchterne Christian Felix Weise singt zwar mit höchstem Behagen von der Begegnung der schönen Chloe und des jugendfrischen Damötas im Bade, und daß man über diese Begegnung nichts weiter sagen dürfe; aber er vergißt dabei nicht, mit vorsichtiger

Aengstlichkeit ausdrücklich hinzuzusetzen, daß, wenn er auch von solchen Dingen singe, er doch immer unschuldsvoll und rein lebe und die beliebten Sünden hasse, welche nach dem Genusse zu bereuen seien. Gleim erhebt in einem Brief an Bodmer die bitterste Klage, daß es so viele „Unverständige“ gebe, „die den Menschen nicht von dem Schriftsteller absondern“.

Wie natürlich also, daß, um einen Goethe'schen Ausdruck zu gebrauchen, dieses anakreontische Gegängel in der deutschen Literaturgeschichte nur eine rasch vorübergehende Episode war. Es hätte gar nicht des plumpen Ausfalls bedurft, welchen sich Wieland 1756 während der verfolgungseifrigen Frömmelei seiner Jugendjahre, in der ersten Ausgabe seiner Empfindungen eines Christen, gegen die Anakreontiker erlaubte. Allmählich brach ganz von selbst die richtige Einsicht durch, daß diese anakreontischen Lieder zwar sehr kurzzeilig, aber auch sehr langweilig seien. Schon im September 1751 nahm Lessing, dessen frische und mannhafte Natur sich unter allen seinen Altersgenossen am frühesten von diesen unreifen Künsteleien befreite, in das „Neueste aus dem Reiche des Witzes“ jene witzigen Spottverse Kästner's auf, in welchen ein junger Dichter klagt, daß er weder den Geist Haller's und Hagedorn's, noch Schlegel's und Gellert's habe, und dann auf die bedeutungsvolle Frage: „Was Henker soll ich machen, daß ich ein Dichter werde?“ ergötzlich antwortet: „Gedankenleere Prosa, In ungereimten Zeilen, In Dreiqueerfingerzeilen, Von Mädchen und vom Weine, Vom Weine und von Mädchen, Von Küssen und vom Trinken, Vom Trinken und von Küssen, Und wieder Wein und Mädchen, Und nichts als Kuß und Trinken, Und immer so gekindert, Will ich halb träumend schreiben, Das heißen unsere Zeiten, Anakreontisch dichten.“ Kästner setzt hinzu: „Sie glauben nicht, wie leicht mir diese anakreontische Ode geworden ist; ich dächte, unsere anakreontischen Dichter könnten ihrer in einem Jahr mehr machen als ein Nürnberger Künstler Stecknadeln oder Glaskorallen.“ Nicolai meinte in seinen „Kritischen Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften“, das Tändeln stehe diesen Herren nicht an; sie zeigten zu sehr, daß sie

nicht in der rechten Schule gewesen, ihre zärtlichen Zeilen seien von der ausgesuchtesten Pedanterei begleitet. Kant aber sagte 1764 in seinem trefflichen Büchlein über das Gefühl des Schönen und Erhabenen schlicht und derb, anakreontische Gedichte seien gemeiniglich sehr nahe beim Läppischen.

Nur einzelne süßliche Nachzügler, wie J. G. Jacobi, fanden in der ewigen Wiederholung dieses armseligen Einerlei ihr Genüge.

Sogar die Urheber selbst suchten andere Bahnen.

Gleim, durch die Bewunderung der Großthaten Friedrich's und des siebenjährigen Krieges wenigstens für einige Zeit über seine mattherzige Empfindelei emporgehoben, wagte den kecken Schritt in die unmittelbare Wirklichkeit und schrieb in den Jahren 1756 und 1757 jene berühmten Lieder eines preußischen Grenadiers, welche zwar auch ihrerseits noch störend an dem Schwulst und dem gelehrten Firlefanz der gleichzeitigen hochfliegenden Odenpoesie leiden, dennoch aber bereits eine so individuelle Wahrheit und Lokalfärbung und so derbe Volksthümlichkeit haben, daß die Zeitgenossen von ihnen aufs tiefste überrascht und ergriffen wurden. Lessing hatte für sie das höchste Lob und gab ihnen ein anderes „Vademecum“ auf den Weg als dem Horaz des Herrn Lange. 1778, bei Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs, fügte Gleim noch einige Grenadierlieder hinzu. Im Uebrigen widmete er sich mehr und mehr didaktischer Poesie, die dem horazischen Geschmack von jeher zu nahe lag; schon 1756 gab er Fabeln heraus, seit 1769 „Sinngedichte“; von 1774 an erschien das umfassende Lehrgedicht „Halladat oder das rothe Buch“. Auf diesem Wege gelangte Gleim allmählich dazu, sich als der von Allen verehrte, dichtende Weise zu fühlen, der auf das gleichaltrige wie das jüngere Geschlecht mit wohlwollender Ueberlegenheit blickte, und jeden herzlich gern förderte, so lange er nicht seine frauenhafte Empfindlichkeit verletzte. Und Uz, eine sinnige, gemüthstiefe und ernststrebende Natur, wendete sich von der Anakreontik zum Theil wieder zu Pope zurück. Wer verkennt im „Sieg des Liebesgottes“ das Vorbild von Pope's Lockenraub, in der „Theodicee“ und „in der Kunst fröhlich zu sein“ den Versuch Pope's

über den Menschen, in den „poetischen Briefen“ das Lehrgedicht Pope's über den Geschmack? Oder er ahmte, nach dem Vorgang Hagedorn's und Lange's, in kürzeren Oden Horaz nach, und wußte in diese Oden eine so liebenswürdige Fröhlichkeit des Herzens, eine so wahre Frömmigkeit, eine so tiefe und sinnige Naturempfindung, so lebhaften Freiheitssinn und so warme Vaterlandsliebe zu legen, daß Uz in der That, im Gegensatz zu dem wüsten Odengeklapper der Klopstockianer, eine äußerst wohlthuende Erscheinung ist. Leider verstummte seine Poesie schon ziemlich früh; nach der Gesammtausgabe seiner Dichtungen, die 1768 und 1769 erschien, ist er nur noch als Uebersetzer des Horaz hervorgetreten; er starb 1796, Gleim erst 1803.

Ein ächterer Schößling der englischen Anregung als die Odendichtung und Anakreontik war die beschreibende und idyllische Dichtung, welche besonders durch Ewald von Kleist und Salomon Geßner erblühte.

Christian Ewald von Kleist war in den ersten Tagen des März 1715 zu Zeblin bei Köslin geboren. Er hatte in Königsberg die Rechte studirt, und war dann, mehr auf äußeren Antrieb als aus innerer Neigung, Offizier geworden; zuerst in dänischen, seit der Thronbesteigung Friedrich's des Großen in preußischen Diensten. Gleim pflegte sich gern zu rühmen, daß seine Anakreontik es gewesen sei, welche zuerst Kleist's schlummerndes Dichtungsvermögen geweckt habe. So unzweifelhaft diese Einwirkung durch Kleist selbst und durch einige anakreontische Spielereien desselben bezeugt wird, so war doch von Hause aus die Eigenthümlichkeit Kleist's eine durchaus andere. Die angeborene Weichheit seines Gemüths, eine tiefe unglückliche Liebe, Mißstimmung über seine Lebensstellung, welche ihn bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges in einförmige und geistesöde Garnisonen bannte, hatten in ihm jenes wehmüthige Sehnen nach friedlichem Glück und ländlicher Zurückgezogenheit genährt, das bereits 1744 in seinen ersten Elegieen „An Wilhelmine“ und „Sehnsucht nach Ruhe“ zum wärmsten dichterischen Ausdruck kommt. So fanden jene englischen Dichter,

welche damals in Deutschland mit dem Reiz vollster Neuheit wirkten, in ihm sogleich offenste Hingebung und Empfänglichkeit. Kleist war ein begeisterter Bewunderer Milton's, wie ein Brief im zweiten Bande von Lange's „Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe“ Seite 126 bezeugt; und neben Milton waren seine entschiedenen Lieblinge Pope und Thomson. Mit dieser Richtung ist übereinstimmend, daß ihm unter seinen deutschen Vorgängern eingeständlich Haller am nächsten stand.

Nachdem Kleist schon in Schwabe's „Belustigungen“ als Dichter aufgetreten war, keimte in ihm seit den ersten Monaten des Jahres 1746 der Entwurf jenes berühmten Gedichts, das 1749, zuerst nur in wenigen Exemplaren und ohne den Namen des Dichters, unter dem von Gleim gewählten Titel „der Frühling“ erschien. Es war das Bruchstück eines größeren Gedichts, das die gleichmäßige Schilderung aller vier Jahreszeiten beabsichtigte. Das Ganze sollte „Landlust“ heißen, und, wie sich der Dichter in einem Briefe an Gleim vom 19. August 1748 äußert, das Vergnügen beschreiben, das er auf dem Lande empfunden.

Die Scenerie ist buntbelebt und anmuthsvoll wechselnd. Zuerst das Nahen des Frühlings mit seinen Stürmen und Wasserfluthen, sodann die blühende Herrlichkeit der neu erwachten Natur. Bald eine lieblich ausgemalte Idylle des Bauernhofes, die durch ihre Naturwahrheit und tiefe Empfindung von herzgewinnendem Reiz ist; bald das geschäftige Treiben und die drängende Lebensfülle in Flur und Wald. Ueber uns der blaue Frühlingshimmel, unter uns der grüne Wiesenteppich mit seiner vielgestaltigen Blumenpracht. In frommer Demuth erhebt sich ob all dieser Wunder das Gemüth zum Herrn, ihm ein Loblied zu singen; und es ist der ganz folgerichtige, mild beruhigende Abschluß, wenn sich zuletzt die innig erregte Andacht in jene gewaltige Grundfrage vom Ursprung des Uebels versenkt, welche damals alle Geister im Innersten aufs tiefste bewegte, und welche bereits auch von Pope und Voltaire, von Haller und Uz in den Bereich dichterischer Behandlung gezogen war.

Freilich stehen wir hier noch innerhalb aller Schranken und Schwächen blos beschreibender Dichtung. Es ist zwar Fortgang und Steigerung in den Anschauungen und Empfindungen; aber es fehlt die zwingende Einheit einer lebendigen, in sich selbst fortschreitenden Handlung, wie sie Schiller in dem verwandten Stoff seines „Spazierganges“ so trefflich durchgeführt hat. Die Kleinmalerei, obgleich an sich äußerst reizvoll, ist von maßlos überwuchernder Selbständigkeit und Ausdehnung. Was von Thomson gilt, daß er durch sein Streben nach systematischer Vollständigkeit die heitere Unbefangenheit des Genusses stört, das gilt auch von Kleist, dem es oft mehr darum zu thun ist, den reichen Ertrag seiner Bilderjagd einzuheimsen als die Motive nothwendig aus der Situation selbst entspringen zu lassen. Darum glaubte Lessing, als er der beschreibenden Dichtung in seinem Laokoon den Fehdebrief schrieb, auch über das Gedicht seines verewigten Freundes im siebzehnten Abschnitt das Verwerfungsurtheil aussprechen zu müssen; ausdrücklich hinzufügend, daß Kleist selbst die Absicht gehabt habe, in erneuter Bearbeitung aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen zu machen. Gleichwohl ist dieses Gedicht von unvergänglicher Wirkung. Ein zart erquickendes, frisch keimendes Frühlingsleben senkt sich warm ins Gemüth. Es regt sich wieder das Bedürfniß nach fester Thatsächlichkeit und naturwahrer Gestaltung; es ist nicht mehr blos Belustigung des Verstandes und Witzes, sondern Erguß des Herzens, freie Thätigkeit der Phantasie. Der ruhige Fluß der gehobenen epischen Versart sichert dem Genrebildlichen die Weihe und Hoheit historischen Stils. Haller und Brockes waren weit überflügelt. Noch die Jünglinge des Göttinger Dichterbundes verehrten Ewald von Kleist als einen ihrer Heiligen und wanderten im Frühling nach den benachbarten Dörfern, um dort, rings umgeben von singenden Nachtigallen, girrenden Tauben und lockenden Hühnern, unter blühenden Apfelbäumen das geliebte Gedicht zu lesen.

Kleist hat sich auf diese beschreibende Dichtung nicht beschränkt. Wie Thomson wollte auch er aus dem stillen Naturleben hinaustreten

in die bewegte Welt menschlichen Handelns. Dies Wagniß gelang ihm ebensowenig wie Thomson; weder in seinem Trauerspiel Seneca von 1758, das aus der Nachahmung von Klopstock's Adam hervorging, noch in seiner Erzählung von Cissides und Paches (1759). Aber eine dichterische Natur war er dennoch. Denn auch darin zeigt sich Kleist als eine tief bedeutsame Erscheinung, daß er seit langer Zeit wieder der Erste ist, bei welchem Leben und Dichten untrennbar zusammengehen. Wie kräftig klingt die Ode an die preußische Armee! Wie tapfer und kriegerisch ist der Grundton jenes kleinen epischen Gedichts! Der „Major", wie ihn sein Freund Lessing zu nennen liebte, starb 1759 in der Schlacht von Kunnersdorf jenen muthigen Heldentod, von welchem er gesungen hatte: „Der Tod für's Vaterland ist ewiger Verehrung werth; wie gern sterb' ich ihn auch, den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft! Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs, als Räuber aller Welt mein Vaterland mit Feuer und Schwert in eine Wüstenei verwandelten, als Friedrich selbst mit tapferer Hand die Fahn' ergriff und Blitz und Tod mit ihr zum Feinde trug, und achtete der theuren Tage nicht für Volk und Land, das in der finsteren Nacht des Elends seufzt."

Kleist's frühes Ende legte die Sorge für die Sammlung seiner Werke in die Hand seiner Freunde. Die seit 1748 in den „Bremer Beiträgen", sowie in zwei Einzelausgaben erschienenen Gedichte wurden 1760 von Ramler mit den größeren Dichtungen in einer willkürlich zugestutzten Gesammtausgabe vereinigt, deren spätere Wiederholungen immer mehr von Kleist's Text abweichen. Erst in neuster Zeit hat August Sauer ihn wiederhergestellt und eine befriedigende Ausgabe geschaffen.

In Salomon Geßner's Idyllen liegt derselbe elegische Zug wie in Kleist's Frühling; aber Geßner ist unendlich dürftiger und manierirter.

Salomon Geßner, am 1. April 1730 zu Zürich geboren und ebendaselbst am 2. März 1788 gestorben, war im Leben ein derber Gesell von allerlei Humoren, dessen Lieblingsbuch Don Quixote war und der durch seine hervorragende Begabung für die schauspielerische

Nachahmung possenhafter Charaktere seine Freunde oft bis zum lautesten Gelächter ergötzte. Zugleich hatte er ein warmes Herz für die Freiheitsentwicklung seines Vaterlandes; er war einer der ersten Mitbegründer jener „helvetischen Gesellschaft", welche für das politische Leben der Schweiz im vorigen Jahrhundert von so tiefgreifenden Folgen war. Sein Dichten und Malen aber liegt weit ab sowohl von jener derb individualisirenden Gestaltungskraft wie von dieser werkthätigen Hingebung an packende Wirklichkeit. Zwei Strömungen vornehmlich waren für seine künstlerische Dichtung maßgebend geworden. Aufgewachsen in der nächsten Umgebung Bodmer's und Breitinger's, hatte er seinen Blick frühzeitig auf England und auf diejenige Seite der deutschen Literatur gewendet, welche sich nach englischen Mustern gebildet hatte. Es wird erzählt, daß Defoe's Robinson Crusoe und Brocke's Irdisches Vergnügen die erste Nahrung seiner jugendlichen Phantasie gewesen sind. Und 1749 war Geßner für einige Jahre nach Berlin gekommen; es war die Zeit, als eben die deutsche Anakreontik in üppigster Blüthe stand. Beide Richtungen verschwimmen bei ihm zu höchst unerquicklicher Einheit. Wie sich schon der wackere Verfasser der Insel Felsenburg aus dem kerngesunden englischen Robinson nichts als das empfindungsweiche weltmüde Sehnen nach einem weltabgeschiedenen glückseligen Eiland herausgelesen hatte, so zog sich jetzt auch Geßner aus dem Schmerz der harten Wirklichkeit schönselig in die schmerzlose Unschuldswelt eines erträumten Arkadiens; die Bevölkerung dieses Arkadiens aber war nicht wie die Bevölkerung der Insel Felsenburg eine politische Utopie, sondern eine anakreontische Schäferwelt voll Unschuld und Tugend, ein unablässiges Schwelgen im Küssen und Kosen, in sanft träumerischem Flötenspiel, in Glück und Wonne. Alles gesunde Mark fehlt; überall nur Schwäche und Unnatur. 1754 eröffnete der „Daphnis" den Reigen; 1756 erschien schon eine Sammlung von „Idyllen"; 1758 gab Geßner in dem „Tod Abel's" sein gefeiertstes Gedicht. Seit 1772 war er verstummt. Obgleich Geßner selbst öfters, beispielsweise in Körte's „Briefen der Schweizer", Seite 218, sich darauf beruft, seine Regeln allein in Theokrit und Virgil

gesucht zu haben, so konnte ihn mit Theokrit doch nur ein Zeitalter vergleichen, das die griechischen Idyllendichter entweder gar nicht oder doch nur aus widerlich überzuckerten französischen Nachbildungen kannte. Geßner's unausstehlich süßliche Schäfer und Schäferinnen sind nur eine neue Auflage der bebänderten arkadischen Schäferwelt der galanten französischen Hofpoesie. Und der laute und allgemeine Beifall, welchen Geßner nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa und insbesondere in Frankreich fand, die zahllosen Uebersetzungen, durch welche seine Idyllen unter den verschiedensten Nationen verbreitet wurden, sind nur ein neuer, und zwar ein sehr schlagender Beweis für die Thatsache, daß der Ruhm des Tages oft grade solchen Erscheinungen am bereitwilligsten zufällt, welche nicht die Gesundheit, sondern die Krankhaftigkeit des Zeitalters spiegeln. Die Zeit Rousseau's fand in Geßner's arkadischer Traumwelt den dichterischen Ausdruck jener Grundstimmung, welche den Ausweg und die Rettung aus dem Jammer unbefriedigter und verderbter Gegenwart nicht in dem Ideal des rastlos fortschreitenden Kampfes und der vollendeten, frei menschlichen Bildung, sondern in der dumpfen Schlaffheit vermeintlich uranfänglicher Naturzustände suchte. Es ist dieselbe Stimmung, welche auch Macpherson's gefälschten Ossian mit so einstimmiger Bewunderung und Verzückung aufnahm.

In neuster Zeit hat Geßner an Wölfflin wieder einen warmen Vertheidiger gefunden. Zugestehen wird man ihm dürfen, daß in der abgerundeten und durchsichtigen Form ein künstlerisches Verdienst lag, ein Verdienst, das wohl auch erklärt, wie Geßner's Idyllen zu den wenigen deutschen Dichtwerken gehörten, die Friedrich der Große seiner Beachtung werth fand.

Mitten unter diesen vielgestaltigen und bunt sich durchkreuzenden Versuchen, Richtungen, Stimmungen und Meinungen ragt die hehre Gestalt Klopstock's hervor.

Ein Gleicher und doch überall ein Größerer. Klopstock theilt alle diese Bestrebungen und steht mit den Begründern und Trägern derselben in regster Verbindung und innigster Freundschaft; aber er

ist seinen Mitstreitern weit überlegen, wenn nicht an eigentlicher Dichterkraft, so doch an Tiefe und Vielseitigkeit der Bildung, an Weite des Blicks, an Mächtigkeit der Empfindung, an Kühnheit, Ausdauer und überströmender Begeisterung.

Rastlos und fest erstrebte Klopstock jenes höchste Ideal der Dichtung, wie er es sich in warm empfänglicher Jugendzeit unter der Einwirkung Bodmer's und Pyra's gebildet hatte. Er begann nach dem Vorbild Milton's mit dem religiösen Epos; und alle verschiedenen Entwickelungsstufen, welche er in sich durchlebt und dichterisch ausgestaltet hat, sind nur verschiedene Spiegelungen des einen triebkräftigen Grundgedankens, künstlerisch ideal und doch zugleich ächt volksthümlich sein zu wollen.

---

3. Klopstock.

Klopstock hatte schon in früher Jugend die Forderung einer volksthümlichen und doch zugleich ideal stilvollen Kunst ins Auge gefaßt. Er hat zur Erreichung dieses hohen Ziels im Laufe seines langen Lebens zu verschiedenen Zeiten die verschiedenartigsten und nicht immer die glücklichsten Mittel angewendet; das Ziel selbst aber ist ihm in allen Wandlungen unwandelbar dasselbe geblieben.

Die erste Epoche Klopstock's, welche sich ungefähr bis 1755 erstreckt, ist die unbefangenste und erfreulichste. Sie steht durchaus unter dem Einfluß Bodmer's und Pyra's. Klopstock ist gewiß, daß er um so volksthümlicher ist, je wärmer er die tiefsten Anliegen des menschlichen Herzens, namentlich die religiösen, ergreift; und er meint um so künstlerischer und stilvoller zu sein, je strenger er den Reim, den er auch noch im späten Alter einen bösen Geist mit plumpem Wörtergepolter, einen schmetternden Trommelschlag, ein nichtssagendes Gleichgetön nennt, von sich abweist und an dessen Stelle die Hoheit der antiken Versmaße setzt. Es ist die Zeit der ersten Gesänge des Messias und der ersten jugendfrischen Odendichtung.

Friedrich Gottlieb Klopstock war am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren. Schon auf der Schule von Schulpforte war er den schwebenden Streitigkeiten zwischen Gottsched und Bodmer mit der lebhaftesten Parteinahme gefolgt. „Ich war ein junger Mensch, der seinen Homer und Virgil las und sich schon über die kritischen Schriften der Sachsen im Stillen ärgerte“, schreibt er in einem Briefe vom 10. August 1748 an Bodmer, „als mir Ihre und Breitinger's Schriften in die Hände fielen. Ich las, oder vielmehr ich verschlang sie; und wenn mir zur Rechten Homer und Virgil lag, so hatte ich jene zur Linken, um sie immer nachschlagen zu können. Und als Milton, den ich vielleicht ohne Ihre Uebersetzung allzuspät zu sehen bekommen hätte, mir in die Hände fiel, loderte das Feuer, das Homer in mir entzündet hatte, zur Flamme auf und hob meine Seele, um die Himmel und die Religion zu singen.“ Nächst Milton waren besonders Pope und Addison, die er in der Ode „Der Abschied“ Milton gleichstellt, auf ihn von großem Einfluß gewesen.

In diese Schulzeit fällt, wie Klopstock selbst in einem Brief vom 20. März 1800 an den Rektor von Pforte berichtet, bereits auch der fast vollständige Plan der Messiade. Zuerst hatte er in stolzen Zukunftsträumen auf ein Epos von Heinrich dem Vogler, dem Befreier der Deutschen, gesonnen. Da trat ihm einst in einer glücklich schlaflosen Nacht wie durch eine plötzliche Eingebung der Messias als der würdigste Held, den er besingen solle, in seine Seele. Von Milton war der Sündenfall dargestellt worden. Schien aber nicht die Darstellung des Sündenfalls fast unabweislich die dichterische Darstellung der Erlösung als ihre nothwendige Fortsetzung und Vollendung zu fordern? Und durfte nicht überdies der Dichter, welcher diese Aufgabe ergriff, die frohe Hoffnung hegen, durch die größere Wucht und Heiligkeit des Gegenstandes sogar das gefeierte Urbild selbst noch zu überbieten? Jene von C. F. Cramer im ersten Theil seines „Klopstock“ 1780 mitgetheilte, jugendlich pomphafte Rede, mit welcher der einundzwanzigjährige Jüngling am 21. September 1745 bei seinem Abgang auf die Universität von Schulpforte Abschied nahm, legt Ursprung und Zweck dieses Jugend-

plans mit merkwürdiger Offenheit klar vor Augen. „Eines war es, was Homer und Virgil zu ihrer Vollkommenheit fehlte. Die falsche Religion verblendete Euch noch, Euch, die Ihr doch der anbetungfordernden christlichen Religionsgeheimnisse so würdig gewesen wäret! Der erste christliche Eposdichter war Tasso; lebendig und feurig, oft groß und erhaben, aber nie völlig göttlich; oft Bewunderung, aber nie Thränen edlen und nachstrebenden Neides erregend. Größere Dichter als Italien hat England geboren, das nur darum durch den Ocean von den anderen Ländern getrennt scheint, weil es durch seine Trefflichkeit und innere Größe so einzig über diese emporragt. Milton wird als der Höchste in seiner Kunst erfunden; denn so weit die göttliche Offenbarung die Vernunft übertrifft, so weit übertrifft ein Dichter, der die himmlische Weisheit und Frömmigkeit besingt, jeden anderen, welcher nur von menschlicher Weisheit und Tugend erzählt. Milton's Ruhm wird, so lange Menschen leben, nur immer größer und überschwenglicher werden. Einen solchen Schauplatz hat noch Keiner mit seinem Lied zu betreten gewagt. Gott, Himmel und Hölle, das Chaos, die unendliche Weltenreihe, die Bevölkerung aller Gestirne, die Heerschaar der Engel, das Glück und Unglück und die endliche Seligkeit der Menschen, kurz Alles, was groß und erhaben ist, wurde von dem göttlichen Sänger gesungen. Und dennoch, geheiligter Schatten Milton's, zürne nicht über meine Vermessenheit, wenn ich Dir nicht allein nachzueifern, sondern mich sogar an einen noch gewaltigeren und herrlicheren Stoff zu wagen gedenke! Frankreich und Holland suchen nach dem Ruhm großer epischer Dichtung; warum verharrt nur Deutschland in träger Schlafsucht? Mit niedrigen Tändeleien wollen die deutschen Dichter den Ruhm der Geistesgröße erjagen; mit Gedichten, die nur zu entstehen scheinen, um alsbald wieder zu vergehen, suchen wir die heilige Unsterblichkeit zu erringen. Die Deutschen bearbeiten jetzt die Philosophie und jede Art von Wissenschaft mit Erfolg und Eifer; sie schwingen sich kräftig empor; selbst die stolzen Ausländer können ihnen nicht mehr die lauteste Anerkennung versagen. Warum also ist es nur das Mißgeschick

der Dichtung, dieser göttlichsten Kunst, von ungeweihten Händen befleckt zu werden und immer nur an der Erde zu kriechen?“

Nicht so leicht wie der Stoff war die entsprechende dichterische Form zu finden. Klopstock hatte, wie es in der Ode „An Freund und Feind“ heißt, ursprünglich die Absicht gehabt, die Ausführung seines großen Plans bis zur Vollendung des dreißigsten Jahrs zu verschieben; aber das Feuer der Begeisterung war ununterdrückbar und der erste Entwurf wurde von ihm bereits in seinem ersten Studentenhalbjahr in Jena in Angriff genommen. Dieser Entwurf war in Prosa; dem jungen Dichter scheint, nach einer Andeutung der dem zweiten Band der Halleschen Ausgabe des Messias vorangeschickten Abhandlung „Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes“ Fenelon's Telemach vorgeschwebt zu haben, welchen er dort dem Demosthenes gleichsetzt und auch in jener Schulrede unter die Meisterstücke epischer Dichtung stellt. Wie aber ziemt der gehobenen Feststimmung das schmucklose Alltagskleid? Wo ist in solcher Form der hohe und ideale Stil, welcher Homer und Virgil so herrlich auszeichnet und welcher auch dem verlorenen Paradies so eindrucksvoll innewohnt? Es war ein kühnes, aber ein glückliches und folgenreiches Unterfangen, als Klopstock es wagte, nur dem eigenen Urtheil folgend, trotz der Abmahnung eines Mannes wie Christ in Leipzig, wohin er Ostern 1746 übergesiedelt war, sein Epos in das Versmaß Homer's und Virgil's zu kleiden, obgleich bisher nur sehr vereinzelte und ungelenke Vorübungen für den deutschen Hexameter vorlagen. Auch der Hexameter Klopstock's ist noch unsicher und schwerfällig; aber die Gesammtwirkung war mächtig und nachhaltig. Seitdem ist der Hexameter bei uns eingebürgert. Diese gewaltige That eines jungen Leipziger Studenten wurde die Mutter der Voß'schen Homerübersetzung und von Goethe's Hermann und Dorothea.

Im Jahr 1748 erschienen die ersten drei Gesänge der Messiade in den Bremer Beiträgen. Erst 1773 wurde sie vollendet.

Die Wirkung, namentlich der ersten Gesänge, war eine wahrhaft überwältigende.

Gottsched und die Gottschedianer, ein Triller, ein Stuß, höhnten und tobten über diese urplötzlich neue, von allem Hergebrachten und Regelrechten abweichende Erscheinung; nicht nur über Versbau und Sprache ereiferten sie sich, sondern sogar gegen die religiösen Empfindungen und Anschauungen des Dichters suchten sie die öffentliche Meinung, und besonders die Theologen aufzuhetzen; um so lauter und freudiger begrüßte Bodmer und dessen Schule dieses wundersame Gedicht, auf welchem Milton's Geist ruhte, und durch welches erreicht und erfüllt war, was Bodmer so lange erwünscht und erhofft hatte. Und bald wuchs die begeisterte Theilnahme immer weiter und weiter. In der rührendsten Weise zeigte sich, was Goethe sagt, daß es ein Zeitalter war, in welchem die Gefühlsidealität der Massen noch immer lediglich in der Religion lag. Die Macht der religiösen Stimmung eroberte alle Herzen. Zum ersten Mal seit langen Jahrhunderten war in Deuschland wieder ein Gedicht vorhanden, das, aus tief innerster Begeisterung entsprungen, die tiefste Begeisterung des Volks traf. Rein und unschuldig waren die ersten Gesänge in eine reine und unschuldige Zeit gekommen. Das Gedicht erschien fast wie eine neue Offenbarung; man erquickte sich an ihr um so inniger, je sorglicher das Gemüth der Gläubigen nach Schutz und Trutz gegen die beängstigenden Fortschritte der rationalistischen Neuerung suchte. Und gegenüber einzelnen polternden Eiferern, welche es übel vermerkten, daß die göttlichen Geheimnisse hier mit dichterischer Phantasie behandelt wurden, blieb die Masse der Leser in ihrer Bewunderung unerschütterlich und schwelgte mit thränenseliger Rührung immer aufs neue in dem Genuß dieses himmlischen Friedens, welcher ihm hier aus tausend Engelstimmen entgegenklang. Die Messiade wurde ein Erbauungsbuch. Derselbe Zug, welchen Goethe im zweiten Buch von Wahrheit und Dichtung erzählt, daß ein Freund seines älterlichen Hauses die bisher erschienenen Gesänge des Messias alle Jahre in der Charwoche las, wiederholte sich in unzähligen Familien; die Briefe und Lebensbeschreibungen jenes Geschlechts sind voll vom Lob und Preis des „außerordentlich begnadigten Mannes, welcher

würdigere Vorstellungen von Gott lehrte". Wer der hochtönenden und fremdartigen Sprache nicht folgen konnte, fand seine Erhebung in dem feierlichen Gesammteindruck, in dem Dämmerungston der dunklen Empfindung, welcher erhabene Ahnungen weckte. Man betrachtete, wie der Sänger in seiner Ode „Die Stunden der Weihe" erflehte, fortan Gott und den Mittler ernster, man lebte heiliger. Man stand nicht an, Denjenigen für den besten Menschen zu halten, auf welchen die Messiade den tiefsten Eindruck machte.

Und auch die freieren weltlich gesinnten Gemüther wurden durch die Macht dieser Gefühlsinnerlichkeit in denselben Kreis gebannt. Man lese z. B. die Selbstbekenntnisse Christian Friedrich Daniel Schubart's. Eine Saite seines Herzens, von keinem Finger noch berührt, tönte da zuerst und klang überlaut, als er mit diesem Gedicht bekannt wurde. Es wandelte ihn die größte Ehrfurcht an, wenn man den Namen Klopstock nannte; er glaubte, ein Engel hätte sich auf unsere Welt verirrt und nenne sich so. Den Messias lernte er fast auswendig, und weinte, zitterte, schauderte vor Freude, wenn er einzelne Stellen desselben vortrug.

Bald wucherten von allen Seiten die zahlreichsten Nachahmungen. Die Patriarchaden Bodmer's haben wir schon früher erwähnt; von den Dichtungen Wieland's, die unter Bodmer's Einfluß entstanden, wird später die Rede sein. Franz Muncker führt in seiner Klopstockbiographie noch mehrere ähnliche Versuche obscurer Poeten an. Sie sind fast insgesammt dichterisch völlig werthlos. Nur allzu Viele gab es, welche, wie Lessing 1751 im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" im neunzehnten Brief treffend sagt, der süßen Meinung lebten, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen und die Vermeidung des Reimes wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Ueber Bodmer hat Uz in seiner Streitschrift gegen Dusch das schneidende Wort, er sei in seinen Patriarchaden bestrebt gewesen, als Dichter den Geschmack wieder zu verderben, an dessen Verbesserung er als Kunstrichter gearbeitet habe. Aber grade diese Nachahmungen beweisen aufs schlagendste, wie von Grund aus durch die gewaltige That Klopstock's der Ton

der deutschen Dichtung verändert und umgestimmt war. Selbst Goethe wurde in seinem Knabenalter von diesem Strudel berührt; doch ist es sehr bezeichnend, daß es die gestalt- und handlungsvolle Geschichte Joseph's war, welche sich seine keimende Dichternatur zu dichterischer Behandlung ausersah.

Für uns Nachgeborene freilich ist Klopstock's Messiade kaum noch lesbar. Wir sind der Gefühlsweise entwachsen, aus welcher dieselbe hervorging. Es ist eines der sprechendsten Zeugnisse für das riesenhaft schnelle Fortschreiten jenes wunderbaren Zeitalters, daß zwischen der Conception des Klopstock'schen Messias und der Conception des Goethe'schen Faust nur die kurze Spanne von fünfundzwanzig Jahren liegt; dort der Herzenserguß frommer dogmatischer Gläubigkeit, hier die Tragödie des unumschränkten Erkenntnißverlangens. Aber auch die Schranken der religiösen Kunst selbst hat Klopstock nicht vollständig ausgefüllt. Um die unvergängliche ächt dichterische Wirkung hat er sich durch seine priesterliche Salbung und Engherzigkeit gebracht. Weil die Kunst naturnothwendig Anschauung und lebendige Gestalt ist, ist auch die religiöse Kunst wesentlich auf den Anthropomorphismus, d. h. auf die sinnliche Verkörperung des an und für sich Geistigen, auf die Eingrenzung des Göttlichen in das unüberspringbare Menschenideal hingewiesen. Daher in der Geschichte der griechischen Plastik die allmähliche Fortentwicklung der alten, in ihrer Starrheit ehrwürdig feierlichen Kultbilder bis zur idealen Menschenschönheit der Phidias'schen und Polyklet'schen Göttergestalten; und daher auch in der Geschichte der italienischen Malerei die gleiche Selbstbefreiung von den feierlich erhabenen, aber künstlerisch armen Mosaikgemälden der Byzantiner bis zur Herrlichkeit der Umbrier und Florentiner und der großen italienischen Glanzzeit. Auch Dante und Milton, als große und ursprüngliche Dichter, trugen diesen tief plastischen Gestaltungstrieb in sich; sie haben ihn rückhaltslos verwirklicht, sie kannten die Furcht und Scheu nicht, die Reinheit und Heiligkeit ihrer religiösen Empfindung durch diese irdische Vermenschlichung zu gefährden. Klopstock dagegen war ohne diese zwingende innere Kraft der ächten

persönbildenden Dichterbegabung. Ja, zuletzt suchte er aus diesem Mangel sogar eine Tugend zu machen. Schon in jener Schulrede hatte er es als einen der bewunderungswürdigsten Züge Milton's gepriesen, daß Gott selbst nie vom Dichter redend eingeführt werde, weil das Schweigen solcher Majestät die tiefste Beredtsamkeit sei; für die Messiade ist dieser fromme Grundsatz die Klippe geworden, an welcher der Dichter scheiterte. Nirgends hat der Dichter gewagt, die heiligen Gestalten für das menschliche Auge klar und faßbar zu begrenzen und sie in das volle handelnde Leben und dessen natürliche Einseitigkeit und Beschränktheit hineinzuversetzen; selbst die Gleichnisse sind nicht der sinnlichen Körperwelt, sondern immer nur der Innerlichkeit des Seelenlebens entnommen. Und dieser Fehler steigert sich von Gesang zu Gesang; sogar die poesievolle Leidensgeschichte bleibt ohne alle Handlung, rein lyrisch. Die Bibel ist, wie schon Herder scharf hervorhebt, unendlich menschlicher und darum auch unendlich dichterischer. Als Dryden das verlorene Paradies Milton's in ein wäßriges Drama „Der Stand der Unschuld" verballhornt hatte, spotteten die Engländer, Sardellen könnten in Sauce aufgelöst werden, nicht aber Engel in Hallelujahs; dieses Witzwort gilt noch mehr von der Messiade. Die nächsten Zeitgenossen aber, unmittelbar aus der traurigen Unpoesie der Gottsched'schen Zeit kommend, hatten keine Einsicht in diese Gebrechen. Sehen wir ab von den unlauteren Schmähungen der Gottschedianer und den altfränkischen Bedenklichkeiten Haller's und Hagedorn's, so war es einzig der junge Lessing, welcher im September 1751 im fünfzehnten bis achtzehnten der schon erwähnten „Briefe" durch seine Kritik der ersten sechszehn Verse zeigte, daß er das Gestaltlose und Geschraubte des allbewunderten Gedichts völlig durchschaue.

Gleichzeitig mit den ersten Gesängen des Messias verbreiteten sich, theils handschriftlich, theils in Einzeldrucken, Klopstock's erste Oden. Auch die Anfänge der Odendichtung fallen in die Leipziger Studentenzeit. Der Freundeskreis, der sich hier um Klopstock sammelte, Schmidt, Ebert, Giseke, J. A. Schlegel u. a., erweckte in ihm einen wahren Cultus der Freundschaft und trieb ihn zu dichterischem Gestalten

dieser Empfindung. Und auch hier ging Klopstock ganz seinen eigenen Weg und erhob sich hoch über Hagedorn und die Anakreontiker, wie über seine Leipziger Freunde. Neue Anregung gaben dann eine unbefriedigte Liebesleidenschaft, darauf ein durch alle Reize der Natur und der Geselligkeit verschönter Aufenthalt bei Bodmer in Zürich; endlich drängte auch das religiöse Gefühl sich mächtig zu rein lyrischer Aussprache hervor. Die Oden waren ganz dazu angethan, den günstigen Eindruck von Klopstock's erstem Auftreten noch bedeutend zu steigern. Der Inhalt sowohl wie die Form waren von derselben Richtung und Stimmung getragen, welche den Dichter in der Wahl des Stoffs und der Form der Messiade geleitet hatte. Wie ihm dort die religiöse Begeisterung der Ausdruck seines innersten Gefühlslebens war, so ist auch die Poesie dieser Oden wieder eigenstes Erlebniß; sogar so sehr, daß das blos Augenblickliche, Zufällige, ausschließlich Persönliche falscher Gelegenheitsdichtung nicht immer zu allgemein menschlicher Bedeutung geklärt ist. Wir treten heraus aus der faden Nichtigkeit der verlogenen Anakreontik; wir hören überall den gesunden Herzschlag einer reinen und edlen Persönlichkeit, welche voll und ganz für ihre Dichtung einsteht, weil sie nur singt, was sie empfindet. Klopstock hatte eine durchaus klare Einsicht in diesen Gegensatz. „Unberufen zum Scherz", heißt es in der Ode an die Braut, „wollte auch ich Lieder singen von Cnidias' Götterchen nach Anakreon's Spiel; aber mit Blicken voll Ernst blickte Urania, meine Muse, mir zu; singe, sprach sie zu mir, was die Natur Dich lehrt; jene Lieder hat die Natur Dich nicht gelehrt, aber Freundschaft und Tugend sollen Deine Gesänge sein." Schlagen diese Oden einmal die Saite Anakreon's an, wie z. B. „Das Rosenband" und „Ihr Schlummer", da ist die Empfindung von seelenvoller Zartheit, Reinheit und Unschuld; am liebsten aber und am ergreifendsten singen sie von dem Schmerz seiner unglücklichen Liebe zu Fanny, „von den unermeßlichen durchweinten Stunden, da die nicht hört, der mein Herz schon lange geweint hat", von der Hoheit der Freundschaft, von schwärmerischer Naturempfindung, von Gott und Unsterblichkeit und, was

seit langer Zeit in Deutschland nicht mehr gehört worden, von der gluthvollen und tapferen Liebe zum Vaterlande. Und wie im Messias, so bethätigt sich auch in diesen Oden dasselbe Streben nach idealer Form, nach der Würde und Gemessenheit des großen Stils. Was für die Messiade der Hexameter Homer's und Virgil's war, war für die Oden Horaz mit seinen Versmaßen. Klopstock setzte an die Stelle der willkürlichen reimlosen Verse, in denen man bisher horazisch zu dichten gemeint hatte, die strenge Rhythmik des Alterthums; er führte vor Allem die aleäische und die sapphische Strophe zu dauerndem Leben in die deutsche Literatur ein. Seit Klopstock schlug in der deutschen Lyrik diese Horazische Odendichtung immer tiefere Wurzeln.

Sicher sind diese ersten Oden Klopstock's seine kräftigsten und vollendetsten Leistungen. Es ist zwar auch hier viel unreife Ueberschwenglichkeit, mehr ein Schwelgen in der Vorstellung erhabener Gedanken und Gefühle als ein unbefangenes Aufgehen in diesen Gedanken und Gefühlen selbst. Wenn Bodmer am 11. September 1748 an Gleim schrieb, der Messias selbst hätte diese Liebesoden schreiben können, so konnte Lessing seinerseits denselben Eindruck in die beißende Bemerkung kleiden, daß es Verwegenheit sei, Gott so ernstlich um eine Frau zu bitten. Es fehlt nicht an gespreizter Gelehrsamkeit in verzwickten Wendungen und gewaltsamen Wortbildungen; die strophische Rhythmik entfernt sich oft aufs störendste von der logischen. Aber diese Mängel verschwinden gegen die Frische und Gewalt des inneren Gehalts. An den hochherzigen Empfindungen und Idealen Klopstock's erhob und begeisterte sich die deutsche Jugend, wie sie sich einige Jahrzehnte später an Marquis Posa's edlen Freiheitsidealen erhob und begeisterte.

Jedoch um das Jahr 1755 erfolgte in Klopstock's Denken und Dichten eine höchst merkwürdige Wendung. Es beginnt die zweite Epoche in Klopstock's Leben. Sie ist durch Veränderung seiner äußeren Lebensverhältnisse bedingt. 1751 hatte Klopstock durch Vermittlung des Ministers Bernstorff die Aufforderung des Königs von Dänemark erhalten, in Kopenhagen frei von jedem Amt, mit einem Jahrgehalt seinen dichterischen Arbeiten zu leben. Er folgte

dem hochherzigen Ruf und blieb seitdem fast zwei Jahrzehnte seinem Vaterlande fern. Seine Vermählung mit Meta Moller gestaltete seine Verhältnisse in der neuen Heimath noch befriedigender; freilich wurde sein Glück schon nach vier Jahren durch den Tod zerstört. Allein auch dies Erlebniß brachte Klopstock nur um so mehr dazu, sich ganz in sein eignes Gedanken- und Empfindungsleben einzuspinnen; er verlor die Fühlung mit dem deutschen Publikum und folgte mehr und mehr willkürlichen und verstiegenen Erwägungen. Er war sich des inneren Widerspruchs bewußt geworden, welcher seiner bisherigen Dichtweise innewohnte. Er hatte nach einer Dichtung gestrebt, welche volksthümlich und doch zugleich im höchsten Sinn stilvoll sein sollte. Freilich hatte diese Dichtung die Weihe des hohen und idealen Stils. Aber war es auch zugleich volksthümlich, wenn diese Dichtung so sehr antikisirte, daß in den Oden, ja sogar im Messias harmlos die Götter der altklassischen Mythologie prangten? War es volksthümlich, daß die gesammte Darstellung in griechischen und römischen Versmaßen einherschritt?

Nirgends mehr als hier zeigt sich der tief bedeutsame Unterschied zwischen Klopstock und Lessing; wie es überhaupt weit zweckdienlicher ist, den Gegensatz zwischen Klopstock und Lessing, als immer nur den Gegensatz zwischen Klopstock und Wieland hervorzuheben. Auch Lessing hat wie Klopstock dasselbe Streben nach einer volksthümlichen und doch zugleich künstlerisch idealen Dichtung. Aber Lessing war eine durch und durch realistische Natur und dieser feste Thatsachensinn hatte sich durch seine persönliche Betheiligung an den großen Bewegungen des siebenjährigen Krieges nur um so schärfer ausgebildet; grade seine vollendetsten Dichtungen, Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, beweisen, daß er lieber auf die höchste Kunstidealität verzichten, als den Boden zwingender Naturwirklichkeit verlieren will. Klopstock dagegen, von krankhafter Ueberschwenglichkeit und ohne zügelnde Verstandesschärfe, von hochfliegenden Ansprüchen und ohne das Vermögen lebenskräftiger plastischer Gestaltung. Klopstock war so einseitig und ausschließlich idealistisch, daß er einzig darauf bedacht war, die mangelnden natürlichen und

volksthümlichen Grundlagen der erstrebten künstlerischen Idealität durch allerlei Phantastereien zu ersetzen, welche nicht selten an die abenteuerlichen Fahrten des edlen Ritter Don Quixote gemahnen. Aus den alten Dichtern hatte Klopstock ganz richtig ersehen, daß das Geheimniß ihrer Kunstschönheit zum großen Theil auf dem Vortheil beruhte, daß sie eine Mythologie hatten, welche dem Volk aufs tiefste vertraut war und welche doch von Hause aus die alte Kunst und Dichtung über alle Enge und Alltäglichkeit des gewöhnlichen Menschendaseins hinaushob. In Klopstock wurde daher das gesteigerte Verlangen nach einer in Form und Inhalt volksthümlichen und doch zugleich ideal stilvollen Kunst nur das Verlangen nach einer Götter- und Heroenwelt, welche den Deutschen sei, was die Götter und Heroen Griechenlands einst einem Homer und Pindar und den großen griechischen Tragikern gewesen waren.

Und dieser Schrulle einer neu zu findenden Kunstmythologie ist Klopstock zwanzig Jahre nachgegangen. Damit verlor seine Dichtung vollends allen festen Boden.

Wo aber diese volksthümliche Mythologie suchen? Die griechische Mythologie ist Religion und älteste Geschichte zugleich; für die christlichen Völker fallen Christenthum und älteste Volksgeschichte gleichgültig, ja feindlich auseinander. Zwei Möglichkeiten also waren gegeben. Diese Götter- und Heroenwelt, deren Volksthümlichkeit und Idealität die Volksthümlichkeit und Idealität der Dichtung zu sichern bestimmt war, mußte entweder in der angestammten Volksreligion oder in der Urgeschichte der vaterländischen Vergangenheit liegen. Beide Möglichkeiten hatte Klopstock von Anfang an ins Auge gefaßt. In einer 1759 für den Nordischen Aufseher geschriebenen Beurtheilung von Winckelmann's Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke sagt er, ein junger Künstler, welcher sich fühle, müsse seine Stoffe aus der heiligen Geschichte oder aus der Geschichte seines Vaterlandes nehmen. Und beide Richtungen hat daher Klopstock eingeschlagen. Zuerst orientalisirte, sodann teutonisirte er. So zerfällt diese zweite Epoche Klopstock's in zwei verschiedene Perioden. Die erste geht bis 1766, die zweite bis 1775.

Die erste Periode dieser neuen Epoche steht mit der christlichen Jugenddichtung Klopstock's im engsten Zusammenhang; aber sie ist in ihrer Christlichkeit noch strenger und ausschließlicher; zugleich aber in ihrem Streben nach Mythologie vorherrschend alttestamentarisch.

Verschiedene Anlässe hatten zusammengewirkt, in Klopstock das Gefühl der ausschließlichen Christlichkeit nur immer mehr zu nähren und zu verstärken. Der erste Anstoß seiner Abwendung von den Alten mochten wohl jene gehässigen Angriffe sein, welche die starre Rechtgläubigkeit gegen die ersten Gesänge der Messiade gerichtet hatte. In der That war aber auch Klopstock's Sinnesweise selbst weicher und innerlicher, beschaulicher und trostbedürftiger geworden. Richardson und Young, welche Klopstock dergestalt verehrte und liebte, daß er sogar eine Zeitlang den Vorsatz hegte, sich um die Stellung eines dänischen Gesandtschaftssekretärs in London zu bewerben, um in deren Nähe leben zu können, hatten die sentimental elegische Saite, welche trotz aller Jugendfrische schon in den ersten Oden schwermuthsvoll durchklang, in ihm bedeutungsvoller und tiefstimmiger hervorgekehrt. Und in dieser Gemüthslage hatte den Dichter der erschütternde Verlust seiner heißgeliebten Meta getroffen; sein Schmerz suchte und fand Hilfe nur in der demuthsvollen Ergebung in die Weisungen frommer Gläubigkeit. Jene ernste Religiosität, welche schon in früher Jugend den Dichter zur Verherrlichung der christlichen Erlösung geführt hatte, wurde jetzt ausdrücklicher und ausschließlicher, wurde salbungsvolle Priesterlichkeit.

Jetzt daher nichts mehr von unziemlicher Nachgiebigkeit gegen die Alten. Im tiefsten Sinn Kunst ist nur, was im tiefsten Sinn Christenthum ist. „Homer ist zwar auch," heißt es in der Abhandlung „von der heiligen Poesie", welche der Halleschen Ausgabe des Messias vom Jahr 1760 beigefügt war, „mit Ausnahme seiner Göttergeschichte, die er nicht erfunden hatte, schon sehr moralisch; wenn aber die Offenbarung unsere Führerin wird, so steigen wir von einem Hügel auf ein Gebirge. Young's Nächte sind vielleicht das einzige Werk der höhern Poesie, welches verdiente, gar keinen

Fehler zu haben; wenn wir ihm nehmen, was er als Christ sagt, so bleibt uns Sokrates übrig; aber wie weit ist der Christ über Sokrates erhaben!“ In demselben Sinn lautet die Ode „Kaiser Heinrich:

„Der Griechen Flug nur ist uns furchtbar;
Aber die Religion erhöhet

Uns über Hämus, über des Hufes Quell,
Posaun' und Harfe tönen, wenn sie beseelt;
Und tragischer, wenn sie ihn leitet,
Hebet, o Sophokles, Dein Kothurn sich.

Und wer ist Pindar gegen Dich, Bethlem's Sohn,
Des Dagoniten Sieger und Hirtenknab',
O Isaide, Sänger Gottes,
Der dem Unendlichen singen konnte!

„Höher steht“, wie eine andere Ode (Bd. 4, S. 152) sagt, „der Palmenhain als der Lorbeerwald; feuriger blickt Sulamith Siona, die Rose Saron's im Haar; Wehmuth und Wonne füllt uns das Herz, wenn Du Dein Lied, o Himmlische, singst.“ Es ist ganz folgerichtig, wenn von diesem Standpunkt aus Klopstock in seiner Abhandlung „Urtheile über die poetische Composition einiger Gemälde“ im dritten Band des „Nordischen Aufsehers“ bereits zu jener scharfhervorgehobenen Forderung streng religiöser Kunst fortschreitet, welche später in der Zeit der romantischen Schule unter dem Namen des Nazarenerthums so berühmt und berüchtigt wurde; Raffael ist dem frommen Dichter nicht feierlich genug.

Man sieht diese schneidende Wendung Klopstock's bereits in der Messiade selbst; nicht blos in den Gesängen, deren Abfassung in diese Zeit fällt, sondern ganz besonders auch in den Umarbeitungen, welche nunmehr die bereits veröffentlichten ersten Gesänge erlitten. In der Kopenhagener Ausgabe von 1755 wurde durchgehends das heidnische Schicksal in Vorsicht, die heidnische Muse in die Sängerin Sion's verwandelt, und aus frommen Bedenklichkeiten wurde auch so manche Stelle verstümmelt, deren sich, um mit Lessing's Literaturbriefen zu reden, ein jeder poetische Leser gegen den Dichter annehmen mußte.

Noch deutlicher liegt diese Wendung in Klopstock's Lyrik. Selbst das schönste Gedicht dieser Zeit, „Die Frühlingsfeier", ist nicht mehr die freudige Hingebung an die Fülle und Pracht der Natur und deren tiefempfindendes Genießen, wie einst die schöne Ode vom Zürchersee, sondern ein andachttrunkenes Loblied auf Gott, von dessen Größe und Majestät die Wunder der Natur das lauteste Zeugniß predigen. Die lyrische Hauptschöpfung dieser Richtung aber sind jene geistlichen Oden, welche Lessing in den Literaturbriefen schöne prächtige Tiraden der Phantasie nennt, so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde. Mit der Plastik der Gestaltung schwindet auch die Plastik des Versmaßes. Siona ist für Klopstock die Muse der Dithyrambe, welche ungestüm und regellos alle Bande rhythmischer Geschlossenheit gesprengt hat.

Ja, Klopstock vermaß sich sogar, den Deutschen auf dieser Grundlage ein christlich volksthümliches Drama schaffen zu wollen, wie er ihnen ein christlich volksthümliches Epos geschaffen zu haben meinte. Klopstock schrieb drei biblische Trauerspiele. „Der Tod Adams", im Sommer 1753 entworfen, wurde, wie Klopstock im Jahr 1767 an Cäcilie Ambrosius schreibt, im Winter 1755 umgearbeitet und vollendet. Im September 1763 folgte „Salomo", im November desselben Jahres „David". Erschienen sind die drei Dichtungen erst 1756, 1764, 1772. Corneille's Polyeucte und Racine's Athalie waren die Vorbilder. Der Versuch mißlang völlig. Klopstock hatte für das Drama weder die hinreichende Kraft, noch selbst die nöthige theoretische Einsicht. Der Tod Adam's ist nichts als ein süßlich weinerliches Idyllion in der Weise Geßner's; und wo ein fruchtbarer tragischer Gegensatz sich bietet, wie im Salomo der Abfall von Jehovah zum Moloch und die reuige Rückkehr zum alten Glauben, da geht der Dichter schwächlich der Ausgestaltung dieses Motivs aus dem Wege.

Die zweite Predigt legt mit derselben Einseitigkeit allen Nachdruck auf das Vaterländische. Seit dem Jahr 1766 erhielt in Klopstock die nordische Mythologie das Uebergewicht über die biblische.

Es ist jene Richtung, welche unter dem Namen der Bardenpoesie bekannt ist. Klopstock ist nicht der erste Begründer, aber der hervorragendste Führer derselben.

Zuerst war die Anregung dieser Richtung von wissenschaftlicher Seite ausgegangen. Gottfried Schütze, Professor und Consistorialrath in Altona, sodann in Kopenhagen, endlich Professor in Hamburg, hatte 1750 durch Abdruck und lateinische Uebersetzung eines Stückes aus der älteren Edda, und 1758 durch eine „Beurtheilung der verschiedenen Denkungsarten bei den alten griechischen und römischen und bei den alten nordischen und deutschen Dichtern“ die erste Aufmerksamkeit auf diese bisher völlig vergessenen Schätze gelenkt. Noch eingreifender wirkte der erste Theil der sogenannten jüngeren Edda, welche nebst Abschnitten der älteren 1756 nach Resenius' Ausgabe von Mallet in das Französische und 1765 aus dem Französischen in das Deutsche übersetzt wurde. Klopstock bekennt in einem Brief an Gleim, den Klamer Schmidt im zweiten Bande von „Klopstock und seine Freunde“ S. 199 mittheilt, ausdrücklich den Einfluß, welchen er von diesem Buch empfing; und es ist beachtenswerth, daß auch Lessing in seinen Besprechungen von Gleim's Grenadierliedern aus dem Jahr 1758 wiederholt auf die alten Barden und Skalden hinweist. Vergl. Lachmann-Muncker 7, 121. Zu diesen wissenschaftlichen Anregungen traten alsbald sehr wirksame dichterische. Großartig erglänzte das neue Gestirn des Macpherson'schen Ossian, von welchem 1764 in Hamburg die erste deutsche Uebersetzung in Prosa erschien. Klopstock's Oden „Sponda“ und „Thuiskon“ aus demselben Jahr bezeugen sprechend, wie tief ihn sogleich diese seltsam fremdartigen Töne erfaßten. Da trat in seiner nächsten Nähe eine dichterische Schöpfung auf, welche aus denselben Anregungen entsprungen war und in Klopstock die lebhafteste Bewunderung und Lust der Nachahmung weckte. Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, ein dänischer Rittmeister, bereits durch seine anakreontischen Tändeleien in der deutschen Dichterwelt auf's vortheilhafteste bekannt, gab 1766 das „Gedicht eines Skalden“ heraus, in welchem Thorlang, ein alter

Skalde und Krieger, durch Zaubergesang aus seinem Grabe gerufen, im Anblick der herrschenden christlichen Bildung sein eigenes Erdenleben und der alten Götter Herrlichkeit in seiner Erinnerung an sich vorüberziehen läßt. Das Motiv war glücklich gewählt; über diesen alten nordischen Gestalten lag der Reiz des völlig Neuen und doch feierlich und geheimnißvoll Alterthümlichen. Klopstock wurde auf's tiefste ergriffen. Das Nebelhafte, weich Elegische und Sentimentale dieser nordischen Dämmergestalten entsprach seiner eigenen dämmerhaften und weich elegischen Phantasie und Stimmung. Und mit dem germanischen Reminiscenzen vereinigten sich die keltischen Einflüsse. 1762 erschien Macpherson's Ossian, und wie er begeistert ergriffen wurde, rückte der gälische Barde gleichberechtigt neben den nordischen Skalden. Klopstock meinte jetzt die langgesuchte vaterländische Mythologie und Heldengeschichte gefunden zu haben; die Welt Ossian's und der Barden und Skalden, dünkte ihm, sei für die Deutschen ganz in derselben Weise das Heroenzeitalter der eigenen vaterländischen Vergangenheit, wie für die späteren Griechen das Heroenzeitalter Homer's.

Wir dürfen nicht verkennen, daß ein tiefer und allgemeiner geschichtlicher Zug diesen alterthümelnden Träumereien zu Grunde lag. Wenn wir sehen, wie zu derselben Zeit Frankreich für den unschuldsvollen Naturzustand Rousseau's, wie England für den vermeintlichen Ossian schwärmte, wer mag es den Deutschen verargen, daß auch sie aus der Unnatur und dem Druck unerfreulicher Gegenwart sich mit Entzücken in jene schönere Vorwelt ihrer vaterländischen Urgeschichte versetzten und mit noch größerem Vergnügen bei ihren alten Heldengestalten als bei Geßner's arkadischen Schäfern weilten? Die Bardenbegeisterung verbreitete sich daher in die weitesten Kreise und fand sogleich den vielfältigsten dichterischen Ausdruck. Wie vor Klopstock bereits Gerstenberg aufgetreten war, so traten gleichzeitig und unabhängig von Klopstock, in derselben Richtung auch Karl Friedrich Kretschmann (der Zittauer Barde Rhingulph) und der Wiener Jesuit Michael Denis als Barde Sined auf. Klopstock aber hat diese Mitstrebenden weit übertroffen; nicht blos an Kraft und

Nachhaltigkeit, sondern vor Allem auch an Tiefe der künstlerischen Absicht.

Klopstock's Bekenntnisse über diese bardische Richtung und Stimmung sind besonders in seinen Briefen an Gleim niedergelegt. Man kann sie jetzt kaum ohne ein ironisches Lächeln lesen. Das Turnerhafte, das trotz aller anspruchsvollen Hohenpriesterlichkeit in Klopstock's merkwürdiger Doppelnatur lag und ihn bis in sein spätes Alter zum unermüdlichsten Schlittschuhläufer, zum gewandtesten Springer und tollkühnsten Reiter machte, schwelgt in der Ausmalung urdeutscher Art und Herrlichkeit, Kraft, Macht und Freiheit. Es ist sein höchster Stolz zu wissen, daß er und sein Freund Gleim reines Cheruskerblut sind, da man es lediglich den Cheruskern verdanke, daß die Deutschen jetzt nicht wie die Franzosen halbrömisch reden; als er einmal bei der Untersuchung der deutschen Alterthümer auf eine Stelle stößt, die ihn einen Augenblick zweifeln macht, ob er in Wahrheit Cherusker sei, überfällt ihn entsetzlicher Schreck. Bereits lebt in ihm der Gedanke eines Hermanndenkmals, für welches er eine Inschrift entwerfen will. Angelica Kaufmann, in ihrer Jugend eine eifrige Verehrerin Klopstock's, muß sich für ihn als Thusnelda malen, in ein mit Purpurauffschlägen besetztes Leinengewand gekleidet, einen Köcher an der Schulter, die Arme bloß, einen Kranz von Feldblumen und Eichenlaub auf dem Kopf, auf einen mit beiden Armen umfaßten eroberten römischen Adler freudetrunken herabblickend. Er und Gleim, der Barde der Selke und der Bode, wollen eine Inschrift in den Fels der Roßtrappe eingraben lassen, weil sich Klopstock überzeugt hält, die Roßtrappe sei in Deutschland das einzige druidische Ueberbleibsel. Und überall wird auch hier das hauptsächlichste Anliegen Klopstock's, die künstlerische Stilfrage, sogleich mit klarster Bewußtheit und schärfstem Nachdruck verhandelt. Nicht nach dem Lorbeer, sondern nach dem frischen hellgrünen Eichenblatt soll der deutsche Dichter geizen; nicht im ausländischen Tempe soll er umherhorchen, sondern im Laub der vaterländischen Haine. Verbannt sei alles Fremde. Keine andere Mythologie soll fortan der deutsche Dichter gebrauchen als die celtische oder die Mythologie

unserer Vorfahren. Und auch in Sprache und Versmaß soll nur das Vaterländische walten. Zu diesem Behuf will Klopstock den alten Heliand übersetzen und erläutern, um „diese Bildung und ihren alten Originalgenius gleichsam warm aus dem Herzen zu nehmen“; und mit Hilfe Macpherson's, der ihm die „eisgrauen“ Melodieen zu einigen lyrischen Stellen des großen Barden Ossian zu schicken versprochen hat, gedenkt er auch das Sylbenmaß der Barden herauszubringen. Die Alliteration beginnt er, wenn auch regellos und nur versuchsweise, anzuwenden. Das Uebersetzen gilt ihm nur als „elende Jochkriecherei“, die er von Grund der Seele verachtet. Als Gleim ihm 1769 seine „Oden nach Horaz“ überschickte, konnte Klopstock nur darum ein lobendes Wort für sie finden, weil glücklicherweise im Widerspruch mit dem Titel diese Oden mehr nach Gleim selbst als nach Horaz seien; aber er vergißt nicht, ausdrücklich hinzuzufügen: „Aus dem Französischen oder sonst Ausländischen sollen Sie mir nichts mehr übersetzen; so schön Sie es auch machen, Sie sollen doch nicht. Das einzige Uebersetzen, das ich nun den Deutschen zur Noth noch erlaube, ist aus dem Griechischen.“

Hatten vor einem Jahrzehnt bei Klopstock's Hinwendung zu den Propheten und Psalmendichtern seine Oden wesentlich die Aufgabe gehabt, eine Verherrlichung der biblischen Muse zu sein, so sind jetzt die Oden dieser teutonisirenden Zeit in gleicher Weise beschäftigt, das Recht und die Nothwendigkeit dieses Teutonisirens zu preisen. Die Ode „Der Bach“, welche aus dem Jahr 1766 stammt, singt: „Mir gab Siona Sulamith schon an der Palmhöh' den röthlichen Kranz Saron's; ihr weiht ich zuerst jenen Reihn, Welcher im Chor hallt des Triumphs: Nun ruft seinen Reihen durch mich In der Eiche Schatten Braga zurück. Kränze Du, röthlicher Kranz Saron's mich! Winde Dich durch, Blume des Hains!“ Ganz derselbe Gedanke kehrt in der Ode „Die Fürsten“ wieder. Aber die eindringlichste und umfassendste Darlegung dieser Richtung ist die berühmte Ode „Der Hügel und der Hain“. Ein griechischer Poet und ein nordischer Barde erstehen aus ihrem Grabe und

stellen sich der Entscheidung des modernen Dichters. Das Endurtheil lautet: „Des Griechen Gesang hat mehr Kunst als der Gesang des Barden; aber er stammelt oft nur die Stimme der Natur, wo sie der Barde laut ins erschütterte Herz tönt. Des Griechen Leier wird von der Grazie geführt; aber des Barden Telyn, obgleich nur unter sparsamer Hand Gemälde mit kühnem Zug gestaltend, ist tausendfältig und wahr und heiß, ein Taumel, ein Sturm. Ist Achäa der Thuiskone Vaterland? Des Hügels Quell ertönet von Zeus; von Wodan der Quell des Hains. Weck' ich aus dem alten Untergange Götter zu Gemälden des fabelhaften Liedes auf, so haben die in Teutonia's Hain edlere Züge für mich; mich weilet dann der Achäer Hügel nicht, ich geh' zu dem Quell des Hains. Die inhaltsvollen Saiten der Telyn tönen: Vaterland! Ich höre des heiligen Namens Schall!“

Ungestümer als je erbraust daher in Klopstock's Lyrik jetzt der Sang von Vaterland und Freiheit, welchem schon ein Theil der älteren Oden gegolten hatte. Aber man hat keine ungestörte Freude mehr an diesen Gesängen; der gute Kern wird überrankt von dem mythologischen Beiwesen, auf welches der Dichter den hauptsächlichsten Nachdruck legt. Das Singen von Vaterland und Freiheit ist ein Singen von Hermann und von dem deutschen Urwald. Und selbst der fröhliche Schlittschuhlauf, welchen 1764 Klopstock noch harmlos und unbefangen als „Eislauf“ gepriesen hatte, darf jetzt nur unter dem gespreizten Namen der Kunst Tialf's erscheinen. Auch die Oden aus früherer Zeit, welche ursprünglich Horaz nachgeahmt waren, wurden jetzt in das neue bardische Gewand gehüllt. Das schönste Gedicht seiner Jugend, die tiefempfundene Ode „An meine Freunde“, wird in „Wingolf“ umgetauft, und die lebensvollen Götter Griechenlands müssen den abgestorbenen physiognomielosen Schattengestalten des Nordens weichen. Diese abenteuerliche Flucht in die nebelhaft graue deutsche Urzeit, die innere Leere dieser gleißenden Deutschthümelei hat sich schwer gerächt. Wie dürftig und unausstehlich schwülstig sind diese Oden, von denen in der derben Kraftsprache der Sturm- und Drangperiode, aber treffend und wahr der

Schweizer Maler Heinrich Füßli an Merck schrieb, es würde ihm ebenso leicht sein, in der Synagoge den Talmud zu erklären, als die glasorischen Locken der Enherion und Filea auseinanderzulesen.

Wir dürfen uns bei den hochfliegenden Plänen Klopstock's nicht wundern, daß er bestrebt war, diese neue und, wie er meinte, heimische Kunstmythologie auch auf die größeren Dichtarten zu übertragen, wie er früher die biblische Kunstmythologie in der Messiade und in seinen biblischen Trauerspielen verwirklicht hatte. Ermüdet von dem langjährigen Werk seines christlichen Epos hat er seinerseits allerdings ein bardisches Epos nicht unternommen; statt seiner ist Kretschmann, von dem wir später noch handeln werden, für diese epische Aufgabe eingetreten. Dagegen hat Klopstock drei Trauerspiele aus der Geschichte Hermann's und der deutschen Römerkämpfe gedichtet. Das erste „Hermannsschlacht" wurde, wie aus einem Brief Klopstock's an Gleim vom 19. December 1767 hervorgeht, bereits 1767 vollendet; das zweite, „Hermann und die Fürsten", ursprünglich „Hermann und Ingomar" genannt, wurde fast gleichzeitig entworfen, obgleich es erst 1784 erschien; das dritte, „Hermann's Tod", wurde nach gleichfalls langsam vorschreitender Arbeit 1787 gedruckt. Klopstock nannte diese dramatischen Versuche aus der deutschen Vorzeit „Bardiete für die deutsche Schaubühne", weil er, auf die wahrscheinlich falsche Lesart „barditum" in der bekannten Stelle des dritten Kapitels von Tacitus Germania gestützt, Bardiet alle Gedichte nennen zu dürfen glaubte, deren Inhalt und Form die Zeiten der Barden nachbilde. Die Anmerkungen zur Hermannsschlacht bezeichnen als die Grundregel dieser neuen bardischen Tragödiendichtung, daß der Bardiet die Charaktere und die vornehmsten Theile des Plans aus der Geschichte unserer Vorfahren nimmt, daß seine freien Erdichtungen sich sehr genau auf die Sitten der gewählten Zeit beziehen und daß er nie ganz ohne Gesang ist. Es bedarf keiner Erörterung, daß dramatisch diese Bardiete ebenso nichtssagend sind als Klopstock's biblische Trauerspiele; nirgends Handlung, Alles verschwimmt in der weichlichen Gespreiztheit Ossians. In

einem Brief vom 30. Mai 1803 schreibt Schiller über die Hermannsschlacht an Goethe, daß es ein kaltes herzloses, ja fratzenhaftes Product sei, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, welche es enthalte, seien mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man empört werde. Aber die Absicht, welche Klopstock in diesen Dichtungen verfolgte, war keine geringere als die Schöpfung einer ureigen deutschen volksthümlichen Dramatik. Es war durchaus im Sinn Klopstock's, wenn Denis im Hinblick auf diese Bardiete in seiner Sammlung „Ossian's und Sined's Liedern" sagte: „Würde die Bardenpoesie allgemeiner, dann wäre auch Hoffnung, mehr Nationalstoffe auf unseren Theatern zu sehen. Sollten diese nicht größeren Eindruck auf unsere Landsleute machen als die abgenutzten griechischen und römischen Halbgötter und Helden, die man auf das Wort auswärtiger Schriftsteller, die nur ihr Einheimisches groß machen, so bewundert, als ob die vaterländische Geschichte kaum einen Charakter besäße, der der Nachwelt zum Beispiel aufgestellt werden könnte."

Das wunderlichste Denkmal dieser wunderlichen Richtung ist jenes denkwürdige Buch, welches 1774 unter dem Titel erschien: „Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Gesetze, Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar." Der Kern des Buchs hat seine unbestreitbare Wahrheit und Berechtigung. Es ist das Dringen auf Frische und Ursprünglichkeit in Kunst und Dichtung, auf die Weihe ächter, tief aus dem Herzen quellender Begeisterung, es ist der Kampf gegen den todten Regelkram, wie er namentlich in Klopstock's Jugend noch immer aus der Gottsched'schen Schule nachgewirkt hatte. Wir sehen deutlich die Einwirkung von Young's berühmter Schrift über die Originalwerke. Daher der unnachsichtlichste Haß gegen die Nachahmer; selbst die übertriebene Verehrung der Alten bleibt nur dann ungeahndet, „wenn, wie es gewöhnlich der Fall ist, gefunden wird, daß sie der Angeklagte doch nicht kenne, wie viel er auch von ihnen schwatze". (Vgl. Band 8 der Cottaischen Ausgabe 1839 ff., Seite 68.) Und daher vor Allem „das goldne ABC der Dichter",

welches in folgenden Worten enthalten ist: „Laß Du Dich kein Regulbuch irren, wie dick es auch sei und was die Vorrede auch davon bemelde, daß ohne solchen Wegweiser Keiner, der da dichtet, könne auch nur einen sichern Schritt thun. Frag' Du den Geist, der in Dir ist, und die Dinge, die Du um Dich siehst und hörest, und die Beschaffenheit dessen, wovon Du vorhast, zu dichten, und was die Dir antworten, dem folge. Und wenn Du's nun hast zu Ende bracht und kalt worden bist von dem gewaltigen Feuer, womit Du Dein Werk hast arbeitet, so untersuche alle Deine Tritt und Schritt noch einmal, und, wo sie etwa wankend gewesen sind und gleithaft, da geh' Du von Neuem einher und halt solchen Gang, der stark und fest sei. Willst Du Dich nach gethaner Arbeit erholen und erlustigen, so nimm der dicken Regulbücher eines zur Hand und lauf hie und da die Narretheiungen durch, die Du vor Dir findest." Und ähnlich heißt es in einer anderen Stelle (S. 152): „In zwanzig Versen des Homer liegt wahrer tiefgedachter Regeln mehr als in des Lehrbuchs ausgedehnten, bis zum Schlafen fortplaudernden zehnhundert Paragraphen." Zuweilen überschreitet Klopstock in diesen Betrachtungen sogar schon die Schranken seines Standpunkts. Es bekundet den mächtigen Einfluß von Lessing's Laokoon, wenn Klopstock (S. 243) ein Gedicht ohne Handlung einen Leib ohne Seele nennt und darum folgerichtig alles blos Lehrhafte und Beschreibende von der Dichtung ausschließt; eine Einsicht, welche Klopstock oft sehr kräftig und einsichtig auch in seinen Epigrammen ausgesprochen hat. Aber in welchem albernen Gegensatz steht zu diesem beachtenswerthen Inhalt die Form! Das Ganze erscheint unter der Mummerei von öffentlichen Landtagsverhandlungen einer alten deutschen Druidenrepublik. Meister und Gesellen, Oberzünfte und Unterzünfte mit Gesetzen, Belohnungen und Strafen; dabei wird aber der deutschthümelnde Grundton unablässig durchbrochen von beißenden Ausfällen auf die Gegenwart und von den grillenhaftesten Zukunftsplänen. Als dies sonderbare Buch erschien, war die ganze deutsche Leserwelt verblüfft, den Meisten blieb es ein versiegeltes Räthsel.

Mit der Herausgabe dieser Gelehrtenrepublik, welche Klopstock, über die kalte Aufnahme verstimmt, unbeendet ließ, schließt diese zweite Periode der zweiten Epoche Klopstock's.

Und mit ihr schließt das lebendige Eingreifen Klopstock's überhaupt. Er war inzwischen von tieferen Entwicklungen überholt worden. Was Lessing, schon als Klopstock noch auf der Höhe seines Dichterruhms stand, scharfblickend gesagt hatte, daß Klopstock mehr bewundert als gelesen werde, war jetzt unbezweifelbare Thatsache. Klopstock selbst klagt in der Ode „Die Krieger", welche aus dem März 1778 stammt, daß er in der Ode des Hains sich jetzt allein sein Bragalied singe, wenn ihm nicht etwa Stolberg schattenumhüllt auf dem Moosstein horche.

Wir können uns jetzt nur mit Mühe in eine Zeitempfindung versetzen, welche Klopstock für einen tiefen und ursprünglichen, ja sogar für einen großen Dichter hielt. In ihrer kalten Studiertheit und gestaltlosen Empfindelei gleicht seine Formengebung noch durchaus der kalt individualitätslosen und doch süßlich verschwimmenden Manier, welche die gleichzeitigen Maler, selbst die Besten wie Raffael Mengs und Angelica Kaufmann, so zopfig und wirkungslos macht. Eine tiefe und sittlich schöne Innerlichkeit, eine ächte, nach den höchsten Zielen strebende Begeisterung ist unleugbar vorhanden; aber sie bleibt hohl überschwenglich, weil ihr noch alle und jede Begrenzung und plastische Kraft fehlt.

Dieses Unplastische insbesondere meinte Schiller, wenn er in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtkunst Klopstock einen musikalischen Dichter nannte. Man hätte diesen Ausdruck, der lediglich aus achtender Schonung für den ehrwürdigen, noch lebenden Altvater gewählt war, nicht mißverstehen sollen. Klopstock, obgleich in späteren Jahren Manches nach musikalischen Motiven dichtend, ist in seiner Dichtung so wenig musikalisch, daß selbst Gluck, der doch in seiner Oper so ächt liedartige Formen hat, in den sieben Klopstockschen Oden, welche er durchcomponirte, sich streng und ausschließlich auf die gebundenste declamatorische Betonung zu beschränken genöthigt war.

Durch das phantastische Verlassen des Thatsächlichen und Wirklichen, durch das gewaltsame Anlehnen an verschwundene Mythologieen, welche ohne alle künstlerische Durchbildung, zum Theil sogar ohne allen geschichtlichen Boden waren, war aber dieses Unplastische der Klopstock'schen Dichtung noch bedeutend genährt und vermehrt worden. Es kann kein Streit sein, daß diese zweite und längste Epoche in Klopstock's Dichterleben mit ihrer schwülstigen Seraphik und ihrem weichlichen Ossianismus nichts als ein sehr verhängnißvoller Fehlgriff war. Abermals war das nächste und unmittelbarste Ziel Klopstock's gescheitert. Die vermeintliche Volksthümlichkeit, welche Klopstock seiner Dichtung gegeben zu haben meinte, war nur eitel spitzfindige Künstelei; die künstlerische Idealität, welche sich auf so haltlosen Grund aufbaute, war ohne innere Lebenskraft. Kein Wunder daher, daß die Geschichte der dichterischen Richtungen, welche sich an Klopstock anschlossen, fast nur eine Geschichte krankhafter Verirrungen und Phantastereien ist.

Jedoch wer den höheren Dichterwerth Klopstock's leugnet, leugnet darum nicht auch seine epochemachende geschichtliche Stellung.

Er zuerst in Deutschland hatte nach langen Jahrhunderten wieder eine mächtige und achtunggebietende dichterische That hingestellt, und er zuerst und vor allen Anderen war es, welcher die unverjährbare, aber langvergessene Wahrheit wieder zu allgemeiner Ueberzeugung brachte, daß einzig und allein das Herz, die Tiefe des Gefühlslebens, der unversiegliche Bronnen der Poesie sei. Die deutsche Dichtung hatte wieder Glauben an sich gewonnen, und zugleich die Einsicht in die Hoheit ihres Berufs. Dem gesammten jungen Dichtergeschlecht war Klopstock Führer geworden. Es ist geschichtliche Thatsache, daß selbst Goethe, nachdem er bereits Götz und Werther vollendet hatte, bei dem Erscheinen jenes seltsamen Buches von der Gelehrtenrepublik am 10. Juni 1774 an seinen Freund Schönborn schrieb: „Klopstock's herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die einzige Politik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind. Das heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festiget und läutert

und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet; und die biedersten Aldermannswahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur.“

Und nicht blos die Dichtung, sondern die gesammte Zeitstimmung Deutschlands stand unter Klopstock's gewaltigem Einfluß. Das deutsche Gemüth, in schwerem religiösem und politischem Druck erstarrt und verkümmert, entflammte wieder für die hohen und unvergänglichen Ideale von Religion und Tugend, Liebe, Freundschaft, Naturempfindung, Freiheit und Vaterland. Freilich zumeist in demselben unklaren Gemüthstaumel und in derselben krankhaften Ueberschwenglichkeit, wie von Klopstock selbst zunächst die Losung gegeben war. Viel tiefer und unmittelbarer, als man sich gewöhnlich zum Bewußtsein bringt, wurzeln in Klopstock alle jene leidenschaftlichen Stimmungen und Bestrebungen, Empfindsamkeiten und Titanenträume, welche die sogenannte Sturm- und Drangperiode zu einem so wichtigen Einschnitt in der Geschichte des deutschen Geistes- und Gemüthslebens machen. Als Werther zur Zeit seiner beginnenden Liebe während eines Frühlingsgewitters mit Lotte am offenen Fenster stand, es seitwärts donnerte, der herrliche Regen auf das Land säuselte und der erquickendste Wohlgeruch in aller Fülle einer warmen Luft zu den Liebenden hinaufstieg, da gedachten Beide unwillkürlich Klopstock's und versanken in den Strom der Empfindungen, welche dessen schöne Ode „die Frühlingsfeier“ über sie ausgoß. Und im Siegwart ist es sogar einzig die gemeinsame schwärmerische Verehrung und Bewunderung Klopstock's, welche die Liebenden zusammenführt; auf das aufgeschlagene Buch des Messias, das mit Thränen innigster Rührung benetzt war, schwuren sie sich den Schwur ewiger Treue, und der Schwur war ihnen so heilig, als sei er über das Evangelium geschworen. Nach Maßgabe des Klopstock'schen Wingolf stifteten die Jünglinge des Göttinger Hainbundes, wie Voß in seinen Briefen erzählt, unter den Bäumen eines Eichengrundes den Bund der Freundschaft, die Hüte mit Eichenlaub bekränzend, einen eingeschlossenen Stamm mit angefaßten

Händen umtanzend und den Mond und die Sterne zum Zeugen aufrichtiger und ewiger Treue anrufend. In der Bardendichtung, zumal in der Hermannsschlacht, erschienen sich, wie Goethe in der Erinnerung dieser Jugendeindrücke noch vierzig Jahre nachher in Dichtung und Wahrheit sagt, die Deutschen in ihrem Kampf gegen die Römer so herrlich und mächtig dargestellt, daß dieses Bild gar wohl geeignet war, das Selbstgefühl der Nation zu erwecken; was zuerst nur dichterische Form gewesen war, wurde nunmehr lebenskräftiger Inhalt und erregte und steigerte jenes kriegerische Trotzgefühl, das vor Allem die Schranken des inneren Druckes sprengen und, wie Klopstock selbst in seiner „Weissagung an die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg" sang, der Vernunft Recht an die Stelle des Schwertrechts setzen wollte. Viele sind an dieser krankhaften Empfindelei und ungebärdigen Leidenschaftlichkeit zu Grunde gegangen; aber aus dieser ersten wüsten Gährung der erwachten Innerlichkeit und Selbstbefreiung klärte sich zuletzt das gemüthswarme und sonnenhelle Ideal Goethes und Schillers, klärte sich das Zeitalter der Humanität, dessen sittliches Wesen im Sinn des alten Hellenenthums das harmonische Gleichgewicht von Geist und Gemüth war.

Um das Jahr 1775 tritt in Klopstock's Dichtung eine dritte und letzte Epoche ein. Klopstock stand damals bereits zu vereinsamt, als daß sie einen sichtbaren und nachhaltigen Einfluß hätte üben können: aber sie ist merkwürdig durch ihre bewußte Rückkehr zu dem Gehalt und Formprincip seiner ersten Jugenddichtung.

Nachdem 1770 sein Gönner, der Minister Bernstorff, durch Struensee gestürzt war, hatte sich Klopstock in Hamburg niedergelassen. Er, der als Greis von sich sagen konnte, daß er mit siebzig Jahren noch ein Jüngling, und daß „er ein biegsamer Frühlingssproß bei kleineren Dingen, doch, wenn es größere gelte, eine Eiche sei, die dem Orkan stehe", war seinem tiefen Freiheitsgefühl unwandelbar treu geblieben, und hatte, auch als seine Dichtung ganz und gar nur unter den Cedern Libanons und in den Wildnissen des Teutoburger Waldes zu weilen schien, niemals die poli-

tischen Forderungen der nächsten Gegenwart aus dem Auge verloren. Nun wurde er wieder unmittelbar von den deutschen Anliegen berührt: es kam der große amerikanische Freiheitskrieg, es kam die noch gewaltigere französische Revolution. Von diesen mächtigen Ereignissen wurde die edle Seele des Dichters auf's tiefste erfüllt und ergriffen. Damit schwand von selbst der thörichte Firlefanz gemachter Idole, welche ihn um die schönste Kraft seines Mannesalters gebracht hatten.

Die alten deutschthümelnden Liebhabereien blieben jetzt auf seine Abhandlungen über Sprache und Grammatik eingeschlossen, von denen besonders die 1794 erschienenen „Grammatischen Gespräche" zu nennen sind. Klopstock's Gefühl für die Muttersprache war tief, lebhaft und natürlich, und wie in manchen Oden, so auch in der „Gelehrtenrepublik" schon zum Ausdruck gekommen. Es war ihm Herzenssache, wenn er sich gegen Goethe's Epigramm vom „unglücklichsten Stoff" wandte. So enthalten denn die Gespräche manche feine Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der deutschen Sprache, ihre dichterische Behandlung und Verskunst, aber, weil ohne Kenntniß vergleichender Sprachforschung und selbst ohne Kenntniß des mittelalterlichen deutschen Sprachschatzes geschrieben, sind sie in ihren Grundgedanken jetzt durchaus veraltet. In der Dichtung verließ Klopstock das alte bardische Wesen jetzt völlig. Die Oden sind fortan vorzugsweise, ja fast ausschließlich politisch. In seiner Freiheits- und Vaterlandsliebe kühner und folgerichtiger als Goethe und Schiller, hält Klopstock mit unnachsichtlicher Strenge prüfende Umfrage, was die Fürsten zur Erfüllung ihrer hohen Pflichten gethan haben. Es war eine Ungerechtigkeit, wenn Klopstock den größten Mann seiner Zeit, Friedrich den Großen, trotz aller Bewunderung seiner Heldenkraft, welche den deutschen Namen zu Macht und Ansehen erhob, unversöhnlich haßte, so daß die Geschichte Friedrichs des Großen, welche Klopstock geschrieben hatte und welche er später selbst wieder vernichtete, wahrscheinlich nichts war als eine sehr ungeschichtliche gallichte Schmähschrift: aber der Grund dieses Grolls war trotzdem ein edler, er ging gegen Friedrichs Verachtung

der deutschen Dichtung, gegen seine Eroberungskriege und gegen seinen zunehmenden Despotismus. Josephs II. hochsinnigen Freiheitsbestrebungen jauchzte der Dichter jubelnd entgegen; und er wendete sich zornig von ihm ab, als es sich zeigte, daß der Kaiser nicht im Stande war, dem Vaterland das gegebene Wort zu halten. „Dem fürstlichen Weisen, Karl Friedrich von Baden, der nach vielen anderen landesväterlichen Thaten vor Kurzem auch die Leibeigenschaft aufgehoben hat", widmete Klopstock 1784 sein Bardiet „Hermann und die Fürsten", und „rührte wie von Daniens Friedrich, so auch von Badens Friedrich mit zitternder Hand die Saite". Und in derselben begeisterten Weise pries er später auch die ersten Regentenhandlungen des russischen Zaren Alexander, von welchem er hoffte, daß er den durch den macedonischen Eroberer geschändeten Namen Alexander wieder zu Ehren bringen werde. Zu völlig neuem Leben entflammte der Greis, als der nordamerikanische Freiheitskampf, den die Ode „der jetzige Krieg" besingt, die Morgenröthe eines nahenden großen Tages zeigte. Und als vollends die französische Revolution auch in Europa die kühnsten Freiheitsgedanken zu verwirklichen schien, da segnete er seine körperliche Kraft, die ihm auch unter grauem Haare noch fortdauere und die ihm erlaube, dies zu erleben. Größer als Friedrichs Lorbeerkranz, welcher blutiger That entsproß, sei der helle und schöne Bürgerkranz Galliens. Tief schmerzte es ihn, daß es nicht Deutschland gewesen, welches der Freiheit Gipfel erstieg; und es tröstete ihn nur die Erinnerung, daß Deutschland einst auf der ruhmreichen Bahn vorangegangen war, als es die Religion läuterte, welche selbstsüchtige Despoten entweiht hatten. Wie verzweiflungsvoll war daher für den Dichter die Enttäuschung, als auf den hoffnungsreichen Morgen wieder ein schlimmer Tag folgte, welcher blutig und gräuelvoll die junge Freiheit mordete!

Mit diesem Zurücktreten in Leben und Wirklichkeit, welches den Inhalt der seit 1775 entstandenen Oden Klopstock's so scharf von den biblischen und bardischen Oden seines Mannesalters unterscheidet, nähert sich auch die dichterische Form wieder der Form seiner ersten Jugendoden. Das große Ziel, welches das gesammte

Streben Klopstock's bedingt und bestimmt hatte, die nothwendige Versöhnung und gegenseitige Durchdringung der angeborenen Volksthümlichkeit und der unverbrüchlichen Kunstidealität, tritt jetzt wieder deutlicher und schärfer als je zuvor als das Losungswort von der nothwendigen Versöhnung und gegenseitigen Durchdringung des Antiken und Romantisch-Modernen auf. Die Ode „Maßbestimmung" aus dem Jahr 1781 will selbst das staunenswertheste Geniuswerk, welches Strahlen der Entzückung auf ihn herabströmt, nicht als makellos anerkennen, wenn diesem das Maß fehlt: denn „ohne Messung gelang selbst Venus' Gürtel den Grazien nicht"; und die Ode „die Lerche und die Nachtigall" aus dem Jahr 1796 faßt denselben Gedanken in die Spitze zusammen: „Wer den Gesang der Nachtigall und Bardalens vereinet, singet schöner als sie"! Der frisch aus dem Leben gegriffene Inhalt kleidet sich wieder, wie einst in der Jugend, in die alten horazischen Versmaße: und auch die frei erfundenen Versmaße sind nicht mehr stürmend dithyrambisch, sondern einfach und festgegliedert. Der Schüler des biblischen Sängers David und des nordischen Barden Ossian wird wieder ein Schüler der Griechen.

Ein dauerndes Kunstwerk Klopstock's aus dieser Zeit ist nicht aufzuweisen. Wie hätte der Greis vermocht, was selbst der vollströmenden Kraft des Jünglings nicht gelungen war? Aber immerhin ist es äußerst denkwürdig, daß in Klopstock die Hinneigung zur Antike genau um dieselbe Zeit wiederkehrt, als auch Goethe und Schiller, freilich mit tieferer Einsicht und reicherer Dichterbegabung, sich zu demselben Ideal zurückwendeten.

Goethe und Schiller sind das thatsächlichste Zeugniß, wie richtig und fruchtbringend es war, wenn Klopstock sein rastloses Leben hindurch nach der inneren Einheit eigenster Volksthümlichkeit und idealer Formenhoheit gestrebt hatte. Goethe und Schiller sind die künstlerische Vollendung und Erfüllung der großen Klopstock'schen Pläne, indem sie die Richtung Klopstock's und die Richtung Lessing's in sich vereinigen und beide selbstschöpferisch vertiefen und fortbilden. Leider aber müssen wir hinzufügen, Klopstock war nicht selbstlos

und unbefangen genug, um die überragende Größe der Jüngeren gerecht und neidlos anzuerkennen. Namentlich die Epigramme Klopstock's sind voll von den bittersten Ausfällen gegen die Sturm- und Drangperiode, gegen Goethe's Götz und Faust, und wunderlicher Weise auch gegen den rhetorischen Hang Schiller's. Selbst Goethe's Iphigenie, welche in innigster und zwingendster Lebenswahrheit die vollste Ausgestaltung des von Klopstock aufgestellten Formideals war, fand keine Gnade vor ihm: er meinte die allgemeine Bewunderung derselben durch den Einspruch mäßigen zu müssen, daß sie nur Nachahmung sei.

Am 14. März 1803 starb Klopstock zu Hamburg, im neunundsiebzigsten Lebensjahr.

Die Großartigkeit seiner Bestattung, von welcher uns ausführliche Beschreibungen erhalten sind, beweist hinlänglich, ein wie fortdauernder Zauber noch immer auf Klopstock's Namen lag. Ein klares Bewußtsein von den Verdiensten des großen Todten, dessen Hauptwerk sich längst überlebt hatte, mochten schon damals die Allerwenigsten haben: aber durch Alle ging das lebendige Gefühl, in Klopstock feiere man einen der gewaltigsten Erwecker und Förderer deutscher Art und Sitte, feiere man einen der unsterblichen Begründer und Ahnherren unserer klassischen Dichtung.

Sechstes Kapitel.

Bildende Kunst und Musik.

Knobelsdorff. — Graun. — Das Singspiel. — Philipp Emanuel Bach.

Seit den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges war die bildende Kunst dem Volk von Grund aus entfremdet. Daher die überraschende Erscheinung, daß die bildende Kunst von jenem großen künstlerischen Kampf der Dichtung im achtzehnten Jahrhundert, von dem Suchen und Ringen nach einem Stil, welcher künstlerisch ideal und doch zugleich ächt volksthümlich sei, durchaus unberührt bleibt. Zu derselben Zeit, da Klopstock und Lessing zur Erreichung dieses großartigen Zieles ihre besten Kräfte einsetzten, verharrte die bildende Kunst nach wie vor in der unangefochtenen Ausschließlichkeit des französischen Kunstgeschmacks. Bis auf Winckelmann's bahnbrechendes Auftreten ist ihre Geschichte starr und unbeweglich, und was sich in ihr verändert, ist keine Wendung zum Besseren. Von den Segnungen der Aufklärung zieht sie zunächst keinen anderen Gewinn, als daß auch der letzte Rest lebendiger Phantasiefülle allmählich in ihr verschwindet. Der Rausch des Rococo ernüchtert sich; aber der künstlerische Stil wird darum nicht reiner und strenger, sondern nur langweiliger und kahler.

Im Vordergrund dieser Kunstbestrebungen stand die Baukunst; sie lag dem auf das Nützliche gerichteten Sinn dieser Zeit am nächsten. Die bauliche Physiognomie unserer neuen Städte stammt leider zum großen Theil aus diesen kunstarmen Tagen.

War die deutsche Baugeschichte kurz zuvor unter August dem Starken und August III. vorwiegend an Dresden geknüpft gewesen, so knüpft sie sich jetzt, durch die Macht der politischen

Ereignisse, unter Friedrich dem Großen ebenso entschieden an Berlin.

Friedrich der Große hatte zwar kein tieferes inneres Verhältniß zu den bildenden Künsten; aber er hatte jenen fürstlichen Stolz, welcher die Begünstigung und Förderung der Kunst, und namentlich die Ausführung prachtvoller Bauten, als ein unerläßliches Erforderniß glänzender Regierung betrachtet. Obgleich sehr weit entfernt von jenem warmen Eifer für Begründung und Vermehrung großer Kunstsammlungen, in welchem ihm die sächsischen Fürsten so ruhmreich vorangegangen waren, sorgte er doch durch Ankauf der Polignac'schen Sammlung, durch einzelne von dem sächsischen Agenten Bianconi geleitete Erwerbungen in Rom, durch den späteren Erwerb der durch Winckelmann berühmtgewordenen Stosch'schen Gemmen, durch Ankauf französischer, niederländischer und italienischer Malerwerke für einen stattlichen Antiken- und Gemäldebesitz. Und selbst mitten im Trubel des schlesischen Feldlagers ist er mit der Einrichtung seines Schlosses in Charlottenburg, mit der Erbauung des Berliner Opernhauses und mit der Anlage und Verschönerung seiner Gärten auf's emsigste beschäftigt. „Je suis enfant en ce sujet, ces sont mes poupées, dont je m'amuse," schrieb er im Mai 1742 aus dem Lager an Jordan.

Künstlerisch war trotzalledem Friedrichs des Großen Einfluß kein günstiger. Sein Geschmack blieb Zeit seines Lebens in den engsten Grenzen des französischen Rococo befangen; er nannte dies, wie Nicolai in seinen Anekdoten von Friedrich dem Großen (Heft 4, S. 9) erzählt, un gout pittoresque dans l'architecture. Und er war Selbstherrscher genug, um seine Vorliebe für krumme und geschweifte Linien, für üppige Ornamentik und für die häufige Verzierung der Bauwerke durch Bildsäulen auch dann auf's rücksichtsloseste zur Ausführung zu bringen, wenn die bessere Einsicht der Künstler den Entschließungen der königlichen Laune zu widerstreben suchte.

Der bedeutendste Baumeister Friedrich des Großen war Georg Wenceslaus von Knobelsdorff.

Er war am 17. Februar 1699 zu Ruckädel bei Krossen geboren, war bis zum Juni 1729 preußischer Officier gewesen, und hatte sich sodann durch die Unterstützung Friedrichs, welcher damals noch Kronprinz war und den jungen strebsamen Officier liebgewonnen hatte, unter der Leitung Pesne's, des bekannten Berliner Hofmalers, zum Maler ausgebildet. Später war er zur Baukunst übergegangen; aber die ersten Einwirkungen Pesne's hat er nie überwunden. Man sieht dies besonders aus den seltsamen Kunsturtheilen, welche er auf seinen Reisen über die großen Kunstepochen der Vergangenheit fällt. Als er im Jahr 1736 durch die Gunst seines hohen Freundes nach Italien geschickt worden war, schrieb er 1737 von Rom an diesen einen Brief, welcher neuerdings in G. W. von Knobelsdorff's Lebensbeschreibung von Wilhelm von Knobelsdorff (Berlin 1861. S. 164 ff.) veröffentlicht ist. Die altehrwürdigen christlichen Basiliken sind ihm nichts als schlechte und miserable Kirchen; und sogar für Raffael's Transfiguration hat er nur den albernen Spott, daß hier „ein Christus in einer kalten sibirischen Luft gen Himmel fahre, da alle Anwesenden auf dem Vordergrund sich über die Capriolen eines mit dem Teufel Besessenen verwundern!“ Wie ganz anders dagegen geht ihm 1740 sein Herz in Paris auf! Wie ist er der lebhafteste Bewunderer Lebrün's und Vanloo's, Bouchardon's, Adam's und Pigalle's! Am Louvre zieht ihn nichts so sehr an, als die verzopfte Façade von Claude Perrault; und die Gartenseite des Schlosses von Versailles gilt ihm als unbedingtes Meisterwerk. Es ist höchst bezeichnend, daß, wie aus einem Brief des Königs an Jordan (Werke B. 17, S. 244) hervorgeht, Knobelsdorff im Rheinsberger Freundeskreise gewöhnlich „Le Chevalier Bernin“ genannt wurde.

In der Innendecoration sowohl des Schlosses in Charlottenburg und Potsdam, wie des Opernhauses in Berlin entfaltet er die ungebundenste und prachtliebendste Rococolaune; aber in der Behandlung des Grundrisses und in der Gliederung des Aeußeren ist er von durchgebildeter künstlerischer Maßhaltung und von feinem Sinn für Massenwirkung.

Knobelsdorff's Hauptwerk, das Berliner Opernhaus, welches im Frühjahr 1741 begonnen und am 7. December 1742 eingeweiht wurde, ist freilich kein Kunstwerk von hervorragender Bedeutung, es ist phantasielos der Grundform eines römischen Tempels nachgebildet: aber die Gesammthaltung ist so ernst und einfach, von so edler Macht und Klarheit, daß der Außenbau mit Recht auch in der Wiederherstellung nach dem Brand von 1843 im Wesentlichen beibehalten ist. Und ganz dasselbe Urtheil scheint auch von seiner Anlage des Berliner Thiergartens zu gelten, obgleich spätere Umbildung dieselbe jetzt fast unkenntlich gemacht hat. Viel Willkür und Schnörkelei mit abgezirkelten Gängen, Laubwänden, Hecken, Grotten und Statuen, ganz nach Art der französischen Gartenkunst; aber dabei doch so viel Maß und Ungezwungenheit, daß die Kunst die ursprüngliche Waldnatur nicht unterdrückte, sondern zu wirksamer Geltung brachte.

Aber gerade das Schicksal Knobelsdorff's zeigt, wie wenig der König gemeint war, sich seinen Baumeistern unterzuordnen. Den Umbau des Stadtschlosses zu Potsdam konnte Knobelsdorff nicht nach seinen Ideen zu Ende führen, weil der strenge Renaissancestil nicht der Rococo-Liebhaberei des Königs entsprach. Und als der König nach eigener, durchaus nach französischen Mustern gemodelter Erfindung Sanssouci baute, dessen Grundstein am 14. April 1745 gelegt wurde, führte der Widerspruch, welchen Knobelsdorff gegen diese Art des Baus erhob, zu steigender gegenseitiger Entfremdung. Knobelsdorff's Stellung war seitdem für immer unterhöhlt. Der Gram zehrte an seiner Seele: Knobelsdorff starb am 16. September 1753, vierundfünfzig Jahr alt.

Fortan wurde in Berlin fast nichts mehr gebaut, was nicht unmittelbar vom König selbst ausging. Die beiden Boumann, Vater und Sohn, welche jetzt in des Königs Gunst traten, führten meist nur aus, was der König angab. Johann Boumann, 1706 zu Amsterdam geboren, erbaute 1750 den Dom, seit 1754 das Palais des Prinzen Heinrich, d. h. das jetzige Universitätsgebäude, 1773 die katholische Kirche: Georg Friedrich Boumann seit 1774 die Bibliothek.

Es ist bekannt, daß der König die Zeichnungen für die katholische Kirche bereits 1747 nach dem Muster des römischen Pantheon verfertigt hatte, und daß er für seinen Entwurf der Bibliothek, die so unliebsam an das Vorbild der Rocococommode mahnt, das Vorbild der beiden Eckpavillons eines Flügels der Wiener Hofburg, der von Fischer von Erlach erbauten Reitbahn, benützte. Von Karl von Gontard wurden auf des Königs Geheiß die beiden Thürme auf dem Gensdarmenmarkt aufgeführt; der Einfluß der beiden Kirchen auf dem Trajansforum ist unverkennbar. Und noch mehr als diese Berliner Bauten tragen die Bauten Potsdams das unmittelbare Gepräge Friedrich's des Großen. Karl Seidel in seiner lehrreichen Schrift über „Berlins Architektur" (Berlin 1830. S. 111) sagt treffend: „Pyramiden und Obelisken, griechische Tempel und japanische Pavillons stehen in buntem Gemisch bei einander, und die Wohnhäuser der Stadt selbst sind bald holländisch, spanisch, italienisch, oder zeigen uns gar Copieen römischer Tempel und Paläste. Oft bilden diese Prachtgebäude mit dem alltäglichen Leben und Treiben darin einen merkwürdigen Gegensatz; und man würde diese ganze Bauart in Absicht auf ihre Bestimmung durchaus charakterlos nennen müssen, wenn nicht statt der bedeutsamen Besonderheit der einzelnen Gebäude diese Prachtfaçaden in ihrer Gesammtheit nur den einen Geist jenes großen und kenntnißreichen Monarchen abspiegelten, der hier, befangen im spielenden Geschmack seines Zeitalters, alle diese bunten Herrlichkeiten in einem sichtbaren Drange nach Mannichfaltigkeit und Schönheit der Form sich zu eigenem Ergötzen geschaffen hat."

In den anderen deutschen Ländern tauchen während dieser ganzen Zeit fast nirgends nennenswerthe Baumeister auf. In Wien wurde die jetzige Gestalt und Einrichtung des Schlosses zu Schönbrunn 1744 begonnen und 1749 vollendet; Erbauer war der Hofarchitekt Ferdinand von Hachenberg. Die fürstlichen Schlösser richten sich nach wie vor ganz und gar nach französischer Schablone. Die meisten öffentlichen Bauten beschränken sich auf den kahlsten Kasernenstil, welcher unter der leidigen Soldatenliebhaberei der Fürsten sehr

verderblich genährt wurde. Die bürgerlichen Wohnhäuser, selbst die Kirchen sind schmucklos, lediglich nach Maßgabe des nackten Bedürfnisses.

Und schlimmer noch steht es um Plastik und Malerei. Ohne Zusammenhang mit dem unmittelbar werkthätigen Leben sind sie ohne natürliche Triebkraft. Wohin der Zug geht, erklärt die Thatsache, daß in Dresden Silvestre und Hütin, in Berlin Blaise Nicolaus Lesüeur die Leiter der Kunstakademie sind. Unter den Schülern der Akademie zu Paris zählte man von 1758—87 nicht weniger als zweihundertfünfundsiebzig fremde Maler und Bildhauer; unter diesen sechsundsiebzig deutsche. Sehen wir von den Dresdener Malern Dietrich und Thiele ab, welche größtentheils noch einer früheren Epoche angehören, so sind in dieser Zeit nur Christian Bernhard Rode (1725—1797) und Johann Heinrich Tischbein der Aeltere (1722—1789) als Historienmaler zu nennen; Beide stammen aus der Schule Vanloo's; der erstere wirkte in Berlin, der letztere in Cassel.

Der traurige Vandalismus, welcher schon seit Jahrhunderten die schönsten mittelalterlichen Bauwerke, Bildwerke und Malereien der abscheulichsten Verderbniß und Zerstörung preisgab, erhielt sich nicht nur, sondern steigerte sich. Mit verachtender dünkelhafter Gleichgültigkeit werden die Strebepfeiler und Spitzbögen der alten gothischen Kirchen, Klöster und Rathhäuser übergipst und mit plumpen Zwischenmauern durchzogen, werden die alten gothischen Giebeldächer möglichst durch Rococoschnörkel verdeckt. Friedrich der Große schädigt das herrliche Schloß zu Marienburg, den stattlichen Sitz der alten Hochmeister des deutschen Ordens, wie man kurz vorher die Albrechtsburg zu Meißen zur Porzellanfabrik eingerichtet hatte. Klopstock und Sulzer kommen nach Nürnberg und wissen dort nicht das mindeste Merkwürdige zu finden; Winckelmann hat die stolzen Thürme von Stendal vergessen, und selbst Lessing hat nirgends ein Wort für die Gothik, obgleich nicht blos alle seine ersten Jugendeindrücke mit der kleinen gothischen Kirche in Camenz und mit den Meißner Prachtbauten des Domes und der Albrechts-

burg verwebt waren, sondern auch sein Mannesalter in Breslau und in den niedersächsischen Ländern in der Umgebung reichster mittelalterlicher Kunstherrlichkeit stand.

Gleichwohl regten sich auch in der bildenden Kunst die Anfänge des Besseren. Was für die Dichtung die Hinweisung auf die Engländer war, das wurde für die bildende Kunst die Hinweisung auf die Antike. Seit 1740 erschienen Piranesi's Abzeichnungen antiker Architektur und Ornamentik, seit 1750 die Kupferwerke über Herculanum und Pompeji, die mit dem Reiz der Neuheit wahrhaft überwältigend wirkten. Je mehr sich die Sinnesweise der Menschen unter dem Segen der Aufklärungsbildung und des aufgeklärten Despotismus von der Liederlichkeit des französischen Hoflebens abwendete, um so williger und empfänglicher öffnete sie sich wieder der Reinheit und Einfachheit der neu eindringenden antiken Formenwelt. In Frankreich beginnt Laugier in seinem Essai sur l'architecture den Kampf gegen die modische Baukunst, und schon 1755 begann Soufflot den Bau des Pariser Pantheon. In Deutschland erschien im Frühjahr 1755 Johann Joachim Winckelmann's erste Schrift: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst"; sie war die entschiedenste Kriegserklärung gegen die herrschende Entartung. Bald wurde die Wirkung dieser ersten Schrift vertieft und verstärkt durch Winckelmann's Kunstgeschichte. Es erwachte wieder das Gefühl für Reinheit des Stils, für Hoheit und Linienadel. Das Rococo wurde durch die Rückkehr zur Antike abgelöst. Zuerst das kahle und nüchterne und doch noch seltsam mit den nachklingenden Barock- und Rococoschnörkeln verquickte Antikisiren, das wir jetzt mit dem Namen des Zopfstils bezeichnen; sodann das wiedergeborene Hellenenthum der Carstens und Thorwaldsen und Schinkel. Und der Sturm- und Drangperiode und noch mehr der romantischen Schule war es vorbehalten, auch für die bildende Kunst den erstorbenen Sinn des Volksthümlichen wieder wachzurufen.

In der Musik ist noch derselbe Gegensatz des Italienisirenden und Deutschen, welcher in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts

so bedeutsam als der Gegensatz Hasse's einerseits und Sebastian Bach's und Händel's andererseits aufgetreten war.

Halten wir uns nur an die nächsten thatsächlichen Leistungen, welche die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der deutschen Musik bietet, so läßt sich nicht leugnen, daß diese Zeit nur als eine Zeit des Rückschritts und des Verfalls erscheint. Viele tüchtige und rührige Talente, aber ohne Tiefe und Eigenthümlichkeit. Nichtsdestoweniger bereiten sich inzwischen Richtungen vor, welche deutlich bekunden, daß es bald auch der neuen Weltanschauung, welche nicht mehr in der schlichten Glaubensgröße Bach's und Händel's aufgeht, an einer großen eigenthümlich deutschen Musik nicht fehlen wird.

An den Höfen herrschte nach wie vor die italienisirende Oper, von August III. von Sachsen, von Maria Theresia und besonders auch von Friedrich dem Großen emsig gepflegt. Aber Hasse, dessen Thätigkeit auch noch in diese Zeit hineinreicht, bleibt völlig vereinsamt. Was sein Schüler und Nachahmer, Karl Heinrich Graun in Berlin, hervorbringt, zeugt von viel Leichtigkeit des Schaffens, er ist reich an gewinnendem Melodienschmelz, an dankbaren Phrasen für die Sänger: aber Tiefe der Empfindung, Plastik und Einheit des Stils vermissen wir überall. Dies gilt nicht blos von seinen Opern, welche, zum Theil nach Operntexten Friedrich's des Großen, schnell entstanden, auch eben so schnell wieder vergessen wurden: dies gilt ganz besonders auch von seinem berühmten Oratorium „Der Tod Jesu", in welchem neben ernsten, tiefen und formell sehr vollendeten Chören Solostücke erscheinen, die durchweg opernhaft sind und dem alleräußerlichsten und oberflächlichsten Effect nachjagen.

Dagegen sind innerhalb der eigenartig deutschen Musik zwei Erscheinungen von höchster Bedeutung, welche leise und unbemerkt das Feuer nähren, das alsbald in Haydn, Gluck und Mozart zu helleuchtendem Glanz aufflammt.

Es ist erstens das Emporkommen des deutschen Singspiels. Die Anfänge sind äußerst unscheinbar. Schönemann hatte 1743

die englische Operette „The devil to pay, der Teufel ist los“, von Geheimrath Borck, dem Uebersetzer von Shakespeare's Julius Cäsar, wörtlich übersetzt, in Berlin auf die Bühne gebracht und der Erfolg war lohnend gewesen, obgleich die Gesänge ohne alle Orchesterbegleitung vorgetragen wurden. Derselbe Erfolg wiederholte sich 1747 auch in Hamburg. Dadurch wurde Heinrich Gottfried Koch in Leipzig zu gleichem Versuch angeregt. Im Jahr 1752 bat er Christian Felix Weiße um eine neue Uebersetzung derselben Operette. Weiße willigte ein; Standfuß, Balletgeiger der Koch'schen Truppe, ein für komische Gesänge sehr begabter Musiker, übernahm die Composition. Die erste Aufführung erfolgte am 6. October 1752. Der Ingrimm, in welchen gerade bei diesem Anlaß der Opernhaß Gottsched's ausbrach, ist der sprechendste Beweis der glänzenden Aufnahme. Rasch folgten zwei andere Singspiele von Standfuß, „Der stolze Bauer Jochem Tröbs oder der vergnügte Bauernstand“ und „Der lustige Schuster“ nach dem englischen Singspiel „The merry cobbler“. Ein tiefer Zug der Zeit war berührt; und bald wurden diese Anfänge von fähigeren Händen künstlerisch fortgebildet. Es war das erste öffentliche Auftreten Haydn's, daß er 1753 für den Wiener Possenspieler Kurz-Bernardon ein Singspiel „Der krumme Teufel“ componirte, welches zwar nach der ersten Aufführung verboten wurde, weil der Text eine persönliche Satire auf den hinkenden Theaterdirector Affligio war, aber noch 1771 in Prag wieder zur Aufführung kam. Der eigentliche Begründer der deutschen Operette aber wurde Johann Adam Hiller. Seine Schöpfungen fallen erst in die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege. Aber schon hier, wo wir nur die Keime dieser zukunftsreichen Kunstrichtung betrachten, ist hervorzuheben, daß Hiller von Anfang an sich auf's lebhafteste und klarste bewußt war, daß in dieser Pflege des deutschen Singspiels der naturgemäße Weg auch zu einem eigenthümlich deutschen Stil der großen heroischen Oper liege.

Und zweitens verselbständigt und erweitert sich gleichzeitig auch immer mehr und mehr die deutsche Instrumentalmusik. Die

Lyrik des deutschen Gemüths findet in den Claviersonaten und Symphonieen Philipp Emanuel Bach's einen Ausdruck, welcher der starren Gebundenheit der lyrischen Dichtung weit vorauseilt. Philipp Emanuel Bach ist der Vorläufer und das Vorbild Joseph Haydn's und Mozart's.

Zweiter Abschnitt.

Vom Beginn des siebenjährigen Krieges bis zur Sturm- und Drangperiode.

Erstes Kapitel.

Der siebenjährige Krieg und der aufgeklärte Despotismus.

Durch die lebensvolle Schilderung, welche Goethe in Dichtung und Wahrheit von den Literaturereignissen seiner Jugendzeit gegeben hat, ist jetzt die Einsicht ganz allgemein geworden, eine wie entscheidende Stellung der siebenjährige Krieg auch in der Geschichte der deutschen Bildung einnimmt.

Plötzlich trat in das verengte und erschlaffte deutsche Gemüthsleben die erhebende Begeisterung für die kühne Heldengestalt des großen Königs, dessen Kriegsthaten um so bewunderungswürdiger waren, je ausschließlicher er alle seine Erfolge nur seiner eigenen Kraft und Größe verdankte. Hart bedrängt hatte Friedrich am Abgrund des, wie es schien, unentrinnbaren Verderbens gestanden; er, der Herrscher von kaum fünf Millionen Menschen, gegenüber dem furchtbaren Bunde aller mächtigsten und kriegsgeübtesten Reiche des Festlandes. Und wie unbeugsam tapfer wußte er dieser ungeheuren Uebermacht zu trotzen und durch die Unerschrockenheit und Genialität seiner Führung sogar seine Niederlagen immer nur zum Grund und zur Staffel neuer Siege zu machen! Der für Deutschland so verhängnißvolle Uebermuth der Franzosen wurde gedemüthigt; Oestreich, das deutsche Reich, Rußland und Schweden wurden auf's

Haupt geschlagen. Und selbst die letzten schweren Kriegsjahre, in welchen Friedrich, von allen Seiten umstellt, fast ganz in die entsagende Stellung der Vertheidigung und Abwehr zurückgeworfen war, konnten seine wundergleiche Siegeslaufbahn zwar hemmen, aber nicht vernichten. Endlich war das große Ziel erreicht. Der freche Emporkömmling von Brandenburg, wie ihn spottend seine Gegner genannt hatten, hatte sein kleines Königreich zur Großmacht erhoben. In seiner Hand lag die Wagschale des europäischen Gleichgewichts.

Man muß die Schriften der Zeitgenossen lesen, um lebendig nachzuempfinden, von welcher freudigen und stolzen Begeisterung damals alle Besten durchglüht waren. Als Lessing die preußischen Kriegslieder Gleim's herausgab, meinte er, nur von dem einzigen Tyrtäus könne der Grenadier die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht ebenso natürlich wären als einem Spartaner. In demselben Sinn vergleicht Thomas Abbt, dessen Abhandlung vom Tode für's Vaterland eines der schönsten Zeugnisse jener gehobenen Stimmung ist, die gefallenen Helden des siebenjährigen Krieges mit Epaminondas' heiliger Schaar vor Thermopylä. Hatte Friedrich, wie sich Goethe ausdrückt, die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, so schien es jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an diesem Siege zu nehmen; man war, wenn nicht preußisch, so doch fritzisch gesinnt. Der eigene Sohn Maria Theresia's machte Friedrich zum Ideal seiner Jugendträume. Und nicht bloß Deutschland, sondern ganz Europa staunte und jubelte. Abbildungen des Helden von Roßbach mit seinem dreieckigen Hut, mit seinem Krückstock und langem Zopf, waren in jedem Hause Englands, der Schweiz und Italiens. Zum Hohn der besiegten Höflinge war selbst in Frankreich der Sieger von Roßbach der gefeierte Liebling der Volkspartei.

Nimmer aber wäre die Heldenkräftigkeit einer großen Persönlichkeit allein hinreichend gewesen, eine so tiefe und nachhaltige Erregung der Geister hervorzurufen. Gerade der siebenjährige Krieg

beweist unwiderleglich, wie nur solche Kriege lebenerweckend wirken, welche als die Entscheidung und Durchführung großer Empfindungen und Gedanken ein ununterdrückbarer Fortschritt des weltgeschichtlichen Geistes sind. Auch der dreißigjährige Krieg hatte seine großen Helden gehabt und war für Deutschland doch nur die Unglücksquelle entsetzlichster Verödung und Barbarei geworden; der ursprüngliche religiöse Gegensatz, welcher der erste Anlaß des Krieges gewesen, hatte sich allmälig in die kleinsten dynastischen Zänkereien verzettelt. Und ebensowenig wurden später die gewaltigen Napoleonischen Weltkriege von ähnlich gewichtigem Bildungseinfluß; für Frankreich waren dieselben nur zwecklos ehrgeizige Eroberungskriege, und in Deutschland verstanden es die Regierungen des Metternich'schen Systems leider nur allzugut, dem aufstrebenden Freiheitsgefühl sogleich die Flügel zu lähmen. Steht der siebenjährige Krieg am Eingang des goldenen Zeitalters unserer Literatur, wie die großen Perserkriege am Eingange des großen Perikleischen Zeitalters, so kommt dies nur daher, weil er in Wahrheit zugleich ein Krieg und Sieg der nationalen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, ein Krieg und Sieg der vorschreitenden Aufklärung gegen religiöse und politische Finsterniß und Bedrückung, eine Verjüngung und Wiedergeburt der gesammten deutschen Sitte und Denkart war.

Zum ersten Mal nach langen Jahrhunderten völligster Schwäche und Erstorbenheit durchdrang die Deutschen wieder das spornende Glück erprobter Kraft und Tüchtigkeit, das stolze Bewußtsein politischer Machtstellung. Nur Wenige fühlten es, und wer es fühlte, beklagte es nicht, daß das lose Gefüge der alten Reichseinheit durch das unwiderrufbare Emporkommen Preußens nur um so loser geworden. Seit der längst vergangenen Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaiserthums hatte man sich in Deutschland nicht mehr so selbständig und so groß gefühlt.

Besonders der protestantische Theil Deutschlands gewann durch den siebenjährigen Krieg ein mächtig neues Leben. Der Sieg Friedrich's war nicht bloß die Befreiung des Protestantismus von allen verderblichen Uebergriffen und Eroberungsgelüsten des Katholi-

cismus, sondern auch die Läuterung und Befreiung des Protestantismus innerhalb seiner selbst, die Befestigung und Erweiterung des freien philosophischen Denkens und Forschens gegen alle hemmende Einsprache eifernden Pfaffenthums.

Was sich in Bildung und Literatur an aufstrebender Kraft regte, wuchs und erstarkte unter diesem belebenden Frühlingshauch sichtbar. Ist es mit Recht üblich, die sogenannten Literaturbriefe an die Spitze dieser neuen Literaturepoche zu stellen, so ist es ein sehr gewichtiges Zeugniß, daß Friedrich Nicolai, der Mitbegründer und Verleger dieser epochemachenden Zeitschrift, in dem urkundlichen Bericht, welchen er über die Entstehung derselben im Göttinger Magazin (1782, S. 387 ff.) gegeben hat, ausdrücklich hervorhebt, es sei der damalige Krieg gewesen, welcher Alles mit Enthusiasmus angespannt habe. Erst durch den siebenjährigen Krieg ist Lessing sowohl als Dichter wie als Kritiker in Wahrheit Lessing geworden. Im Jahre 1766, d. h. in demselben Jahre, in welchem Lessing's Laokoon erschien, entwirft Kant in den „Träumen eines Geistersehers" bereits die Grundzüge seiner weltbewegenden Lehre. Die Knaben und Jünglinge aber, denen diese große Zeit die Zeit ihrer ersten Jugendeindrücke war, wurden die Schöpfer und Heroen unserer klassischen Dichtung.

Und doch waren diese großartigen Kriegsthaten für Friedrich nur der Anfang und Grund erneuter großartiger Friedensthätigkeit, der Antrieb der durchgreifendsten staatlichen Umgestaltungen und Verbesserungen.

Friedrich der Große ist in den langen Friedensjahren, welche seinem Alter zu Theil wurden, seinem Jugendideal eines friedlichen Volksbeglückers, das einst sein jugendliches Herz begeistert und erhoben hatte, in der glänzendsten Weise gerecht geworden. Gar manche herbe Erfahrung und Enttäuschung hatte sein Wesen verhärtet, und freudloser und vereinsamter, als es wohl jemals der lebensfrohe Jüngling von Rheinsberg gedacht hatte, verfloß in Sanssouci sein Mannes- und Greisenalter; aber noch schlug unter der kalten Oberfläche unverwandelt ein warmes Herz, dem die

Sorge für die Unterthanen tiefstes Anliegen war. Es wird erzählt, daß Friedrich die Stelle seines Lieblingsdichters Racine im Britannicus (Act 4, Scene 3), in welcher Burrhus dem jungen Nero in's Herz redet, daß von des Fürsten Gutthun das öffentliche Glück abhange, und wie entzückend es sei, wenn der Fürst sich sagen könne, daß er überall geliebt und gesegnet werde, nie ohne größte Rührung mit Thränen im Auge gelesen habe.

Je trauriger durch die langen Kriegsleiden sein Land erschöpft und verödet war, um so emsiger wurden nun alle die weisen und weitgreifenden Pläne und Unternehmungen, welche der König sogleich nach der Beendigung der ersten schlesischen Kriege in Angriff genommen hatte, rastlos weiter gebildet und zum Abschluß gebracht. Es bleibt ihm der unvergängliche Ruhm, der Schöpfer des modernen Rechtsstaats zu sein, insoweit ein solcher Rechtsstaat überhaupt ohne verfassungsmäßige Gliederung und Bürgschaft denkbar und durchführbar ist.

Trotz aller Mißgriffe im Einzelnen, wie vor Allem im drückenden Sperrsystem seiner befangenen volkswirthschaftlichen Ansichten und Maßregeln und in der einseitigen Bevorzugung des Adels, durch welche der große König auch seinerseits jenen übermüthigen Junkerdünkel genährt und gesteigert hat, unter dessen Selbstsucht und Anmaßlichkeit Preußen noch heute leidet, ist Friedrich's Regiment der aufgeklärte Despotismus in seiner segensreichsten Entfaltung. Es ist die väterlich fürsorgende Herrschaft eines Königthums, welches sich nicht als ein Mysterium von Gottes Gnaden, sondern als ein höchstes Amt und Ministerium im Auftrag und Dienst des Volkes betrachtet. Und weil dieses unbeschränkte patriarchalische Königthum auf die Nothwendigkeit der Dinge gestützt war, weil es an der Spitze der geistigen Bewegung seiner Zeit stand, schloß der Gehorsam der Unterthanen auch ein gewisses Gefühl und Bewußtsein der Freiheit nicht aus.

Es wurde für die Geschicke Deutschlands entscheidend, daß diese großartigen Reformen auch auf einen großen Theil der anderen deutschen Ländergebiete die glücklichste Rückwirkung übten. Sicher

ist es zu viel gesagt, wenn man die merkwürdige Erscheinung, daß jetzt dieser aufgeklärte Despotismus die Runde durch fast alle Staaten des europäischen Festlandes macht, einzig oder doch vorzugsweise auf den ruhmreichen Vorgang Friedrich's des Großen zurückzuführen versucht hat. Die wachsende Macht und Ausbreitung der französischen Aufklärungsphilosophie hatte den fürstlichen Ehrgeiz hervorgelockt. Und namentlich bei den katholischen Fürsten und Staatsmännern war es die Eifersucht auf die Unabhängigkeit der fürstlichen Gewalt von der Kirche, welche der Einführung erleuchteter Regierungsgrundsätze fördernd entgegenkam. Wie man nach den schreckhaften Erschütterungen der französischen Revolution gelernt hat, sich gegen die Ansprüche des Volks auf die wirksame Beihilfe der Kirche zu stützen, so suchte man damals, als man noch nicht das Vordringen des Volks, sondern nur die Herrschsucht der Geistlichkeit fürchtete, umgekehrt in der Hebung der Volksaufklärung den wirksamsten Bundesgenossen gegen die Lästigkeit und Gefahr der hierarchischen Uebergriffe. Aber bei allem diesem Zusammenwirken günstiger Umstände ist der ganz unmittelbare Wetteifer mit Friedrich doch unverkennbar.

Freilich ist die deutsche Fürstengeschichte auch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch immer überreich an den allerärgerlichsten Gräueln und Schandthaten. Besonders in vielen kleineren Staaten wucherte nach wie vor jene liederliche und grausame Höflings- und Maitressenwirthschaft ungestört fort, von welcher Lessing's Emilia Galotti, Schiller's Kabale und Liebe und die meisten bürgerlichen Trauerspiele und Rührstücke jener Zeit ein so abstoßendes und leider doch so wahres Bild geben. Während des nordamerikanischen Freiheitskrieges war sogar noch jene nichtswürdige Seelenverkäuferei möglich, welche die dienstfähigen Mannschaften erbarmungslos gleich Sklaven in fremde Kriegsdienste verschacherte und obendrein froh war, wenn recht viele derselben fielen, weil mit der Zahl der Todten sich die Höhe des Blutgeldes steigerte. Aber trotzalledem ist es unleugbar, das helle Morgenroth eines neuen glückverheißenden Tages war über Deutschland aufgegangen. Noth-

gedrungen wurden selbst Friedrich's persönliche Gegner seine Schüler und Nachahmer. Schon Maria Theresia hatte in ihrer eifrigen Abschaffung aller Verwaltungsmißbräuche das System des Königs von Preußen, den sie bekämpfte und haßte, fortwährend im Auge; ihr Sohn, Joseph II., ist sogar an dem die gegebenen Naturbedingungen überspringenden tolldreisten Eifer, sein Vorbild zu überbieten, zu Grunde gegangen. Und neben diesen großen Lichtgestalten stehen Max Joseph von Bayern, Karl Friedrich von Baden, Leopold Friedrich Franz von Dessau, Herzog Ernst von Gotha, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, Karl August von Weimar, die Erzbischöfe und Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Mainz, Köln und Münster. Ueberall der gleiche Geist rührigsten und volksfreundlichsten Vorwärtsstrebens

Dieser gewaltige Umschwung der Dinge ist es, warum wir auch in der Geschichte der deutschen Literatur von einem Zeitalter Friedrich's des Großen sprechen.

Wohl empfanden es die Zeitgenossen oft schmerzlich, daß die deutsche Muse von des großen Friedrich's Thron schutzlos und ungeehrt ging, während er in seiner einseitig französischen Geschmacksrichtung französische Schöngeister mit Geld und Gunst überschüttete; selbst bei Lessing sind mehrfach Spuren dieses gerechten Mißmuths. Nichtsdestoweniger hatten doch auch sie schon eine klare Einsicht in den engen Zusammenhang ihrer Bestrebungen mit den großen Bestrebungen des Königs. Die Schriften Nicolai's, Mendelssohn's, Sulzer's, Abbt's, Gleim's, Ramler's sind reich an solchen Zeugnissen. Besonders aber hat auch Kant in den verschiedensten Entwickelungsstufen seines langen und gewaltigen Lebens wiederholt dieser Dankempfindung warmen und lauten Ausdruck gegeben.

Am greifbarsten zeigt sich die erweckende Einwirkung Friedrich's in der Bewegung der Wissenschaft.

Hatte einst Christian Thomasius dem ersten preußischen König begeistert zugerufen, daß es die ungebundene Freiheit, ja die Freiheit sei, die allein dem Geist das rechte Leben gebe, und ohne welche der menschliche Verstand, er möge sonsten noch so viele Vortheile

haben, gleichsam todt und entseelt zu sein scheine, und sagte in gleichem Sinn später Kant, zur Aufklärung werde nichts erfordert als Freiheit, und zwar die unschädlichste von allen, die Freiheit, von seiner Vernunft in allen Dingen Gebrauch zu machen, so war diese seltene Gunst der Freiheit jetzt der Wissenschaft, wenigstens der theologischen und philosophischen Forschung, auf's glücklichste zu Theil geworden. Das Zeitalter Friedrich's ist die Blüthezeit der rationalistischen Theologie und der sogenannten Popularphilosophie, auf die man zwar jetzt vornehm herabzusehen gewohnt ist, die aber dennoch unentreißbar das unermeßliche Verdienst hat, die Ergebnisse der freien Wissenschaft in das Leben eingeführt und uns ein gebildetes Bürgerthum erzogen zu haben; das Zeitalter Friedrich's des Großen ist die Geburtsstätte der Kant'schen Philosophie, die der Grund- und Eckstein aller neueren Philosophie ist. Und weil die tiefbewegte Gegenwart wieder eine lebendig fortschreitende Geschichte hatte, erhob sich auch wieder der seit Jahrhunderten in Deutschland brachgelegene Sinn für geschichtliche Entwickelung, der Blick für organisches Werden, Wachsen und Sinken im Leben der Völker. Freilich ist es äußerst bezeichnend, daß, während England und Frankreich in Hume, Robertson, Gibbon, Voltaire und Montesquieu sogleich auf alle wichtigsten Fragen der politischen Geschichte eingehen, der Deutsche auch jetzt noch am liebsten und fast ausschließlich in der geschichtlichen Betrachtung und Schilderung stiller Gedanken und Empfindungen verharrt; Semler schreibt seine Kirchengeschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, Winckelmann seine in der Großartigkeit ihrer Gesammtauffassung noch immer unübertroffene Kunstgeschichte. Aber in Justus Möser und zum Theil auch in Thomas Abbt liegen doch bereits Ansätze auch tieferer politischer Geschichtsschreibung. Im Jahre 1781 konnte Möser in seinem Schreiben über deutsche Sprache und Literatur mit Stolz sagen, der deutsche historische Stil habe sich in dem Verhältniß gebessert, als sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werther gemacht habe; würden wir erst mehr Nationalinteressen erhalten, dann würden wir auch die Begebenheiten mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken.

Nicht so unmittelbar, aber darum nicht minder tief war die Einwirkung Friedrich's des Großen auf die lebendige Fortentwickelung der deutschen Dichtung.

Schwerlich hat Käſtner, der alte Gottſchedianer, die volle Tragweite ſeines glücklichen Wortſpiels ermeſſen, als er in einem witzigen Epigramm einem hochmüthigen Franzoſen das griechiſche Wort Hippokrene mit dem deutſchen Wort Roßbach überſetzte. In der That aber ſind jene glänzenden Thaten und Ereigniſſe, welche mit dem unvergeßlichen Siege bei Roßbach begannen, die Hippokrene, d. h. der unverſiegliche Muſenquell unſerer deutſchen Dichtung geworden. Bekannt und oft wiederholt iſt der Goethe'ſche Satz, daß bis dahin der deutſchen Poeſie der durchſchlagende nationale Gehalt gefehlt habe; jede Nationaldichtung müſſe ſchaal ſein oder ſchaal werden, die nicht auf dem Menſchlichſten ruhe, auf den Ereigniſſen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann ſtehen. Treffend hat Goethe in dieſem Sinn an den erfreulichen Aufſchwung der preußiſch-patriotiſchen Lyrik erinnert; treffend hat er Leſſing's Minna von Barnhelm in demſelben Sinn die wahrſte Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges genannt. Noch durchgreifender und nachhaltiger aber als dieſer Gewinn neuer herzerhebender Stoffe, welche in jener künſtleriſch unreifen Zeit doch nur einzig Leſſing in ihrer ganzen Bedeutung zu verwerthen verſtand, wirkte die völlige Umſtimmung des dichteriſchen Formgefühls, welche aus dieſen großen Erlebniſſen und Empfindungen entſprang. Es iſt eine ſeltſame Ironie der Geſchichte, daß gerade Friedrich der Große, der einſeitige Parteigänger des franzöſiſchen Claſſicismus und der entſchiedene Verächter Shakeſpeare's, am meiſten dazu beigetragen hat, in Deutſchland das Anſehen dieſes franzöſiſchen Claſſicismus zu erſchüttern und dem Eindringen Shakeſpeare's die Gemüther zu öffnen. Indem man in der unmittelbarſten Gegenwart und Wirklichkeit wieder Poeſie erlebte, indem Thatkraft und Leidenſchaft wieder in das eigene Herz trat, erwachte folgerichtig immer mächtiger die unabweisliche Einſicht, daß Poeſie und Naturwirklichkeit einander nicht widerſprechen, ſondern untrennbar zuſammengehören und ſich gegenſeitig bedingen und

fordern. In der Hamburger Dramaturgie trieb Lessing die französischen Dichter, besonders Corneille und Racine zu Paaren, wie einst der Sieger von Roßbach die französischen Heere zu Paaren getrieben hatte. Die deutsche Dichtung wagte wieder, vor Allem ächt volksthümlich sein zu wollen, und war sich bewußt, daß sie in diesem Streben nach volksthümlicher Wirkung dennoch nicht die unverbrüchlichen Forderungen künstlerischer Idealität beeinträchtige oder gar aufgebe.

Jene berühmte und berüchtigte Schrift, De la littérature allemande, welche Friedrich der Große 1780 am Abend seines Lebens schrieb, schließt mit den tiefempfundenen Worten, daß dereinst auch Deutschland seine klassischen Schriftsteller haben werde, ja daß diese schönen Tage unserer Literatur bereits nahe seien; wie Moses sehe er das gelobte Land, aber sein hohes Alter benehme ihm die Hoffnung, noch selbst in dasselbe einzuziehen.

Hätte Friedrich für den großen Aufschwung, welcher unter seinen Augen in der deutschen Literatur erfolgte, einen freieren und theilnehmenderen Blick gehabt, so hätte er gewußt, daß unter dem Zauber seines eigenen Banners ein großer Theil dieses gelobten Landes bereits erobert war.

Es war eine schöne und große Zeit, dieses von undankbaren Nachkommen so viel geschmähte Zeitalter der deutschen Aufklärung!

Das spornende Behagen, daß man im Vorschreiten und Aufsteigen sei, durchdrang alle Besten. Nicht ohne Rührung kann man jene merkwürdige „Gedächtnißurkunde“ lesen, welche am 3. November 1856 in dem behufs einer Ausbesserung herabgenommenen Thurmknopf der Margarethenkirche zu Gotha gefunden wurde; sie stammt aus dem Jahre 1784. Sie lautet: „Unsere Tage füllten den glücklichsten Zeitraum des achtzehnten Jahrhunderts. Kaiser, Könige, Fürsten steigen von ihrer gefürchteten Höhe menschenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volks. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor. Aufklärung geht mit Riesenschritten. Tausende unserer Brüder und Schwestern, die in geheiligter Unthätigkeit lebten, werden dem Staat geschenkt. Glaubenshaß und

Gewissenszwang sinken dahin; Menschenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künste und Wissenschaften blühen, und tief dringen unsere Blicke in die Werkstatt der Natur. Handwerker nähern sich gleich den Künstlern der Vollkommenheit, nützliche Kenntnisse keimen in allen Ständen. Hier habt Ihr eine getreue Schilderung unserer Zeit. Blickt nicht stolz auf uns herab, wenn Ihr höher steht und weiter seht als wir; erkennt vielmehr aus dem gegebenen Gemälde, wie sehr wir mit Muth und Kraft Euren Standort emporhoben und stützten. Thut für Eure Nachkommenschaft ein Gleiches und seid glücklich!"

Gleichwohl können wir uns auch angesichts dieser großen Segnungen nicht verhehlen, daß dieses Zeitalter dennoch seine sehr bestimmten Schranken und Schwächen hatte, und daß die Literatur dieses Zeitalters, wie das Denkmal seiner Größe, so auch das Denkmal seiner Schwächen und Schranken ist.

Alles für das Volk, Nichts durch das Volk. Dieser Wahlspruch des aufgeklärten Despotismus sagt sattsam, wie auch in dieser neuen Staatsform Volk und Regierung noch ebenso durch eine weite und unüberspringbare Kluft von einander getrennt sind wie unter der rohsten fürstlichen Gewaltherrschaft. Ja, mit dem guten Gewissen der pflichtgetreuen und wohlmeinenden väterlichen Absicht war in dem Fürsten die Lust am selbstherrlichen Bevormunden und Gängeln des Volks sogar noch gestiegen. Die Regierung regiert Alles, und sie regiert Alles allein. Die letzten Reste der Selbstverwaltung in Gemeinden und Körperschaften werden vollends vernichtet; sie haben im Mechanismus dieser Staatsmaschine ebensowenig Raum als die alte mittelalterliche Ständevertretung. Raisonnirt so viel Ihr wollt und worüber Ihr wollt; nur gehorcht. Auch der aufgeklärte Despotismus kennt nicht Staatsbürger, sondern nur Unterthanen.

Solche Regierungsweise, welche den Staat nicht von unten aus dem Volk heraus, sondern einzig von oben in das Volk hinein baute, war am allerwenigsten geeignet, jene träge Gleichgültigkeit zu heben, mit welcher der Deutsche seit Jahrhunderten dem Lauf der

öffentlichen Dinge gegenüberstand. Noch immer war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Deutsche lediglich Privatmensch, welchem nicht nur alle Berechtigung und Möglichkeit, in die großen Fragen und Anliegen des öffentlichen Lebens selbstthätig eingreifen zu können, sondern selbst das Verständniß jenes tiefen Aristotelischen Gedankens, daß der Mensch seiner innersten Natur nach ein politisches Wesen sei, von Grund aus fehlte. Man jubelte und triumphirte, wie prächtig der alte Fritz die Franzosen und die Reichs-Reißausarmee geschlagen, wie wacker er selbst und seine fürstlichen Nacheiferer den wüsten Schutt der überkommenen Mißbräuche in Verwaltung und Rechtspflege beseitigten; aber Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück, wurde wie Sonnenschein und Regen als unabänderliche Schickung betrachtet, bei welcher das Volk unter allen Umständen sich nur dankbar empfangend oder demüthig leidend zu verhalten habe.

Wo aber die Menschen nur ihr kleinliches und engbrüstiges Einzeldasein führen, wo nicht bloß das sogenannte niedere Volk, sondern sogar die unendliche Mehrzahl der Gebildeten nicht von der ernsten und gemüthswarmen Theilnahme am lebendigen Zusammenhang des Ganzen getragen und über sich selbst hinausgehoben ist, da ist immer Gefahr, daß auch die häusliche und gesellschaftliche Sitte verengt und verkümmert. Das deutsche Familien- und Gesellschaftsleben des achtzehnten Jahrhunderts war arm und öde, herzlos und philisterhaft, oder kannte Gemüth und Phantasie nur in der kläglichen Verzerrung eitler Empfindelei und Selbstüberhebung. Beide Gebrechen scheinen einander zu widersprechen und haben doch dieselbe gemeinsame Wurzel. Auf der einen Seite steht die erschreckendste Steifheit und Unfreiheit, die für Ehrbarkeit gilt, in der That aber nichts als kalte Unnatur ist. Es hat für uns etwas Auffallendes und fast Unerklärliches, daß sich Freunde wie Klopstock und Gleim, wie Lessing und Mendelssohn und Nicolai, welche sich alle in den schönsten Jahren frischer Jugendhingebung kennen und lieben gelernt hatten, sich nicht mit Du, sondern ihr ganzes Leben hindurch mit Sie anreden. Selbst im Verkehr der Kinder mit den

Aeltern verstummen die Naturlaute anschmiegender Kindesliebe vor der strengen Förmlichkeit naturwidrigster Unterwürfigkeit; jene Rauhheit und Rohheit, welche sich Friedrich Wilhelm I. gegen seinen genialen Sohn, den Kronprinzen, erlaubte, kehren unter gleichen Verhältnissen in kleinerem Maßstabe in allen Familien wieder. Wie merkwürdig unterthänig sind alle Briefe Lessing's an seine Aeltern, selbst noch die spätesten; denkt man an diese Briefe, so ist es tief rührend, wenn Lessing einmal in der Dramaturgie sagt, der Name Mutter sei süß, aber Frau Mutter sei Honig mit Citronensaft, der herbe Titel ziehe das ganze, der Empfindung sich öffnende Herz wieder zusammen! Und unmittelbar neben dieser herzschnürenden Nüchternheit steht andererseits jene empfindsame Weinerlichkeit und Ueberschwenglichkeit, welcher nicht bloß die Gellert und Klopstock anheimfallen, sondern welcher sogar der klar verständige Lessing in seinem Jugenddrama „Miß Sara Sampson" seinen Zoll zahlt, steht jene geckenhafte Wichtigthuerei mit allen kleinsten persönlichen Erlebnissen und Verhältnissen, welche in den weitschweifigen Briefwechseln jener Zeit sich so unerträglich breit macht und Männer wie Gleim und Klopstock so störend verunstaltet, steht jenes abgeschmackte Sonderlingswesen, an welchem das achtzehnte Jahrhundert reicher als irgendeine andere Zeit ist, und welches man scharf im Auge behalten muß, um sich manche Ueberstürzungen und Zügellosigkeiten der sogenannten Sturm- und Drangperiode zu erklären.

Dieser Mangel politischen Sinns ist auch für den Gang der deutschen Aufklärungskämpfe verhängnißvoll geworden. In England und Frankreich waren diese Aufklärungskämpfe religiös und politisch zugleich; in Deutschland waren sie bloß religiös. Eine nennenswerthe politische Tagespresse gab es nicht; und die wenigen fachwissenschaftlichen politischen Schriftsteller, welche Deutschland hatte, Justus Möser und Friedrich Karl von Moser, waren in der Art ihrer Wirksamkeit nur auf enge Kreise beschränkt. Selbst ein Lessing fertigte 1751, d. h. zu einer Zeit, da er in ästhetischen und religiösen Fragen schon durchaus auf eigenen Füßen stand, eine kleine französische Schrift politischen Inhalts mit den Worten ab, sie sei

das Werk eines Gelehrten über Regierungskunst, das recht gut sein würde, wenn ein Gelehrter überhaupt der Regierungskunst gewachsen wäre; es sei aber angemessener, solchen Stoff Denen zu überlassen, welche die Vorsicht erwählte, ihn auszuüben, insbesondere demjenigen Geiste, den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Vorbild der Könige machen wollte. Die Folge so unpolitischen Sinnes war, daß, als in England die Juniusbriefe die öffentliche Meinung in die tiefste Aufregung versetzten, als in Frankreich die Einwirkungen Montesquieu's, Rousseau's und der Encyklopädisten das Feuer schürten, das kurz darauf zur offenen Revolution aufflammte, als Amerika seinen großen Unabhängigkeits- und Freiheitskrieg kämpfte, man sich in Deutschland höchstens mit der Frage beschäftigte, ob der Staat etwas Zufälliges und darum Vorübergehendes, oder ob er ein nothwendiges Uebel sei. Von der Wirklichkeit unbefriedigt, stürzte man sich in jenen stürmenden Unmuth der durch Klopstock angeregten Freiheitsbegeisterung der sogenannten Sturm- und Drangperiode, welche sich in Prosa und Dichtung meist nur in flachem rhetorischem Schwulst bewegte, weil sie nirgends über den kahlen Gegensatz von Freiheit und Tyrannei hinauskam, oder man stürzte sich in unklarem Verlangen in die Bestrebungen und Pläne des Illuminatenordens, welche, insoweit sie auf Politik gerichtet waren, in unverstandener Rousseaubegeisterung Alles und Nichts wollten. Und weil unter der elendesten Kleinstaaterei der Begriff eines einheitlichen Deutschlands völlig verloren war, schwärmte und begeisterte man sich für das Ideal allgemeinen Weltbürgerthums, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß die Hingebung an die großen Aufgaben der Menschheit die wärmste Bethätigung an den Anliegen und Kämpfen des Vaterlandes und des angeborenen Volksthums nicht ausschließt, daß der ächte und berechtigte Kosmopolitismus nicht eine Verneinung, sondern nur eine Verklärung der Vaterlandsliebe und des politischen Selbstgefühls ist. So fanden die Stürme der französischen Revolution in Deuschland ein politisch unmündiges Volk, das der Reaction der erschreckten Regierungen widerstandslos anheimfiel.

Und wer kann verkennen, daß auch jene zweite Seite, die Schwunglosigkeit und Kahlheit der sittlichen und gesellschaftlichen Zustände, sich in der Bildung und Literatur dieses Zeitalters scharf ausgeprägt hat? Immer dasselbe einförmige Moralisiren in der Wissenschaft sowohl wie in der Dichtung. Das Höchste und Eigenartigste ächter Poesie war unter dem Druck so enger Anschauungsweise von Hause aus abgeschnitten. Es ist der unvergängliche Ruhm Lessing's, daß er mit seinem genialen kritischen Scharfblick die deutsche Dichtung wieder auf volksthümlichen Boden stellte, sie von den höfischen Banden des französischen Classicismus erlöste und sie auf solche Muster und Richtungen verwies, unter deren Leitung allein sie sich lebensfähig und lebenskräftig entwickeln konnte. Es ist der unvergängliche Ruhm Lessing's, daß er die abstoßend criminalistische Haltung des bürgerlichen Trauerspiels der Engländer, an welches er sich zunächst anlehnte, vom ersten Anbeginn vermied und zu den reinen, aus dem Wesen dieser Dichtart unverbrüchlich entspringenden Motiven der ewigen Gesetze des Familienlebens emporhob. Aber die höchsten Geheimnisse dichterischer Gestaltung sind doch auch ihm verschlossen. So bewunderungswürdig seine Dramen sind, sie bleiben insgemein auf der Oberfläche moralisirender Rührung, sie greifen nur selten mit plötzlichem genialem Entschluß hinein in die unergründlich geheimnißvolle Tiefe der bewegten Menschenbrust, die ihr Gesetz und darum ihre Tragik in sich selbst hat.

Die deutsche Bildung ist kräftig genug gewesen, auch diese Schranken allmälig zu überwinden.

Aus den tumultuarischen Gährungen der sogenannten Sturm- und Drangperiode klärte sich jenes hehre Ideal reinen und schönen, in sich harmonischen Menschendaseins, welches seinen tiefsten Ausdruck in der klassischen Dichtung Goethe's und Schiller's gefunden hat und seitdem die Lebensseele unseres gesammten Denkens und Empfindens geworden ist.

Und wer zweifelt nach den großen Thaten und Ereignissen von 1870 und 1871, daß wir jetzt auch ein großes politisches Volk sind?

Zweites Kapitel.

Die Popularphilosophie und der theologische Rationalismus.

1. Die Popularphilosophie.

Der Geist des Zweifels und der Neuerung, die Lust am selbstständigen Prüfen und Durchdenken der überlieferten Glaubenslehre durchdrang am Anfang der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Alle, welche überhaupt von den Wogen der rasch strömenden Bildung berührt wurden.

In der vornehmen Welt herrschten die französischen Aufklärungsphilosophen. Man irrt, wenn man meint, Friedrich der Große habe mit seiner religiösen Freigeisterei in Deutschland vereinzelt gestanden. Thorschmid's und Trinius' Freidenkerlexica klagen bitter, unter den Officieren des siebenjährigen Krieges so viel Unglauben zu finden. Meist suchte man den König an Keckheit und Rücksichtslosigkeit sogar zu überbieten. Feder, der bekannte Göttinger Professor, erzählt in seiner Selbstbiographie, wie um das Jahr 1764 selbst in dem kleinen und abgelegenen Erlangen nur Voltaire, Rousseau und Helvetius die Klassiker der adlichen Gesellschaften waren; eine Dame pries ihm das berüchtigte Buch von Helvetius, gegen dessen ausschweifende Vertheidigung und Befürwortung der nichtswürdigsten Selbstsucht sowohl Friedrich der Große wie die meisten französischen Philosophen selbst mit gerechter Entrüstung in die Schranken getreten waren, als die unverfälschteste Quelle des philosophischen Denkens; voilà la vraie philosophie, c'est là qu'il faut puiser. Moses Mendelssohn sagt im Vorbericht zu seinen „Briefen über die Empfindungen", früher habe man die Hoffnung hegen dürfen, daß Deutschland das richtig Denken dem frei Denken vorziehe; jetzt aber hätten auch in Deutschland die philosophischen Stutzer überhand genommen, und nur hie und da

lebten noch einige rechtschaffene Weltweise gleichsam im Verborgenen, die sich kaum unterständen, ihre Häupter zu erheben und vielleicht auch endlich dem Strom würden nachgeben müssen.

Unter den Gelehrten aber und unter den Aufstrebenden des gebildeten Bürgerthums erblühten gerade jetzt die Einwirkungen der Leibniz-Wolff'schen Philosophie und der englischen Freidenker am kräftigsten. Lesen wir die Lebensbeschreibungen der hervorragendsten und eingreifendsten Führer, die Lebensbeschreibungen Kant's, Lessing's, Nicolai's, Mendelssohn's, Abbt's und der Anderen, welche in diesen Reihen stehen, so sehen wir, wie es in der That das gemeinsame Bekenntniß Aller ist, wenn Mendelssohn in seiner eben genannten Jugendschrift begeistert ausruft: „Euch, Locke und Wolff, und Dir, unsterblicher Leibniz, stifte ich ein ewiges Denkmal in meinem Herzen; Euch selbst habe ich nie gekannt, allein Eure unvergänglichen Schriften, die von der großen Welt ungelesen bleiben und die ich in einsamen Stunden um Hilfe angefleht, haben mich auf den sicheren Weg zur wahren Weltweisheit, zur Erkenntniß meiner selbst und meines Ursprungs geleitet; sie haben die heiligen Wahrheiten in meine Seele gegraben, auf die sich meine Glückseligkeit gründet; sie haben mich erbaut!"

Hier, in diesem jungen Geschlecht, welches zur Zeit des siebenjährigen Kriegs an die Spitze der deutschen Aufklärungsliteratur trat, liegt der Ursprung jenes mächtigen Fortschritts, durch welchen dieses Zeitalter für die gesammte deutsche Bildung so unvergänglich epochemachend geworden ist. Während jene vornehmen Kreise mit ihrem blasirten Unglauben nur ein leichtfertiges und zweckloses Spiel trieben, setzten sich diese ernsten und gewissenhaften Denker das hochstrebende Ziel, die befreienden und läuternden Segnungen des wissenschaftlichen Denkens, welches sie der selbständigen und von aller theologischen Uebermacht und Beschränkung erlösten Philosophie verdankten, zur Grundlage und zur treibenden Kraft auch der allgemeinen Volkssitte und Denkart zu machen.

Wenn man heutzutage auf die Träger dieser sogenannten Popularphilosophie verächtlich herabzublicken pflegt, so ist allerdings

zuzugestehen, daß die philosophische Einsicht derselben weder selbstständig noch scharf durchgebildet ist. Wie mit Ausnahme Kant's, in dessen philosophischem Tiefsinn schon früh die Pläne seiner großen Reform keimen, Keiner einen eigenen und neuen metaphysischen Standpunkt zu gewinnen weiß, so bleibt auch ihre religiöse Anschauungsweise durchaus innerhalb des von Locke und Wolff verkündeten Deismus. Von Spinoza hatte sich zwar eine dunkle Kunde erhalten, nicht sowohl durch den Spinozisten Edelmann, welcher auf seine Zeit wenig wirkte, als vielmehr durch Leibniz und Bayle und am meisten durch Wolff selbst, welcher ihn in allen wichtigsten Fragen ausführlich zu widerlegen suchte; aber die Zeit seiner Anerkennung und Wiedergeburt war noch nicht gekommen. Man betrachtete ihn, wie sich Moses Mendelssohn ausdrückt, als ein Opfer, das sich habe in den Abgrund stürzen müssen, um der Leibniz'schen Fortbildung der cartesischen Philosophie eine Warnung vor drohenden Abwegen zu sein. Und nicht minder scheute die nüchterne Bedächtigkeit dieser Popularphilosophen vor den materialistischen Neigungen der späteren englischen Freidenker und der französischen Materialisten zurück. Viele Stellen in Mendelssohn's Phädon und Morgenstunden sind auf's bestimmteste gegen diese Ausschreitungen gerichtet. „Voltaire und Helvetius und die Herren Encyklopädisten," schreibt Mendelssohn in einem Brief an Abbt vom 16. Februar 1765, „haben durch ihre Zügellosigkeit gar manches gute Gemüth zum Aberglauben zurückgejagt und also ihrer eigenen Sache geschadet, während Shaftesbury und Rousseau mit ihrer natürlichen Religion und heiligen Sittenlehre für die geoffenbarte Religion weit gefährlicher sind." Ja, dieser Deismus ist sogar weit entfernt von jener kühnen und rückhaltslosen Bekämpfung und Verneinung der Offenbarung, welche Hermann Samuel Reimarus in seiner sorgsam geheimgehaltenen Schrift bereits so nachdrücklich vollzogen hatte; gleich Locke und Wolff läßt auch der Deismus der deutschen Popularphilosophie die Möglichkeit und Wirklichkeit der Offenbarung unangetastet, anerkennt sie aber nur insoweit als maßgebend und unverfälscht, als sie mit der natürlichen Vernunftreligion übereinstimmt.

Garve, selbst einer der edelsten deutschen Popularphilosophen, hat die Grundlehren dieses Deismus kurz und klar im zweiten Bande seiner „Vermischten Aufsätze“ (S. 225) in folgenden Satz zusammengefaßt: „Die Wahrheiten, die in der That den ganzen Körper unserer Dogmatik ausmachen, sind die Wahrheit von dem Dasein Gottes als eines verständigen und moralischen Wesens, die Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele, wodurch allein unser Streben nach Vollkommenheit einen erreichbaren Zweck erhält, und endlich die Wahrheit, daß nur durch moralische Verbesserung die Gnade Gottes erhalten und der Zustand nach diesem Leben glücklich werden könne.“ Als Lessing und Kant über diese dürftigen und schwankenden Begriffsbestimmungen hinausgingen, wurden sie von ihren bisherigen Gesinnungs- und Strebensgenossen nicht mehr verstanden, nur mitleidig belächelt oder offen angefeindet.

Jedoch die geschichtliche Bedeutung der deutschen Popularphilosophie liegt nicht in ihren rein wissenschaftlichen Leistungen, sondern in ihrem tiefen und nachhaltigen Einfluß auf das unmittelbar handelnde werkthätige Leben.

Aus dem Gegensatz gegen die pfäffische Uebermacht hervorgegangen, ist ihr Kampf nach wie vor vorzugsweise gegen Alles gerichtet, was in den Meinungen und Gesinnungen der Menschen, in den Zuständen und Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft dem neuen vorwärtsstrebenden Geist der religiösen Freiheit und Aufklärung als verderblicher Ueberrest vergangener Jahrhunderte hemmend entgegentritt. Es ist in den deutschen Aufklärern nicht der wilde fanatische Haß, mit welchem die französischen Aufklärungsphilosophen gegen das Christenthum eifern, denn der protestantische Theil Deutschlands ist in der glücklichen Lage, von den schlimmsten Fallstricken des Alles umgarnenden Jesuitismus verschont geblieben zu sein; die Angriffe der deutschen Aufklärer gehen nicht gegen das Christenthum selbst, sondern nur gegen das herrschsüchtige Kirchenthum. Doch innerhalb dieser Begrenzung ist die deutsche Aufklärung von unermüdlicher Zähigkeit und Thatkraft, und oft sogar von überraschender Kühnheit. Resewitz, ein achtbarer Mitkämpfer, be-

zeichnete den Kern dieser Bestrebungen treffend, als er bei Gelegenheit einer Besprechung der Predigten des berüchtigten Hamburger Hauptpastors Goeze im achten Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek sagte: „Wir wollen der Intoleranz, diesem Ungeheuer, das alle Religion vertilgt, entgegengehen; wir wollen Meinungen, Vorurtheile und Aberglauben, welche nach unserer Einsicht dem wahren Christenthum schädlich sind und am meisten Freigeisterei veranlaßt haben und noch veranlassen, zu vertilgen suchen; wir wollen auf das verschiedene Gewicht theologischer Lehrsätze aufmerksam machen; wir wollen die Uebereinstimmung unserer Glaubenslehre mit der menschlichen Natur in's Licht setzen.“ Nicolai, der Vielgeschmähte, konnte in der Vorrede zum sechsten Band seiner Reise durch Deutschland mit Recht von sich rühmen, daß er es sich in allen seinen Schriften zum besonderen Zweck gemacht habe, hierarchische Unterdrückung, Bigotterie und Aberglauben unverrückt zu bestreiten und die Rechte der Vernunft und die Freiheit zu denken auf's freimüthigste zu vertheidigen. Ja, Mendelssohn, selbst einer schmählich geknechteten Religionspartei angehörend, schreckt trotz der angeborenen Schüchternheit seines Naturells nicht vor der dringenden Forderung völliger Trennung von Staat und Kirche zurück, und hat mit dieser unabweislichen Forderung ein Ziel aufgestellt, an dessen allmäliger Verwirklichung wir noch heut unablässig arbeiten.

Wenn die deutsche Philosophie in ihrer Entwickelung seit Kant eine Weite und Freiheit des Denkens gewonnen hat, bei welcher die Wissenschaft aller anderen Völker jetzt lernbegierig in die Schule geht, wenn namentlich die religiöse Volksbildung Deutschlands, wenigstens die protestantische, trotz aller Hemmnisse und Beschränkungen, welche die kirchliche, politische und schöngeistige Reaction dem Vordringen des Rationalismus entgegengestellt hat und noch entgegenstellt, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der verschiedensten Stände und Volksschichten sich noch immer eine Freiheit und Unbefangenheit wahrt, mit welcher die Volksbildung keines anderen Landes sich auch nur annähernd vergleichen kann, so ist dieser hohe Vorzug lediglich dem gewichtigen Umstand zu danken, daß diese jetzt meist so ge-

ringschätzig belächelte deutsche Popularphilosophie sich unter dem Schutz gleichgesinnter und erleuchteter Regierungen und unter dem freudigen Entgegenkommen einer Volkskraft, welche den Protestantismus aus sich geboren hatte, den Boden freien Denkens und prüfender Vernunfterkenntniß breiter und gründlicher eroberte, als es die französische und englische Philosophie gegen die hierarchische Gewalt des Papstthums und der englischen Hochkirche jemals vermocht hat. Die wissenschaftliche Schwäche der deutschen Aufklärungsphilosophen war ihre geschichtliche Stärke. Nur dadurch drang sie in die Massen. Es war eine stille und langsame Reform, aber eine tiefgreifende und unvertilgbare.

Und doch ist dieser Kampf gegen Glaubenssatzungen und Pfaffenthum nicht die einzige Seite der deutschen Popularphilosophie, nicht einmal die hauptsächlichste. Wie der Popularphilosophie als die wahre theoretische Gottesgelahrtheit die Metaphysik galt, so galt ihr als die wahre praktische Gottesgelahrtheit einzig und allein die Moral.

In dieser moralisirenden Wendung der deutschen Popularphilosophie liegt der Grund, warum sie sich so gern mit Sokrates verglich. Man meinte, gleich ihm die Philosophie erst vom Himmel auf die Erde gerufen zu haben. Nicht bloß Mendelssohn legte ihm seine Betrachtungen über Unsterblichkeit, und Eberhard einen Theil seiner neuen Sittenlehre in den Mund, sondern auch Sonnenfels, der Philosoph Oestreichs, strebt, wie sein eigener Ausdruck lautet, sich in den Charakter und die Umstände des ersten Märtyrers der Weltweisheit hineinzudenken und so zu reden, wie dieser in der Bildung des achtzehnten Jahrhunderts wahrscheinlich geredet haben würde.

Pope's bekanntes Wort, welches aus der ähnlichen Denkweise der englischen Aufklärungsphilosophie entsprungen war, „the proper study of mankind is man, des Menschen edelste Beschäftigung ist der Mensch", ist nach dieser Seite auch der Wahlspruch der deutschen Popularphilosophie. Bei allen Schriftstellern dieser Richtung findet sich dieser Spruch in den mannichfachsten Uebersetzungen

und Wiederholungen. Der Mensch, sein Wesen und seine Bestimmung, seine Stellung und Bethätigung in seiner selbstgeschaffenen Welt, wird der Gegenstand der sorgfältigsten und allseitigsten Prüfung und Untersuchung, und man legt offen und rückhaltslos die Hand an's Werk, wenn sich zeigt, daß die bestehende Wirklichkeit mit den Rechten und Ansprüchen dieser unverbrüchlichen Wesensbestimmung nicht übereinstimmt.

Einerseits daher die vorwiegende Lust an der psychologischen Zergliederung der moralischen und ästhetischen Empfindungen, welche meist noch ganz unterschiedslos untereinandergeworfen werden. Und andererseits das thatkräftig Reformatorische, das sich besonders in der Hebung des öffentlichen und häuslichen Erziehungswesens und in der emsigen Bemühung um die gesellschaftliche und wirthschaftliche Befreiung der unteren Volksklassen äußert.

Die Geschichte der englischen und französischen Aufklärung hat einen bewegteren politischen Hintergrund und ist darum durch die hervorstechendere Eigenart der auftretenden Charaktere und durch die größere Mannichfaltigkeit ihrer Verwicklungen und Parteigegensätze dramatisch lebendiger; aber wo ist dort jene Hoheit und Reinheit der Seele, welche in Deutschland einen Nathan den Weisen erzeugt und dieses wunderbare Dichtwerk zum monumentalen Abschluß des gesammten Aufklärungszeitalters macht?

Wer noch selbst das Glück gehabt hat, Menschen zu kennen und zu lieben, die unter den Eindrücken dieser mächtigen Zeit geboren und erzogen waren, der weiß aus unvergeßlicher Erfahrung, wie dieser Geist heller Verständigkeit, schlichter und selbstloser Tüchtigkeit, dieser wohlthuende Geist stillwaltender Liebe und Menschenfreundlichkeit immer weiter und weiter alle Kreise durchdrungen und eine Einfachheit und Milde der Gesinnungen erweckt und verbreitet hatte, welche wir Nachgeborenen unter dem Drang und Trubel künstlicherer Lebensverhältnisse uns nicht in gleicher Weise erhalten haben.

2. Friedrich Nicolai und seine Zeitschriften, besonders die Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Literaturrichtungen, welche auf die Massen wirken wollen, sind ihrer innersten Natur nach hauptsächlich auf Zeitschriften gewiesen. Dies ist der Grund, warum Friedrich Nicolai, welcher Schriftsteller und Buchhändler zugleich war, und seine schriftstellerische und geschäftliche Thätigkeit mit Vorliebe der Leitung und Herausgabe großer Zeitschriften zuwendete, in der Geschichte des deutschen Aufklärungszeitalters eine so bedeutende Stellung einnimmt.

Christoph Friedrich Nicolai war am 18. März 1733 zu Berlin geboren; er war der Sohn eines Buchhändlers. Seine erste Erziehung hatte er auf der Waisenhausschule zu Halle erhalten.

Ein autobiographisches Bruchstück, welches Göckingk in „Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß“ 1820 herausgegeben hat, und andere Mittheilungen in der 1799 erschienenen Vertheidigungsschrift „Ueber meine gelehrte Bildung“ erzählen uns, daß die pietistische Weise der Halle'schen Erziehung auf Nicolai wirkte wie die Jesuitenschulen auf die französischen Aufklärer in ihrer Jugend zu wirken pflegten, und daß seine Neigung, jede Schaustellung der Religion als selbstsüchtige Heuchelei zu verdammen, bereits aus dieser ersten Jugendzeit stammt. Die feste Bestimmtheit seiner Naturanlage erhielt die ihr zusagende Richtung, als er darauf auf die Realschule zu Berlin gebracht wurde und in den Jahren 1749 bis 1751 als Buchhändlerlehrling in Frankfurt an der Oder Gelegenheit gewann, in dem anregenden Verkehr mit einigen Schülern des Aesthetikers Alexander Gottlieb Baumgarten alle jene großen Fragen kennen zu lernen, welche eben damals für das dichterische und philosophische Aufstreben Deutschlands die brennendsten Bildungsfragen waren. Mit höchster Bewunderung las und übersetzte er Homer und die englischen Dichter, besonders Milton und Thomson; mit unermüdlicher Wißbegier vertiefte er sich in die Wolff'sche Philo-

sophie, in Bayle, Cartesius und Locke. Unversehens war aus dem Buchhändlerlehrling ein Gelehrter geworden. Im Januar 1752 kehrte Nicolai in das älterliche Haus nach Berlin zurück. Im Februar desselben Jahres starb sein Vater, und die Buchhandlung wurde von Nicolai's ältestem Bruder übernommen. Nicolai blieb bis zum März 1758 als Gehilfe in derselben, begann aber sofort eine sehr betriebsame und erfolgreiche schriftstellerische Thätigkeit.

Es ist einer der augenfälligsten Beweise für die tiefe Erregung der Geister, welche die Streitigkeiten zwischen Gottsched und Bodmer in Deutschland hervorgerufen hatten, wenn man sieht, daß Nicolai, der später, als die goldene Zeit deutscher Dichtung erblühte, seinen Mangel an dichterischem Sinn so traurig enthüllte, sich in seinen ersten Schriften und schriftstellerischen Unternehmungen vorzugsweise auf dem Gebiet der Kunstkritik bewegte.

Ja, es gehört Nicolai unbestreitbar sogar das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, welcher mit und neben Lessing das Emporblühen tieferer Dichtung vorbereitete.

Nicolai's frühste Schrift, im Jahre 1753 ohne seinen Namen erschienen, war eine „Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus neuen lateinischen Schriften ausgeschrieben habe", und vertheidigte den englischen Dichter lebhaft gegen den thörichten Angriff, den Gottsched auf Grund der albernen, und bereits wiederlegten Schrift eines Engländers Lawder gegen ihn gerichtet hatte. Im Jahre 1755 folgte, ebenfalls ohne seinen Namen, aber von seinem Bruder, dem Frankfurter Professor Gottlob Samuel Nicolai, mit einer Vorrede eingeleitet, eine zweite größere und selbständigere Schrift: „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland." Es zeigte sich, daß man Gegner Gottsched's sein könne, ohne darum ein Anhänger der Schweizer zu sein. Beiden streitenden Parteien überlegen sucht diese Schrift unabhängig nach einem neuen und höheren Standpunkt.

Auch Gottsched wird hier wegen seiner beschränkten Kunstlehre, wegen seiner maßlosen Anfeindung der Oper, wegen seiner hinterlistigen Art der Kampfführung auf's herbste angegriffen. Aber nach-

drücklicher ist dennoch der Angriff gegen die Schweizer. Wie mußten die lobgewohnten Schweizer auffahren, wenn sie sich hier mit den Rathsherren eines kleinen Städtchens verglichen sahen, die, weil sie in ihrem engen Bezirk die Vornehmsten seien, nun auch die Bewunderung und den Beifall der ganzen Welt zu haben meinen! Mit nächstem Bezug auf Bodmer's christliche Epen wurde noch derber gesagt, daß, da ein episches Gedicht für ein Meisterstück menschlichen Witzes zu halten sei, ein Poet, der nicht aufhören könne, mehrere Epen zu schreiben, entweder ein außerordentliches Wunderwerk der Natur oder ein sehr enthusiastischer Liebhaber seiner selbst sein müsse. Young habe einen Dichter, der bei seinem zehnten epischen Gedicht sei, eine geschwätzige Weiberzunge genannt, welche Jahrhunderte fortlaufe, ohne aufgezogen zu werden. Und wie scharfblickend war es, als diese Schrift schon jetzt gegen Wieland, der unter Bodmer's Obhut erkünstelt seraphische Töne anstimmte, das schneidende Wort sprach: „Die Muse des Herrn Wieland's ist ein junges Mädchen, das auch die Betschwester spielen will und sich der alten Wittwe zu Gefallen in ein altväterisches Käppchen einhüllet, welches ihr doch gar nicht kleiden will; sie bemühet sich, eine verständige erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spektakel, wann diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer munteren Modeschönheit würde!“

Zugleich sucht diese Schrift nach den Mitteln und Wegen einer besseren Zukunft. Das eine Mittel, sagt sie, liege besonders im Drama, das nur gehoben werden könne, wenn man sich Shakespeare und überhaupt die englischen Schauspiele für die Wahrheit, Mannichfaltigkeit und Stärke der Charakterzeichnung zum unverbrüchlichen Muster nehme. Und das andere Mittel, fährt Nicolai fort, sei die strengere Handhabung der Kritik. Es sei der nächste Weg zu einem verderbten Geschmack, wenn man das Mittelmäßige für erträglich halte.

Form und Inhalt dieser Schrift ist zum Theil auf die Anregung Lessing's zurückzuführen. Nicht bloß, daß die Anwendung

des leichten Briefstons auf kritische Verhandlungen sehr bestimmt an die Briefe Lessing's erinnert, welche kurz vorher in dessen kleinen Schriften erschienen waren, sondern, was von noch größerem Gewicht ist, in den von Lessing geschriebenen Literaturberichten der Vossischen Zeitung, welche Nicolai sicher alltäglich las, findet sich auch bereits genau dieselbe besonnene Würdigung der Gottschedianer und der Schweizer, und die Nothwendigkeit, sich über beide Einseitigkeiten zu erheben, obgleich minder schroff und nicht so in das Einzelne gehend. Die Zeitgenossen hatten ein richtiges Gefühl von diesem Zusammenhang; Lessing wurde sogar, wie aus einem Brief Lessing's an Ramler vom 11. December 1755 hervorgeht, von Einigen eine Zeitlang für den Verfasser gehalten. Unter diesen Umständen schwindet zwar einigermaßen das Erstaunen, daß, wie Nicolai in einem seiner späteren Aufsätze nicht ohne Selbstgefälligkeit sagt, ein junger Mensch, der mit Niemand in Verbindung war, so fest und ohne Umschweif aus seinem Winkel herausreden konnte: dennoch aber ist die Thatsache, daß Nicolai damals der Einzige war, welcher mit Lessing kritisch auf gleichem Boden stand, unbestreitbar. Diese Schrift wurde daher auch der Anlaß der persönlichen Bekanntschaft und Freundschaft Lessing's und Nicolai's. Es bezeugt die unbedingte Anerkennung von Seiten Lessing's, daß er mehrfach sogar noch in den Literaturbriefen, wie z. B. in dem Bericht über die Rückkehr Wieland's von der Christlichkeit zu frohem Weltsinn, unmittelbar an die hier ausgesprochenen Urtheile Nicolai's anknüpfte.

Auch die nächstfolgenden Jahre waren noch vorzugsweise der sogenannten schönen Literatur und den Künsten gewidmet. Namentlich durch Winckelmann's erste Schriften wurde Nicolai für die bildende Kunst angeregt und erwarb sich eine Kunstkenntniß, welche, obgleich im Geschmack der Zeit befangen, später in seinem Reisebuch über Deutschland sich sehr vortheilhaft geltend macht; und in der Musik erreichte er eine Reife der Einsicht und des Urtheils, welche noch heut seine gelegentlichen musikalischen Aeußerungen als höchst werthvoll erscheinen läßt.

Waren schon jene „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften“ von vorwiegend journalistischer Haltung gewesen, so trat jetzt diese für sein ganzes Leben und Wirken entscheidende journalistische Neigung Nicolai's noch bestimmter in der Gründung einer eigenen Zeitschrift hervor. Im August 1756 wurde von ihm, und zwar ebenfalls wieder ohne seinen Namen, bei Lange in Berlin die „Vorläufige Nachricht einer Bibliothek für die Liebhaber der schönen Wissenschaften“ ausgegeben. Aber die Kriegsereignisse schreckten den Verleger zurück; endlich gewann Lessing nach mancher vergeblichen Bemühung Gottfried Dyk in Leipzig für das Unternehmen. Zur Ostermesse 1757 erschien die angekündigte Zeitschrift unter dem veränderten Titel: „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“.

Nicolai hatte sich zu diesem Behuf mit Moses Mendelssohn verbunden, den er kurz zuvor durch Lessing's Vermittlung kennen gelernt hatte. Beide sind auch die ganze Zeit hindurch die vornehmsten, ja die einzigen Mitarbeiter geblieben. Lessing, seit dem October 1755 von Berlin nach Leipzig übergesiedelt, war gerade damals in einer Stimmung stillen Sammelns und Vorbereitens, welche Ewald von Kleist treffend schildert, wenn er in einem Brief an Gleim vom 27. Januar 1758 sagt, man bekomme von Lessing's Arbeiten keinen Buchstaben zu sehen, vielleicht gebe er mit einem Mal wieder ganze Bände heraus, wie seine Gewohnheit sei. Lessing betheiligte sich daher nur mit wenigen und nicht einmal sehr bedeutenden Beiträgen; aber er überwachte, wie aus dem gleichzeitigen Briefwechsel der drei Freunde hervorgeht, die Correctur, und wo es nöthig schien, sogar einen Theil der Redaction.

Diese „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ hat in ihrer Art sehr fördernd gewirkt. Freilich ist es eng und dürftig, wenn wir unabläßig nach wie vor nur das Moralisirende und Lehrhafte als einzigen und höchsten Endzweck der Dichtung und Kunst hingestellt sehen; freilich erscheint es altväterlich und zopfig, wenn die Kritik im Widerspruch mit der Ankündigung, welche gesagt hatte, daß sie der Gewohnheit der deutschen witzigen Köpfe, einander nur immer

zu ſtreicheln und über alle Maßen zu loben, nicht folgen wolle, doch ſelbſt den mittelmäßigſten Machwerken gegenüber noch bis zur Kritikloſigkeit zahm und unſicher bleibt. Es verräth ſich überall, daß die Herausgeber ſelbſt erſt Anfänger ſind und daß ſie nicht genug eigenartig künſtleriſchen Sinn haben, um die mangelnde Kenntniß und Einſicht durch richtiges Gefühl zu ergänzen. Die Zeitgenoſſen aber hatten eine Zeitſchrift von ähnlich großem Stil und von gleicher Vielſeitigkeit noch nicht geſehen. Selbſtändige kunſttheoretiſche Abhandlungen wechſelten mit kürzeren Beſprechungen der laufenden Neuigkeiten. Die hauptſächlichſten Bemühungen der Verfaſſer gingen zwar, um Nicolai's eigene Worte beizubehalten, auf die Beredtſamkeit und die Dichtkunſt: weil ſie aber überzeugt waren, daß „die ſchönen Künſte durch die genauſten Bande mit einander verknüpft“ ſeien, ſo wurden „auch Malerei, Kupferſtecher-, Bildhauer- und Baukunſt, wie auch Muſik und Tanzkunſt“ in Betracht gezogen; mit der beſonderen Abſicht, zu zeigen, „daß des Eigenen ohnerachtet, das jede Kunſt für ſich habe, dennoch alle Künſte in ihren Grundregeln übereinſtimmen“. Und zwar beſchränkten ſich dieſe bunten Nachrichten und Beſprechungen nicht bloß auf Deutſchland, ſondern umfaßten auch das Ausland, beſonders die Kunſt und Dichtung der Engländer, Franzoſen und Italiener. Jedoch am lebhafteſten griff dieſe Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften vornehmlich dadurch in die Bewegung der Zeit ein, daß ſie ſich mit dem ausgeſprochenſten Eifer gerade der wichtigſten Literaturfrage, der lebendigen Fortentwickelung des deutſchen Dramas, bemächtigte. Die Ankündigung Nicolai's ſagte: „Wir werden uns, ſowie der Verbeſſerung, alſo auch der Geſchichte des deutſchen Theaters beſonders befleißigen. Wir hoffen hiermit bei unſeren Leſern um deſto mehr Dank zu verdienen, da Herr Leſſing, ein Mann, deſſen Feder dazu ohnſtreitig weit geſchickter geweſen wäre, als die unſrige, dieſen gemeinnützigen Gegenſtand aus einer faſt zu tadelnden Beſcheidenheit aus ſeiner Theatraliſchen Bibliothek verbannt hat. Und da in der gedachten Theatraliſchen Bibliothek wenig oder gar keine Nachrichten von auswärtigen Schaubühnen angetroffen werden, ſo werden wir

von Zeit zu Zeit einige einfließen lassen, und wir hoffen besonders von den neuesten Begebenheiten des französischen Theaters ordentliche Nachricht geben zu können, wie auch das engländische Theater aus einem solchen Augenpunkte zu zeigen, daß man sehen wird, wie schätzbar es ist, und wie elend die Urtheile einiger seichten Köpfe sind, die es verachten, ohne es anders zu kennen als aus den Machtsprüchen eingebildeter Kunstrichter, die weder das Theater überhaupt noch die Sprache und das Genie der engländischen Nation zu beurtheilen wissen.“ Nicolai hat dieser Ankündigung redlich Wort gehalten. Sogleich das erste Heft der Zeitschrift wurde mit einer Abhandlung Nicolai's über das Trauerspiel eröffnet, welche den Anlaß zu den langen brieflichen Verhandlungen Lessing's, Mendelssohn's und Nicolai's über denselben Gegenstand gab. Ebenso bringen alle folgenden Hefte ausführliche Besprechungen dramatischer Dichtwerke, wie des Kaufmanns von London und der Goldoni'schen Lustspiele. Ja, Nicolai, der alljährlich für jeden Band nur hundert Thaler Honorar für sich und seine Mitarbeiter erhielt, setzte sogar einen jährlichen Preis von fünfzig Thalern für das beste Trauerspiel aus. So nutzlos solche Preisausschreibungen für die absterbende dramatische Begabung der Gegenwart sind, so erweckend waren sie für die emporblühenden Anfänge jener dramatischen Jugendzeit. Lessing's Briefe bezeugen, wie hier sogar der erste Keim von Lessing's Emilia Galotti liegt.

Gleichwohl war die Bibliothek der schönen Wissenschaften nur von kurzer Dauer.

Nur die zwei ersten Jahrgänge, d. h. die vier ersten Bände, erschienen unter Nicolai's Leitung. Eben war Nicolai aus der Buchhandlung ausgetreten, um unterstützt von einem kleinen Vermögen ganz ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit zu leben; da sah er sich plötzlich durch den im Herbst 1758 erfolgten Tod seines ältesten Bruders genöthigt, sich an die Spitze der ererbten Buchhandlung zu stellen. Mangel an Zeit und wahrscheinlich auch die Erwägung, daß es unpassend sei, eine von ihm geleitete Zeitschrift in fremdem Verlag erscheinen zu lassen, bestimmten ihn, die Biblio-

thek aufzugeben. Nach vielfachen Verhandlungen ließ sich Christian Felix Weiße zur Uebernahme derselben bereit finden. Im Jahre 1765 verwandelte sie sich in eine „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste". In dieser Gestalt hat sie bis 1806 fortgedauert; nicht bedeutend, aber weitverbreitet.

Aber schon am 4. Januar 1759 trat in Nicolai's Verlag eine neue Zeitschrift hervor.

Es sind die berühmten Literaturbriefe oder, wie der vollständige Titel lautet, „Briefe, die neueste Literatur betreffend".

Christian Felix Weiße erzählt in seiner Selbstbiographie, daß ihm dieses Verfahren Nicolai's nicht redlich dünkte; die neue Zeitschrift erschien ihm anfangs als die unmittelbare Fortsetzung der Bibliothek der schönen Wissenschaften, nur in anderer Form und in anderem Verlag. Doch war dieser Verdacht der Hinterhaltigkeit nicht gegründet. Die Literaturbriefe hatten eine durchaus verschiedene Richtung und Absicht. Das Haupt dieses neuen Unternehmens war, wenigstens für den Anfang, nicht Nicolai, sondern Lessing. Seit dem Mai 1758 war Lessing wieder nach Berlin zurückgekehrt. Hier lebten jetzt die drei Freunde, Lessing und Moses Mendelssohn und Nicolai, im innigsten persönlichen Verkehr und in lebendigster gegenseitiger Anregung; alle Drei standen in vollster Jugendkraft, in drängender Thatenlust. Wie natürlich daher, daß der Gedanke gemeinsamen schriftstellerischen Zusammenwirkens lebhaft in ihnen erwachte und endlich zur Ausführung gebracht wurde. Nicolai berichtet die Veranlassung im Göttinger Magazin von 1782 S. 395 in folgender Weise: „Im November 1758 war ich einmal mit Lessing zusammen, als auf eine neu herausgekommene Schrift eines noch lebenden Autors die Rede kam. Wir hatten mancherlei daran auszusetzen. Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden zuerst wieder das zu schreibende Journal, von dem wir mehrmals gesprochen hatten, auf's Tapet brachte. Diesmal redeten wir doch ernstlicher davon; denn wir betrachteten die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit, welche wenigen Verfassern bald zu beschwerlich werden mußte, wovon ich schon bei der Bibliothek der schönen Wissenschaften die Er-

fahrung hatte. Wir kamen überein, daß wir ein solches Werk nicht ausführen konnten, und doch wünschten wir, es möchte ausgeführt werden. Endlich fiel mir ein, wir könnten in Briefen niederschreiben, was wir in unseren täglichen Unterredungen sagen; wir wollen uns keinen bestimmten Zweck vorstellen, wollen anfangen, wenn es uns gefällt, aufhören, wenn es uns gefällt, reden, wovon es uns gefällt, gerade so wie wir es machen, wenn wir zusammen plaudern. Dieser Vorschlag gefiel Lessing, und er ward auf der Stelle näher bestimmt. Es ward beschlossen, die Literatur seit dem Anfang des Krieges zu übersehen und diese Uebersicht bis zum Frieden fortzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte. Der Gedanke, an einen verwundeten Officier zu schreiben, gehört ganz Lessing an; denn, sagte er, wie leicht kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet sein.“ Eine Zeitschrift aber, deren Seele und Antrieb Lessing war, konnte nicht gedankenlos nachahmend nur auf dem ausgefahrenen Gleise der von Nicolai geleiteten Bibliothek der schönen Wissenschaften fortfahren; zumal nicht jetzt, nachdem Lessing einen Standpunkt gewonnen hatte, welcher den Standpunkt des einstigen Feuilletonisten der Vossischen Zeitung und des Herausgebers der Theatralischen Bibliothek weit überragte.

Für eine unmittelbar eingreifende Wirksamkeit, wie sie Lessing beabsichtigte, war der Plan der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu unbestimmt und zu umfassend gewesen. Die Ausdehnung über alle Künste und die gleichmäßige Betrachtung des Literatur- und Kunstlebens aller Länder und Zeiten, so anregend und belehrend sie sein mochte, hatte das Nöthigste und Dringlichste, die Prüfung und Fortbildung der deutschen Dichtung und Wissenschaft, wesentlich beeinträchtigt und verkümmert; von fünfundsiebzig größeren Abhandlungen war auf die deutsche Literatur kaum der vierte Theil gekommen. Lessing setzte den Literaturbriefen von Hause aus weit engere Grenzen. Nicht alle Länder, sondern nur Deutschland; nicht alle Künste, sondern nur Dichtung und Wissenschaft. Und auch diese ausschließliche Betrachtung der deutschen Wissenschaft und Dichtung

soll nicht zugleich geschichtlich und auf die Vergangenheit zurückgehend, sondern nur kritisch auf die wichtigsten neuen Erscheinungen gerichtet sein. Diese enge Begrenzung der Literaturbriefe aber ist ihre eigenste Kraft und Bedeutung. Hier zum ersten Mal bethätigte sich Lessing's Wesen in seiner vollsten Reife. Jugendfrisch, zornmüthig, furchtlos, herausfordernd schlägt sein gewaltiges Wort wie ein reinigender Blitz in die schwüle Stickluft der ihn ringsumgebenden aufgespreizten Mittelmäßigkeit. Aus jeder Zeile spricht die gehobene Stimmung des siebenjährigen Krieges; Christian Felix Weiße vergleicht die Bestürzung, welche die Literaturbriefe hervorbrachten, mit dem Schrecken, der den preußischen Soldaten in der Schlacht vorausging. Aus der Geschichte Wieland's sehen wir, wie heilsam diese Strenge auf gar manchen Irrenden und Leichtfertigen wirkte. Zugleich aber war diese Kritik eine im höchsten Sinn schöpferische. Das Banner Shakespeare's, das man bisher nur dunkel und aus der Ferne geschaut hatte, entfaltete sich in seiner Reinheit und Mächtigkeit und wurde dem regen Verlangen nach Natur und Volksthümlichkeit fortan das feste, aus allen Kräften zu erstrebende Vorbild. Und über dieser großartigen Einwirkung der Literaturbriefe auf unsere Dichtung ist nicht das tiefe und nachhaltige Verdienst zu übersehen, das sich diese Literaturbriefe zugleich um die religiöse und philosophische Aufklärung erwarben. Wie schon Lessing selbst in einer Reihe der herrlichsten Erörterungen die Anmaßlichkeit der neumodischen Theologie züchtigt, welche von den alten Glaubensüberlieferungen abweicht und doch die alte pfäffische Aufdringlichkeit und Störrigkeit beibehält, so steht ihm besonders nach dieser Richtung hin Moses Mendelssohn, welcher den philosophischen Theil der Zeitschrift übernommen hatte, tapfer zur Seite. Von der hinreißenden Gewalt seines großen Freundes über sich selbst hinausgehoben, ist Mendelssohn hier so kühn und selbständig und aus sich herausgehend, daß, wer ein richtiges Bild von Mendelssohn gewinnen will, ihn besonders auch nach seinen Beiträgen zu den Literaturbriefen, nicht blos nach seinem Phädon und den Morgenstunden, beurtheilen muß. Kein Wunder, daß die Gegner höhnten, die

Literaturbriefe seien das Werk von Juden und Freigeistern. Es wurde für das Schicksal der Literaturbriefe entscheidend, daß Lessing seine wesentliche und bestimmende Theilnahme bereits mit dem Abschluß des sechsten Bandes beendete. Lessing ging 1760 nach Breslau; von dort hat er nur einige vereinzelte kleinere Aufsätze geliefert. Moses Mendelssohn steigerte seine Thätigkeit; Nicolai, wegen der neuen Einrichtung und Vergrößerung seiner buchhändlerischen Geschäfte bisher nur ein sehr karger Mitarbeiter, betheiligte sich reger. Beide aber fühlten, wie sie in ihren Briefen an Lessing (Lachm. Bd. 13, S. 114, 116) eingestehen, daß sie für sich allein der großen Aufgabe auf die Dauer nicht gewachsen seien. Auf Moses Mendelssohn's Vorschlag wurde seit dem achten Bande Thomas Abbt, welcher so eben durch seine Schrift vom Tod für das Vaterland die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, herangezogen; er schloß sich den Literaturbriefen so warm und emsig an, daß, wenn Nicolai in jenem Bericht mit Recht sagt, Abbt habe eigentlich erst in den Literaturbriefen seine Schreibart gebildet, umgekehrt mit nicht minderem Recht zu sagen ist, ohne Abbt sei die Fortsetzung der Literaturbriefe nicht mehr möglich gewesen. Sodann traten Resewitz und Grillo ein; auch finden sich zwei Aufsätze von Sulzer. Noch immer waltete die rückhaltloseste Freimüthigkeit und das ernsteste Streben; keine andere Zeitschrift, so viele deren auch aufschossen, konnte sich an Breite und Tiefe der Wirksamkeit mit den Literaturbriefen messen. Allein seit Lessing's Zurücktritt war trotzalledem eine sehr bedeutsame Wandlung geschehen. Vielleicht von den Mitarbeitern anfänglich selbst unbemerkt, hatte immer mehr und mehr die theologische und moralisirende Aufklärung das entschiedene Uebergewicht über die Betrachtung der Dichtung gewonnen. Es werden zwar nach wie vor die beachtenswerthesten neuen Dichtwerke mit Umsicht und Strenge beurtheilt; die Literaturbriefe sollten, wie Moses Mendelssohn an Abbt schreibt, da sie wie ein ungestümer Achilles gelebt, nicht wie ein frommer Aeneas entschlafen. Aber es handelt sich dabei nicht mehr, wie Lessing's epochemachender Vorgang verlangte, um die dichterische Stilfrage, sondern lediglich

nur um ganz untergeordnete Gesichtspunkte, meist nur um die moralische Nutzanwendung und die unmittelbare Beziehung auf das Leben. Keiner hatte vermocht, der neuen Entwicklungsstufe Lessing's mit eingehendem Verständniß zu folgen. Die jetzigen Stimmführer der Literaturbriefe thaten daher nur, was ihren Neigungen gemäß war, als sie Ostern 1765 die Literaturbriefe mit dem vierundzwanzigsten Band schlossen und an deren Stelle eine Zeitschrift setzten, welche ganz vornehmlich dazu bestimmt war, der Kampfplatz der rastlos vorschreitenden theologischen und philosophischen Aufklärung zu werden.

Diese neue Zeitschrift war die einst so berühmte und später so viel geschmähte Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Schon die Literaturbriefe selbst brachten am Ende des zwanzigsten Bandes die Ankündigung derselben. Diese Ankündigung, welche im ersten Stück des ersten Bandes im Wesentlichen wiederholt wurde, lautete: „Bei dem Verleger der Briefe, die neueste Literatur betreffend, wird in der Ostermesse 1765 der erste Theil eines neuen periodischen Werkes unter dem Titel: „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ erscheinen. Die Absicht ist, in dieses Werk die ganze neue deutsche Literatur, von dem Jahre 1764 an, zu fassen. Man wird darinnen von allen in Deutschland neu herauskommenden Büchern und anderen Vorfällen, die die Literatur angehen, Nachricht ertheilen. Der Verleger siehet die Weitläufigkeit dieses Plans sehr wohl ein und die Schwierigkeiten, die sich einer vollkommenen Ausführung desselben widersetzen; aber er läßt sich dadurch von einem solchen Unternehmen nicht abschrecken, welches, wenn es nur mit einiger Vorzüglichkeit ausgeführt wird, mit vielfältigem Nutzen für alle Liebhaber der neuesten Literatur begleitet sein muß. Diese sind in Deutschland in vielen Städten, wo nicht einmal ein Buchladen befindlich ist, zerstreut, und ihnen ist also sehr damit gedient, zuverlässige Nachrichten von den deutschen Büchern und von ihrem wahren Werth zu erhalten, und vielleicht wird es ihnen auch nicht unangenehm sein, jährlich gleichsam die ganze neueste Literatur in einem Gemälde auf einmal zu übersehen. Der Verleger hat sich deswegen vorzüglich um geschickte Mitarbeiter be-

kümmert, er hat sie in allen Gegenden Deutschlands aufgesucht, und er ist so glücklich gewesen, daß sich nicht allein eine ziemliche Anzahl Gelehrter zu dieser Arbeit willig finden lassen, sondern auch zum Theil Männer von so bekannten Talenten, daß ihre Namen allein das Lob des Werkes ausmachen könnten, wenn man sie nennen wollte."

Nicht weniger als volle vierzig Jahre ist die Allgemeine Deutsche Bibliothek von unermeßlichem Einfluß gewesen. Das erste Heft oder, wie man sich damals ausdrückte, das erste Stück erschien versprochenermaßen Ostern 1765. Form, Richtung und Erscheinungsweise blieb unverändert bis zum Jahre 1792. Als in Preußen die Bedrückungen Wöllner's eintraten, übergab Nicolai die Bibliothek, um sie der guten Sache zu erhalten, dem Buchhändler Bohn in Hamburg, welchem unter dänischer Regierung eine größere Preßfreiheit vergönnt war. Dort nahm die Bibliothek wegen eines inzwischen in Preußen ergangenen Verbots den Titel „Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek" an. Im Jahre 1801 kehrte sie wieder in Nicolai's Verlag und Leitung zurück, und schloß erst mit dem Ende des Jahres 1805. Das Ganze umfaßt eine Reihe von zweihundertsechsundfünfzig, ja mit den Zusätzen und Registern von zweihundertachtundsechszig Bänden.

Ueberschauen wir die Reihe der Mitarbeiter, wie sie uns jetzt in der dankenswerten Schrift Parthey's, eines Enkels Nicolai's (Berlin 1842), vorliegt, so fehlt mit Ausnahme Lessing's, welcher seine eigenen Wege ging, kein irgend hervorragender Name der älteren deutschen Literaturepoche. Trotzdem ist die Richtung dieser Zeitschrift durchaus als das eigenste Werk Nicolai's selbst zu betrachten; wir ersehen aus seinen Briefen und aus dem Bericht seines Lebensbeschreibers Göckingk, daß er sich die Freiheit nahm und daß sie ihm meist willig gestattet wurde, Einsendungen, welche nicht ganz nach seinem Sinn waren, in Form und Inhalt umzugestalten. Es wirft ein höchst vortheilhaftes Licht auf die Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit, mit welcher Nicolai sein schwieriges und mühsames Amt verwaltete, wenn Göckingk erzählt, daß, als die Schriften Goethe's in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zu besprechen waren, Nicolai, um jeden Verdacht persönlicher Gereiztheit

über die ihm von Goethe angethane Unbill von sich abzuwenden, Goethe's Freund Merck zum Beurtheiler wählte.

Von unmittelbar eingreifender und darum geschichtlicher Wichtigkeit ist nur die erste Folge bis 1792.

Lessing hatte sehr wohl gewußt, warum er die Literaturbriefe auf einen so engen Kreis begrenzte; eine kritische Zeitschrift, welche in ihren Beurtheilungen auf bibliographische Vollständigkeit ausgeht, verfällt mit unumgänglichster Nothwendigkeit dem Fluch des Oberflächlichen und Schablonenhaften, sie wird eine handwerksmäßige Recensiranstalt. Man muß der Allgemeinen Deutschen Bibliothek nachrühmen, daß sie dieser Gefahr überraschend lang widerstanden hat; denn es herrschte glücklicherweise damals unter den deutschen Gelehrten noch nicht jener thörichte und verderbliche Hochmuth, unter welchem heut die deutsche wissenschaftliche Kritik so schwer darniederliegt, sich für das Recensiren zu vornehm zu dünken und dasselbe meist nur jungen Anfängern oder mittelmäßigen Köpfen, welche nichts Eigenes und Selbständiges hervorbringen können, zu überlassen. Strenge und zunftstolze Fachgelehrte wie der Göttinger Heyne gehörten unter ihre emsigsten Förderer. Gleichwohl hat die Allgemeine Deutsche Bibliothek ihre bedeutende geschichtliche Stellung doch nur dadurch gewonnen, daß sie ihr eigenstes Wesen in den hohen Beruf setzte, die Trägerin und Vorkämpferin der Aufklärungsphilosophie und des theologischen Rationalismus zu sein. Treffend sagt Schlosser in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts: „Nicolai wollte nach deutscher Art, wie Diderot und d'Alembert nach französischer, die neue Aufklärung über alle Fächer des Wissens verbreiten; die Franzosen schrieben daher für die Pariser Welt die Encyklopädie, Nicolai gründete für deutsche Gelehrte die Allgemeine Deutsche Bibliothek."

In innigster Studiengemeinschaft mit Mendelssohn hatte Nicolai gerade in den arbeitsvollen Jahren der Literaturbriefe die Schriften Wolff's und der englischen Freidenker, namentlich Newton's und Shaftesbury's, auf's genaueste durchdacht und durchsprochen. Nun mußte er sehen, wie der Pietismus und die starre Rechtgläubigkeit sowohl in der Literatur wie in Leben und Wirklichkeit nach wie vor

ihr schleichend unheimliches Wesen trieben. Noch immer war, wie Nicolai im Vorbericht zum zweiten Stück des vierten Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek berichtet, mehr als der vierte Theil der jährlich erscheinenden Bücher theologisch. Nicolai hielt es, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, für die Pflicht jedes ehrlichen Mannes, dem gesunde Vernunft, Freiheit zu denken und Fortpflanzung der Wahrheit am Herzen liege, allen Bedrückungen und Mißbräuchen nach Kräften entgegenzuarbeiten. Er eröffnete daher seinen Feldzug gegen diesen gefährlichsten Feind sogleich in den ersten Heften der neuen Zeitschrift. Seine Kampflust wurde gespornt und ermuthigt durch den glänzenden Erfolg, welcher ihr entgegenkam. Der Beifall war so groß, daß des ersten Bandes erstes Stück, obgleich die Auflage nicht klein war, noch im nämlichen Jahr neu gedruckt wurde; und mit Stolz konnte Nicolai bereits im September an Abbt schreiben, daß die Deutsche Bibliothek in der orthodoxen Welt eben so viel Redens mache, wie die Briefe der neuen Literatur in der witzigen. Und mit jedem neuen Jahrgang trat diese theologische Seite immer schärfer und lauter in den Vordergrund. Ein Brief Nicolai's an Lessing vom 8. März 1771 sagt sehr bezeichnend: „Wollte Gott, ich dürfte an die Deutsche Bibliothek gar nicht mehr denken! Ich habe oft schon aufhören wollen; wissen Sie, was mich zurückhält? Die theologischen Artikel. Sie haben eine so merkwürdige Revolution in den deutschen Köpfen verursacht, daß man sie nicht muß sinken lassen; sie haben vielen Leuten Zweifel erregt und dadurch die Untersuchung rege gemacht!“ Alle freisinnigen Philosophen und Theologen schaarten sich begeistert als Mitkämpfer um diese Fahne. Nicolai war fortan das unbestrittene Haupt der deutschen Aufklärung; die Gegner nannten die Aufklärer nach einem von Klotz erfundenen Namen Nicolaiten.

Rein wissenschaftlich betrachtet, ist dieser religiöse und philosophische Standpunkt der Allgemeinen Bibliothek unsäglich kahl und inhaltsleer. Alles Kühne und Erobernde, alles wirklich Philosophische der englischen und französischen Aufklärungsphilosophie ist wie ein wilder Auswuchs beseitigt; es ist nichts geblieben als jener platte

Rationalismus, welcher alle sogenannten Grundlehren des Christenthums aufrecht erhält, und sich bescheidet, nur die vermeintlich äußerlichen und willkürlichen Zusätze der kirchlichen Bekenntnißschriften von sich zu weisen. Wir erkennen die „Religion der Bibliothek“ am übersichtlichsten aus einem Aufsatz, welcher im ersten Stück des fünften Bandes 1767 enthalten ist; er stammt nach Parthey's Mitarbeiterverzeichniß von Resewitz. Dort heißt es (S. 110): „Die Bibliothek hat die Absicht, dem Publico den Inhalt und Werth neuer Schriften vor Augen zu legen und hat mit der Religion eigentlich gar nichts zu thun. Aber was kann man aus den darin enthaltenen Urtheilen von der Religion ihrer Verfasser und besonders der theologischen Recensenten schließen? Wir getrauen uns zu antworten, daß sie viel wahre Religion und eine unverstellte Ehrfurcht vor Gottes Wort haben. Allein man muß nicht Religion und lutherische Kirche für einerlei halten, als ob außer der lutherischen Kirche über theologische Wahrheiten kein Urtheil von Gewicht gefället werden könne. Der Kritikus muß keine Rücksicht auf diese oder jene Kirche und ihre Unterscheidungslehren haben, wenn er unparteiisch sein will; sobald er seine Kirche und ihre Glaubensbücher mit ins Spiel zieht, so kann er nicht mehr Richter sein, er ist Partei. Er soll die Erklärungen und Beweise seines Schriftstellers prüfen; wonach? Nach den Glaubensbüchern der Kirche, zu welcher der Schriftsteller gehört? So ist er ein unberufener Inquisitor, und ein unberufener Inquisitor ist ein Bösewicht. Wonach denn? Nach Schrift und Vernunft; dies sind die einzigen Probirsteine für den Forscher der Wahrheit. Die symbolischen Bücher sind die Norm für den öffentlichen Lehrer, welche Lehrsätze er in seiner Kirche vortragen soll, um das Volk, das er unterrichtet, in den Lehren, dadurch es zur Seligkeit geleitet werden soll, nicht irre zu machen; aber keine Norm für den Gelehrten, der über diese Sätze philosophirt, der die Schrift in einem weit größeren Licht übersieht als es der Ungelehrte zu thun vermögend ist; keine Norm für ihn, wie er sich den Lehrsatz vorstellen, darüber denken, ihn mit anderen Wahrheiten vergleichen und verbinden oder in welchem eingeschränkten Licht er ihn erblicken soll, sonst müßte er aufhören

zu denken, nur die vorgeschriebenen Worte nachsprechen und alle freie Untersuchung aufgehoben sein. Und wenn ihm dies auch durch die Symbole geboten würde, so ist es doch durch die Natur unmöglich, dem Gebot zu gehorchen."

Alles geht zuletzt einzig auf den Glauben an Gott und Unsterblichkeit hinaus, auf die Mahnung zu tugendhaftem und werkthätigem Wandel und zu milder Duldsamkeit gegen Andersdenkende. Wie Nicolai persönlich sein ganzes Leben hindurch ein religiöser Mann war, den öffentlichen Gottesdienst besuchte, zur Communion ging und mit Spalding, Dietrich, Teller, Zöllner und anderen Geistlichen in enger freundschaftlicher Verbindung stand, so stand die gesammte Philosophie und Theologie der Allgemeinen Deutschen Bibliothek innerhalb der geoffenbarten Religion; nur daß sie sich die Freiheit nahm, das eigenste Wesen der christlichen Offenbarung unbedenklich als durchaus mit der sogenannten natürlichen Vernunftreligion übereinstimmend vorauszusetzen, d. h. dem Christenthum jede geschichtliche Unterlage zu entziehen und Christus nicht sowohl als den Sohn Gottes, als vielmehr nur den tugendhaftesten und weisesten Menschen zu verehren und anzubeten.

Ein so scharfer und freier Geist wie Lessing konnte nichts gemein haben mit dieser neumodischen Denkart, welche Theologie viel zu wenig und Philosophie lange nicht genug war. Und auch die nachfolgenden Geschlechter haben sich gegen diese nichtssagende Verstandesdürre auf's gründlichste erhoben; nicht immer ohne mit den Beschränktheiten dieser Popularphilosophie auch zugleich deren Segnungen aufzugeben.

Was ist der flüchtige Ruhm des Tages! Jetzt ist die Allgemeine Deutsche Bibliothek, die ein ganzes großes Zeitalter in allen Schichten beherrschte, völlig vergessen. Unseren Urgroßvätern und Großvätern aber, sowohl den schreibenden wie den lesenden, war die Allgemeine Deutsche Bibliothek das Siegeszeichen des Fortschritts, die Befestigung der Rechte der gesunden Vernunft, war sie in Wahrheit eine tiefe und großartige Umwälzung und Läuterung des Denkens und Empfindens, wie sie eine vorgeschrittene Richtung, welche keine Hand-

habe mehr für die herrschende Volksreligion hatte, in diesem Umfang nimmer hätte hervorrufen können. Im Jahre 1775 wurde die Allgemeine Deutsche Bibliothek durch Beschluß des ganzen Staatsraths für „ein nützliches Werk“ erklärt, und dieser Beschluß in die „Sammlung der Königl. Preuß. Edikte“ aufgenommen.

Um die beispiellose Verbreitung und Wirksamkeit der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zu ermessen, muß man den tobenden Eifer betrachten, mit welchem die Gegner sie verfolgten, nachdem ihr der schützende Arm Friedrich's des Großen und seiner erleuchteten Regierung entzogen war. Nicolai hat in der Vorrede, welche 1801, als er die seit 1792 von ihm in andere Hände gegebene Redaction wieder übernahm, den sechsundfünfzigsten Band der „Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ eröffnete, hierüber die merkwürdigsten Thatsachen mitgetheilt. Man wußte kein besseres Mittel, als die sogenannten Aufklärer auch als Aufrührer und Königsfeinde, als Werkzeuge der französischen Jacobiner zu verschreien. Der Jesuit Stattler führte 1791 in einer besonderen Schrift aus, „die Hauptsätze der französischen Constitution seien alle aus den Grundsätzen der Nicolai'schen Berliner Bibliothek-Schmiede entlehnt“; eine andere Schrift gleichen Gelichters entblödete sich nicht, die Anklage auszusprechen, „die ganze große Aufklärungspartei in Deutschland, der ganze Anhang, den Nicolai in derselben an Mitarbeitern der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und an deren Lesern hatte, seien für die Rotte der Gottes- und Fürstenfeinde gewonnen worden“. So abgeschmackt diese Verleumdungen waren, so verschaffte ihnen doch der panische Schreck über die französische Revolution, welcher damals alle Mächtigen ergriffen hatte, williges Gehör. Durch eine Cabinetsordre vom 17. April 1794 wurde in Preußen das ganze große Werk vom ersten Anfang an verboten; und als nach einiger Zeit das Verbot wieder aufgehoben ward, wurde doch in den Befehl der Aufhebung die vieldeutige Klausel eingeschoben, daß Nicolai für Alles, was in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek enthalten sei, verantwortlich bleibe, und in eine namhafte fiscalische Geldstrafe genommen werden solle, wenn das Mindeste gegen die christliche Religion oder den Staat

und die guten Sitten darin enthalten wäre. Und diese Drohung erfolgte zu einer Zeit, als, wie ausdrücklich hinzuzusetzen ist, die Allgemeine Deutsche Bibliothek in fremdem Verlag war.

Unzweifelhaft ist die Leitung dieser bedeutenden Zeitschriften das eigentlichste Verdienst Nicolai's. Jedoch ist er auch vielfach als selbständiger Schriftsteller aufgetreten und hat in diesen selbständigen Schriften in gleicher Richtung gewirkt.

Aus einem Brief Nicolai's an Lessing erhellt, daß bereits gleichzeitig mit den ersten Jahrgängen der Allgemeinen Deutschen Bibliothek in ihm der Gedanke seines satirischen Romans entstand, welcher seit 1773 unter dem Titel „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker" erschien.

Sebaldus Nothanker, der Held, ist ein grundehrlicher, frommer, der neuen Denkart geeigneter Dorfprediger, welcher durch die Verfolgungen eines fanatisch orthodoxen Superintendenten zur Rechenschaft gezogen, abgesetzt, um Hab und Gut, um Frau und Kind gebracht wird und sodann, um des Lebens Nahrung und Nothdurft zu suchen, ein bunt abenteuerndes und wechselvolles Dasein führen muß, bis er endlich durch günstigen Zufall ein glückliches und ruhiges Alter findet. Die Hauptabsicht, die Entlarvung der orthodoxen und heuchlerischen Geistlichen der protestantischen Kirche, „welche stets ihre eigene schlechte Sache zur Sache ihres Standes, der Religion und des allmächtigen Gottes selber machen", tritt fest und bestimmt im Lebenslauf des Helden hervor; und um die Hauptgestalt gruppirt sich eine Reihe der mannichfaltigsten Bilder und Charaktere, welche geschickt und nicht unwitzig gar manchen hervorstechenden Schaden und Mißbrauch in Literatur, Sitte und Gesellschaft geißeln. Die satirische Tendenz ist zu nackt und zu grell, die Erfindung zu kahl, als daß von der freien Heiterkeit ächten Humors, auf welchen die im Titel liegende Erinnerung an das Vorbild der englischen humoristischen Romane hinweist, und von wirklich dichterischer Erhebung die Rede sein könnte. Aber trotzalledem war dieser Roman ein sehr wirksamer Griff in Leben und Wirklichkeit. Viele Züge sind der Natur mit feiner Beobachtung abgelauscht; die Charakterzeichnung,

obgleich carrikirt, ist lebensvoller und naturwahrer als in den meisten anderen gleichzeitigen Romanen. Die Wirkung war daher eine überaus große. Schnell hintereinander wurden vier starke Auflagen gedruckt. Es bildete sich um Sebaldus Nothanker eine ganz besondere, sehr beträchtliche Literatur von Angriffs- und Vertheidigungsschriften, Uebersetzungen und Nachahmungen. Die Kaiserin Katharina, die hohe Beschützerin der französischen Aufklärer, schickte dem Verfasser eine große goldene Denkmünze, mit der eigenhändigen Bitte, Alles, was aus seiner Feder noch fernerhin hervorgehen würde, ihr sogleich zu überreichen. Und selbst Lessing und Wieland sprachen ihren vollsten Beifall aus; ja sogar Fichte in seiner bekannten Schmähschrift gegen Nicolai (1801) hat diesem Roman seine Anerkennung nicht vorenthalten.

Mit Recht hat daher auch die literar-historische Forschung und Kritik der neuesten Zeit ihr Urtheil über Nicolai nicht nur nach dem Strafgericht des Hohnes und der Verachtung bemessen, dem der verknöcherte Mann in seinem Alter anheim gefallen war, sondern sich der Leistungen seiner jüngeren Jahre mit maßvoller Anerkennung erinnert. Wer den großen Verdiensten des Aufklärungszeitalters gerecht werden will, muß auch den Verdiensten Nicolai's Billigkeit erzeigen.

Freilich aber ist es Nicolai's eigene Schuld, durch die Thorheiten seines Alters den Ruhm seiner Jugend- und Manneszeit in Vergessenheit gebracht zu haben. Gleich Gottsched hatte Nicolai das tragische Geschick, in einer rasch lebenden Zeit zu lange zu leben; gleich Gottsched vermochte er nicht sich einzugestehen, daß seine Denkweise und Wirksamkeit von einem vorgeschritteneren jüngeren Geschlecht bereits überholt sei.

Nicolai's Schriften und Briefe bezeugen hinlänglich, daß in seiner Natur ein unüberwindlicher Hang zu Dünkel und Eitelkeit lag. Dieser Hang war durch den frühen Ruhm, welcher ihm von den Besten seiner Zeit gezollt wurde, und durch die wichtige und maßgebende Stellung, welche er lange Jahrzehnte hindurch als das Haupt der bedeutendsten und einflußreichsten Zeitschriften innegehabt hatte, nur noch mehr genährt und gesteigert worden. Allmählich hatte sich in ihm die Vorstellung festgesetzt, daß sein Wissen und

Denken die Norm alles Wissens und Denkens überhaupt sei, oder, wie Fichte in seiner Streitschrift (S. 9) sagt, daß er Alles, was in irgend einem Fache richtig und nützlich sei, gedacht habe, und daß alles Dasjenige unrichtig und unnütz sei, was er nicht gedacht hatte oder nicht denken würde. „Ich, Friedrich Nicolai, bin anderer Meinung als Ihr, und daraus könnt Ihr ersehen, daß Ihr Unrecht habt.“ Mit seiner platten Geschenktheit meinte er sich über Alles erheben zu dürfen. Als Lessing mit seinem religiösen und philosophischen Empfinden und Denken über die Enge der inhaltsleeren und unbestimmten Aufklärungsideen hinauswuchs, sah Nicolai in diesen Abweichungen seines Freundes nur Lust am Widerspruch, zwecklose Neigung zum Seltsamen, sogar nur leidige Zanksucht. Und als in Goethe und Schiller eine neue Dichtung erstand, in welcher wieder Tiefe und Ursprünglichkeit der Leidenschaft, die volle und ganze Menschennatur, Gemüth und Phantasie zu ihrem Recht kamen, als Kant und später Fichte und Schelling eine neue Philosophie schufen, welche in Wahrheit wieder Philosophie, nicht mehr blos seichtes Breittreten des englischen Deismus war, da betrachtete sich Nicolai in seinem verwöhnten eitlen Selbstgefühl immer als den berufenen Hort und Wächter des guten Geschmacks und des gesunden Menschenverstandes, und überbot sich in immer massenhafteren und leereren Productionen. Wenn die „Freuden des jungen Werther's“ (1775) Goethe's sieghaft hinschreitendem Roman sich entgegendämmen wollten, wenn die „Geschichte eines dicken Mannes“ (1794) und „Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's“ (1798) Kant's gewaltige Geistesarbeit verspotten und unwirksam machen sollten, so war es natürlich, daß so thörichte Fanfaronaden ihren Urheber als den Urtypus aller Leerköpfe und Querköpfe, als den dünkelhaftesten Philister dem Gedächtniß der Nachwelt überlieferten und die Züge seiner besseren Vergangenheit vergessen machten. Und auch was er gleichzeitig an eigenen Beobachtungen und Meinungen in breiter und selbstgefälliger Weise vortrug, besonders in der zwölfbändigen „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz“ (1783 bis 1796), die nicht einmal bis in die Schweiz gelangte, blieb so sehr in der Beschränktheit

und Plattheit befangen, die Nicolai für Klarheit und Nüchternheit hielt, daß es dem alternden Manne keinen neuen Freund und Schüler mehr gewinnen konnte. Selbst da, wo er an sich Recht hatte, wie in seinem rastlosen Aufstöbern der heimlichen Schlupfwinkel und Schleichwege der Jesuiten, in dem immer wachen Verfolgen der Schwärmer, Geisterseher und Wunderthäter, lud er durch sinnlose Uebertreibung den Fluch der Lächerlichkeit auf sich.

Nicolai starb am 6. Januar 1811.

Es ist die wichtigste, wohl aber auch die schwierigste Aufgabe in der Lebenskunst eines alternden Schriftstellers, richtig herauszufühlen, wann für ihn die Zeit des Schweigens gekommen ist.

3. Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn ist unter den deutschen Popularphilosophen unbedingt der bedeutendste. Die Geschichte der Philosophie, welche sich meist auf die Aufgabe beschränkt, nur eine Schilderung der hervorragendsten philosophischen Systeme zu sein, mag ein Recht haben, an Mendelssohn flüchtig vorüberzugehen; die Kulturgeschichte, welche vornehmlich die Rückwirkung der Philosophie auf die Sitte und Denkart der allgemeinen Volksbildung betrachtet, ehrt und feiert in ihm einen der einflußreichsten Träger und Vorkämpfer der deutschen Aufklärung.

Im schweren Kampf hat sich Mendelssohn seine geschichtliche Stellung erobern müssen. Sein Lebensgang ist uns durch die einfache und sachliche Darstellung bekannt, die sein Sohn Joseph davon gegeben hat und die der Gesammtausgabe seiner Werke (1843 f.)

vorangestellt worden ist. Seine Jugend hatte nicht blos an Noth und Armuth zu leiden; noch verhängnißvoller lastete auf ihr die staatliche und sittliche Erniedrigung und Verkommenheit, unter welcher damals noch immer die deutschen Juden schmachteten. Mendelssohn ließ sich durch dieses tragische Geschick nicht beugen; nur um so kräftiger erwachte in ihm das Verlangen, thätig mitzuwirken für die Befreiung der Menschheit.

Er war am 6. September 1729 in Dessau geboren; sein Vater war Schreiber der Thorarollen und Lehrer an der jüdischen Schule. Mit staunenerregender Frühreife entwickelte sich der begabte Knabe; und der Vater überhetzte ihn dergestalt, daß ein siecher Körper und ein gekrümmtes Rückgrat die nächsten traurigen Folgen waren. Mendelssohn's erste Anregung zu selbständigem Denken war neben Bibel und Talmud die mittelalterliche Glaubensphilosophie des spanischen Juden Maimonides; aus ihr hat er wahrscheinlich die Forderung jener inneren Einheit von Glauben und Wissen, Empfinden und Erkennen gezogen, welche, wenn auch später unendlich vertieft, für immer die Grundrichtung seines Wesens geblieben ist. Im Jahre 1743 führte sein Wissenstrieb den vierzehnjährigen schwächlichen und verwachsenen Judenknaben nach Berlin, wohin sein erster heißgeliebter Lehrer, Rabbi Fränkel, wenige Monate zuvor als Oberrabbiner berufen war. Ein spärlicher Lohn für das Abschreiben eines hebräischen Talmudcommentars, einige Freitische und eine kleine unentgeltliche Dachkammer waren viele Jahre hindurch seine einzigen Unterhaltsmittel; er selbst hat später den Seinigen erzählt, daß er oft auf seinem Brot den Theil mit Strichen bezeichnete, den er an einem Tage essen durfte, um den anderen Tag nicht hungern zu müssen. Aber emsig studirte er weiter; und bald durchbrach er keck die Schranke, mit welcher die Starrheit und Engherzigkeit jüdischer Rechtgläubigkeit die Juden vor jeder Berührung mit christlicher Denkweise und Bildung ängstlich abschloß. Wir müssen die urkundliche Thatsache beachten, daß noch im Jahre 1746 die jüdische Gemeinde in Berlin einen armen Judenknaben erbarmungslos aus der Stadt wies, blos weil er in fremdem Auftrag ein deutsches Buch über die

Straße getragen hatte, um in vollem Maße die Geistesfreiheit und Charakterstärke zu würdigen, welche dazu gehörte, daß Mendelssohn schon so jung, allen Gefahren trotzend, deutsche Bücher zu lesen und deutsch schreiben zu lernen wagte. Nicolai berichtet im fünften Bande von Mendelssohn's Briefwechsel mit Lessing, daß das erste philosophische deutsche Buch, welches Mendelssohn las, Reinbeck's Betrachtungen über die Augsburgische Confession waren; er hatte dies Buch zufällig bei einem jüdischen Pfandverleiher gefunden. Die dort gegebenen Beweise für das Dasein Gottes waren für ihn, der bisher noch nie ein Wort von christlicher Theologie und Philosophie gehört hatte, eine völlig neue Welt, die ihn unwiderstehlich lockte. Seine Neigung zur Philosophie war fortan entschieden. Mit unsäglicher Mühe lernte er Lateinisch, um die philosophischen Schriften Cicero's lesen zu können. Früher noch als Cicero aber las er eine lateinische Uebersetzung von Locke's berühmtem Buch über das menschliche Erkenntnißvermögen. Jedes Wort, erzählt Nicolai, das er nicht verstand, und dies waren die meisten, schlug er im Lexikon nach, bis ein paar Perioden da waren; dann durchdachte er den Inhalt. Schon begann er unter der Anleitung eines jüdischen Studenten Aron Gumperz Englisch und Französisch zu lernen; und dieser, ein in seiner Art bedeutender Mensch, welcher mit den ersten Gelehrten Berlins in regstem Verkehr stand, führte Moses bald in die gesammte neuere philosophische Literatur ein.

Mendelssohn war jetzt sorgenfreier geworden. Im Jahre 1750 hatte ihn ein reicher jüdischer Seidenwaarenfabrikant Bernhard als Hauslehrer in sein Haus genommen; es ist derselbe Freund und Gönner, welcher ihn einige Jahre nachher, 1754, zu seinem Buchhalter und Correspondenten, und dessen Wittwe ihn 1768 zum Theilhaber des Geschäfts machte. Während seines Hauslehrerlebens hatte Mendelssohn Muße genug, sich ganz und gar seinen philosophischen Studien zu widmen. Sein vornehmster Leiter blieb nach wie vor Locke. Dazu trat aber bald Shaftesbury und übte den nachhaltigsten Einfluß. Joseph Mendelssohn berichtet zwar, daß sein Vater erst 1755 durch Lessing Shaftesbury kennen gelernt habe, und

daß unmittelbar aus dieser ersten Anregung Shaftesbury's und im Wetteifer mit ihm die erste Schrift Mendelssohn's, die philosophischen Gespräche, entstanden seien: aber in diesem Umfang ist diese Erzählung sicher ein Irrthum. Schon diese philosophischen Gespräche selbst, welche bereits in die ersten Monate des Jahres 1755 fallen, nennen Shaftesbury den Lieblingsschriftsteller des Verfassers; und „die Briefe über die Empfindungen", welche rasch auf sie folgten, ruhen nicht blos in ihrer äußeren Form und Einkleidung, sondern in ihrer gesammten Richtung und Denkweise, in ihrer Lust an der psychologischen Zergliederung, in der Vereinigung des Sittlichen und Aesthetischen, so durchaus auf Shaftesbury, daß eine so durchgreifende Sinnesverwandtschaft wahrlich nicht die Errungenschaft weniger Wochen und Monate sein kann. Wie Shaftesbury wurden auch die anderen englischen Moralisten, namentlich Hutcheson, obgleich Mendelssohn über dessen Seichtigkeit später oft herbe Worte hat, in den Bereich seiner Studien gezogen. Um mit dem Studium der englischen Philosophie stand das Studium Wolff's naturgemäß in engster Verbindung. Hatte ihn schon jenes Buch Reinbeck's folgerichtig auf Wolff zurückgewiesen, so war ja überdies seit Jahrzehnten die Vereinigung und Verschmelzung Wolff's mit Locke und mit den englischen Freidenkern die Grundrichtung und das Ziel aller deutschen Aufklärungsbestrebungen gewesen. Wolff führte sodann zu Leibniz; Leibniz zu Spinoza, dessen eigenster Sinn Mendelssohn freilich für immer verschlossen blieb. Beachtenswerth aber ist, daß Mendelssohn von Anfang an für die französischen Philosophen wenig Gunst und Aufmerksamkeit hatte; offenbar widerstrebte deren spottsüchtige Art seiner ernsten Bedächtigkeit. Einzig die glühende Empfindung und Beredtsamkeit Rousseau's gewann sein Herz und begeisterte ihn einige Zeit nachher sogar zu einer theilweisen Uebersetzung.

Es waren Jahre des arbeitvollsten Ringens. Und Mendelssohn war Selbstdenker genug, aus diesen Bildungswirren einen festen Standpunkt davon zu tragen. Wir können annehmen, daß bereits im Jahre 1754 die philosophische Grundrichtung Mendelssohn's zu ihrem Abschluß gekommen war. Mehr noch als alle anderen

bisherigen deutschen Aufklärungsphilosophen hatte Mendelssohn die englischen Anregungen in sich aufgenommen; aber in allem Wesentlichsten war er doch der Leibniz-Wolff'schen Schule treu geblieben.

Für diese Stellung Mendelssohn's zu seinen Vorgängern ist es bezeichnend, wenn er am 27. Februar 1758 an Lessing schreibt: „Die Engländer philosophiren nur bis auf einen gewissen Punkt, bei welchem sie stehen bleiben, sie scheinen zu stolz zu sein, die Deutschen zu lesen, und zu bequem, selbst in das Innere der Seele zu dringen. Die Franzosen philosophiren mit dem Witz, die Engländer mit der Empfindung, und nur die Deutschen haben kaltes Blut genug, mit dem Verstande zu philosophiren."

Im Anfang des Jahres 1754 machte Mendelssohn die persönliche Bekanntschaft Lessing's. Sie waren Beide junge Männer von vierundzwanzig Jahren; obgleich von sehr verschiedenen Bildungswegen ausgegangen, fühlten sie doch sogleich ihre tiefe Wesensgemeinschaft. Man muß die ersten Briefe Mendelssohn's an Lessing, und besonders jenes Sendschreiben lesen, das seiner Uebersetzung von Rousseau's Abhandlung „Ueber den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" beigefügt ist, um lebendig nachzuempfinden, mit welcher Innigkeit und Dankbarkeit Mendelssohn an seinem großen Freunde hinaufschaut. Und mit gleicher Wärme schreibt Lessing am 16. October 1754 an den Göttinger Professor Johann David Michaelis über Mendelssohn: „Ich sehe ihn im voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigenen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seines Gleichen getrieben hat; seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem ersten nichts als seine Irrthümer fehlen werden."

Plötzlich und unversehens ward Mendelssohn durch Lessing zum Schriftsteller. Mendelssohn hatte seinem Freund ein Manuscript zur Durchsicht gebracht; es vergingen mehrere Monate, ohne daß Lessing darüber sprach. Als Mendelssohn ihn endlich fragte, ob er das Manuscript gelesen, überreichte es ihm dieser als Buch. Lessing hatte

es inzwischen eigenmächtig bei seinem Verleger Voß dem Druck übergeben.

Mendelssohn's „Philosophische Gespräche" müssen im Februar 1755 erschienen sein; denn die Ankündigung, welche Lessing von denselben in der Berliner Zeitung gab, stammt vom 1. März. Mendelssohn's Thätigkeit wurde durch dieses erste öffentliche Auftreten sehr angespornt. Ein gemeinsames Werk Lessing's und Mendelssohn's ist die Abhandlung „Pope ein Metaphysiker!", welche ebenfalls bereits im Februar 1755 vollendet war. Der geschichtlich philosophische Theil dieser Abhandlung ist von Mendelssohn; der kritisch ästhetische Theil dagegen und die schriftliche Ueberarbeitung des Ganzen unzweifelhaft von Lessing. Und schon im September desselben Jahres erschienen Mendelssohn's Briefe über die Empfindungen.

Der Hauptzweck der Philosophischen Gespräche liegt nicht, wie man wohl gemeint hat, in dem verunglückten Versuch, die Leibniz'sche Lehre von der prästabilirten Harmonie schon in Spinoza finden zu wollen, sondern ihr Hauptzweck ist vielmehr die Vertheidigung der Leibniz'schen Philosophie gegen die Angriffe, welche soeben Voltaire in seinem Candide gegen sie gerichtet hatte. „Wir müssen diese Welt für die beste halten, weil sie von dem allervollkommensten Wesen allen übrigen möglichen Welten vorgezogen worden ist." Und ganz denselben Zweck der Vertheidigung der Leibniz'schen Philosophie hat auch die Abhandlung über Pope; denn Maupertuis, der Präsident der Berliner Akademie, hatte die Preisfrage, die Berechtigung des Pope'schen Wortes „All is right" zu untersuchen, nur deshalb gestellt, um einen Streich gegen Leibniz zu führen. Mendelssohn ergriff die Feder aus Aerger über die böswillige Hinterlist persönlicher Intrigue, Lessing aus der bereits in seinem Vademecum gegen Lange so glänzend bewährten polemischen Lust, eine berühmte gelehrte Körperschaft zu geißeln, welche sich die arge Blöße gab, den Unterschied zwischen Leibniz und Pope zu verkennen und „über einen falschen Bart ernsthafte Untersuchungen anzustellen". Spricht in diesen Schriften Mendelssohn als der begeisterte Schüler der Leibniz-Wolff'schen Philosophie, so spricht er dagegen in den Briefen über die Empfindungen

als der begeisterte Schüler Locke's und Shaftesbury's, welcher es als Einseitigkeit erkennt, wenn Leibniz und Wolff alle Sinnlichkeit, sei sie Anschauung oder Empfindung, als etwas blos Negatives und Mangelhaftes, als nur den unteren Seelenkräften, als nur der dunklen Vorstellung angehörig betrachten. Diese Einseitigkeit hatte sich namentlich an der neuentstandenen Aesthetik Baumgarten's gerächt. Mendelssohn führt (Bd. 1, S. 120) aus, daß nicht blos „das dunkle Gefühl die Mutter aller fröhlichen Empfindungen sei". „Nein, wäre dieses, so hätte die Vorsehung ihre Güter allzu ungerecht ausgetheilt; Wesen höherer Art würde sie zu bitteren Klagen berechtigt haben: „„Du hast uns mit Deinem Fluch beladen, indem Du uns aufgeklärte Geister verliehen hast; wir begreifen Alles deutlicher als Wesen, die unter uns sind; elendes Vorrecht, das uns die Wege zur Lust verschließt! Es fehlt uns an dunklen Empfindungen, an der Quelle des Vergnügens, mit welcher die unteren Wesen reichlich versehen sind.““ Oder wollen wir die Ordnung umstürzen? Sollen Wesen, die am meisten an den Sinnen kleben, die obersten Stufen der Schöpfung besteigen, sollen Engel niedriger als Menschen, sollen Menschen niedriger als vernunftlose Thiere stehn? O nein, nur unsere Schwachheit macht die dunkle Empfindung zu einem nothwendigen Gefährten der Fröhlichkeit. Die reine Seelenlust, als eine Bestimmung des Geistes betrachtet, muß in den positiven Kräften unserer Seele und nicht in ihrem Unvermögen, nicht in der Einschränkung dieser ursprünglichen Kräfte gegründet sein!" Mendelssohn übersah bei dem ersten Anlauf noch nicht den vollen Umfang dieser Gedanken; später hat er für die Kunstlehre aus ihnen fruchtbare Folgerungen gezogen.

So wenig diese Schriften das Ansehen großer philosophischer Thaten beanspruchen können, so sprang doch das Neue und Bedeutende in Inhalt und Form den Urtheilsfähigen sogleich in die Augen. J. D. Michaelis führte am 9. October 1755 in den Göttinger Gelehrten Anzeigen die Briefe über die Empfindungen mit den Worten ein, hier spreche ein Schüler Wolff's, der besser sei als die Meisten, welche Wolff erlebt habe." Und Lessing begrüßt diese Briefe in der Berliner Zeitung nicht nur in demselben Sinn als eine neue Theorie

der Empfindung, sondern hebt noch ganz besonders hervor, daß der Verfasser durch die schöne Einkleidung seiner Gedanken genügend beweise, wie er ein gründlicher Kopf und ein schöner Geist zugleich sei.

Die schriftstellerische Eigenthümlichkeit Mendelssohn's ist hier bereits klar und vollständig ausgeprägt. Lag es, wie Mendelssohn in seiner berühmtesten Schrift, im Phädon (Bd. 2, S. 191), selbst bekennt, weder in seinem Wollen noch in seiner Kraft, Epoche in der Weltweisheit zu machen und durch ein eigenes philosophisches System berühmt zu werden, so war doch die Meinung, welche seit Fichte's abschätzigem Urtheil längere Zeit giltig war, als sei Mendelssohn ohne philosophische Tiefe, ja ein grundsätzlicher Feind und Verächter strenger Wissenschaftlichkeit, durch ungenügende Kenntniß der geschichtlichen Thatsachen bestimmt. Mendelssohn hat allezeit auf das strafffste Einhalten wissenschaftlicher Strenge gedrungen. Seine Beiträge zu den Literaturbriefen eröffnet Mendelssohn sogleich mit der Klage, daß die Philosophie, in welcher Deutschland vor Kurzem so wichtige Progressen gemacht, und welche dem unbestimmten Nationalcharakter der Deutschen etwas Eigenthümliches zu geben schien, jetzt im tiefsten Verfall sei, die Königin der Wissenschaften sei zu den niedrigsten Mägden herabgestoßen; und er sieht den Grund dieses traurigen Schauspiels lediglich in der Grille, jetzt alle Wissenschaft leicht und ad captum, wie man es zu nennen beliebe, vorzutragen. Mendelssohn setzt hinzu: „Mich dünkt aber, es sei nichts so schädlich als eben dieser königliche Weg zu den Wissenschaften, den man hat finden wollen. Einige Anhänger Wolff's haben die tiefsinnigsten Wahrheiten aus seiner Philosophie leicht, faßlich und, so Gott will, auch schön abgehandelt. Was war die Wirkung davon? Man hat in allen artigen Gesellschaften von Monaden, vom Satz des zureichenden Grundes gesprochen; es waren Modeworte, die man aus Galanterie kennen mußte. Man trug Wahrheiten im Munde, davon weder Geist noch Herz durchdrungen war; um die Beweise der angenommenen Sätze bekümmerte man sich wenig; die Wahrheit selbst ward durch die Art, wie man sie annahm, zum Vorurtheil. Lieber mag sie mit der größten Heftigkeit angefeindet werden, als daß sie sich

unter der Gestalt eines Vorurtheils einen kalten Beifall erschleichen soll!“ Xenophon wird von ihm im Phädon getadelt, daß er alle Spitzfindigkeiten der Dialektik vermeide und, wenn er auf ein Labyrinth stoße, seinen Weisen lieber schüchtern ausweichen als sich in Gefahr begeben lasse; er seinerseits habe nach der Behandlungsweise Plato's gestrebt und sich in Untersuchungen vertieft, welche weit über die Sphäre des gesunden Menschenverstandes hinaus liegen; er wolle lieber subtil sein als der Strenge des Beweises etwas vergeben. So weit aber Mendelssohn entfernt war, Popularphilosoph nur in jener schlechten und untergeordneten Weise zu sein, welche den Ernst der Wissenschaft verschmäht und die Ergebnisse derselben verflacht und verseichtigt, so hohen Werth legte er, wie in diesen ersten Schriften, so sein ganzes Leben hindurch auf jene edelste Kunst der Popularität, die philosophischen Wahrheiten nicht blos dem Verstand, sondern auch dem Gemüth zugänglich und eindringlich zu machen. Mendelssohn wollte, wie er sich am 4. Juli 1762 in einem Brief an Abbt ausdrückt, auch den Musenlosen verständlich sein und von Ungelehrten sowohl als von Gelehrten gelesen werden; er bewunderte nach dem Vorgang Shaftesbury's besonders die unnachahmliche Leichtigkeit Plato's, welche so sanft und mit einer so stillen Majestät dahin fließe, daß, wer das Handwerk nicht verstehe, glauben könne, der Ausdruck habe ihm gar nichts gekostet; es sei nicht genug, eine Periode zu zirkeln und zu bilden, das Geheimniß bestehe vielmehr darin, mit der letzten Meisterhand den Schweiß der Kunst von ihrem Angesicht zu wischen. Hatte einst Leibniz über die Untauglichkeit der deutschen Sprache für die Behandlung philosophischer Fragen geklagt, so konnte Mendelssohn im 126. Literaturbrief als das große Verdienst Wolff's und Haller's rühmen, daß nunmehr zur Weltweisheit die deutsche Sprache mehr als irgend eine andere von den lebenden Sprachen ausgebildet sei; und Mendelssohn, der das Deutsche erst mühsam hatte erlernen müssen, handhabte diese Vortheile mit einer Meisterschaft, daß man in Wahrheit sagen kann, so schön sei in Deutschland bisher noch niemals über Philosophie gesprochen und geschrieben worden. Mendelssohn's Stil hat nicht das Scharfe und Belebte

des Lessing'schen Stils; aber er ist von zwingender Klarheit und fesselnder Anmuth. Wir dürfen in der Beurtheilung Mendelssohn's diesen hohen Vorzug nicht unbeachtet lassen. Mendelssohn's Kunst der Darstellung ist von unermeßlicher Wichtigkeit. Ihr zum großen Theil ist es zu danken, daß die deutschen Aufklärungsbestrebungen immer weiter auch in die ungelehrten Kreise drangen.

Auf Grund dieser ersten Schriften war Mendelssohn mehrfach aufgefordert worden, eine neue Metaphysik zu schreiben. Jedoch seine nächste Thätigkeit gehörte der Aesthetik.

Zunächst war es, wie Mendelssohn selbst ausgesprochen hat, ein äußerer Anlaß, welcher diese unerwartete Wendung hervorrief. Es war seine Freundschaft mit Nicolai, dessen Bekanntschaft er im Anfang des Jahres 1755 durch Lessing gemacht hatte. Mendelssohn schreibt am 2. August 1756 an Lessing: „Ich bekomme einen ziemlichen Ansatz zu einem Belesprit . . . Madame Metaphysik mag es mir verzeihen. Sie behauptet, die Freundschaft gründe sich auf eine Gleichheit der Neigungen; und ich finde, daß sich umgekehrt die Gleichheit der Neigungen auch auf die Freundschaft gründen könne. Ihre und Nicolai's Freundschaft hat es dahin gebracht, daß ich dieser ehrwürdigen Matrone einen Theil meiner Liebe entzogen und ihn den schönen Wissenschaften geschenkt habe. Unser Freund hat mich sogar zum Mitarbeiter an der Bibliothek gewählt; aber ich fürchte, er wird unglücklich gewählt haben." Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß diese ästhetischen Studien mit seiner Theorie der Empfindungen auf's genaueste zusammenhingen. Wie Mendelssohn einmal (Bd. 5, S. 437) an Iselin schreibt, daß sich sein Gemüth manchen Spaziergang in die anmuthigen Gefilde der schönen Wissenschaften erlaube, weil diese in der That mit der speculativen Weltweisheit in einer genaueren Verbindung ständen, als man insgemein zu glauben pflege, so beginnt er eine seiner ästhetischen Abhandlungen (Bd. 1, S. 281) mit dem Satz: „In den Regeln der Schönheit, die das Genie des Künstlers empfindet und der Kunstrichter in Vernunftschlüsse auflöst, liegen die tiefsten Geheimnisse der Seele verborgen; jede Regel der Schönheit ist zugleich eine Entdeckung in

der Seelenlehre." Die Verbindung Wolff's und Baumgarten's mit den Anregungen Shaftesbury's, Hutcheson's und Burke's ist ihm auch hier höchstes Ziel.

Es ist zu bewundern, daß Mendelssohn, welcher weder geschichtliche Kunstkenntnisse noch überhaupt ein tieferes innerliches Verhältniß zur Kunst hatte, gleichwohl manchen Blick in künstlerische Stilfragen gethan hat, welche sowohl der deutschen wie der englischen Aesthetik damals noch durchaus fremd waren. Am wichtigsten ist in dieser Beziehung jene Abhandlung, welche zuerst im ersten Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften als „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften" erschien, und sodann in erneuter Umarbeitung in den philosophischen Schriften den Titel „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften" erhielt. Allerdings ist die Grundanschauung dieser Abhandlung, deren erster Entwurf, wie aus Briefen Mendelssohn's und Nicolai's an Lessing (Bd. 5, S. 92) hervorgeht, in das Frühjahr 1757 fällt, wesentlich nur die Begründung und Vertheidigung jenes hohlen Idealismus, welcher dem Künstler die Aufgabe stellt, „einen Gegenstand so abzubilden, wie ihn Gott geschaffen haben würde, wenn die sinnliche Schönheit sein einziger Endzweck gewesen wäre und ihn also keine wichtigeren Endzwecke zu Abweichungen hätten veranlassen können"; der Charakter Grandison's wird (S. 290) als bewunderungswürdigstes Meisterstück der Dichtung gepriesen, wie andererseits in einem Brief an Lessing (S. 59) Homer getadelt wird, daß sich in ihm keine so reinen Charaktere wie Cato, Grandison und Brutus finden. Aber zugleich führt diese Abhandlung bereits den wichtigen Gedanken aus, daß, weil die bildenden Künste sich nicht, wie die Dichtkunst, der willkürlichen Zeichen der Buchstaben, sondern der natürlichen und sinnlichen Zeichen bedienen, sie ihrer innersten Natur nach nur auf sinnlich ausdrückbare Gegenstände beschränkt seien, und daß, weil Maler und Bildhauer ihre Gegenstände, nicht wie der Dichter als eine Folge nach einander, sondern als ein einheitliches Zusammen neben einander darstellen, sie die ganze Handlung in einen einzigen Gesichtspunkt versammeln und den Augenblick wählen müssen, welcher

ihrer Absicht am günstigsten ist. Mit Recht haben schon Manso in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie der schönen Künste und Guhrauer in seiner Fortsetzung von Danzel's Lessingbiographie darauf hingewiesen, daß hier die Keime von Lessing's Laokoon liegen; freilich mit dem schwerwiegenden Unterschied, daß Mendelssohn (S. 294) die richtig bezeichneten Grenzen der einzelnen Künste ohne folgerichtige Durchführung wieder unterschiedslos ineinanderlaufen läßt, Lessing dagegen aus diesen Grenzen die ewig unumstößlichen Stilbedingungen und Stilunterschiede ableitet.

Wichtiger jedoch als für die eigentliche Kunstlehre ist Mendelssohn für die psychologische Seite der Aesthetik geworden. Seinem ursprünglichen Ausgangspunkt gemäß, weilt Mendelssohn am längsten und liebsten in der Untersuchung der einzelnen Empfindungen, wie dieselben einerseits Grundlage und Ursache des künstlerischen Schaffens und andererseits Wirkung des geschaffenen Kunstwerks auf das Gemüth des Genießenden sind. Schon aus dem Jahre 1757 stammen seine „Betrachtungen über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften", welche zuerst in der Bibliothek der schönen Wissenschaften 1758 erschienen und sodann in wesentlich bereicherter Umarbeitung in die philosophischen Schriften (Bd. 1, S. 307) aufgenommen wurden. Burke's berühmtes Buch über das Erhabene und Schöne war unmittelbar vorausgegangen. So unzulänglich Mendelssohn's Begriffsbestimmungen an sich auch sind, für den damaligen Stand der deutschen Aesthetik waren sie doch durchaus neu und zielzeigend; wir begegnen unablässig ihren Einwirkungen, nicht blos in Lessing's Laokoon, sondern selbst noch in Schiller's kunstphilosophischen Abhandlungen. Burke's Buch widmeten sowohl Mendelssohn wie Lessing die wärmste und eingehendste Theilnahme; Lessing trug sich lange mit dem Plan einer Uebersetzung und Erläuterung, Mendelssohn schrieb zu diesem Behuf jene sehr beachtenswerthen Bemerkungen, welche Karl Lessing im zweiten Bande der Lebensbeschreibung seines Bruders mitgetheilt hat, welche aber merkwürdigerweise in der Gesammtausgabe der Mendelssohn'schen Schriften fehlen. Nun zeigte es sich, was die von Mendelssohn bereits in den Briefen

über die Empfindung ausgesprochene Erkenntniß, daß jene Seelenkräfte, welche von Leibniz und Wolff die dunklen und unteren genannt wurden, in sich selbst eigenartig und schöpferisch seien, für eine ungeahnte Tragweite habe. Mendelssohn hielt es, wie er sich in seiner Anzeige des Burke'schen Buches ausdrückt, für die Aufgabe einer „vollständigen Theorie der Empfindungen", die feinen und scharfsinnigen Beobachtungen des Engländers durch Vernunftschlüsse, d. h. durch psychologische Gründe aus der Natur der Seele selbst zu erklären; und die Umarbeitung seiner Abhandlung über das Erhabene und Naive, und vor Allem die „Rhapsodie über die Empfindungen", welche wesentlich eine Berichtigung und Fortbildung jener früheren Briefe über die Empfindung sein soll, ist größtentheils auf die Lösung dieser Aufgabe gerichtet. Und zu dem Studium Burke's trat das Studium Home's, dessen „Grundsätze der Kritik" seit dem Jahre 1762 erschienen waren. Wir ersehen dies nicht nur aus einem Brief Mendelssohn's an Abbt, der im fünften Bande der „Gesammelten Schriften" abgedruckt ist, sondern ganz besonders aus dem Umstand, daß, während der erste Abdruck der „Betrachtungen über das Erhabene und Naive" in der Bibliothek der schönen Wissenschaften kein Wort über den Begriff der Anmuth, der Grazie und des Reizes enthält, die neue Bearbeitung in den philosophischen Schriften jene von Home aufgestellte Erklärung als „Schönheit in Bewegung" einschiebt, welche auch in Lessing's Laokoon wiederkehrt.

Durch diesen wachsamen Hinblick auf die englischen Kunstphilosophen wurde Mendelssohn der Erste, welcher für die deutsche Wissenschaft jene epochemachende Einsicht Burke's eroberte, daß in ästhetischen Dingen immer und überall nur die reine, zwecklose und leidenschaftslose Beschaulichkeit walte, und daß lediglich in dieser reinen Beschaulichkeit der Unterschied des Begriffs und der Empfindung des Schönen von den verwandten Begriffen und Empfindungen des Wahren und Guten liege. Die süßen Schauer der Erhabenheit weichen zurück, wo die Schrecken wirklicher Gefahr über uns hereinbrechen; die läuternde Weihe des Schönen entflieht, wo lüsternes Verlangen sich einschleicht. Die Aufnahme und psychologische Be-

gründung dieses wichtigen und entscheidenden Gedankens ist eine der hervorstechendsten Betrachtungen in Mendelssohn's „Rhapsodie über die Empfindungen". Und noch deutlicher und eindringlicher hat Mendelssohn diesen Gedanken in einem seiner späteren Werke betont. In der 1785 erschienenen Schrift „Morgenstunden oder über das Dasein Gottes" heißt es (Bd. 2, S. 294): „Man pflegt gemeiniglich das Vermögen der Seele in Erkenntnißvermögen und Begehrungsvermögen einzutheilen und die Empfindung der Lust und Unlust schon mit zum Begehrungsvermögen zu rechnen. Allein mich dünket, zwischen dem Erkennen und Begehren liege das Billigen, der Beifall, das Wohlgefallen der Seele, welches noch eigentlich von Begierde weit entfernt ist. Wir betrachten die Schönheit der Natur und der Kunst ohne die mindeste Regung von Begierde, mit Vergnügen und Wohlgefallen. Es scheinet vielmehr ein besonderes Merkmal der Schönheit zu sein, daß sie mit ruhigem Wohlgefallen betrachtet wird; daß sie gefällt, wenn wir sie auch nicht besitzen. Wollte man allenfalls die Richtung, welche die Aufmerksamkeit durch das Wohlgefallen erhält, denselben Gegenstand ferner zu betrachten, eine Wirkung des Begehrungsvermögens nennen, so hätte ich im Grunde nichts dawider; indessen scheint es mir schicklicher, dieses Wohlgefallen und Mißfallen der Seele, das zwar ein Keim der Begierde, nicht aber die Begierde selbst ist, mit einem besonderen Namen zu benennen und von der Gemüthsunruhe dieses Namens zu unterscheiden. Ich werde es Billigungsvermögen nennen, um es dadurch sowohl von der Erkenntniß der Wahrheit als von dem Verlangen nach dem Guten abzusondern. Es ist gleichsam der Uebergang vom Erkennen zum Begehren und verbindet diese beiden Vermögen durch die feinste Abstufung, die nur nach einem gewissen Abstande bemerkbar wird." Aber allerdings ist Mendelssohn auch hier nur anregend, nicht abschließend gewesen. Kant's treffliche „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", welche aus dem Jahre 1764 stammen, beweisen, wie auch Kant nach dem Vorgang der Engländer schon früh sich in gleicher Weise dieser ästhetischen Empfindungslehre zugewendet hatte. Was bei Mendelssohn nur vereinzelt und sprunghaft, nur keimend

und unausgebildet bleibt, schlägt in Kant's rastlos schöpferischem Geist immer tiefere Wurzeln und wird zuletzt in der Kritik der Urtheilskraft nach allen Verzweigungen hin als festes System durchgeführt. Daher kommt es, daß die Geschichte der deutschen Aesthetik nicht Mendelssohn, sondern erst Kant als den Urheber einer neuen Epoche bezeichnet.

Trotz dieser hohen Verdienste um die Aesthetik konnte Mendelssohn mit Recht sagen, daß seine ästhetischen Bestrebungen für ihn nur Spaziergänge seien. Unverändert beschäftigte sich, wie Friedrich Nicolai erzählt, Mendelssohn auf's lebhafteste mit den von ihm unbedingt bevorzugten metaphysischen Studien. Mendelssohn's Beiträge zu den Literaturbriefen sind, zumal so lange Lessing die Besprechung der schönen Literatur in den Händen hatte, vorwiegend metaphysischen Inhalts. Als er nach Lessing's Abgang einen Theil der schönen Literatur übernehmen mußte, wurde ihm, wie viele Briefe Mendelssohn's aus dieser Zeit wiederholt aussprechen, seine Betheiligung an den Literaturbriefen, die nur wenig und nur auf dem Umwege gelegentlicher Recensionen auf das eigentlich Philosophische eingehen konnten, allmählich zur Last.

Es drängte ihn, auch schriftstellerisch wieder ausschließlich zu jenen Fragen zurückzukehren, die seinem Herzen immer die nächsten gewesen und geblieben waren.

Aus diesem Drange sind seine letzten und reifsten Schriften hervorgegangen. Nicht Mendelssohn, der Aesthetiker, sondern Mendelssohn, der Verfasser des „Phädon", der „Morgenstunden" und der herrlichen Schrift „Jerusalem", hat sich im Angedenken der Nachwelt erhalten.

Die erste Schrift, mit welcher Mendelssohn diese neue Laufbahn betrat, war die „Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften", mit welcher er die von der Berliner Akademie für das Jahr 1763 aufgestellte Preisfrage beantwortete. Mitbewerber war Kant, welcher zu diesem Behuf seine „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral" eingereicht hatte. Mendelssohn erhielt den ersten, Kant den zweiten

Preis. Beide Abhandlungen sind für ihre Verfasser überaus bezeichnend. Die Abhandlung Kant's ist weitaus die tiefere. In Kant gährten bereits die Neuerungen seiner großen Reform; er bewegt sich daher hauptsächlich in Untersuchungen über die Art des menschlichen Erkennens. Er geißelt das Ungehörige der üblichen Methode, auf die Philosophie, die ihrer innersten Natur nach von der Mathematik verschieden sei, die mathematische Beweisführung zu übertragen; er zieht die natürliche Theologie und Sittenlehre nur insoweit in Betracht, als es nöthig ist, um die Anwendung seiner Vordersätze zu erläutern. Kein Zweifel, daß die Preisrichter diese Abhandlung nicht verstanden haben. Mendelssohn dagegen, der Wolffianer, nimmt an der Methode selbst nicht den mindesten Anstoß; ihm steht, wie er am Schluß seiner Einleitung sagt, von Hause aus fest, daß die metaphysischen Wahrheiten ebenso gewiß und unleugbar sind als die geometrischen, nur nicht so faßlich und nicht so einleuchtend. Mendelssohn ist einzig bestrebt, die wichtigsten Anliegen der natürlichen Theologie, die Beweise für das Dasein Gottes, und die wichtigsten Anliegen der natürlichen Sittenlehre, die Ableitung der Sittengesetze aus der innersten Menschennatur, schärfer und fester zu begründen und, indem er Verstandesbeweise und Herzensbeweise unterscheidet, die Ueberzeugungskraft der ersteren durch die Eindringlichkeit der letzteren zu steigern und zu durchglühen.

Es war das Programm von Mendelssohn's künftiger Thätigkeit. Was Mendelssohn seit dieser Abhandlung geschrieben hat, bezieht sich fast ganz ausschließlich auf die natürliche Theologie und Sittenlehre. Und die Darstellung dieser moralisirenden Schriften, obgleich von weit größerer wissenschaftlicher Strenge als Diejenigen meinen, welche Mendelssohn nur vom Hörensagen kennen, ist so klar, warm und anmuthig, daß man deutlich sieht, wie sie, nach Mendelssohn's eigenem Ausdruck, darauf berechnet ist, durch ihre Lebhaftigkeit starken Eindruck auf das Gemüth zu machen und die Seele zu werkthätigen Entschließungen zu wecken.

Mendelssohn wurde fortan der begeistertste und wirksamste Verkündiger und Verbreiter des natürlichen Gottesglaubens in

Deutschland. Um so eifriger und nachdrucksvoller, da diese Denkweise nicht blos gegen die herrschenden Religionen und Kirchen, sondern ebensosehr und fast mehr noch gegen die aus Frankreich herüberdringenden und namentlich in Berlin sehr verbreiteten materialistischen Neigungen und Anschauungen durchzuführen und zu vertheidigen war.

Obgleich Mendelssohn von aller Offenbarung gänzlich und auf's entschiedenste absah, hielt er in seinem religiösen Bewußtsein doch auf's bestimmteste an zwei Grundsätzen fest: an dem Dasein eines persönlichen Gottes und an der persönlichen Unsterblichkeit der Seele. Einen jeden dieser beiden Hauptsätze wählte er zur Aufgabe eines besonderen Buches. Die Beweise für das Dasein Gottes werden in den „Morgenstunden", die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele im „Phädon" behandelt.

Nach der Zeit der Entstehung geht der Phädon voran. Schon früh war der Plan desselben in Mendelssohn aufgetaucht; ein Brief Mendelssohn's vom 19. December 1760 an Lessing spricht von demselben bereits als von einem alten Gedanken, dessen Ausführung durch die Literaturbriefe zwar aufgeschoben, aber nicht aufgehoben sei. Philosophische Verhandlungen, welche Mendelssohn seit dem Jahre 1764 lange Zeit hindurch mit Thomas Abbt über die Bestimmung des Menschen führte, brachten dem Plan endlich den Abschluß. Am 22. Juli 1766 schreibt Mendelssohn an Abbt: „Ihre Fragen haben mich aufgemuntert, eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, die ich vor vielen Jahren einmal angefangen, völlig auszuarbeiten. Meine Gründe lege ich dem Sokrates in den Mund. Ich laufe Gefahr, meinen Sokrates vielleicht zum Leibnizianer zu machen; allein dies thut nichts. Ich muß einen Heiden haben, um mich auf die Offenbarung nicht einlassen zu dürfen." Wenige Monate darauf, am 3. November desselben Jahres, starb Abbt. Im Juni 1767 erschien das Buch unter dem Titel „Phädon, oder die Unsterblichkeit der Seele". Die Vorrede enthält tief rührende Worte zur Gedächtnißfeier des verstorbenen Freundes, der es hervorgerufen hatte und dem es nach Mendelssohn's Absicht gewidmet sein sollte.

Für die Darstellung blieb Plato unbedingtes Muster, und darin liegt ihr unverwelklicher Reiz. Die Gründe sollten, wie sich Mendelssohn in einem Brief aus dem Jahre 1767 (Bd. 5, S. 448) ausdrückt, zwar auch in die Schulsprache übersetzt sich als richtig und unumstößlich erweisen, aber doch so vorgetragen werden, daß sie, unabhängig von allen Systemen, von Jedermann, welcher Vernunft besitze und denken wolle, begriffen werden könnten. Für den Inhalt aber wurden außer Plato auch alle anderen wichtigsten Philosophen, welche diese Frage behandelt hatten, namentlich Plotin, Descartes, Leibniz, Wolff, Reimarus und Baumgarten, benutzt und selbständig fortgebildet. „Es galt nicht", sagt die Vorrede, „die Gründe anzuzeigen, die der griechische Weltweise zu seiner Zeit gehabt, die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, sondern was ein Mann wie Sokrates, der seinen Glauben gern auf Vernunft gründet, in unseren Tagen nach den Bemühungen so vieler großer Köpfe für Gründe finden würde, seine Seele für unsterblich zu halten." Mendelssohn selbst nennt daher seinen Phädon ein Mittelding zwischen Uebersetzung und eigener Ausarbeitung.

Die Untersuchungen sind auf drei verschiedene Gespräche vertheilt. Der Inhalt des ersten Gesprächs schließt sich verhältnißmäßig am engsten an Plato an. Der Beweis für die Unsterblichkeit, welcher hier gegeben wird, beruht auf dem Gesetz der Stetigkeit, daß in der Natur kein Sprung geschehe. „Wenn wir sagen, die Seele stirbt, so müssen wir setzen, entweder alle ihre Kräfte und Vermögen, Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwinden gleichsam im Nu, oder sie leidet, wie der Leib, allmähliche Verwandlungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stetigen Reihe fortgehen, und in dieser Reihe giebt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele mehr, sondern etwas Anderes geworden ist, sowie der Leib nach unzähligen Veränderungen aufhört, ein menschlicher Leib zu sein und in Staub, Luft, Pflanze oder auch in Theile eines anderen Thieres verwandelt wird. Plötzlich vergehen und im Nu verschwinden kann die menschliche Seele nicht, denn die Natur kann keine Zernichtung hervorbringen, weil zwischen Sein und Nichtsein eine entsetzliche Kluft ist, die von

der allmählich wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann, und die Annahme einer übernatürlichen wunderthätigen Zernichtung durch die unmittelbare Hand des einzigen Wunderthäters ist schlechthin undenkbar; wie könnten wir von der selbständigen Güte eine grundböse Handlung, die Zernichtung durch ein Wunderwerk, befürchten wollen? Aber auch allmählich kann die Seele nicht untergehen, denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinausschieben, wäre immer noch ein Sprung vom Dasein zum Nichts, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges noch in dem ganzen Zusammenhang gegründet sein kann; und zwar muß die Seele auch nach der Verwesung des Leibes noch Begriffe haben, denn Empfinden, Denken und Wollen sind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einem denkenden Wesen zukommen können; die Erfahrung, daß wir in diesem Leben niemals ohne sinnliche Eindrücke denken, auch über die Grenzen dieses Lebens ausdehnen und der Seele die Möglichkeit des Denkens auch ohne diesen gegliederten Leib schlechterdings absprechen, wäre ebenso lächerlich, als wenn Jemand, der die Mauern Athens niemals verlassen hätte, aus seiner eigenen Erfahrung schließen wollte, daß in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter nicht anders als in Athen abwechselten.“ Das zweite Gespräch ist nur eine Fortsetzung und Vertheidigung des ersten. Es ist hauptsächlich gegen die französischen Materialisten gerichtet. Es behandelt die Unkörperlichkeit der Seele, welche Mendelssohn später noch in einer besonderen Abhandlung (Bd. 2, S. 207 ff.) gegen d'Alembert vertheidigte. Mendelssohn sah ein, daß der im ersten Gespräch geführte Beweis die unerwiesene Voraussetzung habe, daß die Seele ein einfaches, selbständiges, unkörperliches Wesen sei: und er wußte, wie vielfach diese Voraussetzung gerade jetzt in Zweifel gezogen werde. Sokrates antwortet seinem Simmias, welcher die materialistische Lehre, daß die Seele nicht ein Wesen für sich sei, sondern nur in dem Zusammenwirken der organischen Thätigkeiten des Leibes bestehe, als Einwurf erhoben hat, in folgender Weise: „Ordnung, Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, überhaupt alle Verhältnisse, die ein Zusammennehmen

und Gegeneinanderhalten des Mannichfaltigen erfordern, sind Wirkungen des Denkvermögens; ohne Hinzuthun des denkenden Wesens, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannichfaltigen Theile ist das regelmäßigste Gebäude ein bloßer Sandhaufen, und die Stimme der Nachtigall nicht harmonischer als das Aechzen der Nachteule; das denkende Wesen allein in der ganzen Natur ist fähig, durch eine innerliche Thätigkeit, Vergleichungen, Verbindungen und Gegeneinanderhaltungen wirklich zu machen. Folglich kann dieses Denkungsvermögen unmöglich in einem Ganzen bestehen, das aus außereinanderseienden Theilen zusammengesetzt ist; denn alle diese Dinge setzen die Wirkungen und Verrichtungen des denkenden Wesens voraus und können nicht anders als durch dieselben wirklich werden. Niemand hat noch den Ursprung einer Flöte in das Zusammenstimmen ihrer Töne, oder den Ursprung des Sonnenlichts in den Regenbogen gesetzt. Es giebt also in unserem Körper wenigstens eine einzige Substanz, die nicht ausgedehnt, nicht zusammengesetzt, sondern einfach ist, eine Vorstellungskraft hat, und alle unsere Begriffe, Begierden, Neigungen in sich vereinigt; was hindert uns diese Substanz Seele zu nennen?“ Der Schluß dieses Gesprächs ist, daß Simmias sich überwunden bekennt und alle Vernunftschlüsse, die das erste Gespräch für die Unvergänglichkeit des denkenden Wesens aufgestellt hatte, als durchaus auch für das Wesen der menschlichen Seele bindend annimmt. Das dritte Gespräch führt den sogenannten moralischen Beweis. Das Vermögen zu denken und zu empfinden ist keine Beschaffenheit des Körpers und seines feinen Baues, sondern eine Bestandheit für sich; es hat nach seiner innersten Natur den ursprünglichen und unvertilgbaren Trieb nach unbegrenzter Vervollkommnung. Der Anfang der Seele ist ein Bestreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern, ihr Wesen ist des unaufhörlichen Wachsthums fähig, ihr Trieb hat die augenscheinlichste Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur beut ihrem nie zu löschenden Durst eine unerschöpfliche Quelle an. Als moralisches Wesen hat sie ein System von Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten und Widersprüche sein würde, wenn sie auf dem Wege der Vollkommenheit

gehemmt und zurückgestoßen werden sollte. Und endlich verweiset uns die anscheinende Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schicksal der Menschen auf eine lange Reihe von Folgen, in welcher sich Alles auflöst, was hier verschlungen scheint. Wer hienieden mit Standhaftigkeit und gleichsam dem Unglück zum Trotz seine Pflicht erfüllt und die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet, muß den Lohn seiner Tugenden endlich genießen, und der Lasterhafte kann nicht dahinfahren, ohne zur Erkenntniß gebracht zu sein, daß die Uebelthaten nicht der Weg zur Glückseligkeit sind. Allen Eigenschaften Gottes, seiner Weisheit, seiner Güte, seiner Gerechtigkeit würde es widersprechen, wenn er die vernünftigen und nach der Vollkommenheit strebenden Wesen nur zu einer zeitlichen Dauer geschaffen hätte.

Sokrates schließt mit der Betrachtung, daß, wenn Jemand frage, wo sich die abgeschiedenen Geister aufhalten, womit sie sich beschäftigen, wie die Tugendhaften belohnt und die Lasterhaften zu besserer Erkenntniß gebracht werden, er sich an die Dichter und Fabellehrer wenden möge; dem Weisen genüge die Ueberzeugung, daß er ewig unter göttlicher Obhut stehe. In einem Brief an Herder (Bd. 5, S. 485) aber sagt Mendelssohn, im Herzen sei er gewiß, daß kein eingeschränkter Geist ganz ohne Körper sein könne.

Lesen wir heut dieses einst so berühmte Buch, so ist der Eindruck freilich ein sehr unbefriedigender. Das Ansehen desselben wurde schon durch die Macht der Kant'schen Philosophie gewaltig erschüttert; auf dem Standpunkt heutiger Naturwissenschaft erscheint diese Art der Beweisführung vollends unhaltbar. Für die Zeitgenossen aber, welche die Offenbarung aufgegeben hatten und doch dem heranwogenden Strudel des Materialismus Widerstand leisten wollten, war dieses Buch nicht blos eine philosophische Lehre, sondern in Wahrheit eine religiöse Erbauung und Tröstung. Der Briefwechsel Mendelssohn's bezeugt, wie man sich von allen Seiten an ihn, den Juden, als rathenden Seelsorger wendete. Neue Auflagen und vielfältige Uebersetzungen folgten mit überraschender Schnelligkeit. Selbst mitten im Heerlager der französischen Materialisten erregte

der Phädon, wie Grimm in seiner Literarischen Correspondenz berichtet, ungewöhnliches Aufsehen.

Der zweite Hauptglaubenssatz des Deismus, das Dasein und die Persönlichkeit Gottes, ist der Inhalt der „Morgenstunden“. Diese „Morgenstunden“ oder „Vorlesungen über das Dasein Gottes“ sind die letzte größere Schrift Mendelssohn's; sie erschienen im October 1785, wenige Monate vor seinem Tode. Aber da Mendelssohn sich seit Jahren wegen Kränklichkeit von allen neueren philosophischen Bewegungen hatte fern halten müssen, da er sogar die kühne Kritik des „Alles zermalmenden“ Kant nur aus den unzulänglichen Mittheilungen Anderer kannte, so ist die Anschauung und selbst die Form dieser Gottesbeweise noch durchaus dieselbe wie in der früheren Abhandlung über die Evidenz.

Es war Mendelssohn's tiefste Herzenssache. Um sich sein hohes Ziel zu sichern, prüft er zuerst sorgsam die Schärfe und Schlagfertigkeit der Waffen, über welche er vom Standpunkt seiner Erkenntnißlehre zu gebieten hat; Kant hat diese metaphysische Grundlegung als das letzte Vermächtniß der dogmatisirenden Metaphysik und als das vollkommenste Product derselben bezeichnet. Zuletzt kommt dieser weite Anlauf aber doch wieder nur bei dem alten sogenannten ontologischen Beweis an. Das allervollkommenste Wesen kann nicht unmöglich sein, denn dann müßten sich seine inneren Bestimmungen widersprechen; ein innerer Widerspruch ist aber ein Mangel, welcher vom allervollkommensten Wesen nicht ausgesagt werden kann. Das allervollkommenste Wesen kann auch nicht blos möglich sein, denn für ein blos mögliches Wesen ist das Dasein nur etwas von außen Hinzukommendes, eine bloße Zufälligkeit, deren Wirklichkeit nicht anders als aus einer anderen Wirklichkeit begriffen werden kann, also abhängig und unselbständig und also dem vollkommensten Wesen ebenfalls widersprechend. Das allervollkommenste unendliche Wesen kann entweder gar nicht oder nicht anders als mit dem Prädicat des wirklichen Daseins gedacht werden. Die Vorstellung selbst, die Idee des nothwendigen Wesens, ist ein ungereimter Gedanke, so lange wir das Dasein davon absondern. Wir können

das nothwendige Wesen entweder schlechterdings nicht denken, oder wir müssen ihm wirkliches Dasein zuschreiben. Mendelssohn wollte es aber bei dieser ausschließlich begrifflichen Beweisführung nicht bewenden lassen. Das Bruchstück, welches vom beabsichtigten zweiten Theil der Morgenstunden vorhanden ist, führt den Titel „Sache Gottes oder die gerettete Vorsehung“. Es ist eine Theodicee im Leibniz'schen Sinn; hauptsächlich darauf hinausgehend, daß, wie bereits das schöne fünfzehnte Kapitel der Morgenstunden ausgeführt hatte, Gottes Weltregierung nicht blos unendlich erhaben, d. h. nicht blos bei der Erschaffung und Erhaltung des Ganzen und des allgemeinen Naturlaufes, sondern auch allbarmherzig herablassend, d. h. auch bei allen Schicksalen und Begegnissen aller einzelnen Wesen mit ihren göttlichen Absichten betheiligt sei. Mendelssohn begnügt sich nicht, wie die meisten Deisten des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem kahlen und inhaltslosen Begriff der Vorsehung, deren persönliches Dasein zwar behauptet, aber in ihren Absichten und Eigenschaften nicht näher erklärt wird, sondern sein Gott ist ein lebendiger Gott, den er, wie er in einem Brief (Bd. 5, S. 649) einmal sagt, stark und lebhaft sich als gegenwärtig vorstellt und zu dem er betet und singt, sobald er ein Bedürfniß zu beten und zu singen in sich verspürt.

Mendelssohn faßt Ursprung und Wesen des Phädon und der Morgenstunden, und damit das eigenste Wesen seiner gesammten religiösen Denkweise trefflich zusammen, wenn er in den Morgenstunden sagt: „Ohne Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit haben alle Güter des Lebens in meinem Augen einen verächtlichen Werth, scheinet mir das Leben hienieden, um mich eines bekannten und oft gemißbrauchten Gleichnisses zu bedienen, wie eine Wanderschaft in Wind und Wetter, ohne den Trost, Abends in einer Herberge Schirm und Obdach zu finden; oder, wie Voltaire sagt, ohne diese tröstliche Aussicht schwimmen wir Alle in den Fluthen, haben unaufhörlich mit Wellen zu kämpfen und keine Hoffnung, das Ufer je zu erreichen.“ Ja, ein anderes Mal (Bd. 3, S. 287) erlaubt sich Mendelssohn sogar das Wort: „Ohne Gott und Vorsehung und

künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborene Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen suchen, damit der Thor sich placke, und der Kluge sich gütlich thun und auf Jenes Unkosten sich lustig machen könne." Daher der zornentbrannte Eifer und der herzverzehrende tödtliche Gram, als er an die Thatsache glauben sollte, sein heißgeliebter Freund Lessing sei in den letzten Jahren seines Lebens Spinozist gewesen. Mendelssohn fühlte sich nicht nur in seiner Freundeslehre verletzt, daß ihm Lessing seine wahre Ueberzeugung verheimlicht haben solle; er mochte, wie er sich in seinem Sendschreiben an die Freunde Lessing's ausdrückt, Lessing nicht die Rolle eines schalen Witzlings zutrauen, der Das mit Füßen von sich stoße, was seinen Nebenmenschen so wichtig und theuer sei.

Belächelt, wenn Euch diese Ueberlegenheit schmeichelt, den engen Gesichtskreis Mendelssohn's! Geschichtlich ist dieser Gottesglaube und die Art seiner Beweisführung von sehr bedeutendem Einfluß gewesen. Die in langweiligen Verstandesformeln erstarrte Wolff'sche Philosophie gewann durch die warme Herzenssprache Mendelssohn's neue Anziehungskraft und gesteigerte Verbreitung. Der theologische Rationalismus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek blieb auf gelehrte Kreise beschränkt; Mendelssohn wurde von allen Ständen gelesen. Wenn die deutsche Bildung des achtzehnten Jahrhunderts den Eroberungszügen der französischen Materialisten gegenüber zum großen Theil in einem gemäßigten Deismus, in dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit, unbeirrt verharrte, so ist eine der hauptsächlichsten Ursachen dieser wichtigen geschichtlichen Thatsache in der stillen, aber weitgreifenden Wirksamkeit Mendelssohn's zu suchen.

Und der begeisterte Verkündiger dieser beseligenden Vernunftreligion war ein Jude?

Klopstock sagt am Schluß seiner grammatischen Gespräche, die Bewunderung für Moses Mendelssohn sei nicht rein von Verwunderung gewesen. Diese Verwunderung hatte allerdings zunächst den Sinn, daß es in der That höchst verwunderlich war, wie aus dem verachteten, in Schmutz und Elend verkommenen, von aller deutschen

Bildung abgesperrten fremden Volksstamm plötzlich einer der geistvollsten und formvollendetsten deutschen Schriftsteller hervorgehen konnte; aber diese Verwunderung hatte doch zugleich den weit tieferen Grund, daß dieser mit so überströmender Begeisterung verkündete Gottesglaube bei einem Nichtchristen um so seltsamer erscheinen mußte, je mehr sich sowohl die englischen wie die deutschen Deisten daran gewöhnt hatten, den Deismus oder, wie sie es nannten, die natürliche Vernunftreligion nur als das reine, auf seine ursprüngliche Grundform zurückgeführte, von allen willkürlichen und zufälligen Menschensatzungen geläuterte Urchristenthum selbst zu betrachten und darzustellen.

Es konnte daher nicht ausbleiben, daß man sich zu der Annahme berechtigt meinte, das Judenthum sei für Mendelssohn etwas blos Aeußerliches, von Mendelssohn in seiner innersten Ueberzeugung längst Ueberwundenes. Und bald fanden sich zudringliche Bekehrungseiferer wie Lavater, welche ihn drängten, die verunstaltende Hülle abzuwerfen und vor dem Taufbecken sich auch öffentlich zu seiner inneren christlichen Ueberzeugung und Gesinnung zu bekennen.

Wie waren diese plumpen Gesellen überrascht, als sich unerwartet zeigte, daß Mendelssohn trotz seines Deismus oder vielmehr eben wegen desselben in seinem innersten Herzen allerdings ein Jude, oder, wie sich die zurückgewiesenen Gegner ärgerlich ausdrückten, ein Stockjude war!

Tief erregt ruft Mendelssohn in seinem „Schreiben an Lavater“ (Bd. 3, S. 4) jenem Bekehrer zu: „Wäre nach vieljährigem Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vortheil meiner Religion ausgefallen, so hätte diese Entscheidung nothwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine dem Ansehen nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre; das Resultat meiner Untersuchungen mochte sein, welches es wollte, sobald ich die Religion meiner Väter nicht für die wahre erkannte, so mußte ich sie verlassen. Wäre ich im Herzen von einer anderen überführt, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit, der

innerlichen Ueberzeugung zum Trotz nicht die Wahrheit bekennen zu wollen. Und was könnte mich zu dieser Niederträchtigkeit verführen? Wäre ich gegen beide Religionen gleichgültig und verlachte oder verachtete in meinem Sinn alle Offenbarung, so wüßte ich gar wohl, was die Klugheit räth, wenn das Gewissen schweigt. Was könnte mich abhalten? Furcht vor meinen Glaubensgenossen? Ihre weltliche Macht ist allzu gering, als daß sie mir fürchterlich sein könnte. Eigensinn, Trägheit, Anhänglichkeit an gewohnte Begriffe? Da ich den größten Theil meines Lebens der Untersuchung gewidmet habe, so wird man mir Ueberlegung genug zutrauen, solchen Schwachheiten nicht die Früchte meiner Untersuchung aufzuopfern. Sie sehen also, daß ohne aufrichtige Ueberzeugung von meiner Religion der Erfolg meiner Untersuchung sich in einer öffentlichen Thathandlung hätte zeigen müssen. Da sie mich aber in Dem bestärkte, was meiner Väter ist, so konnte ich meinen Weg im Stillen fortwandeln. Ich werde es nicht leugnen, daß ich bei meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die leider ihren Glanz nur zu sehr verdunkeln. Welcher Freund der Wahrheit kann sich rühmen, seine Religion von schädlichen Menschensatzungen frei gefunden zu haben? Wir erkennen ihn alle, diesen vergiftenden Hauch der Heuchelei und des Aberglaubens, so viel unserer sind, die wir die Wahrheit suchen, und wünschen ihn ohne Nachtheil des Wahren und Guten abwischen zu können. Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest, so unwiderleglich versichert, als Sie nur immer von der Ihrigen sein können, und ich bezeuge hiemit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Erhalter, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, so lange meine ganze Seele nicht eine andere Natur annimmt."

Das Abstoßendste am Christenthum war ihm das Gewicht, welches von demselben auf das Seligmachende des Glaubens gelegt wird. Bei den verschiedensten Gelegenheiten hebt er es als den großen Vorzug des Judenthums hervor, daß dieses keine symbolischen Bücher habe, daß es die Vernunft nicht in Fesseln schlage, daß es nur offenbartes Gesetz, nicht offenbarte Lehre sei. Ueber Mendelssohn's

Verhältniß zum Christenthum sind besonders seine „Betrachtungen über Bonnet's Palingenesie“ sehr lehrreich. „Die Religion meiner Väter“, sagt Mendelssohn (Bd. 3, S. 264), „weiß, was die Hauptgrundsätze betrifft, nichts von Geheimnissen, die wir glauben und nicht begreifen müßten. Unsere Vernunft kann ganz gemächlich von den ersten sicheren Grundbegriffen der menschlichen Erkenntniß ausgehen und versichert sein, am Ende die Religion auf eben dem Wege anzutreffen. Hier ist kein Kampf zwischen Religion und Vernunft, kein Aufruhr unserer natürlichen Erkenntniß wider die unterdrückende Gewalt des Glaubens; ihre Wege sind liebliche Wege und alle ihre Stege sind Frieden.“ Und ebensowenig wurde Mendelssohn mit dem Christenthum durch jene christlichen Deisten und Rationalisten versöhnt, welche sich rühmten, „die Religion der Christen von irrigen Meinungen gereinigt und auf ihre erste Einfalt zurückgeführt zu haben, in welcher sie mit der natürlichen Religion so ziemlich übereingekommen sein solle.“ Mendelssohn sagt von diesen: „So viel mir von ihrer Glaubenslehre bekannt ist, soll nach ihnen der Stifter des Christenthums keine Person der Gottheit, sondern ein außerordentlicher Mensch, ein heiliger Prophet wie Moses oder noch größer gewesen sein, der von Gott den Beruf gehabt, die Mißbräuche der damals herrschenden Religionen abzuschaffen, die lautere natürliche Religion in ihre Rechte einzusetzen, durch Wunder zu bestätigen und die Menschen von ihrer ewigen Glückseligkeit zu versichern. Die Stellen im Neuen Testament die dem strengen Lehrbegriff der Kirchenlehre günstig zu sein schienen, wissen sie durch künstliche exegetische Mittel zu ihrem Vortheil zu lenken oder doch wenigstens so zu erklären, daß sie auf beiden Seiten nichts beweisen. Ich lasse mich in diesen Punkt nicht ein, zu untersuchen, ob die streitigen Stellen des Neuen Testaments von diesen Lehrern oder von ihren Widersachern richtiger erklärt werden; wenn ich in meiner Einfalt lese, so scheint mir aber der natürliche Sinn sich auf die Seite der Athanasier zu legen. Doch dieses zur Seite gesetzt, muß ich aufrichtig gestehen, daß mir diese Religionspartei mehr zum Judenthum als zur wirklich herrschenden christlichen Religion zu gehören scheint. Von welcher Seite ich diese Glaubens-

lehre betrachte, so stimmt sie mit den wesentlichen Artikeln des Judenthums weit mehr überein als mit den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, wie sie in den mehrsten Schriften und Schulen öffentlich gelehrt werden."

Mendelssohn hat sich sein ganzes Leben hindurch an alle kleinsten jüdischen Ceremonialgesetze mit peinlichster Sorgfalt gehalten; denn er betrachtete sie für Diejenigen, welche im Gesetz geboren, zu allen Zeiten und an allen Orten bindend, bis der allerhöchste Gesetzgeber selbst sie wieder durch unzweideutige Kundgebung aufheben werde. Ja, Mendelssohn preist sogar die jüdische Religion vorzugsweise als die Religion der Liebe und Duldung, ohne ein Arg daran zu nehmen, mit welchem pfäffischen Haß die Juden auch ihrerseits einen Uriel Acosta und Spinoza verfolgten und welche leidvolle Erfahrungen er selbst von den „Hochgelehrten und Ungelehrten Israels" für seine freiere Gesinnung zu erdulden hatte.

Greller und schlagender als irgendwoanders bethätigt sich hier jene Halbheit und Zwiespältigkeit, an welcher noch das gesammte Aufklärungszeitalter krankte. Der christliche Deist bleibt Christ; der jüdische Deist bleibt Jude. Die freie, rein menschliche Bildung, welche sich über die einzelnen Religionsformen erhebt und deren Schranken überschreitet, fand ihre Verwirklichung und Bedeutung erst in dem heranwachsenden jüngeren Geschlecht.

Jedoch eben weil Mendelssohn sich noch so durchaus als Jude fühlte, suchte er mit allen Kräften zugleich ein Erzieher und Befreier seiner verdumpften und unterdrückten Glaubens- und Stammesgenossen zu werden.

Er übersetzte die fünf Bücher Mosis und die Psalmen ins Deutsche. Wir folgen jüdischen Schriftstellern, wie Stern und Kayserling, wenn wir sagen, daß hauptsächlich diesen Uebersetzungen es zu danken ist, daß allmählich der fremde Volksstamm auch deutscher Bildung und deutscher Gesittung entgegenreifte. So heftig der Widerstand war, welcher sich anfänglich dieser Neuerung entgegenstellte, so lebhaft und allgemein wurde bald die Anerkennung und die Verbreitung. Die Talmudschulen, meist in den Händen ein-

gewanderter polnischer Juden, verödeten. Jüdischer Glaube und deutsche Sprache hörten auf, als unvereinbare Gegensätze zu gelten. Mit der deutschen Sprache lernte der deutsche Jude auch deutsch denken und fühlen. Mendelssohn ist nicht der einzige, aber der erste Anstoß zu jener entscheidenden Wendung in der Geschichte des deutschen Judenthums, daß die im achtzehnten Jahrhundert übliche Bezeichnung der Juden als eigener „Nation“ für lange Zeit völlig aus dem Sprachgebrauch verschwand.

Und stellte Mendelssohn an die Juden selbst die Forderung einer freieren, dem Wesen der Gegenwart und des deutschen Volksthums entsprechenden Bildung und Selbsterziehung, so wendete er sich zugleich auch an die Anhänger der herrschenden Religion, den Unterdrückten gerecht zu werden und sie aus dem Fluch ihrer verachteten Sonderstellung zu erlösen.

Auch in Preußen, welches doch die erleuchtetste und duldsamste Regierung in ganz Deutschland hatte, waltete noch immer der blindeste Judenhaß. Es macht einen tief demüthigenden Eindruck, wenn Mendelssohn erzählt: „Allhier in diesem sogenannten duldsamen Lande lebe ich gleichwohl so eingeengt, durch wahre Intoleranz so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zu Liebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik einsperren muß. Ich ergehe mich zuweilen das Abends mit meiner Familie. Papa! ruft die liebe Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihnen gethan? Ja, lieber Papa, spricht ein anderes Kind, sie verfolgen uns immer in den Straßen und schimpfen: Juden! Juden! Ist denn das so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? Ach, ich schlage die Augen nieder und seufze mit mir selber: Menschen, Menschen! Wohin habt Ihr es endlich kommen lassen? Doch weg mit diesen Betrachtungen, sie machen mich zu unmächtig!“ Es ist der rührende Nothschrei eines unschuldig Leidenden, wenn Mendelssohn ein anderes Mal ausruft: „O Ihr, meine Nebenmenschen, die Ihr Kinder eines anderen Glaubens seid, bedenkt, daß das Leben einen sehr geringen Werth hat, wenn es nicht mit

allen Rechten und Vorzügen des geselligen Menschen verbunden ist. Schmach und Verachtung sind Demjenigen, der sie nicht verdient, zuweilen härter als der Tod, und diese folgen einem Bekenner des Judenthums auf allen Tritten nach. Von aller bürgerlichen Ehre entfernt, zur niedrigsten der Stufen herabgestoßen, die die Stände des gesitteten Lebens unterscheiden, können wir die Talente und die Fähigkeiten, die uns die milde Natur in so reichem Maße als ihren übrigen Kindern gegeben, weder ausbilden noch anwenden, noch zu unserer Nebenmenschen Besten recht gebrauchen. Wo die liebreichste Toleranz herrscht, da wird sie in Ansehung unserer am wenigsten ausgeübt; wo Kunst und Wissenschaften blühen, müssen wir in Barbarei zurückbleiben; man suchet die Staaten zu bevölkern, und wir allein werden eingeschränkt, damit wir uns nicht vermehren. Man thut alles Mögliche, um uns zu unnützen Bürgern zu machen, und dann wirft man uns vor, daß wir nicht nützlich genug sind."

Oft meinte Mendelssohn, diese Unterdrückung bedrücke wie eine todte Last die Schwingen seines Geistes und mache ihn unfähig, den hohen Flug eines Freigeborenen zu versuchen; nichtsdestoweniger war er namentlich in den letzten Jahren seines Lebens unermüdlich thätig, das Seinige dazu beizutragen, daß einst ein aufgeklärteres Geschlecht seinen armen Glaubensgenossen die staatliche Gleichstellung gewähre. Mendelssohn war es, welcher Dohm zur Abfassung seiner berühmten Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" veranlaßte, die zu ihrer Zeit epochemachend wirkte und noch heute in ihrer Art unübertroffen ist. In gleicher Weise veranlaßte er einen seiner jüngeren jüdischen Freunde, den Dr. Herz, zur Uebersetzung jener einschneidenden politischen Denkschrift, mit welcher 1656 der Amsterdamer Rabbiner Manasse Ben Israel unter Cromwell die Wiederaufnahme der Juden in England gegen den Widerstand der Hochkirche befürwortet hatte. Am schärfsten und begeistertsten aber ergriff er selbst das Wort. Es geschah in der herrlichen Vorrede, welche er im März 1782 jener Uebersetzung voranschickte, und in dem Buch „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum",

welches im Mai 1783 erschien und die Andeutungen jener Vorrede weiter ausführte und begründete.

Unter den Schriften Mendelssohn's ist „Jerusalem" unstreitig die unvergänglichste. Weil man, wie Mendelssohn in jener Vorrede sich ausdrückt, die Sache der Menschheit und deren Rechte nicht vertheidigen kann, ohne zugleich für die Rechte der Juden einzutreten, erweitert sich die Frage nach der Stellung der Juden sofort zu dem allgemeinen Grundgedanken unbedingter Religions- und Gewissensfreiheit überhaupt. Mendelssohn's Jerusalem ist die scharfe und entschiedene Forderung der Trennung von Staat und Kirche oder vielmehr der Aufhebung alles äußeren Kirchenthums.

Worauf gründet sich Recht und Macht der Kirche? Wir unterscheiden zwischen Handlungen und Gesinnungen, zwischen Grundsätzen und deren Anwendung. Kann die Kirche Gewalt beanspruchen über die Handlungen der Menschen? Nein; der Staat hat ein Zwangsrecht, aber nicht die Kirche. Der Staat begnügt sich allenfalls mit todten Handlungen, mit Werken ohne Geist, mit Uebereinstimmung im Thun ohne Uebereinstimmung in Gedanken; eine gemeinnützige Handlung hört nicht auf, gemeinnützig zu sein, wenn sie auch erzwungen wird. Wenn der Bürger nicht aus innerem Gefühl seiner Schuldigkeit das Vaterland vertheidigen will, so werde er durch Belohnung gelockt oder durch Gewalt gezwungen; haben die Menschen keinen Sinn mehr für den inneren Werth der Gerechtigkeit, erkennen sie nicht mehr, daß Redlichkeit in Handel und Wandel wahre Glückseligkeit sei, so werde die Ungerechtigkeit gezüchtigt, der Betrug bestraft. Aber die Religion kennt keine Handlung ohne Gesinnung, kein Werk ohne Geist, keine Uebereinstimmung im Thun ohne Uebereinstimmung im Sinn; religiöse Handlungen ohne religiöse Gedanken sind leeres Puppenspiel, sie müssen an und für sich selbst aus dem Geist kommen und können weder durch Belohnung erkauft noch durch Strafen erzwungen werden. Bann und Verweisungsrecht, Einführung der Kirchenzucht, läuft daher dem Geist der Religion schnurstracks zuwider; die Waffen der Religion können nur Gründe und Ueberführung sein. Oder kann die Kirche Gewalt haben über

Grundsätze und Gesinnungen? Dies steht weder dem Staat noch der Kirche zu. „Auch der Staat“, sagt Mendelssohn (Bd. 3, S. 285), „hat durch keinen Vertrag das mindeste Zwangsrecht über Gesinnungen erlangen können. Ueberhaupt kennen die Gesinnungen der Menschen kein Wohlwollen, leiden keinen Zwang. Ich kann auf keine meiner Gesinnungen, als Gesinnung betrachtet, aus Liebe zu meinem Nächsten Verzicht thun, kann ihm keinen Antheil an meiner Urtheilskraft aus Wohlwollen überlassen oder abtreten, und ebensowenig ein Recht auf seine Gesinnungen mir anmaßen oder auf irgendeine Weise erwerben. Das Recht auf unsere äußeren Gesinnungen ist unveräußerlich, kann nicht von Person zu Person wandern; denn es giebt und nimmt keinen Anspruch auf Vermögen, Gut und Freiheit. Daher das mindeste Vorrecht, das Ihr Euren Religions- und Gesinnungsverwandten einräumt, eine indirecte Bestechung, die mindeste Freiheit, die Ihr den Dissidenten entzieht, eine indirecte Bestrafung zu nennen ist. Es ist armseliges Blendwerk, wenn in einigen Lehrbüchern des Kirchenrechts so sehr auf den Unterschied zwischen Belohnung und Vorrecht, Bestrafung und Einschränkung gedrungen wird. Den Sprachforschern kann diese Bemerkung nützlich sein; allein dem Elenden, der die Rechte der Menschheit entbehren muß, weil er nicht sagen kann: „Ich glaube“, wo er nicht glaubt, nicht mit dem Munde Muselmann und im Herzen Christ sein will, dem bringt diese Unterscheidung nur leidigen Trost. Und welches sind die Grenzen der Vorrechte auf der einen und der Einschränkung auf der anderen Seite? Mit einer mäßigen Gabe von Dialektik erweitert man diese Begriffe und dehnt sie so lange aus, bis sie auf der einen Seite bürgerliche Glückseligkeit, auf der anderen Unterdrückung, Verbannung und Elend werden.“ Aus dieser Unveräußerlichkeit der Gesinnung folgt erstens, daß es keine Kirchenverfassung irgendeiner Art geben kann. „Was soll“, fragt Mendelssohn, „eine Regierungsform, wo nichts zu regieren ist; Obrigkeit, wo Niemand Unterthan sein darf; Richteramt, wo keine Rechte und Ansprüche zu entscheiden vorkommen?“ Und zweitens, daß es nicht erlaubt ist, die Lehrer und Priester auf gewisse Glaubenslehren zu beeidigen. „Auf welche“,

fährt Mendelssohn fort, „sollte dieses geschehen? Die allen Religionen gemeinsamen Grundartikel können durch keine Eidschwüre bekräftigt werden; Ihr müsset dem Schwörenden auf sein Wort glauben, daß er sie annimmt, oder sein Eid ist leerer Schall, denn alles Zutrauen zu Eidschwüren und das ganze Ansehen derselben beruht ja blos auf diesen Grundlehren der Sittlichkeit. Sind es aber besondere Artikel dieser oder jener Religion, die ich beschwören oder abschwören soll, sind es Grundsätze, ohne welche Tugend und Wohlstand unter den Menschen bestehen können, und wenn sie auch nach der Meinung des Staates oder der Personen, die den Staat vorstellen, zu meinem ewigen Heil noch so nothwendig sind, so frage ich, was hat der Staat für Recht, in das Innerste der Menschen so zu wühlen und sie zu Geständnissen zu zwingen, die der Gesellschaft weder Trost noch Frommen bringen? Mit meinem besten Freunde, mit dem ich noch so einhellig zu denken glaubte, konnte ich mich sehr oft über Wahrheiten der Philosophie und Religion nicht vereinigen. Nicht selten dachten wir einerlei und drückten uns doch verschiedentlich aus, aber eben so oft glaubten wir übereinzustimmen und waren in Gedanken noch weit von einander entfernt. Und Ihr, Mitmenschen, Ihr nehmet einen Mann, mit dem Ihr Euch vielleicht niemals über dergleichen Dinge besprochen habt, Ihr legt ihm die subtilsten Sätze der Metaphysik und Religion, wie sie vor Jahrhunderten in Worte eingekleidet worden sind, in sogenannten Symbolen vor, Ihr lasset ihn bei jenem allerheiligsten Namen betheuern, daß er bei diesen Worten ebenso denkt wie Ihr und Beide ebenso wie Jener, der sie vor Jahrhunderten niedergeschrieben hat, betheuern, daß er diese Sätze von ganzem Herzen annehme und an keinem derselben Zweifel hege, mit dieser beschworenen Uebereinstimmung verbindet Ihr Amt und Würden, Macht und Einfluß, deren Reizung gar wohl fähig ist, so manchen Widerspruch zu heben und so manchen Zweifel zu unterdrücken, und wenn sich dann am Ende hervorthut, daß es nicht so ist mit des Mannes Ueberzeugung, wie er vorgegeben, so beschuldigt Ihr ihn des gräßlichsten aller Verbrechen, Ihr klagt ihn des Meineids an und lasset erfolgen, was auf diese Unthat erfolgen soll.“

Die Schlußbetrachtung ist: Weder Staat noch Kirche sind befugt, sich in Glaubenssachen ein anderes Recht anzumaßen als das Recht zu belehren, eine andere Macht als die Macht der Ueberführung, eine andere Zucht als die Zucht durch Vernunft und Grundsätze. Kann dieses erweislich und dem gesunden Menschenverstand einleuchtend gemacht werden, so ist kein ausdrücklicher Vertrag, noch viel weniger Herkommen und Verjährung mächtig genug, ein Recht geltend zu machen, das ihm entgegengesetzt ist, so ist aller kirchlicher Zwang widerrechtlich, alle äußere Macht in Religionssachen gewaltsame Anmaßung. Es kann sein, daß der Mißbrauch durch irgend ein allgemeines Vorurtheil so um sich gegriffen, so sehr in den Gemüthern der Menschen Wurzel gefaßt hat, daß es nicht thunlich oder nicht rathsam wäre, ihn mit einem Mal ohne weise Vorbereitung abzuschaffen; aber in diesem Fall ist es doch wenigstens unsere Schuldigkeit, ihm von fern entgegenzuarbeiten und vorerst seiner ferneren Ausbreitung einen Damm entgegenzusetzen. Können wir ein Uebel nicht völlig ausrotten, so müssen wir ihm wenigstens die Wurzel abstechen.

Folgerichtig war daher Mendelssohn der entschiedenste Gegner jener Glaubensvereinigung, welche sein großer Lehrer Leibniz so mühsam, aber glücklicherweise vergeblich erstrebt hatte. Es wäre eine allgemeine Kirche; aber darum nur um so unrechtmäßiger und für Vernunft und Gewissensfreiheit nur um so verderblicher. „Denn gesetzt“, sagt Mendelssohn, „man vereinige sich über die Glaubensformel, die man einzuführen und festzusetzen denkt, man bringe Symbole zu Stande, wider welche keine von den jetzt in Europa herrschenden Religionsparteien etwas einzuwenden findet; was ist dadurch ausgerichtet? Etwa, daß Ihr Alle über Religionswahrheiten ebendasselbe denkt? Wer von der Natur des menschlichen Geistes nur einigen Begriff hat, kann sich dieses nicht beikommen lassen. Also blos in den Worten, in der Formel läge die Uebereinstimmung. Dazu wollen die Glaubensvereiniger sich zusammenthun; sie wollen hie und da von den Begriffen etwas abzwacken, hie und da die Maschen der Worte so lange erweitern, sie so unbestimmt und weitschichtig machen, daß sich die Begriffe, ihrer inneren Verschiedenheit

ungeachtet, noch zur Noth hineinzwängen lassen. Ein Jeder verbände alsdann mit denselben Worten eine andere ihm eigene Meinung. O wenn diese allgemeine Gleißnerei einen Endzweck haben soll, so fürchte ich, man will den freigewordenen Geist der Menschen nur vorerst wieder in Schranken eingesperrt haben. Das scheue Wild wird sich alsdann schon fangen und sich den Kappzaum umwerfen lassen. Bindet den Glauben nur erst an Symbole, die Meinung an Worte, setzet nur ein für alle Mal den Artikel fest; wehe dem Elenden alsdann, der einen Tag später kommt und auch an diesen bescheidenen geläuterten Worten etwas auszusetzen findet. Er ist ein Friedensstörer; zum Scheiterhaufen mit ihm! Um Eurer und unserer Aller Glückseligkeit willen, Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz, ist der wahren Bildung grade entgegen! Um Eurer und unserer Glückseligkeit willen, gebet Euer vielvermögendes Ansehen nicht her, irgendeine ewige Wahrheit, ohne welche die bürgerliche Glückseligkeit bestehen kann, in ein Gesetz, irgendeine dem Staat gleichgültige Religionsmeinung in eine Landesverordnung zu verwandeln. Haltet auf Thun und Lassen der Menschen, ziehet dieses vor den Richterstuhl weiser Gesetze, und überlasset uns das Denken und Reden, wie es unser Aller Vater uns als unveräußerliches Erbgut, als unwandelbares Recht gegeben hat. Belohnt und bestrafet keine Lehre, locket und bestechet zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückseligkeit nicht stört, wer gegen die bürgerlichen Gesetze, gegen Euch und seine Mitbürger rechtschaffen handelt, den lasset sprechen, wie er denkt, Gott anrufen nach seiner oder seiner Väter Weise und sein ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubt. Lasset Niemand in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein. Wenn ihr dem Kaiser gebet, was des Kaisers ist, so gebet Ihr selbst Gott, was Gottes ist. Liebet die Wahrheit, liebet den Frieden!“

So scharf und kühn hatte im Jahrhundert der Aufklärung und Toleranz noch Keiner über Religionsfreiheit und Toleranz gesprochen. Reimarus' Kritik der Offenbarung fand in Mendelssohn's Kritik der Kirche ihre Ergänzung.

Kant nannte in einem Brief an Mendelssohn vom 18. August 1783 dieses Buch „die Verkündigung einer großen, obzwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein die Juden, sondern alle Religionen betreffen würde". „Sie haben," sagt Kant, „Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte und dergleichen sich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie Alles, was das Gewissen beängstigen und bedrücken kann, von der ihrigen absondere." Mirabeau, der französische Freiheitsheld, schrieb eine besondere Schrift „Ueber Moses Mendelssohn und die Reform der Juden" und verglich die Bestrebungen Mendelssohn's mit den gleichartigen Bestrebungen Türgot's und der neuen nordamerikanischen Freistaaten.

Moses Mendelssohn starb am 4. Januar 1786, im siebenundfünfzigsten Jahr seines Alters; wenige Monate vor dem Tode seines großen Königs, von dessen glorreichem Scepter er rühmte, daß es die vernünftige Freiheit zu denken so allgemein gemacht habe, daß sich ihre Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstrecke, so daß auch er Gelegenheit und Veranlassung gefunden, sich zu bilden, über seine und seiner Mitbrüder Bestimmung nachzudenken, und über Menschen Schicksal und Vorsehung nach Maßgabe seiner Kräfte Betrachtungen anzustellen.

Es ist ein geschichtliches Unrecht, daß unter den Gestalten der Dichter und Denker, welche das Piedestal des Friedrichsdenkmals in Berlin zieren, die Gestalt Mendelssohn's fehlt. Wie kläglich sind wir wieder abgefallen von jener unbefangenen Anerkennung des rein Menschlichen, für welche Mendelssohn einer der begeisterten Propheten und Apostel gewesen!

Das würdigste Denkmal hat ihm sein Freund Lessing gesetzt. Der reine klare milde Sinn Mendelssohn's ist das Urbild Nathan's des Weisen.

Die Moraliſten.

J. A. Eberhard. J. H. Schulz. Garve. Steinbart. Engel. Die Berliner Monatsſchrift.

Ueberall hat der Bruch mit dem alten Glauben das Aufblühen der Moralphiloſophie zur natürlichen Folge. Es gilt zu zeigen, daß der Bruch mit den Satzungen der überlieferten Volksreligion nicht zugleich ein Bruch mit den unverbrüchlichen Forderungen des ſittlichen Lebens ſei.

Wir unterſcheiden in den moralphiloſophiſchen Beſtrebungen der deutſchen Aufklärung drei verſchiedene Richtungen. Die erſte Richtung iſt der Kampf um die Unabhängigkeit der natürlichen Sittenlehre gegen die Einſprüche der kirchlichen Glaubenslehre, welche ſich als die ausſchließliche Bürgſchaft menſchlichen Seelenheils betrachtet; die zweite iſt die wiſſenſchaftliche Darlegung der natürlichen Sittenlehre ſelbſt; die dritte iſt die Einführung dieſer natürlichen Sittenlehre in die allgemeine Volksbildung, die Uebertragung derſelben auf die beſtehenden Sitten und Zuſtände.

Es lag in dem Ernſt und in der Gründlichkeit deutſcher Natur, daß jene erſte Richtung, der Kampf um die Unabhängigkeit der Sittenlehre von Offenbarung und Kirchenthum, von den deutſchen Aufklärern weit nachdrücklicher betont wurde als von den engliſchen und franzöſiſchen. Faſt alle deutſchen Popularphiloſophen haben ſich grade mit dieſer Frage auf's angelegentlichſte beſchäftigt.

Wir heben hier nur Diejenigen zu beſonderer Betrachtung hervor, welche ſich ganz ausſchließlich in dieſer Richtung bewegen. Es ſind Johann Auguſt Eberhard und Johann Heinrich Schulz.

Johann Auguſt Eberhard, am 31. Auguſt 1739 zu Halberſtadt geboren, hatte ſich noch an Wolff, aber auch an den engliſchen Freidenkern gebildet; darauf hatte er ſeit 1763 in Berlin im regſten Verkehr mit Mendelsſohn und Nicolai gelebt. Im Jahr 1772 erſchien ſeine erſte Schrift: „Neue Apologie des Sokrates, oder Unterſuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden.“ Sie iſt ſein

Hauptwerk geblieben. Der nächste Anlaß war ein ganz zufälliger. Marmontel's Roman „Belisaire" war von der Sorbonne verdammt worden, weil das fünfzehnte Kapitel desselben die Ketzerei enthielt, daß auch die tugendhaften Heiden vor den Augen des Höchsten Gnade fänden; Peter Hofstede, Prediger in Rotterdam, hatte zur Rechtfertigung dieses Verdammungsurtheils zwei besondere Bücher geschrieben, in denen er die gepriesensten Männer des Alterthums als die lasterhaftesten Menschen schilderte, und dabei namentlich Sokrates um so geflissentlicher in den Staub zog, je offener die neuen Aufklärer diesen als ihr maßgebendes Vorbild hinzustellen pflegten. Eberhard nahm den Fehdehandschuh auf, gab aber seiner Vertheidigung sogleich die tiefere Wendung, daß er mit der schärfsten Kritik auf die Grundbegriffe zurückging, in welcher diese pfäffische Ansicht wurzelte. Um zu beweisen, wie sinnlos die kirchliche Lehre sei, welche die menschliche Seligkeit an das Bekenntniß bestimmter Glaubenssatzungen bindet, beweist er die innere Vernunftwidrigkeit der kirchlichen Lehrbegriffe von der Genugthuung, von der Ewigkeit der Höllenstrafen, von der Erbsünde und von den Gnadenwirkungen. Die Nutzanwendung dieser Verneinung ist die Einsicht, daß die Quelle der menschlichen Seligkeit einzig die Tugend sei und daß, „wie die Lilien und Rosen aller Zeitalter dieselben heilsamen Kräfte haben, so sich auch zu allen Zeiten und auf dem ganzen Erdboden in der menschlichen Seele dieselben Anlagen zum Guten, dieselbigen Regeln des Rechts finden". Ist es auch nicht offen ausgesprochen, so liegt es doch deutlich zwischen den Zeilen, daß die Geschosse nicht blos gegen die Kirchenlehre, sondern ebenso sehr gegen die Offenbarung selbst gerichtet sind. Bahrdt, der bekannte Hallesche Rationalist, erzählt in seiner Selbstbiographie mehrfach, wie entschieden Eberhard besonders in seinen mündlichen Gesprächen die Offenbarung verneinte.

Es war daher ungerecht und wurde von den gemeinsamen Freunden Lessing's und Eberhard's schmerzlich empfunden, als Lessing (1773) in seiner Wolfenbüttler Abhandlung „Leibniz von den ewigen Strafen" Eberhard unterschiedslos mit jenen mehr gutmeinenden als hellblickenden Vermittlungstheologen zusammenwarf, welche allen

Gegensatz zwischen Religion und Philosophie zu verwischen trachteten. Das Einschneidende dieser Neuen Apologie erhellt sattsam aus dem Eifer, mit welchem die rechtgläubige Geistlichkeit den Verfasser verfolgte. Eine langversprochene Predigerstelle in Berlin wurde ihm versagt, und es bedurfte des ausdrücklichen Dazwischentretens Friedrich's des Großen, um ihn gegen diese Ränke zu schützen. Eberhard wurde 1774 Prediger in Charlottenburg, und 1778, nach dem Tode des Aesthetikers Meier, Professor der Philosophie in Halle. Dort widmete er sich philosophischen Arbeiten in weitestem Umfang, polemisirte eifrig gegen Kant's Kriticismus, gab ein ausführliches „Handbuch der Aesthetik" heraus, erreichte aber mit alledem keine für den Fortschritt der Wissenschaft wesentlichen Ergebnisse. Mit seinem letzten Werke „Der Geist des Urchristenthums" wandte er sich wieder den Studien seiner Jugendzeit zu. Er starb am 6. Januar 1809.

Der zweite hervorragende Vertreter dieser Richtung ist Johann Heinrich Schulz, Prediger zu Gielsdorf bei Berlin (1739—1823). Er ist in der Geschichte unter dem Namen Zopf-Schulz bekannt; denn um seine weltliche Auffassung des geistlichen Amts auch äußerlich zu bezeugen, betrat er, im Gegensatz zu der herrschenden Meinung der Geistlichkeit, daß die Perrücke ein unerläßliches Erforderniß geistlicher Würde sei, seinerseits die Kanzel mit dem modischen Zopf und bestand trotz aller höheren Einsprache beharrlich auf dieser Neuerung.

Schulz ist um vieles ungestümer als Eberhard. Er wirft auch die letzte Maske ab. Offen bekennt er sich als Schüler des Wolfenbüttler Fragmentisten.

Namentlich zwei seiner zahlreichen, sämmtlich anonym erschienenen Schriften sind hier in Betracht zu ziehen. Es ist die „Philosophische Betrachtung über Theologie und Religion überhaupt und über die jüdische insonderheit, 1784", welche eine Streitschrift gegen Mendelssohn's Jerusalem war, und der „Erweis des himmelweiten Unterschieds der Moral von der Religion; nebst genauer Bestimmung der Begriffe von Theologie, Religion, Kirche und protestantischer

Hierarchie und des Verhältnisses dieser Dinge zur Moral und zum Staat. Von einem unerschrockenen Wahrheitsfreunde 1788". Beide Schriften ruhen auf derselben Anschauung; jedoch ist der Ton der letzten Schrift schroffer und übertreibender als der der ersten.

Die Grundgedanken liegen in folgenden Sätzen: „Alle Vorschriften, nach welchen ein Religionsbekenner seine Religion einrichtet und abwartet und die er aus seinen theologischen Lehrmeinungen herleitet, lassen sich gar nicht als wahr erweisen, sind ihrer Natur nach kein Vorwurf der Vernunft, sondern des blinden Glaubens oder der Phantasie; daher auch das Wort Glaube, und der Begriff, den man mit diesem Worte verbindet, nach welchem nämlich ein blinder Glaube die Stelle der Untersuchungen, des Erweises und der vernünftigen Ueberzeugung vertreten und den Mangel derselben ergänzen muß, ein Hauptwort und ein Hauptbegriff in allen Theologien und die Uebung dieses Glaubens die Hauptforderung und die Hauptübung bei allen Religionen ist. Die Moral hingegen schöpft ihre Vorschriften aus der Natur des Menschen und der übrigen Geschöpfe, auf welche sie sich bezieht, insoweit nämlich diese Naturen den menschlichen Sinnen vorliegen, von denselben empfunden, von dem menschlichen Verstand erkannt, von der menschlichen Vernunft beurtheilt werden können; hier ist also offener lichtvoller Tag, ein Jeder kann mit eigenen Augen sehen und nach dem Maß seiner Verstandeskräfte begreifen und überzeugt werden, daß die Gesetze, welche die Moral gebietet, in sich wahrhaftig und für den Menschen nothwendig und verbindend sind. Theologie und Religion sind blos willkürliche und veränderliche Privatsache des einzelnen Menschen; die Erfahrung lehrt, daß es nicht zwei Menschen giebt, die einerlei Theologie und Religion haben. Die Moral ist von einer allgemeinen Verbindlichkeit; weil diese Regeln alle aus der Natur des Menschen hergenommen sind, wird Keiner gefunden werden, der diese Pflichten ohne Schaden und ohne unvermeidliche Bestrafung seiner selbst übertreten könnte. Theologie und Religion kann, die Moral hingegen muß der Gesellschaft wegen dasein. Daraus ergiebt sich, fährt der

Verfasser fort, nicht nur, daß jede Kirche um so unrechtmäßiger und menschenunwürdiger ist, je mehr sie hierarchischer Herrschsucht und Unduldsamkeit anheimfällt, sondern daß auch jede bürgerliche Gesellschaft in dem Maße glücklich oder unglücklich ist, als ihre Moralprincipia, nach denen sie regiert wird, entweder rein oder mit Religionsprincipiis vermischt sind. Es ist Ungerechtigkeit, wenn ein Staat nicht die Gewissensfreiheit eines jeden im Staat Lebenden in Schutz nimmt, sondern es zugiebt, ja wohl gar durch Mißbrauch seiner obrigkeitlichen Macht und seines landesherrlichen Ansehens dazu hilft, daß ein Bürger die Gewissensfreiheit des Anderen chikaniren, unterdrücken und mit Füßen treten darf. Ein Gesetzbuch, welches der Unterdrückung der angeborenen Menschenrechte Vorschub leistet, kann nur für eine verunglückte Satire auf die Gerechtigkeit erachtet werden. Dem Staat kann es gleichgültig sein, was für eine Vorstellung sich Dieser oder Jener von dem Weltgrunde macht und ob er sich zu einer Verehrung desselben verpflichtet halte oder nicht: der Staat hat nur darauf zu sehen, daß Jeder seine gesellschaftlichen Pflichten erfülle. Die Vorsteher der Staaten irren gar sehr, wenn sie sich einbilden, daß die Religion ein unentbehrlicher Zügel und Zaum für das Volk sei, um es im Gehorsam gegen die Landesgesetze und Landesobrigkeit zu erhalten; der große Haufe beginnt ohnehin schon, gegen die kirchliche Religion Verdacht zu schöpfen. Ist es also nicht vernünftiger, den Gehorsam lieber gleich auf die felsenfeste Moral zu gründen?

Wie hätte die Kirchenbehörde dulden können, daß derjenige, welcher dergestalt sprach, fernerhin christlicher Prediger bleibe? Schon 1783 hatte das Oberconsistorium ihn auf Grund einer früheren Schrift, in welcher er ein neues System der Sittenlehre ausführte, zur Verantwortung gezogen; damals indeß hatte sich Friedrich der Große selber seiner angenommen, und die Anfechtungen wurden siegreich zurückgeschlagen. Als aber sein Beschützer gestorben und am 9. Juli 1788 das Wöllner'sche Religionsedict in Preußen in Kraft getreten war, wurde gegen Schulz eine Untersuchung eingeleitet, deren Art und Fortgang von dem ver-

wirrenden Nebeneinander der aus der Regierung Friedrich's des Großen fortwirkenden religiösen Läßlichkeit und der jetzt von oben befohlenen Strenge ein höchst merkwürdiges Bild giebt. Am 27. September 1789 wurde Schulz amtlich befragt, ob er in seinem Lehrvortrag nach dem Begriff der lutherischen Kirche die Dreieinigkeit Gottes behaupte und vortrage. Schulz verneinte; denn als Lehrer des Volkes halte er nur diejenigen Lehren, welche zur moralischen Besserung des Gemüths dienen, für brauchbar; ja, er fügte hinzu, daß er die Gottheit Christi, die Versöhnung durch Christi Tod, die Nothwendigkeit des Abendmahls weder glaube noch lehre. Das Oberconsistorium trug gemäß dem Religionsedict, welches keine Abweichung von dem Bekenntniß duldet, auf Absetzung an. Nunmehr kam die Entscheidung an das Kammergericht. In der Vertheidigungsschrift, welche Schulz dem Kammergericht einreichte, hob er mit scharfer Ironie den Widerspruch hervor, welcher nach seinem Dafürhalten in dem Religionsedict liege. Das Religionsedict verbiete zu lehren, was dem Geist des wahren Christenthums entgegenlaufe; zugleich aber wolle es, daß an dem Lehrbegriff der drei verschiedenen christlichen Confessionen nicht gerührt werde. Gebe es drei von einander abweichende Confessionen, so könne entweder nur eine das wahre Christenthum haben oder sie haben es alle drei nicht. Wenn er sich also bemühe, das „wahre Christenthum“ unabhängig von allen Confessionsschriften und Confessionsstreitigkeiten aus der heiligen Schrift zu entwickeln, so sei dies nicht eine Verneinung, sondern im Gegentheil die sicherste Erfüllung des den Geist des wahren Christenthums fordernden Religionsedictes. Das Kammergericht verlangte demzufolge vom Oberconsistorium ein Gutachten, ob die Grundwahrheiten der lutherischen Confession mit den Grundwahrheiten der christlichen Religion übereinstimmen, und, wenn dies nicht der Fall sei, ob Schulz von den ersteren oder von den letzteren abgewichen sei. Das Consistorium erklärte, daß der Beklagte sich im Widerspruch mit dem lutherischen Bekenntniß befände; es zauderte aber mit der Antwort, ob er auch die Grundwahrheiten der christlichen Religion verleugnet habe. Da half der König aus. Dem Kammer-

gericht wurden seine „wunderlichen Fragen“ verwiesen; dem Consistorium aber wurde untersagt, diese Fragen zu beantworten. Das Urtheil, welches darauf vom Kammergericht gefällt wurde, ging dahin, Schulz sei zwar für keinen protestantisch-lutherischen, wohl aber für einen christlichen Prediger zu erachten, und als christlicher Prediger einer zwar nicht lutherischen, wohl aber christlichen Gemeinde in seinem Amt zu dulden. Der König bestätigte das Urtheil nicht, sondern verfügte die Amtsentsetzung. Ueberdies wurde dem Criminalsenat des Kammergerichts „das größte Mißfallen“, „die allerhöchste Ungnade“ über seinen „unbegreiflichen“ Spruch, wobei „der ersten und heiligsten Pflicht des Richterstandes, die in genauer Befolgung der Gesetze bestehe, zuwidergehandelt sei“, zu erkennen gegeben. Die Gemeinde Schulze's erklärte, daß sie auf den Namen Lutheraner Verzicht leistend sich mit dem Namen einer christlichen Gemeinde begnügen und Schulz als Prediger behalten wolle. Auch Schulz selbst appellirte. Er führte aus, ein richterliches Erkenntniß auf Amtsentsetzung sei nicht vorhanden, das Rescript des Königs aber, welches das Urtheil des Criminalsenats umstoße, sei ein rechtsunkräftiger Machtspruch. Das Urtheil zweiter Instanz bestätigte jedoch die Absetzung. Später wurde Schulz bei der Porzellanmanufactur zu Berlin als Geschirrschreiber angestellt. Für die Literatur war er seitdem verschollen, obgleich er noch bis zum Jahr 1823 lebte.

Die zweite Richtung der moralisirenden deutschen Aufklärer, die wissenschaftliche Bearbeitung der natürlichen Sittenlehre oder der Moralphilosophie selbst, ist durchaus ohne Ursprünglichkeit und Selbständigkeit. Man zehrt lediglich von Dem, was bereits von den englischen und französischen Aufklärern erarbeitet war.

Am einflußreichsten waren die englischen Moralisten. Merkwürdigerweise bleibt Shaftesbury, welcher den Menschen zur Tugend führt, weil diese schön ist und das Leben zum Kunstwerk macht, für die wissenschaftliche Fassung der deutschen Moralphilosophie fast ganz ohne Einfluß: Shaftesbury wird fast nur von Wieland vertreten, dessen Dichtungen freilich allgemeiner und durchgreifender

wirkten als alle philosophischen Lehrbücher. Die Männer der Wissenschaft dagegen hielten sich fast ausschließlich an die schottische Schule der Wollaston, Hutcheson und Fergusson, welche das Wesen des Menschen in die Tugend setzt, weil diese nützlich ist und dem Menschen das höchste Gut, die höchste Glückseligkeit bietet.

Christian Garve (1742—1798) wurzelt mit seiner gesammten Denkweise und Thätigkeit in dieser schottischen Schule, deren hervorragendste Werke, wie Fergusson's „Grundsätze der Moralphilosophie", er übersetzt hat. Seit 1769 Professor in Leipzig, war Garve auf den verschiedensten Gebieten als Kritiker, Uebersetzer, Commentator, Essayist thätig; um die Aesthetik erwarb er sich durch die Uebertragung von Burke's berühmter Abhandlung ein großes Verdienst. Aber das Schwergewicht seiner Thätigkeit lag trotzdem auf dem ethischen Gebiet, wo er bei allem Ernst und aller feinfühligen Gewissenhaftigkeit doch einer empirisch begründeten, von den sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften des Menschen ausgehenden Betrachtung huldigte. In der Schrift „Ueber die Verbindung der Moral mit der Politik" (1788), in den „Versuchen" (seit 1792) legte Garve seine Ansichten dar, die er auch durch Uebersetzung der damals wenig gekannten Aristotelischen Ethik zu stützen sucht. Sein durch Krankheit vielbelastetes und zu einem vorzeitigen Ende geführtes Leben gab ein schönes Bild würdiger Bewährung seiner Grundsätze. In ähnlichen Grundsätzen wurzelt auch Gotthilf Samuel Steinbart (1738—1809), welcher 1778 den Versuch machte, diese Ideen als „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums" auf die Grundbegriffe der Wolff'schen Philosophie zurückzuführen. Als Verzerrung dieser Ansichten erscheint das übel berüchtigte Buch, welches 1787 unter dem Titel „Das einzig wahre System der christlichen Religion" anonym herauskam; während Garve und Steinbart in der Glückseligkeitslehre das eigenste Wesen der richtig verstandenen christlichen Sittenlehre selbst erblicken, und sich in dieser Uebereinstimmung glücklich und sicher fühlen, richtet jenes Buch sein ganzes Streben auf die Beweisführung, daß die Sittenlehre des Christenthums auf's schärfste dieser Glückseligkeitsforderung widerspreche; die

christliche Sittenlehre sei menschenfeindlich und sinnentödtend, und darum verderblich und gemeingefährlich.

Was von französischen Einflüssen bemerkbar wird, hält sich vorwiegend in den Schranken Voltaire's und Rousseau's, welche in der Gestaltung der wissenschaftlichen Sittenlehre den englischen Vorgängern gegenüber auf selbständige Bedeutung keinen Anspruch haben. Die vornehme Welt schwelgte in Helvetius und Diderot; die deutsche Wissenschaft aber schreckte damals noch von diesen Ansichten zurück. Man sträubte sich gegen die materialistische Leugnung des freien Willens. Eberhard, der Verfasser der Neuen Apologie des Sokrates, schrieb 1782 einen philosophischen Roman in Briefen „Amyntor", welcher ausdrücklich darauf berechnet war, jede Gemeinschaft mit der „Secte des philosophes" von sich abzulehnen. Einzig Schulz, der uns schon bekannte Pastor von Gielsdorf, neigt sich in seinem 1783 herausgegebenen „Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion" zu dieser Lehre von der unbedingten Willensnothwendigkeit, welche er eine selige Lehre nennt. Es ist eine Thatsache von denkwürdiger Bedeutung, daß, während Friedrich der Große ihm für diese Schrift ein gnädiges Handschreiben schrieb und ihn gegen die Anklage seines Oberconsistoriums schützte, Kant in einer besonderen Recension den Einwurf machte, daß der allgemeine Fatalismus, wenn derselbe wie hier als die vornehmste psychologische Grundlage auftrete, alles menschliche Thun und Lassen in ein bloßes Marionettenspiel verwandle und den Begriff sittlicher Verbindlichkeit gänzlich aufhebe.

Unvergleichbar wichtiger und durchgreifender aber als alle diese wissenschaftlichen Bestrebungen war die dritte Richtung, die unmittelbar auf die Volkserziehung gerichtete.

Die sicherste Bürgschaft ächter Sittlichkeit ist ächte Bildung. Die deutsche Aufklärungsliteratur kannte glücklicherweise noch nicht jene unnatürliche und schädliche Abwendung der Wissenschaft vom werkthätigen Leben, in welche die nachkantische deutsche Philosophie ihren eigensten Ruhm setzte. Die deutsche Aufklärungsliteratur hatte immer unmittelbar das Volk selbst vor Augen; sie wollte, daß, wie

sich Steinbart in der Vorrede seiner Glückseligkeitslehre ausdrückt, zwischen dem gelehrten Stande als dem denkenden Kopf, und den arbeitsamen Ständen als den Händen am Staatskörper die nothwendige Verknüpfung nicht fehle.

Man kann getrost sagen, der beste und schönste Theil der deutschen Aufklärungsliteratur ist aus dieser frischen Hingebung an das Volk hervorgegangen. Es entstanden zahlreiche, auf den Volksunterricht berechnete Sammelschriften. Johann Jacob Engel's „Philosoph für die Welt", welcher 1775—1777 erschien und zu welchem außer dem Herausgeber selbst besonders Garve, Eberhard, Mendelssohn und David Friedländer die trefflichsten Beiträge lieferten, behauptet zwar nicht durch wissenschaftliche Tiefe, wohl aber durch eine stilistisch und logisch klare und durchgebildete Form noch heute einen gewissen Wert. Und ganz besonders wurzelt in dieser Richtung das Zeitschriftenwesen. Es ist nicht mehr die Art der alten moralischen Wochenschriften. Diese hatte sich überlebt; nur in Oestreich und Süddeutschland, welche die neue Bildung erst aus zweiter Hand erhielten, fanden sich noch vereinzelte Nachzügler derselben. Die Volkszeitschriften des Aufklärungszeitalters gehen auf eine besonnene und nüchterne Anschauung der Dinge, welche bestrebt ist, den Menschen ohne alle unnütze Schönseligkeit und Empfindelei für die nächsten Zwecke des handelnden Lebens geschickt zu machen, gehen auf gesunde und klare Verständigkeit, auf einfache Lebenstüchtigkeit. Dabei ist freilich nicht zu leugnen, daß dieses Streben, in Wesen und Ursprung an sich so berechtigt und wohlthätig, oft weit über das Ziel hinausschießt und zum Theil in die allerspießbürgerlichste Nützlichkeitslehre entartet.

Es muß einer besonderen Geschichte des deutschen Journalismus vorbehalten bleiben, auf alle Einzelheiten dieser Richtung näher einzugehen. Was auch in dieser Beziehung besonders das Hauptorgan, die Allgemeine Deutsche Bibliothek, für das allgemeine Volkswohl leistete, kann Jeder ermessen, der selbst nur einen oberflächlichen Einblick in das Kleinleben jenes Zeitalters, in die Denk- und Gefühlsweise unserer Großältern und Urgroßältern gethan hat.

Die einflußreichste dieser Zeitschriften war die „Berlinische Monatsschrift“. Sie wurde 1783 von F. Gedike und J. E. Biester gegründet, und zieht sich, wenn auch später unter verändertem Titel und unter der alleinigen Leitung Biester's, in unveränderter Richtung bis in das Jahr 1811. Vgl. E. Meyen: „Die Berliner Monatsschrift von Gedike und Biester“ in Prutz' Literarhistor. Taschenbuch. 1847. S. 151 ff.

Weder der vortreffliche Direktor des Friedrichswerder'schen Gymnasiums noch der Direktor der Königlichen Bibliothek können als selbständige Schriftsteller einen hervorragenden Platz in der Literaturgeschichte beanspruchen, aber durch die Leitung ihres vielgelesenen Organs haben sie trotzdem eine bedeutende Wirkung geübt.

Sagen wir, daß die Berliner Monatsschrift in Nicolai's Verlag erschien, so sind Vorzüge und Mängel dieser Wirkung im Ganzen bereits ausgesprochen. Aber nicht auf Bücheranzeigen beschränkt, sondern frisch und entschlossen auf die Besprechung aller öffentlichen Zustände und Tagesereignisse eingehend, hat die Monatsschrift vor der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ doch den besonderen Vortheil leichterer Beweglichkeit und allgemeinerer Anziehungskraft. Sie war eine Zeitlang der Mittelpunkt fast aller deutschen Schriftsteller, deren Trachten unmittelbare Volksbelehrung nicht ausschloß. Die Bedeutendsten und Berühmtesten stehen harmlos neben den Unbedeutenden und Unberühmten. Kant, der jetzt bereits die Kritik der reinen Vernunft geschrieben hatte, war einer der allereifrigsten Mitarbeiter: beinah sämmtliche kleine Abhandlungen, welche nachher drei Bände seiner vermischten Schriften füllten, und viele einzelne Abschnitte seiner „Religion innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft“ sind zuerst in der Berliner Monatsschrift erschienen. Ebenso einige der vorzüglichsten Abhandlungen Justus Möser's und Mendelssohn's. Daneben Semler, Bendavid, Moses Maimon, Ramler, Gleim, Heyne; in den späteren Jahrgängen F. A. Wolf, Wilhelm und Alexander von Humboldt, ja merkwürdigerweise sogar Friedrich Schlegel, Fichte und Adam Müller.

Es war der unabläſſigſte Kampf der Aufklärung gegen alle Finſterniß und Unfreiheit in Leben und Wirklichkeit. Noch liegt auch hier auf der religiöſen Seite das Hauptgewicht. „Bei der Eröffnung dieſer Zeitſchrift," ſagt Bieſter in ſeiner Selbſtbiographie, „war noch die glückliche Zeit Friedrich's des Großen, die Thörichten und Schlechten mußten ſich verbergen; aber unter der geheimnißvollen Hülle drang das Gift hin und wieder nur um ſo tiefer ein und wartete ſchon auf die Zeit, wo der große König nicht mehr ſein werde." Und als ſodann der große König nicht mehr war und die Feinde offen aus ihrem Verſteck hervorbrachen, da kam es darauf an, dieſen Feinden nur um ſo beharrlicher Trotz zu bieten. Kampf daher gegen jede Religionsſchwärmerei und Myſtik, welche in geheimen Geſellſchaften und wunderthätigen Betrügern grade jetzt wieder ſchamlos ihr Haupt erhob; Kampf gegen die Uebergriffe des heimlich ſchleichenden Jeſuitismus, welcher den verlorenen Boden ränkevoll wiederzuerobern ſtrebte. Viele, ſelbſt ehrenwerthe und bedeutende Männer, haben damals über einzelne Plattheiten und Uebertreibungen dieſer Angriffe geſpottet; traurige Erfahrungen der Folgezeit haben gelehrt, daß dieſer allerdings zuweilen überhaſtete Eifer der Einen nichtsdeſtoweniger ſcharfſichtiger war als das träge Sicherheitsgefühl der Anderen. Und neben der religiöſen Seite regt ſich auch ſchon die politiſche. Die Losreißung Amerika's wird mit der freudigſten Begeiſterung begrüßt; noch vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, ſchon in den Jahrgängen 1785 und 1786, wird laut und wiederholt auf die Berechtigung und Nothwendigkeit der Volksvertretung hingewieſen. Mit eingehendſter Theilnahme wird insbeſondere das Loos der unteren Volksklaſſen betrachtet. Die Hebung des Volksunterrichtes, die Errichtung von Gewerbeſchulen und Armenbeſchäftigungsanſtalten, ja ſogar ſchon die Einführung gewerblicher Genoſſenſchaften wird auf's gründlichſte erwogen und den Regierenden warm ans Herz gelegt.

Infolge des gewaltigen Aufſchwunges, den die deutſche Literatur durch Goethe und Schiller nahm, wurde freilich auch Bieſter ſchneller als er ſelbſt es bemerkte, überholt, und die leidenſchaftlich ſatiriſche

Kritik der Romantiker brachte es dahin, daß auch er lange Zeit nur als Zerrbild im Gedächtniß der Menschen lebte, ebenso wie Nicolai, der Leiter der Allgemeinen deutschen Bibliothek. Wer sich aber die Mühe nimmt, das Leben und Wirken Biester's und seiner Gesinnungsgenossen selbst kennen zu lernen, wird sicher nicht in dieses unverständige Gerede einstimmen.

2. Die Anfänge der Kant'schen Philosophie.

Bevor im Jahr 1781 Kant's Hauptwerk, die Kritik der reinen Vernunft, erschien, wurde Kant von den Zeitgenossen mit den sogenannten Popularphilosophen unterschiedslos auf gleiche Linie gestellt. Goethe, der Jüngling, nennt 1772 in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen Kant unmittelbar neben Sulzer, Mendelssohn und Garve.

Lange Zeit blieb diese Auffassung der früheren Schriften Kant's allgemein üblich. Man übersah die von Anbeginn in Kant lebendige Kraft des kritisch arbeitenden Geistes, durch die er sich von der selbstbefriedigten und selbstvertrauenden gleichzeitigen Aufklärung scharf unterscheidet.

Nach der einen Seite allerdings ist auch Kant Popularphilosoph. Sein ganzes Leben hindurch ist er rastlos bemüht gewesen, die Ergebnisse des gebildeten Denkens werkthätig ins Leben zu führen, um durch diese Umgestaltung der allgemeinen Sitte und Denkart das Volk aus seiner Unmündigkeit zu befreien; noch in seinem späten Greisenalter, als er längst auf der höchsten Höhe seiner philosophischen Eroberungen stand, war er einer der fleißigsten Mitarbeiter an der von Gedike und Biester herausgegebenen Berliner Monatsschrift, dem damals wirksamsten Organ der erstrebten Volksbildung. Jedoch der entscheidende Gegensatz ist, daß, während jene Aufklärer einzig und allein in dieser gemeinnützigen Wirksamkeit aufgehen und

darüber die schöpferische Fortbildung der Wissenschaft selbst fast ganz aus dem Auge verlieren, Kant seinerseits schon seit den ersten Jünglingsjahren den Umfang und die Gediegenheit des arglos geltenden Besitzstandes mit festem und freiem Sinn, mit dem frischen Muth angeborenen Forschergeistes rücksichtslos prüft, und, wo die alten Grundlagen sich wankend und unhaltbar zeigen, kühn und scharfblickend nach neuen ausschaut.

Jene berühmte Frage nach der Möglichkeit, Bedingung und Grenze des menschlichen Erkennens, in welcher Kant's eigenste That liegt, reicht bis auf Kant's früheſtes Auftreten zurück.

Die ersten Schriften Kant's legen seine Entwicklung klar vor Augen. Verfolgen wir diese Schriften Schritt vor Schritt nach der Zeit ihrer Entstehung, so sehen wir deutlich, auf welchem Grund in Kant das Mißtrauen gegen die Lehrmeinungen der Leibniz-Wolff-schen Philosophie erwuchs, und wie seine Entfremdung von denselben schon lange Jahre vorher innerlich vollzogen war, bevor sie als neues bis in das Einzelnste durchgebildetes Lehrgebäude die Welt in Schrecken und Staunen setzte. Kant selbst hat diesen frühen Ursprung derjenigen Anschauungen, die man vorzugsweise als Kant'sche Philosophie zu bezeichnen pflegt, auf das unzweideutigste ausgesprochen. In einer Erklärung, welche er 1797 in der Allgemeinen Literaturzeitung über den ihm zugeschriebenen Antheil an einigen Werken Theodor Hippel's erließ, sagt er ausdrücklich, daß er sein System schon lange „in seinem Kopfe getragen", aber „nur allererst in dem Zeitraum von 1770—1780 zu Stande gebracht habe".

Wir unterscheiden in der Entstehungsgeschichte der Kant'schen Philosophie zwei Epochen. Die erste Epoche erstreckt sich von 1747—1763, die zweite Epoche von 1763—1770. Die erste Epoche ist vorwaltend naturwissenschaftlich und steht unter dem Einfluß von Newton und Leibniz; die zweite Epoche ist bereits auf die Erkenntnißtheorie gerichtet, zum Einfluß Newton's und der Leibniz-Wolff'schen Philosophie tritt der Einfluß Locke's und besonders Hume's. In dieser zweiten Epoche liegt bereits der Abschluß.

Am 2. September 1770 schrieb Kant an Lambert, er sei jetzt zu demjenigen Begriff gekommen, durch welchen alle Fragen der Metaphysik nach ganz sicheren und leichten Grundsätzen entschieden werden, und welchen er nicht besorge, jemals ändern, wohl aber sich schmeichle, erweitern zu dürfen.

Dasselbe Jahrzehnt, welches in Winckelmann und Lessing den unerschütterlichen Grund deutscher Kunst und Dichtung legte, legte in Kant auch den unerschütterlichen Grund der deutschen Philosophie. Es fehlt ein wesentlicher Zug in der Geschichte dieses hoch bedeutenden Zeitraums, wenn wir nicht auf dieses denkwürdige Zusammentreffen Acht haben.

Immanuel Kant war am 22. April 1724 als der Sohn eines Sattlers zu Königsberg in Preußen geboren. Auf der Schule war Lucrez, auf der Universität Newton sein Lieblingsstudium. Dieser frische, auf die lebendige Thatsächlichkeit gerichtete Sinn ist ihm sein ganzes Leben unwandelbar geblieben.

Nachdem Kant im Winterhalbjahr 1755 als Privatdocent an der Königsberger Universität seine akademische Laufbahn begonnen hatte, hielt er nicht blos Vorlesungen über Logik, Metaphysik, Moralphilosophie und philosophische Encyklopädie, sondern regelmäßig auch über Mathematik und Physik, ja sogar über Festungsbau und Feuerwerkskunst; später las er mit besonderer Vorliebe auch über Anthropologie und physische Geographie. Herder, von Michaelis 1762 bis Michaelis 1764 einer seiner eifrigsten Zuhörer, hat zu einer Zeit, da er schon vielfach von den Ansichten seines großen Lehrers abwich, im neunundsiebzigsten der Briefe zur Beförderung der Humanität von der anregenden Lehrweise Kant's eine anziehende Schilderung gegeben. Sie lautet: „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebauete Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz, Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein

lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibniz, Wolff, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Keppler's, Newton's, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf den moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus welchen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namenehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken, Despotismus war seinem Gemüth fremde. Dieser Mann, den ich mit größester Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir ... Ich will ihn seiner Absicht nach Sokrates nennen, und seiner Philosophie den Fortgang dieser seiner Absicht wünschen, daß nämlich nach ausgereuteten Dornen der Sophisterei die Saat des Verstandes, der Vernunft, der moralischen Gesetzgebung reiner und fröhlicher sprosse; nicht durch Zwang, sondern durch innere Freiheit."

Kant's naturwissenschaftliche Anfänge sind scharf zu betonen. Kant wurde nur dadurch der Kritiker der philosophischen Methode, weil er durch die Methode der Naturwissenschaft geschult war.

Diese erste Epoche beginnt mit Kant's erster Schrift, „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweise, deren sich Herr von Leibnitz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben, nebst einigen vorhergehenden Betrachtungen, welche die Kraft der Körper überhaupt betreffen". Die Vorrede ist von seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag, vom 22. April 1747 datirt. Der Inhalt dieser Schrift ist jetzt veraltet; es wird eine Vermittlung der Cartesischen und Leibniz'schen Naturbetrachtung durch eine schärfere Unterscheidung der todten und lebendigen Kräfte angestrebt. Aber in jeder Zeile liegt der muthvolle

Wahrheitseifer des Selbstdenkers, der schon in so jungen Jahren vor keinem noch so gefeierten Namen zurückschreckt. „Ich glaube," heißt es sogleich im Eingang, „ich habe Ursache, von dem Urtheile der Welt, dem ich diese Blätter überliefere, eine so gute Meinung zu fassen, daß diejenige Freiheit, die ich mir herausnehme, großen Männern zu widersprechen, mir für kein Verbrechen werde ausgelegt werden. Es war eine Zeit, da man bei einem solchen Unterfangen viel zu befürchten hatte; allein ich bilde mir ein, diese Zeit sei nunmehr vorbei, und der menschliche Verstand habe sich schon der Fesseln glücklich entschlagen, die ihm Unwissenheit und Bewunderung ehemals angelegt hatten. Nunmehr kann man es kühn wagen, das Ansehen der Newton's und Leibnitze für nichts zu achten, wenn es sich der Entdeckung der Wahrheit entgegenstellen sollte, und keinen anderen Ueberredungen als dem Zuge des Verstandes zu gehorchen." Und noch bestimmter sagt § 7: „Ich stehe in der Einbildung, es sei zuweilen nicht unnütz, ein gewisses edles Vertrauen in seine eigenen Kräfte zu setzen. Eine Zuversicht von der Art belebt alle unsere Bemühungen und ertheilt ihnen einen gewissen Schwung, der der Untersuchung der Wahrheit sehr förderlich ist. Wenn man in der Verfassung steht, sich überreden zu können, daß man seiner Betrachtung auch etwas zutrauen dürfe und daß es möglich sei, einen Herrn von Leibnitz auf Fehlern zu ertappen, so wendet man Alles an, seine Vermuthung wahr zu machen. Nachdem man sich nun tausend Mal bei einem Unterfangen verirrt hat, so wird der Gewinn, der hierdurch der Erkenntniß der Wahrheit zugewachsen ist, dennoch viel erheblicher sein, als wenn man nur immer die Heerstraße gehalten hatte. Hierauf gründe ich mich. Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen."

Jedoch die wichtigste naturwissenschaftliche Schrift Kant's in dieser Epoche ist die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprung des ganzen Weltgebäudes, nach Newton'schen Grundsätzen

abgehandelt". Sie war bereits in einer früheren Untersuchung Kant's über die Frage, ob die Erde in ihrer Achsenumdrehung seit den ersten Zeiten ihres Ursprungs einige Veränderung erlitten habe, als „Kosmogonie oder Versuch, den Ursprung des Weltgebäudes, die Bildung der Himmelskörper und die Ursachen ihrer Bewegung aus den allgemeinen Bewegungsgesetzen der Materie herzuleiten" angekündigt worden, erschien aber 1755 unter verändertem Titel ohne Kant's Namen. (Vergl. Rosenkranz und Schubert, Kant's Werke Bd. 6, S. 39 ff.) Sie hat zunächst ihr Absehen auf eine unmittelbare Ergänzung Newton's gerichtet; der englische Einfluß zeigt sich auch in den Denksprüchen Pope's, welche den einzelnen Kapiteln vorangestellt sind. Newton hatte daran gezweifelt, die den Himmelskörpern ertheilten „Schwungkräfte", deren Richtung und Bestimmung das Systematische des Weltbaues ausmacht, aus den Kräften der Natur selbst zu begreifen; er hatte sich, wie Kant sich ausdrückt, mit der für einen Philosophen betrübten Entschließung begnügt, zur Auflösung dieser Schwierigkeit den unmittelbaren Willen Gottes anzuführen. Kant dagegen sucht das Triebwerk, welches den Stoff der sich bildenden Natur in Bewegung gesetzt haben möge, in der Kraft der Anziehung selbst, welche der Materie wesentlich innewohnt.

Es ist lehrreich zu sehen, wie Kant keiner der weittragenden Folgerungen aus dem Wege geht, welche ihm aus der Vertheidigung dieser fest in sich geschlossenen Naturnothwendigkeit erwachsen. Der erste Einwurf, sagt Kant, wird ohne Zweifel sein, daß dieses Bestreben, das Systematische, welches die großen Glieder der Schöpfung in dem ganzen Umfang der Unendlichkeit verbindet, zu entdecken, die Bildung der Weltkörper selber und den Ursprung ihrer Bewegung aus dem ersten Zustand durch mechanische Gesetze herzuleiten, die Kräfte der menschlichen Natur weit überschreite. Kant antwortet (S. 53): „Ich vernichte diese Schwierigkeit, indem ich deutlich zeige, daß eben diese Untersuchung unter allen, die in der Naturlehre aufgeworfen werden können, diejenige sei, in welcher man am leichtesten und sichersten bis zum Ursprung gelangen kann. Ebenso wie unter allen Aufgaben der Naturforschung keine mit mehr Richtigkeit und Gewiß-

heit aufgelöst worden als die wahre Verfassung des Weltbaues im Großen, die Gesetze der Bewegungen und das innere Triebwerk der Umläufe aller Planeten, als worin die Newton'sche Weltweisheit solche Einsichten gewähren kann, dergleichen man sonst in keinem Theile der Weltweisheit antrifft; eben also, behaupte ich, sei unter allen Naturdingen, deren erster Ursach man nachforscht, der Ursprung des Weltsystems und die Erzeugung der Himmelskörper sammt den Ursachen ihrer Bewegungen Dasjenige, was man am ersten gründlich einzusehen hoffen darf. — — Mich dünkt, man könne hier in gewissem Verstande ohne Vermessenheit sagen: gebt mir Materie, ich will eine Welt daraus bauen!, das ist, gebt mir Materie, ich will Euch zeigen, wie eine Welt daraus entstehen soll. Denn wenn Materie vorhanden ist, welche mit einer wesentlichen Attractionskraft begabt ist, so ist es nicht schwer, diejenigen Ursachen zu bestimmen, die zu der Einrichtung des Weltsystems im Großen betrachtet, haben beitragen können. Man weiß, was dazu gehört, daß ein Körper eine kugelrunde Figur erlange, man begreift, was erfordert wird, daß freischwebende Kugeln eine kreisförmige Bewegung um den Mittelpunkt anstellen, gegen den sie gezogen werden. Die Stellung der Kreise gegeneinander, die Uebereinstimmung der Richtung, die Excentricität, Alles kann auf die einfachsten und mechanischen Ursachen gebracht werden, und man darf mit Zuversicht hoffen, sie zu entdecken, weil sie auf die leichtesten und deutlichsten Gründe gesetzt werden können." „Dieses sind die Ursachen, worauf ich meine Zuversicht gründe, daß der physische Theil der Weltwissenschaft künftighin noch wohl eben die Vollkommenheit zu hoffen habe, zu der Newton die mathematische Hälfte derselben erhoben hat." Und der zweite Einwurf, fährt Kant fort, wird eine feierliche Anklage von Seiten der Religion sein; man wird in dem vermeintlichen Vorwitz dieser Betrachtungen eine Schutzrede des Gotteslengners, eine Billigung der Meinungen Epikur's sehen. Aber auch hier ist Kant um die Antwort nicht verlegen. Er sagt (S. 49): „Ich will nicht völlig alle Uebereinstimmung mit Epikur ablehnen. Viele sind durch den Schein solcher Gründe zu Atheisten geworden,

welche bei genauerer Erwägung sie von der Gewißheit des höchsten Wesens am kräftigsten hätten überzeugen können. Die Folgen, die ein verkehrter Verstand aus untadelhaften Grundsätzen zieht, sind öfters sehr tadelhaft, und so waren es auch die Schlüsse des Epikur, ungeachtet sein Entwurf der Scharfsinnigkeit eines großen Geistes gemäß war. Epikur und die anderen Lehrer der mechanischen Erzeugung des Weltbaues leiteten alle Ordnung, die sich an demselben wahrnehmen läßt, aus dem ungefähren Zufall her, der die Atome so glücklich zusammentreffen ließ, daß sie ein wohlgeordnetes Ganzes ausmachten. Epikur war gar so unverschämt, daß er verlangte, die Atome wichen von ihrer graden Bewegung ohne alle Ursache ab, um einander begegnen zu können. Alle insgesammt trieben diese Ungereimtheit so weit, daß sie den Ursprung aller belebten Geschöpfe eben diesem blinden Zusammenlauf beimaßen und die Vernunft wirklich aus der Unvernunft herleiteten. In meiner Lehrverfassung hingegen finde ich die Materie an gewisse nothwendige Gesetze gebunden. Ich sehe in ihrer gänzlichen Auflösung und Zerstreuung ein schönes und ordentliches Ganzes sich ganz natürlich daraus entwickeln. Es geschieht dies nicht durch einen Zufall und von ungefähr, sondern man bemerkt, daß natürliche Eigenschaften es nothwendig also mit sich bringen. Wird man hiedurch nicht bewogen, zu fragen, warum mußte denn die Materie grade solche Gesetze haben, die auf Ordnung und Wohlanständigkeit abzwecken? War es wohl möglich, daß viele Dinge, deren jedes seine von dem andern unabhängige Natur hat, einander von selber grade so bestimmen sollten, daß ein wohlgeordnetes Ganzes daraus entspringe, und, wenn sie dieses thun, giebt es nicht einen unleugbaren Beweis von der Gemeinschaft ihres ersten Ursprungs ab, der ein allgenugsamer höchster Verstand sein muß, in welchem die Naturen der Dinge zu vereinbarten Absichten entworfen worden? Die Materie, die der Urstoff aller Dinge ist, ist also an gewisse Gesetze gebunden, welchen sie frei überlassen nothwendig schöne Verbindungen hervorbringen muß. Sie hat keine Freiheit, von diesem Plane der Vollkommenheit abzuweichen. Da sie also sich einer höchst weisen Absicht

unterworfen befindet, so muß sie nothwendig in solche übereinstimmende Verhältnisse durch eine über sie herrschende erste Ursache versetzt worden sein, und es ist ein Gott eben deswegen, weil die Natur auch selbst im Chaos nicht anders als regelmäßig und ordentlich verfahren kann." Aehnlich äußert sich Kant auch im 8. Kapitel, S. 183. Angesichts solcher Betrachtungen ist es bedeutsam, daß er grade diese Schrift Friedrich dem Großen widmete, dem philosophischen König, der sich durchaus in derselben Grundanschauung bewegte.

Sicherlich hat man Recht, wenn man Kant in dieser Epoche noch einen Wolffianer nennt. Noch ruhte seine religiöse und sittliche Weltanschauung wesentlich auf der von Leibniz gelehrten Ueberzeugung, daß die wirkliche Welt unter allen möglichen Welten die beste Welt sei. Während in Voltaire die furchtbaren Verwüstungen des Erdbebens von Lissabon 1755 diese Lehre auf's tiefste erschütterten, läßt sich Kant durch dieselben so wenig beirren, daß er in der eigenen Schrift, die er der „Geschichte und Naturbeschreibung dieses Ereignisses" 1756 widmete, nur die Eitelkeit des Menschen geißelt, der von sich selbst so eingenommen sei, daß er sich lediglich als das einzige Ziel der Anstalten Gottes betrachte, gleich als wenn diese kein anderes Augenmerk hätten als ihn allein, um die Maßregeln in der Regierung der Welt darnach einzurichten. Und dieselbe Ansicht kehrt auch noch 1759 in dem „Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus" wieder, welcher den Leibniz'schen Satz, daß das Ganze das Beste und daß Alles um des Ganzen willen gut sei, ausdrücklich zu seinem Thema gemacht hat.

Allein dabei ist nicht zu übersehen, daß Kant trotzalledem das Täuschende, Leere und Unhaltbare der sogenannten mathematischen Behandlungsweise Wolff's auch jetzt schon völlig durchschaute. So selten Kant in den Schriften seiner ersten Epoche Gelegenheit nimmt, diese Mängel im Einzelnen nachzuweisen, so unverkennbar ist doch überall sein Bemühen, die Lebensfülle der sinnlichen Erfahrung gegen alle Gewaltthätigkeit verzerrender Begriffsallgemeinheit zu schützen. In dem im April 1758 geschriebenen „Neuen Lehrbegriff

der Bewegung und Ruhe" verspottet er die Denkfaulheit „derjenigen Herren, welche gewohnt sind, alle Gedanken als Spreu wegzuwerfen, die nicht auf die Zwangsmühle des Wolff'schen oder eines anderen berühmten Lehrgebäudes aufgeschüttet worden". Ja 1762 giebt er in der Abhandlung „Von der falschen Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren", welche nur der ersten Figur Berechtigung zuerkennt, dieser Anschauung bereits die tiefgreifende Wendung, daß er der herrschenden Schullogik, welche nur zur eitlen Klopffechterei oder, wie Kant treffend sagt, zur Athletik der Gelehrten gehöre, auf das schärfste den Krieg erklärt.

Mit dieser logischen Abhandlung nahte sich Kant der zweiten Epoche seiner Entwicklung.

Das Unterscheidende und Fortschreitende dieser zweiten Epoche ist der bestimmte Uebergang von der Naturwissenschaft zur Logik und Metaphysik. Nicht mehr der Theorie und Naturgeschichte der Materie, sondern der Theorie und Naturgeschichte des menschlichen Geistes gelten fortan Kant's Forschungen.

Wir fußen nicht blos auf inneren, sondern auch auf äußeren Zeugnissen, wenn wir als das erste Denkmal dieses epochemachenden Umschwungs die im Jahr 1763 erschienene „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral" betrachten. Kant selbst hat in seiner „Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbjahr von 1765 bis 1766" diese Abhandlung als den Anfang seines selbständigen Philosophirens bezeichnet. Seit dieser Zeit trug sich Kant, wie er auch in einem Brief vom 2. Januar 1763 bestätigt, mit dem Gedanken einer neuen Metaphysik.

Das Grundthema der späteren Kant'schen Philosophie, die Bekämpfung der sogenannten reinen, d. h. die Grenzen der sinnlichen Erfahrung und Thatsächlichkeit überfliegenden Vernunfterkenntniß, ist hier bereits mit vollster Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen.

Hat Kant 1783 in der Vorrede der „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, welche als Wissenschaft wird auftreten können", selbst bezeugt, daß es vornehmlich David Hume gewesen,

der ihm vor vielen Jahren zuerst den dogmatischen Schlummer durchbrochen, so kann kein Zweifel sein, daß diese Einwirkung Hume's bereits in diese Zeit fällt, obgleich die erwähnte Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen aus dem Jahr 1765 Hume's nicht in der Metaphysik, sondern nur in der Sittenlehre gedenkt. Hume, der große englische Skeptiker, hatte gelehrt, daß der Begriff von Ursache und Wirkung ohne innere Nothwendigkeit und darum ohne zwingende Gewißheit und Ueberzeugungskraft sei. Indem wir gewöhnlich sehen, daß auf diese bestimmte Erscheinung jene bestimmte andere folgt, haben wir uns daran gewöhnt zu denken, daß diese Erscheinung immer und nothwendig auf jene folgen müsse; wir machen aus der zeitlichen Aufeinanderfolge eine ursächliche. Kant, diese Anregung selbstschöpferisch fortbildend, fand bald, wie er in den Prolegomena erzählt, daß der Begriff der Verknüpfung von Ursache und Wirkung bei weitem nicht der einzige sei, durch den der Verstand sich solche willkürliche Verknüpfungen denke, sondern daß vielmehr die Metaphysik ganz und gar aus Begriffen dieser Art bestehe. Die herrschende Metaphysik erschien ihm nicht blos, wie die herrschende Logik, als falsche trügerische Spitzfindigkeit, sondern zum großen Theil als leeres Hirngespinst oder, um den Ausdruck einer seiner späteren Schriften vorauszunehmen, als das Blendwerk schwindlicher Begriffe einer halb dichtenden halb schließenden Vernunft.

Weil besonders die Wolff'sche Philosophie mit dem Schein scharfbetont mathematischer Beweisführung das heillosesste Unwesen getrieben hatte, richtet Kant schon jetzt, wie später in der Kritik der reinen Vernunft, sein schwerstes Geschütz gegen diese allgemein übliche und doch so durchaus unberechtigte Nachahmung der mathematischen Methode in philosophischen Dingen. Es ist der Zweck dieser „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral", darauf hinzuweisen, daß das Geschäft der Mathematik, gegebene Begriffe von Größen, die klar und sicher sind, zu verknüpfen und zu vergleichen, um zu sehen, was daraus gefolgert werden könne, und das Geschäft der Philosophie, Begriffe, die als verworren gegeben sind, zu zergliedern und ausführlich und bestimmt

zu machen, in ihrer innersten Natur einander entgegengesetzt seien, und daß daher der Philosophie nichts verderblicher gewesen als die Uebertragung einer Beweisform, welche auf durchaus anderem Ausgangspunkt beruhe.

Sei in der Mathematik die Definition, weil in der Anschauung nachweisbar, das Erste, so könne in der Metaphysik die Definition, weil erst das Endergebniß aller sorgfältig aufgesuchten Merkmale des zu betrachtenden Gegenstandes, erst das Letzte sein. Nur das enthaltsame Zurückgehen auf sichere Erfahrungssätze und daraus gezogene unmittelbare Folgerungen könne auch in der Philosophie endlich eine unwandelbare Vorschrift der Lehrart erzeugen, welche anstatt des ewigen Unbestandes der Meinungen und Schulsekten die denkenden Köpfe eben so sehr zu einerlei Bemühungen vereinigen werde, wie Newton's Methode in der Naturwissenschaft die Ungebundenheit der physischen Hypothesen in ein sicheres Verfahren nach Erfahrung und Geometrie verändert habe. Allerdings aber setzte Kant in die Gangbarkeit und Zielsicherheit dieses Erfahrungsweges damals noch ein unmittelbares Vertrauen, welches seinen späteren Kriticismus noch nicht voraussehen läßt; er glaubt auf ihm zu einer Metaphysik, ähnlich der Leibniz'schen und Wolff'schen gelangen zu können.

Gleichfalls in dem Gedanken neuer empiristischer Forschung wurzeln auch alle anderen Schriften Kant's aus den Jahren 1763 und 1764. Ueberall der zornmüthige Eifer gegen das leichtfertige und selbstgenügsame Dahinleben in den hergebrachten Lehren und Vorstellungen, das sich einbildet, zu seiner Weisheit könne nichts hinzugethan und von seinem Wahn nichts hinweggenommen werden. Dies geschieht besonders in dem trefflichen „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen", wo die „Realentgegensetzung", die durch die mathematischen Zeichen + und — ausgedrückt wird, von der logischen Entgegensetzung unterschieden wird, die das Princip des Widerspruchs in sich schließt. Dort heißt es (Bd. 1, S. 156): „Simonides ist noch immer ein Weiser, der nach vielfältiger Zögerung seinem Fürsten die Antwort gab, je mehr ich über Gott nach-

sinne, desto weniger vermag ich ihn einzusehen. So lautet nicht die Sprache des gelehrten Pöbels. Er weiß nichts, er versteht nichts, aber er redet von Allem, und was er redet, darauf pocht er.“ Noch schärfer die darauf folgende Stelle: „Da der gründlichen Philosophen, wie sie sich selbst nennen, täglich mehr werden, die so tief in alle Sachen einschauen, daß ihnen auch nichts verborgen bleibt, was sie nicht erklären und begreifen könnten, so sehe ich schon voraus, daß der Begriff der Realentgegensetzung, welcher am Anfange dieser Abhandlung von mir zum Grunde gelegt worden, ihnen sehr seicht, und der Begriff der negativen Größen, der darauf gebaut worden, nicht gründlich genug vorkommen werde. Ich, der ich aus der Schwäche meiner Einsicht kein Geheimniß mache, nach welcher ich gemeiniglich dasjenige am wenigsten begreife, was alle Menschen leicht zu verstehen glauben, schmeichle mir durch mein Unvermögen ein Recht zu dem Beistande dieser großen Geister zu haben, daß ihre hohe Weisheit die Lücke ausfüllen möge, die meine mangelhafte Einsicht hat übrig lassen müssen.“ Und daher zugleich das rastlose Bestreben, seine neue Betrachtungsweise möglichst vielseitig zur Durchführung und Anerkennung zu bringen. Die Abhandlung „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“ setzt ganz ausdrücklich ihre Absicht „vornehmlich auf die Methode, vermittelst der Naturwissenschaft zur Erkenntniß Gottes hinaufzusteigen“; und nicht minder sind die mit eben so viel Tiefsinn als liebenswürdiger, fast möchte man sagen, schelmischer Beweglichkeit geschriebenen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ und „über die Krankheiten des Kopfes“ eine so geistvolle Erhebung thatsächlicher Einzelheiten zu zusammenfassenden Begriffsbestimmungen, wie sie sonst nur eine auszeichnende Eigenschaft der besten englischen und französischen Essayisten gewesen war.

Schon begann die Welt, auf diese bahnbrechenden Neuerungen aufmerksam zu werden. Die Besprechungen dieser kleinen Schriften im achtzehnten und zweiundzwanzigsten Bande der Literaturbriefe bezeichnen dieselben als den Anfang einer neuen Metaphysik: man

könne in ihnen unendlich mehr Nahrung finden als in manchen großen Systemen.

Noch aber fehlte das letzte Wort Kant's.

Dies erfolgte im Anfang des Jahres 1766 in der klassischen Schrift „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik". Was Kant bisher mehr nur angedeutet als durchgeführt hatte, erschien hier vertieft und bis in die schärfsten Folgesätze ausgestaltet.

Es ist das Zukunftsprogramm der Kant'schen Philosophie, das Vorspiel und die Grundlage aller wesentlichsten Ideen, welche fünfzehn Jahre später in der Kritik der reinen Vernunft mit ihrer zermalmenden Unerbittlichkeit eine völlige Revolution hervorbrachten. Die frische Werdelust, welche in diesem Buch liegt, ist von unwiderstehlichem Zauber. Die anmuthige Form, zum Theil äußerst keck den humoristischen Romanen der Engländer entlehnt, athmet durchweg jene lächelnde und behagliche Ironie, jene muntere und übermüthige Laune, welche nur aus dem beglückenden Stolz siegesgewisser Ueberlegenheit quillt.

Aeußerer Anlaß war die aufsehenerregende Geisterseherei Swedenborg's. Aber der Grundgedanke gewinnt sogleich die gewaltigste Tragweite; er stellt die anmaßlichen Träume falscher und eingebildeter Wissenschaft unbedenklich mit den Träumen verzückter Geisterseher auf gleichen Boden.

Trotz der ungebundenen und schwunghaften Darstellung sind die drei Hauptgesichtspunkte der Untersuchung leicht erkennbar.

Zuerst auch hier wieder der schneidendste Kampf gegen die hohle Ueberschwenglichkeit der Schulphilosophen, „welche so fleißig und vertieft ihre metaphysischen Gläser nach den entlegenen Gegenden der anderen Welt richten und Wunderdinge von daher zu erzählen wissen". Kant entgegnet (Bd. 7, S. 64): „Zum wenigsten mißgönne ich ihnen keine von ihren Entdeckungen; nur besorge ich, daß ihnen irgend ein Mann von gutem Verstande und wenig Feinigkeit eben dasselbe dürfte zu verstehen geben, was dem Tycho de Brahe sein Kutscher antwortete, als Jener meinte, zur Nachtzeit nach den Sternen den kürzesten

Weg fahren zu können: Guter Herr, auf den Himmel mögt Ihr Euch wohl verstehen, hier aber auf der Erde seid ihr ein Narr. Aristoteles sagt irgendwo: Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt, träumen wir aber, so hat ein Jeder seine eigne. Mich dünkt, man sollte wohl den letzten Satz umkehren und sagen können: Wenn von verschiedenen Menschen ein Jeglicher seine eigene Welt hat, so ist zu vermuthen, daß sie träumen. Auf diesen Fuß, wenn wir die Luftbaumeister der mancherlei Gedankenwelten betrachten, deren Jeglicher die seinige mit Ausschließung Anderer ruhig bewohnt, denjenigen etwa, welcher die Ordnung der Dinge, so wie sie von Wolffen aus wenig Bauzeug der Erfahrung, aber mehr erschlichenen Begriffen gezimmert, oder die, welche von Crusius durch die magische Kraft einiger Sprüche vom Denklichen und Undenklichen aus Nichts hervorgebracht worden, bewohnen, so werden wir uns bei dem Widerspruch ihrer Visionen gedulden, bis diese Herren ausgeträumt haben. Denn wenn sie einmal, so Gott will, völlig wachen, d. h. zu einem Blick, der die Einstimmung mit anderem Menschenverstande nicht ausschließt, die Augen aufthun werden, so wird Niemand von ihnen etwas sehen, was nicht jedem Andern gleichfalls augenscheinlich und gewiß erscheinen sollte, und die Philosophen werden zu derselbigen Zeit eine gemeinschaftliche Welt bewohnen, dergleichen die Größenlehrer schon längst innegehabt haben, welche wichtige Begebenheit nicht lange mehr anstehen kann, wofern gewissen Zeichen und Vorbedeutungen zu trauen ist, die seit einiger Zeit über dem Horizonte der Wissenschaften erschienen sind." Und ebenso witzig verspottet Kant das Verfahren dieser Philosophen, nur a priori, d. h. nur durch Vernunftgründe ohne Hinzunahme der sinnlichen Erfahrung denken zu wollen. Kant sagt (S. 86): „Man muß wissen, daß alle Erkenntniß zwei Enden habe, bei denen man sie fassen kann, das eine a priori, das andere a posteriori. Zwar haben verschiedene Naturlehrer neuerer Zeiten vorgegeben, man müsse es bei dem letzteren anfangen, und glauben, den Aal der Wissenschaft beim Schwanze zu erwischen, indem sie sich grausamer Erfahrungskenntnisse versichern und dann so allmählich zu allgemeinen

und höheren Begriffen hinaufrücken. Allein ob dieses zwar nicht unklug gehandelt sein möchte, so ist es doch bei weitem nicht gelehrt und philosophisch genug, denn man ist auf diese Art bald bei einem Warum, worauf keine Antwort gegeben werden kann, welches einem Philosophen gerade so viel Ehre macht als einem Kaufmann, der bei einer Wechselzahlung freundlich bittet, ein andermal wieder anzusprechen. Daher haben scharfsinnige Männer, um diese Unbequemlichkeit zu vermeiden, von der entgegengesetzten äußersten Grenze, nämlich dem obersten Punkte der Metaphysik angefangen. Es findet sich aber hierbei eine neue Beschwerlichkeit, nämlich daß man anfängt, ich weiß nicht wo, und kommt, ich weiß nicht wohin, und daß der Fortgang der Gründe nicht auf die Erfahrung treffen will, ja daß es scheint, die Atome des Epikur dürften eher, nachdem sie von Ewigkeit her immer gefallen, einmal von ungefähr zusammenstoßen, um eine Welt zu bilden, als die allgemeinsten und abstractesten Begriffe, um sie zu erklären. Da also der Philosoph wohl sah, daß seine Vernunftgründe einerseits und die wirkliche Erfahrung oder Erzählung andererseits wie ein Paar Parallellinien wohl ins Unendliche neben einander fortlaufen würden, ohne jemals zusammenzutreffen, so ist er mit den Uebrigen, gleich als wenn sie darüber Abrede genommen hätten, übereingekommen, ein Jeder nach seiner Art den Anfangspunkt zu nehmen, und darauf nicht in der graden Linie der Schlußfolge, sondern mit einem unmerklichen Clinamen der Beweisgründe, dadurch daß sie nach dem Ziele gewisser Erfahrungen oder Zeugnisse verstohlen hinschielten, die Vernunft so zu lenken, daß sie grade hintreffen müßte, wo der treuherzige Schüler sie nicht vermuthet hatte, nämlich dasjenige zu beweisen, wovon man schon vorher wußte, daß es sollte bewiesen werden. Diesen Weg nannten sie alsdann noch den Weg a priori, ob er wohl unvermerkt durch ausgesteckte Stäbe nach dem Punkte a posteriori gezogen war, wobei aber billigermaßen der, so die Kunst versteht, den Meister nicht verrathen muß. Nach dieser sinnlichen Lehrart haben verschiedene verdienstvolle Männer auf dem bloßen Wege der Vernunft sogar Geheimnisse der Religion ertappt, sowie Romanschreiber die

Heldin der Geschichte in entfernte Länder fliehen lassen, damit sie ihrem Anbeter durch ein glückliches Abenteuer von ungefähr aufstoße."

Zweitens. Die Feststellung des neuen Standpunktes, die Hinweisung der Philosophie auf die Bedingungen und Grenzen der sinnlichen Erfahrung und Wirklichkeit. Die betreffende Stelle lautet (S. 98): „Die Metaphysik, in welche ich das Schicksal habe, verliebt zu sein, ob ich mich gleich von ihr nur selten einiger Gunstbezeugungen rühmen kann, leistet zweierlei Vortheile. Der erste ist, den Aufgaben ein Genüge zu thun, die das forschende Gemüth aufwirft, wenn es verborgeneren Eigenschaften der Dinge durch Vernunft nachspäht. Aber hier täuscht der Ausgang nur gar zu oft die Hoffnung . . . Der andere Vortheil ist der Natur des menschlichen Verstandes mehr angemessen und besteht darin, einzusehen, ob die Aufgabe aus demjenigen, was man wissen kann, auch bestimmt sei, und welches Verhältniß die Frage zu den Erfahrungsbegriffen habe, darauf sich alle unsere Urtheile jederzeit stützen müssen. Insofern ist die Metaphysik eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft, und da ein kleines Land jederzeit viel Grenze hat, überhaupt auch mehr daran liegt, seine Besitzungen wohl zu kennen und zu behaupten, als blindlings auf Eroberungen auszugehen, so ist dieser Nutzen der erwähnten Wissenschaft der unbekannteste und zugleich der wichtigste, wie er denn auch nur ziemlich spät und nach langer Erfahrung erreicht wird. Ich habe diese Grenze hier zwar nicht genau bestimmt, aber doch insoweit angezeigt, daß der Leser bei weiterem Nachdenken finden wird, er könne sich aller vergeblichen Nachforschung überheben in Ansehung einer Frage, wozu die Data in einer anderen Welt, als in welcher er empfindet, anzutreffen sind. Ich habe also meine Zeit verloren, damit ich sie gewönne. Ich habe meinen Leser hintergangen, damit ich ihm nützte, und wenn ich ihm gleich keine neue Einsicht darbot, so vertilgte ich doch den Wahn und das eitle Wissen, welches den Verstand aufbläht und in seinem engen Raume den Platz ausfüllt, den die Lehren der Weisheit und der nützlichen Unterweisung einnehmen könnten. Wen die bisherigen Betrachtungen ermüdet haben, ohne ihn zu belehren, dessen Ungeduld kann sich

nunmehr damit aufrichten, was Diogenes, wie man sagt, seinen gähnenden Zuhörern zusprach, als er das letzte Blatt eines langweiligen Buchs sah: Courage, meine Herren, ich sehe Land. Vorher wandelten wir wie Demokrit im leeren Raum, wohin uns die Schmetterlingsflügel der Metaphysik gehoben hatten, und unterhielten uns daselbst mit geistigen Gestalten. Jetzt, da die stiptische Kraft der Selbsterkenntniß die seidenen Schwingen zusammengezogen hat, sehen wir uns wieder auf dem niedrigen Boden der Erfahrung und des gemeinen Verstandes; glücklich! wenn wir denselben als unseren angewiesenen Platz betrachten, aus welchem wir niemals ungestraft hinausgehen, und der auch Alles enthält, was uns befriedigen kann, so lange wir uns am Nützlichen halten."

Und drittens die Schlußbetrachtung, daß alle Fragen rein geistiger Natur, welche nicht in die sinnliche Erfahrung fallen, wie die Fragen von der Freiheit und Vorherbestimmung, dem künftigen Zustand und dergleichen, nicht blos unmöglich und gänzlich außer dem Gesichtskreise der Menschen liegend, sondern auch durchaus entbehrlich und unnöthig seien. Jener Beweis der Unmöglichkeit wird von Kant ganz wie von Hume ausgeführt. Kant sagt: „In den Verhältnissen der Ursache und Wirkung, der Substanz und der Handlung, dient anfänglich die Philosophie dazu, die verwickelten Erscheinungen aufzulösen und solche auf einfachere Vorstellungen zu bringen. Ist man aber endlich zu den Grundverhältnissen gelangt, so hat das Geschäft der Philosophie ein Ende; und, wie Etwas könne eine Ursache sein oder eine Kraft haben, ist unmöglich jemals durch Vernunft einzusehen, sondern diese Verhältnisse müssen lediglich aus der Erfahrung genommen werden . . . Ich weiß wohl, daß das Denken und Wollen meinen Körper bewege, aber ich kann diese Erscheinung als eine einfache Erfahrung niemals durch Zergliederung auf eine andere bringen, und sie daher wohl erkennen, aber nicht einsehen . . . Ich erkenne in mir Veränderungen als in einem Subjecte, was lebt, nämlich Gedanken, Willkür u. s. w., und weil diese Bestimmungen von anderer Art sind als Alles, was zusammengenommen meinen Begriff vom Körper macht, so denke ich mir

billigermaßen ein unkörperliches und beharrliches Wesen; ob dieses auch ohne Verbindung mit dem Körper denken werde, kann vermittelst dieser aus Erfahrung erkannten Natur niemals geschlossen werden . . . Alle solche Urtheile, wie diejenigen von der Art, wie meine Seele den Körper bewegt oder mit anderen Wesen ihrer Art jetzt oder künftig im Verhältniß steht, können niemals etwas mehr als Erdichtungen sein, und zwar bei weitem nicht einmal von demjenigen Werth, als die in der Naturwissenschaft, welche man Hypotheſen nennt, bei welchen man keine Grundkräfte ersinnt, sondern diejenigen, welche man durch Erfahrung schon kennt, nur auf eine der Erscheinungen angemessene Art verbindet und deren Möglichkeit sich also jederzeit muß können beweisen lassen; dagegen im ersten Fall selbst neue Fundamentalverhältnisse von Ursache und Wirkung angenommen werden, in welchen man niemals den mindesten Begriff ihrer Möglichkeit haben kann, und also nur schöpferisch oder chimärisch, wie man es nennen will, dichtet.“ Die Einsicht aber in die Unnöthigkeit solcher unerweisbarer, die Grenzen menschlichen Erkennens überschreitender Vorstellungen wird von Kant (S. 105) in folgender Weise ausgesprochen: „Die Eitelkeit der Wissenschaft entschuldigt gern ihre Beschäftigung mit dem Vorwand der Wichtigkeit, und so giebt man auch hier gemeiniglich vor, daß die Vernunfteinsicht von der geistigen Natur der Seele zu der Ueberzeugung von dem Dasein nach dem Tode, diese aber zum Bewegungsgrunde eines tugendhaften Lebens sehr nöthig sei. Allein die wahre Weisheit ist die Begleiterin der Einfalt, und da bei ihr das Herz dem Verstande die Vorschrift giebt, so macht sie gemeiniglich die großen Zurüstungen der Gelehrsamkeit entbehrlich und ihre Zwecke bedürfen nicht solcher Mittel, die nimmermehr in aller Menschen Gewalt sein können. Wie? Ist es denn nur darum gut, tugendhaft zu sein, weil es eine andere Welt giebt, oder werden die Handlungen nicht vielmehr dereinst belohnt werden, weil sie an sich selbst gut und tugendhaft waren? Enthält das Herz des Menschen nicht unmittelbare sittliche Vorschriften, und muß man, um ihn allhier seiner Bestimmung gemäß zu bewegen, durchaus die Maschinen an eine andere Welt ansetzen?

Kann derjenige wohl redlich, kann er wohl tugendhaft heißen, welcher sich gern seinen Lieblingslastern ergeben würde, wenn ihn nur keine künftige Strafe schreckte, und wird man nicht vielmehr sagen müssen, daß er zwar die Ausübung der Bosheit scheue, die lasterhafte Gesinnung aber in seiner Seele nähre, daß er den Vortheil der tugendähnlichen Handlungen liebe, die Tugend selbst aber hasse? Und in der That lehrt die Erfahrung auch, daß so Viele, welche von der künftigen Welt belehrt und überzeugt sind, gleichwohl dem Laster und der Niederträchtigkeit ergeben, nur auf Mittel sinnen, den drohenden Folgen der Zukunft arglistig auszuweichen; aber es hat wohl niemals eine rechtschaffene Seele gelebt, welche den Gedanken hätte ertragen können, daß mit dem Tode Alles zu Ende sei, und deren edle Gesinnung sich nicht zur Hoffnung der Zukunft erhoben hätte. Daher scheint es der menschlichen Natur und der Reinigkeit der Sitten gemäßer zu sein, die Erwartung der künftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele, als umgekehrt ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der anderen Welt zu gründen. So ist auch der moralische Glaube bewandt, dessen Einfalt mancher Spitzfindigkeit des Vernünftelns überhoben sein kann, und welcher einzig und allein dem Menschen in jeglichem Zustande angemessen ist, indem er ihn ohne Umschweif zu seinen wahren Zwecken führt. Laßt uns demnach alle lärmende Lehrverfassungen von so entfernten Gegenständen der Spekulation und der Sorge müssiger Köpfe überlassen. Sie sind uns in der That gleichgültig, und der augenblickliche Schein der Gründe für oder dawider mag vielleicht über den Beifall der Schulen, schwerlich aber etwas über das künftige Schicksal der Redlichen entscheiden. Es war auch die menschliche Vernunft nicht genugsam dazu beflügelt, daß sie so hohe Wolken theilen sollte, die uns die Geheimnisse der anderen Welt aus den Augen ziehen, und den Wißbegierigen, die sich nach derselben so angelegentlich erkundigen, kann man den einfältigen, aber sehr natürlichen Bescheid geben, daß es wohl am rathsamsten sei, wenn sie sich zu gedulden beliebten, bis sie werden dahin kommen. Da aber unser Schicksal in der künftigen Welt vermuthlich sehr darauf ankommen mag, wie

wir unseren Posten in der gegenwärtigen verwaltet haben, so schließe ich mit demjenigen, was Voltaire seinen ehrlichen Candide nach so viel unnützen Schulstreitigkeiten zum Beschlusse sagen läßt: „Laßt uns unser Glück besorgen, in den Garten gehen und arbeiten."

Kant stand mit diesen gewaltigen Gedanken und Untersuchungen in Deutschland noch vereinsamt. Er mochte in einem Brief an Moses Mendelssohn vom 8. April 1766 diesem noch so ausführlich auseinandersetzen, daß, so sehr er auch die aufgeblasene Anmaßung der im Schwange gehenden Metaphysik mit Widerwillen, ja mit Haß ansehe, er dennoch himmelweit entfernt sei, die Metaphysik selbst für gering oder entbehrlich zu halten; schließlich mußte er sich doch in einer Recension Mendelssohn's im vierten Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek sagen lassen, der scherzende Tiefsinn, in welchem dieses Schriftchen geschrieben sei, lasse den Leser zuweilen im Zweifel, ob Herr Kant die Metaphysik habe lächerlich oder die Geisterseherei glaubhaft machen wollen. Mehr Verständniß zeigte der zugleich von Wolff und Locke beeinflußte Johann Heinrich Lambert (1728—1777), mit dem Kant längere Zeit in Briefwechsel stand. In seinem 1764 erschienenen Hauptwerk, dem „Neuen Organon", hatte er das Bedürfniß zu befriedigen gesucht, die Wolff'sche Metaphysik aus einer empirisch begründeten Erkenntnißtheorie abzuleiten; die „Alethiologie" sollte diesen Dienst leisten, ohne freilich von Lambert schon zu thatsächlichem Gelingen geführt zu werden. Immerhin war die Beziehung zu dem redlich strebenden Manne, der auch seinerseits an den Werth und die Haltbarkeit der bisher ununtersuchten philosophischen Grundbegriffe selbst die kritische Sonde zu legen suchte, für Kant einige Zeit lang von Werth. Allein bald fühlte dieser doch, wie wenig er für seinen Aufbau von Lambert zu erwarten habe. Es ist nicht zufällig, daß grade seit dem Jahr 1766 dieser Briefwechsel stockte; erst 1770 wurde er wieder aufgenommen, bald aber hörte er ganz auf.

Für Kant wurde dieses Alleinstehen nur ein um so tieferer Sporn, nicht zu ruhen und zu rasten, bis er seine Anschauungsweise

zur vollen Klarheit und Schärfe zwingender Ueberzeugungskraft herausgearbeitet habe.

Nach fünfzehnjähriger Privatdocentenschaft im Alter von sechsundvierzig Jahren, am 31. März 1770, wurde Kant endlich zum ordentlichen Professor der Philosophie in Königsberg mit einem Gehalt von vierhundert-Thalern ernannt. Er trat diese Professur am 20. August 1770 mit einer akademischen Schrift: „De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis“ an. Es sind die Grundzüge der Kritik der reinen Vernunft.

---

3. Der theologische Rationalismus.

Semler. Bahrdt. — Der aufgeklärte Katholicismus.

Der bedeutendste Vorkämpfer der protestantischen Theologie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist Johann Salomo Semler. In ihm wirken alle rationalistisch theologischen Richtungen lebendig zusammen, welche bisher nur vereinzelt und zusammenhangslos aufgetaucht waren. Er war, wie ihn Karl Schwarz in seiner trefflichen Schrift über die theologische Bedeutung Lessing's nennt, das Haupt aller Neuerer und Anzweifler und hat in der That für die geschichtliche und kritische Auffassung des Christenthums einen Anstoß gegeben, welcher seine wissenschaftliche Stellung zu einer höchst durchgreifenden macht.

Johann Salomo Semler war am 18. December 1725 als der Sohn eines Predigers in Saalfeld geboren. Seit Michaelis 1743 hatte er in Halle Theologie studirt, war sodann ein Jahr lang Herausgeber der Koburger Zeitung und ein zweites Jahr Professor der Geschichte und Poesie auf der Nürnberger Universität Altorf gewesen. Durch die Vermittlung seines Lehrers Siegmund Jacob Baumgarten wurde er 1752 als Professor der Theologie nach Halle berufen. Dort hatte er volle vierzig Jahre segensreich gelebt und gewirkt. Er starb am 14. März 1791, sechsundsiebzig Jahre alt.

Als Knabe in Saalfeld und als junger Student in Halle war Semler eine Zeitlang durch den Druck seiner Umgebung in die Netze des Pietismus verstrickt gewesen. Bald aber hatte der mühsam niedergekämpfte Freisinn seiner ursprünglichen Naturanlage diese aufgenöthigten Fesseln durchbrochen. Mit innigster Liebe hatte sich Semler in seinen späteren Studienjahren an Baumgarten angeschlossen und war dessen Lieblingsschüler und Hausgenosse geworden. Durch Baumgarten's Unterricht und persönlichen Umgang hatte sich Semler's Aufmerksamkeit besonders auf die Gesinnungen und Bestrebungen der englischen Deisten gerichtet. Dieser Zug wurde genährt durch die fleißige Benutzung von Baumgarten's Bibliothek, welche an deistischen Schriften sehr reichhaltig war. Schon als Student lieferte Semler eine große Anzahl von Anzeigen und Auszügen deistischer Bücher in Baumgarten's Zeitschriften. Seitdem war seine Richtung für immer entschieden.

Trotz der oft überlästigen Breite und Redseligkeit, an welcher die von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung Semler's leidet, hat sich Semler doch auch in dieser nur sehr beiläufig und unbestimmt über die Grundbedingungen und über das allmähliche Werden und Reifen seiner religiösen und wissenschaftlichen Anschauungen geäußert. Möglich, daß Semler sich niemals zu klarer Einsicht gebracht hat, wie viel er seinem nächsten Lehrer, wie viel er den englischen Quellen aus welchen Baumgarten selbst geschöpft hatte, verdanke. Für den Kenner der englischen Literatur ist es unzweifelhaft, daß Semler wesentlich in Locke und dessen freidenkerischen Anhängern wurzelt. Vornehmlich möchte Locke's Buch über das vernunftgemäße Christenthum und Toland's „Christenthum ohne Geheimniß" für Semler von bestimmendem Einfluß gewesen sein.

Locke hatte das Wesen des Christenthums lediglich auf den Glauben an den Messias beschränkt; der Messias aber war ihm im tiefsten Grund nur der Wiederhersteller der sogenannten Naturreligion, der von Gott gesendete und geweihte Verkünder der vortrefflichsten, auf Buße und Tugend dringenden Sittenlehre. Und Toland, damals in Form und Inhalt noch durchaus Lockisch, hatte in jener seiner

frühsten und zurückhaltendsten Schrift den Grundgedanken Locke's nur dahin verschärft, daß, was in den jetzt herrschenden Lehren und Gebräuchen des Christenthums über diese klare und Allen faßliche Vernunftmäßigkeit hinausgehe, nichts sei als eitler, der wahren Religion widersprechender, oft höchst verderblicher menschlicher Zusatz. Zuerst hätten sich die Christen dem Juden- und Heidenthum anbequemt; dann seien die Philosophen gekommen, welche unter dem Vorwand, das Christenthum zu vertheidigen, Religion und Philosophie dergestalt miteinander vermischt hätten, daß, was ursprünglich Jedem deutlich und einleuchtend war, fortan ausschließliches Eigenthum der Gelehrten wurde; und endlich seien die Kirchenväter bis zu der Verkehrtheit fortgegangen, die Sacramente, an sich ganz verständliche und angemessene Sinnbilder, als undurchdringliche Geheimnisse, ja als das Allerwesentlichste des gesammten Christenthums zu behandeln.

Hier war es, wo Semler seine Stifte einsetzte. Alle seine zahlreichen und in sich sehr verschiedenartigen Schriften sind immer nur Variationen über dieses eine und selbe Thema. Sie haben ohne Unterschied den klar ausgesprochenen Zweck, den Kern von der Schaale, das reine, vernünftige, auf sittliche Läuterung gerichtete Christenthum von den örtlichen und zeitlichen Beschränkungen, von den späteren Zusätzen und Entstellungen zu sondern.

Semler hat die allgemeinen philosophischen Begriffsbestimmungen nicht schöpferisch fortgebildet; er ist sogar an Schärfe und Klarheit oft weit hinter seinen englischen Vorgängern zurückgeblieben. Aber Semler bekämpfte die Theologie im eigenen Lager. Indem er jene von den englischen Deisten entlehnten allgemeinen Grundsätze mit unermüdlichem Fleiß und ehrenhaftester Unbestechlichkeit in alle Einzelheiten der weitschichtigen theologischen Gelehrsamkeit hineinarbeitete, erhielt die theologische Wissenschaft, die christliche Glaubenslehre, Schriftforschung und Kirchengeschichte, durch ihn eine ebenso weitgreifende als nachhaltige Umgestaltung.

Die Wurzel seiner gesammten Thätigkeit liegt in seiner dogmatischen Grundanschauung. Gleich Locke hält auch Semler noch durchaus fest an der Wirklichkeit der Offenbarung und an der Nütz-

lichkeit der geoffenbarten Heilsmittel für die ringende sündhafte Seele. Sogar noch ausdrücklicher und unendlich gefühlsinniger. Wenn Semler in wahrhaft rührender Weise sein ganzes Leben hindurch ein so innig frommer und bußfertig demüthiger Christ war, daß er kaum irgend etwas unternahm oder erlebte ohne stilles Gebet und herzlichen Lob- und Dankgesang, so ist dies ebensowenig Heuchelei und Zweizüngigkeit oder nur äußere Anbequemung und Nachgiebigkeit, wie die Einen, oder unwillkürliche Nachwirkung seiner einstigen schnell vorübergegangenen pietistischen Stimmungen und Gewöhnungen, wie die Anderen gemeint haben, als es gewaltsame Umkehr oder Abfall von sich selbst ist, wenn er späterhin mit der Offenbarungsleugnung des Wolfenbüttler Fragmentisten oder gar mit dem frechen Treiben Bahrdt's nichts gemein haben will. Aber wie Locke und dessen Schule setzt auch Semler die Religion und, was ihm gleichbedeutend ist, das Wesen des Christenthums lediglich in das sittliche Wirksame, in das auf die innere Heiligung und Läuterung oder, wie Semler sich ausdrückt, in das auf die moralische Ausbesserung des Menschen Bezügliche. Und die eigenste That Semler's ist, daß, was bei Locke und dessen Nachfolgern unter der schwankenden Bestimmung des Wesentlichen und Unwesentlichen erscheint, von ihm, dem Theologen, als schroffer und in sich unvereinbarer Gegensatz von Religion und Theologie gefaßt und durchgeführt wird.

Ist das Wesen und der Endzweck der Religion und des Christenthums lediglich die Moral, das unaufhörliche freie Wachsthum der moralischen Erkenntniß, so widerstrebt dieses Wesen der Religion und des Christenthums, seiner innersten Natur nach, jeder bindenden Allgemeinheit und festen Begriffsformulirung. Innerhalb des Christenthums hat jeder Christ, wie seine eigene Persönlichkeit und Entwicklung, so auch seine eigene Religion oder, wie Semler zu sagen pflegte, seine Privatreligion. Kein Christ kann mit allen anderen Christen auf derselben Stufe des geistigen und sittlichen Seins stehen, kein Christ kann genau wie der andere in demselben Maß der Wohlthaten Christi theilhaftig werden; das reine Wesen des Christenthums

spiegelt sich in den verschiedenen Menschen verschieden, wie das reine Licht sich in verschiedenen Mitteln verschieden spiegelt. Eines Jeden Religion ist der Inbegriff und die Spitze seiner Individualität, das volle und harmonische Sichausleben seiner freien und vernünftigen Persönlichkeit. Was aber ist die Theologie? Die Theologie ist Dogma, und also dem Wesen der Religion und des Christenthums fremd, meist sogar verderblich. Die Theologie ist die Erhebung und Ausdehnung einzelner, zeitlich und örtlich beschränkter Vorstellungen zu allgemeinen und festen Vorschriften und Glaubenssätzen für alle Christen; die Theologie ist die erstarrte Unveränderlichkeit des unbedingt Veränderlichen. Die Theologie hat also ihren Ursprung nicht in der Religion, sondern nur in der Kirche. Sie ist hervorgegangen aus dem Streben nach einem festen Kirchenregiment, welches sich zu einer großen äußeren und öffentlichen Gesellschaft zusammenschließen und diese Gesellschaft nach den Absichten der Oberen leiten wollte.

Schon früh hatte sich dieser Grundgedanke in Semler ausgebildet. Semler erzählt in seiner Lebensbeschreibung, welche er 1781 und 1782 in zwei Bänden herausgab, daß er schon als Hallescher Student immer besser und genauer einsehen gelernt habe, was für ein großer Unterschied obwalte zwischen der Theologie „als bloßem Anfang von Gelehrsamkeit für Menschen, die zu einer im Staat ausgemachten Klasse gehören und einen großen äußerlichen Endzweck befördern sollten“, und zwischen der Religion, „die allen Christen um ihrer eigenen Wohlfahrt willen gemein sein müsse“. Semler fügt hinzu, daß ihn manche Unterredung, welche Baumgarten zuweilen recht bedächtig angefangen, in diesem eigenen, sehr gewagten Urtheil gefördert und bestärkt habe. Am klarsten und eingehendsten aber ist diese Unterscheidung in folgender Stelle des zweiten Theils (S. 161) ausgesprochen: „Es entstand meine stete Aufmerksamkeit auf das Wesentliche der christlichen Religion im Unterschied der äußerlichen Gesellschaft, die freilich sehr viele lokale und zufällige Mittel behält oder beschützt, um eines äußerlichen, nächsten, sich nur auf diese äußerliche Gesellschaft beziehenden Zweckes willen. Nicht lauter

Politik oder böser Vorsatz oder unedler wissentlicher Betrug ist die Quelle so mancher zusammengesetzter und angehäufter äußerlicher Anstalten; aber das erkannte ich allemal für Unrecht, wenn diese Mittel, mögen sie für Andere und für den großen Haufen noch tauglich heißen, irgendeinem Christen aufgedrungen werden, der sie nach seiner eigenen Einsicht nicht mehr nöthig hat. Ueber diesen Gegenstand habe ich lange, fast unaufhörlich und oft mit Aengstlichkeit nachgedacht, und ich fand stets, daß es wirklich zweierlei Zeitgenossen und Mitglieder der äußeren Kirchengesellschaft gab; und so sehe ich nicht, wie es möglich sein solle, Beide durch einerlei äußere Erziehung und Ordnung zu befriedigen und moralisch weiterzubringen. Der eine und fast stets größere Theil hing an der Allmacht Gottes, die sich, wie man meint, durch die Reliquien der Heiligen, durch Bilder, Erscheinungen, durch tägliche Thaten der frommen Priester erweise; die andere Partei, die kleiner ist, gesteht ganz gern die Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit der Allmacht Gottes in dem ganzen Reich der Natur, sie sieht aber mehr noch auf das moralische geistliche Reich Gottes in den einzelnen Christen, das viele neue besondere Erfahrungen hervorbringt, welche den eifrigen allzeitfertigen Kirchengliedern ganz unbekannt sind. Wenn nun diese eifrigen äußerlichen Christen einem wahren innerlichen Christen vorhalten und ihn sogar zwingen, er soll nicht um seinetwillen, sondern um ja von anderen Christen in seinen Urtheilen nicht verschieden zu sein, jene äußerlichen Wunderzeichen ebenso inbrünstig lieben, küssen und andächtig verehren, so ist dies nach meiner Einsicht eine barbarische Tyrannei, die ich im sechszehnten Jahrhundert oft mit Thränen vor Augen hatte. So leicht mir diese Beurtheilung war, so natürlich knüpfte sich nach und nach die andere Aufgabe an sie, ob denn nun auch die übrige ganze Kirchensprache der Clerisei durchaus einem jeden Privatchristen zu seiner eigenen christlichen Religion immerfort nothwendig und unentbehrlich sei? Geraume Zeit stutzte ich hierüber und behielt viel Unruhe und Angst; denn ich kannte Niemand, der diese Frage so deutlich und verständlich aufgeworfen hatte, als sie sich mir aufdrang. Mit großer Begierde

sammelte ich mir Stellen alter Kirchenväter, welche das κήρυγμα und δόγμα so deutlich unterscheiden, daß jenes für alle Christen, dieses aber nur für den Clerus gehöre; folglich entdeckte ich, wenn sie es auch nicht herausſagten, den Unterschied der Absichten. Lehre für alle Christen betraf die Unentbehrlichkeit des Inhalts, um die eigene geistliche Religion, den eigenen Glauben, den neuen christlichen Zustand zu überkommen, der einem jeden Christen um eigener Wohlfahrt willen nöthig ist; Dogma aber ist nöthig, um der lokalen Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft willen, damit sie von anderen lokalen Gesellschaften, die auch christliche heißen, ferner kenntlich unterschieden würden und diese Gesellschaft nebst ihren Lehrern zusammenbleibe. So lange ich auch über diesem Gesichtspunkte mühsam arbeiten mußte, bis ich ihn erkannte, so sehr hat er mich doch nachher beruhigt und zu billigem Urtheil über andere Christen, welche diese Dogmata nicht halten, geführt. Nun kannte ich auch die Bedeutung von Bann und Verletzerung der Kirche. Dies konnte Jemand nur aus der äußeren Gesellschaft seiner lokalen Kirche stoßen; aber von dem Antheil an dem christlichen Glauben, der des Menschen Herz reinigt, und von der christlichen Seligkeit also konnte es keinen Christen, der in der Kraft des Christenthums schon wandelte, entfernen und losreißen; diese Gesellschaft war ihm nicht nothwendig."

Auf Grund solcher Ansicht war die Dogmatik Semler's wesentlich nur Kritik der „lokalen Theologie", welche mit dem Christenthum selbst verwechselt werde. Nicht nur, daß er in der Bibel zwischen einem ewigen und unveränderlichen und einem blos zeitlichen und vorübergehenden Inhalt, zwischen dem wesentlich moralischen Kern der christlichen Lehre und zwischen temporellen, lokalen, judaisirenden, oder, wie er sich auszudrücken pflegte, judenzenden Vorstellungen, die von Jesu und den Aposteln nur aus Accomodation, aus weiser Anbequemung an die Fassungskraft der Zeitgenossen in ihre Lehrvorträge aufgenommen seien, unterschied; sondern die Bibel hatte für ihn überhaupt nur noch die Geltung eines göttlichen, der unmündigen Menschheit gegebenen Erziehungsbuches. Er spricht es namentlich in der Zueignung seiner „Abhandlung von freier Unter-

suchung des Kanons 1771“ und in den „Bemerkungen zu Riddel's Abhandlung von der Eingebung der heiligen Schrift 1783“ wiederholt mit scharfbetonter Nachdrücklichkeit aus, daß auch das Heidenthum in seinen Dichtern, Philosophen und Gesetzgebern an der „moralischen Eingebung“ theilhabe, und daß, weil das Wachsthum der Erkenntniß und ihr wirksamer Gebrauch die Absicht aller jener einzelnen Hilfsmittel oder schriftlichen Aufsätze war, welche Gott unter den Juden und Christen nach und nach mitgetheilt und angewendet hat, die Bibel ebensowenig eine allgemeingiltige und unveränderlich bindende Kraft beanspruchen könne, wie es keine Unveränderlichkeit und stete Gleichheit solcher Erkenntniß gebe.

Lessing hat das Unklare und Haltlose dieses Standpunktes schlagend dargelegt. In einem Bruchstück seines theologischen Nachlasses richtet er an Semler die Aufforderung, er solle ohne Anstand bestimmt und deutlich sagen, 1) worin die allgemeine christliche Religion bestehe; 2) was das Lokale der christlichen Religion sei, welches man jeden Orts unbeschadet jener Allgemeinheit ausmerzen könne; 3) worin eigentlich das moralische Leben bestehe und die beste Ausbesserung eines Christen, welches durch jenes Lokale nicht verhindert werde? Ganz in derselben Weise fragt Zopf-Schulz, der Prediger von Gielsdorf, in seinem „Erweis des himmelweiten Unterschieds der Moral und der Religion“: Wie will Herr Semler die Grenze zwischen dem, was der Religionsbekenner, und dem, was sein Theologe mehr als jener wissen muß, angeben und festsetzen; und wenn die Religion auch Lehrsätze in sich faßt und die Theologie nur die weitere Entwicklung derselben begreift, wo hört alsdann die Religion mit ihren Lehrsätzen auf, und wo fängt die Theologie mit ihren weiteren Entwicklungen an?

Nichtsdestoweniger sind die großen Verdienste Semler's unbestreitbar.

Galt es bisher noch immer für lästerlich, der Annahme Raum zu gestatten, als könne der von Gott inspirirte Text verdorben auf uns gekommen sein, so behauptete und bethätigte Semler noch entschiedener als Ernesti und Michaelis auch für die Bibel das Recht

der eingehendsten Textkritik. Ist, wie er in seiner Lebensbeschreibung spottet, das Abschreiben und Drucken der Bibel eben dieselbe menschliche Arbeit, als wenn Abschreiber und Drucker den Plato und Horatius in Arbeit nehmen, so ist die Voraussetzung einer besonderen außerordentlichen Regierung und Aufsicht Gottes bei solcher Arbeit des Abschreibens nicht sowohl Aberglaube als eigenliebiger Vorsatz, der sich hinter die vorgespiegelte Gefahr der Versündigung zu verstecken pflegt. Und für die Erklärung des durch die Kritik hergestellten Textes selbst stellte Semler den Grundsatz der sogenannten historischen Auslegung auf, welche genau unterscheide zwischen dem Inhalt und Umfang der Vorstellungen des ersten christlichen Jahrhunderts und zwischen der Anwendung derselben auf die Belehrung der heutigen Christen, zwischen dem Wortsinn, der sich oft jüdischen Begriffen und Bildern anschließe und zwischen dem tieferen inneren Sinn, dem geistlichen Verstand, „der zu dem wirklichen und unaufhörlichen Theil der christlichen Lehre“ gehöre. Bald erwuchs aus der kritischen und geschichtlichen Betrachtung des Einzelnen die kritische und geschichtliche Betrachtung des Ganzen. Semler's „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon“ (vier Bände. Halle 1771 — 1775) ist eines der wichtigsten Werke des Aufklärungszeitalters. Der Kanon, d. h. „das Verzeichniß der Schriften, so unter den Christen aller Zeiten für göttliche gehalten worden“, wird nicht mehr als unangreifbar behauptet, sondern die Art und Zeit seines Ursprungs wird der umfassendsten geschichtlichen Prüfung unterworfen. Semler sah, wie ein kundiger Fachtheolog, A. Hilgenfeld, in seiner Schrift „Der Kanon und die Kritik des Neuen Testaments“ (1863) ausgeführt hat, den Weg, welchen die Schriftkritik Baur's wieder eingeschlagen hat, schon von fern. Er hob den ursprünglichen Gegensatz zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum hervor, deren jedes seine eigenen heiligen Schriften gehabt und sich in die Geschichte des Petrus und Paulus getheilt habe; und er wies nach, daß nur die Unionspartei der Katholiken, welche jenen Gegensatz aufzuheben suchte, den gegenwärtigen Kanon allmählich zusammenfaßte, frühstens am Ende des zweiten christlichen Jahrhunderts. Das Dunkel, welches

über dem wirklichen Ursprung der neutestamentlichen Evangelien und Briefe und der Offenbarung Johannis ruhte, vermochte Semler zwar nur sehr unzulänglich zu lichten; aber das Bedeutsame ist, daß fortan die gesammte Schriftforschung, unbekümmert um die Lehre von der göttlichen Eingebung, nur noch nach Alter, Aechtheit und Glaubwürdigkeit der einzelnen Schriften fragte. Es war wesentlich eine Huldigung für Semler, als Johann David Michaelis 1788 in der vierten Auflage seiner „Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes“ der ersten Auflage von 1750 mit den Worten gedachte: „Wir, das heißt das ganze Publikum von Europa, wußten damals noch nicht, was wir jetzt wissen, und waren, gegen 1787 gerechnet, in einer Kindheit.“

Mit innerster Nothwendigkeit hat sich daher Semler auch ganz besonders der Kirchengeschichte zugewendet. Er hat sie nach allen Seiten mit dem unermüdlichsten Fleiß durchforscht und in mehrfach wiederholten und von einander unabhängigen Bearbeitungen dargestellt. Seinen ausgedehnten Quellenstudien verdankt die Kirchengeschichte erst festen Halt und Unterbau. Namentlich die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, in welcher selbst noch die englischen Deisten meist nur eine Idylle reinster Unschuld und Eintracht erblickten, wurde von ihm mit der schonungslosesten Schärfe bis in die geheimsten Fäden verfolgt, um ein wahrheitsgetreues Bild zu gewinnen und um das alte schädliche Vorurtheil zu zerstören, als sei die erste Kirche, die apostolische Kirche, das allervollkommenste und für alle Zeiten maßgebende Muster richtiger christlicher Erkenntniß und Lebensführung. Viele Ergebnisse Semler's sind unwiderleglich und kamen erst in späterer Zeit wieder zu ihrer vollen Geltung. Gleichwohl hat sich grade in seiner Kirchengeschichtsschreibung die Armseligkeit seiner Religionsanschauung am fühlbarsten gerächt. Indem er als das Verderben aller Religion die Erstarrung derselben zur Kirche betrachtete, ist ihm die Kirchengeschichte nichts als der stete Kampf der moralischen Privatreligion mit der dogmatischen öffentlichen Religion, der steigende Anwuchs von Pfäfferei und Aberglauben. Dazu die unerträglichste Breite und Geschmack-

losigkeit des Stils und der Anordnung. Welch ein Abstand von Voltaire und Gibbon, welch ein Rückschritt selbst gegen Mosheim!

Semler hat die Denkweise von mehr als zwei Menschengeschlechtern beherrscht. Alle nahmen auf's lebendigste Partei für oder gegen ihn. Es war sicher ein aus dem Leben gegriffener Zug, wenn Goethe's Werther von einer Pfarrerin spricht, welche sich in die Untersuchungen über den Kanon mischt und gar viel an der neumodischen moralisch kritischen Reformation des Christenthums arbeitet.

Zuletzt ging die Bewegung, die Semler hauptsächlich angeregt, über das Ziel, das er ihr gesteckt, weit hinaus. Der Rationalismus machte vor dem, was er als seine „Privatreligion" festhielt, nicht Halt, und in seinem Alter sah sich Semler zu entschiedenem Auftreten gegen Tendenzen, die ihm religionsfeindlich schienen, genöthigt. Er bekämpfte den Wolfenbüttler Fragmentisten, er befehdete Bahrdt entschieden, ja zuletzt sah er sich sogar gemüßigt, das berüchtigte Wöllner'sche Religionsedict zu vertheidigen. Alles dies zog ihm von seinen früheren Anhängern den Vorwurf der Unbeständigkeit, ja der Heuchelei zu, so daß er seinen Lebensabend unter trüben Erfahrungen durchlebte.

Wir haben eben schon den Namen Karl Friedrich Bahrdt's genannt, und so wenig Bedeutung auch sein Träger beanspruchen kann, so würden wir von der theologischen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts doch nur ein unvollständiges Bild gewinnen, wollten wir nicht auch bei dieser seltsamen Erscheinung verweilen.

Ein verlotterter Gesell von gemeiner Gesinnung, aber ein guter Kopf von großer Behendigkeit.

Bahrdt hat durch sein wüstes und abenteuerliches Leben und durch sein skandalsüchtiges Wesen viel Lärm in der Welt gemacht; und nach beliebter Manier haben die Gegner der Aufklärung gehässig der Aufklärung ins Gewissen geschoben, was nur die Schuld des Einzelnen war.

Karl Friedrich Bahrdt war am 25. August 1741 zu Bischofswerda in der Ober-Lausitz geboren; seine Jugend aber hatte er

größtentheils in Leipzig verlebt, wo sein Vater 1747 eine Predigerstelle und eine Professur erhalten hatte. Als Student und dann später als junger Docent und Prediger war Bahrdt ein sehr eifriger Rechtgläubiger gewesen; sogar der Hamburger Hauptpastor Göze brachte ihn zu einer Berufung nach Hamburg in Vorschlag. Bald aber nöthigte ihn das öffentliche Aergerniß, welches sein liederliches Leben gab, seinen Leipziger Aemtern und Würden zu entsagen. Und dies ward zugleich der Anlaß, daß Bahrdt nunmehr zur Aufklärung überging: nicht aus der Nothwendigkeit innerer Bildungskämpfe, sondern wie ein Banquerotteur, der verzweifelt nach einem neuen Geschäft greift, um sich aus dem Schiffbruch des alten zu retten. Bald darauf, im Jahr 1769, erhielt Bahrdt durch die Vermittlung seines Freundes, des bekannten Halleschen Professors Klotz, die Professur der biblischen Alterthümer an der Universität Erfurt. Noch waren damals die Angriffe, welche sich Bahrdt gegen die kirchliche Glaubenslehre erlaubte, sehr bescheiden; allein von einem jungen Mann vorgetragen, der, wie Bahrdt selbst in seiner Lebensgeschichte bemerkt, „durch seinen dreisten Ton das Publikum empörte und der durch das Andenken der Leipziger Geschichte noch unleidlicher ward", erregten sie den heftigsten Anstoß. Bahrdt wurde in heftige Streitigkeiten verwickelt. Bei dieser Gelegenheit entschlüpft ihm in seiner Lebensgeschichte, die er 1791 zu seiner Vertheidigung herausgab und die ihm doch unversehens zur härtesten Anklageschrift wurde, das schnöde Geständniß (S. 53): „Ich glaube gewiß, daß ich lebenslang der Orthodoxie treu geblieben sein und meine Talente blos darauf verwendet haben würde, das morsche Lehrgebäude haltbarer zu machen und mit philosophischer Weisheit zu übertünchen, wenn ich nicht so viel Feindseligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte. Blos dies, daß ich in Leipzig schon die Wirkungen des Neides über meinen Applaus empfinden mußte und hernach in Erfurt durch Kabale und Intoleranz so gemartert und geängstigt worden war, flößte mir eine Art von Widerwillen gegen die Orthodoxen ein und machte den Gedanken keimen, daß die positive Religion verfolgungssüchtig mache und schärfere Prüfung verdiene. Hätte man mich in Ruhe gelassen

und nicht durch stetes Hetzen und Verleumden mich genöthigt, so lange ohne Pension zu leben und bei dem Gefühle meines Werthes und meiner Talente die armseligsten Ignoranten in fetten Pfründen zu sehen, indeß ich mit Armuth und Sorgen kämpfen mußte, so wäre ich vielleicht nie der Gegner der positiven Religion geworden, der ich ward und bin. Aber die Vorsehung wollte einmal einen Bestürmer derjenigen Theologie aus mir machen, welche die europäische Menschheit durch so viele Jahrhunderte hindurch verhunzt hat. Ich mußte unaufhörlich von Ketzermachern gereizt und von Ort zu Ort verfolgt werden, bis mir die Augen ganz aufgingen und die Zerstörung der Quelle aller Verfolgungssucht — ich meine die positive Religion — der bleibende Zweck meines Lebens wurde.“ Im Jahr 1771 ward Bahrdt, zum Theil auf Ernesti's und Semler's Empfehlung, als Professor der Theologie und als Prediger nach Gießen berufen. Seine Denkweise sowohl wie seine Schriftstellerei wurde immer dreister und vorlauter. In diese Zeit fällt auch seine berühmte und berüchtigte Uebersetzung des Neuen Testaments, welche unter dem Titel „Neueste Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen“ 1772—1775 erschien und sich schnell in wiederholten Auflagen durch ganz Deutschland verbreitete. Der gewaltigste Sturm erhob sich; sein früherer Freund Göze stand an der Spitze der Ankläger. Aber auch freiere Geister, welche die Bibel menschlich in der Weise Herder's schätzten, nahmen an der Geschmacklosigkeit und den gewissenlosen Entstellungen dieser „Musterversion“ Anstoß. Goethe's satirischer „Prolog“ ist bekannt: „Da kam mir ein Gedanke von ungefähr: So redt' ich, wenn ich Christus wär'.“ — Bahrdt entzog sich der Verfolgung, indem er 1775 die Aufforderung des Herrn von Salis, eine von diesem im Sinn des Basedow'schen Philantropins gestiftete Erziehungsanstalt zu Marschlins in Graubündten zu leiten, annahm. Schon im nächsten Jahr kehrte er wieder nach Deutschland zurück, als Generalsuperintendent zu Dürkheim an der Hardt, im Fürstenthum Leiningen-Dachsburg; zugleich errichtete er auf dem benachbarten fürstlichen Schloß Heidesheim auch seinerseits ein Philantropinum. Fast ein Jahr lang verweilte er

auf einer in seiner Lebensgeschichte sehr ergötzlich geschilderten und mit Bildern illustrirten Reise nach Holland und England, um wohlhabende Schüler zu suchen; inzwischen aber hatte die zweite Auflage der Neuesten Offenbarungen seinen Feinden willkommenen Anlaß erneuter Verfolgung geboten. Bei seiner Rückkehr fand Bahrdt den Beschluß des kaiserlichen Reichshofraths vom 27. März 1779 vor, durch welchen ihm alles auf Religion bezügliche Bücherschreiben, Lehren und Predigen bei Vermeidung schärferer Strafe untersagt, dem Grafen von Leiningen aber aufgegeben wurde, den Doctor Bahrdt sofort seines Lehr- und Predigeramtes zu entlassen. Bahrdt antwortete mit der Veröffentlichung eines Glaubensbekenntnisses, in welchem er ausführte, daß er zwar, wie einem Doctor der Theologie Augsburgischer Confession zustehe, vor dem Volke weder im Predigen noch im Katechisiren jemals gegen die kirchlichen Lehrsätze gelehrt, sondern mit Klugheit und Vorsicht die Gesetze des Staates mit der protestantischen Gewissensfreiheit zu vereinigen gesucht habe, daß er aber nicht einräumen könne, daß der Kirche, darunter doch eigentlich nichts als der große Haufe der zu keiner Zeit durch tiefe Einsicht, Gelehrsamkeit und unparteiische Prüfungsgabe ausgezeichneten Geistlichkeit zu verstehen sei, das Recht zukomme, ihm den Grundsatz des Protestantismus, Alles zu prüfen und nur das zu behalten, wovon er sich aus Gottes Wort überzeugt halte, verkümmern zu dürfen. Dieses Glaubensbekenntniß wurde von Joseph II. am 6. December 1779 dem Reichstag zu Regensburg übergeben; Bahrdt aber hatte sich bereits der Entscheidung durch seine Flucht nach Halle entzogen. Gegen Friedrich den Großen wagte man nicht einzuschreiten wie gegen den kleinen Fürsten, welchem Bahrdt bisher angehört hatte. Die Regierung Friedrich's des Großen betrachtete die Sache Bahrdt's als die Sache der protestantischen Gewissensfreiheit, wie auch Lessing wiederholt darauf hinwies, daß, so wenig er sich zum Vertheidiger der Bahrdt'schen Uebersetzung aufwerfen wolle, die Befugniß Bahrdt's nach seinem Gewissen zu übersetzen, in keinem Betracht geringer gewesen sei als die Befugniß Luther's. Aber Bahrdt war nicht der Mann, die glückliche Lage, in welche ihn diese Gewaltthätigkeit gebracht

hatte, gehörig zu nutzen. Als ihm Semler und die anderen theologischen Professoren in Halle mit offener Ungunst entgegentraten, weil es ihnen ein tiefer Schmerz war, die religiösen und theologischen Gesinnungen und Ueberzeugungen, für welche sie mit dem ganzen Ernst unbescholtener Charakterreinheit und wissenschaftlicher Würde einstanden, durch die skandalsüchtige Leichtfertigkeit Bahrdt's gefährdet und der öffentlichen Mißstimmung und Verachtung preisgegeben zu sehen, antwortete Bahrdt nur mit den abscheulichsten persönlichen Verunglimpfungen und Schmähschriften. Auch die Behörden, die ihn anfangs gefördert hatten, wußte er sich sogleich zu entfremden. Die Briefe des edlen Ministers von Zedlitz, welche Pott in seiner mehrbändigen Sammlung von „Briefen an Bahrdt" abgedruckt hat, zeigen dies deutlich. „Glauben Sie", schreibt der Minister (Bd. 2, S. 67), „daß ich Gewissensfreiheit erkenne und schätze, aber sie zugleich zu hoch schätze, um je Unruhe und bloße Zanksucht unter ihrem Namen durchschlüpfen zu lassen; Ihr eigener guter Verstand sagt Ihnen gewiß mehr, als meine Bitte Ihnen sagen kann, daß Sie jetzt äußerst vorsichtig in Ihrem Wandel sein müssen, um nicht glauben zu machen, daß die freie Denkungsart mehr aus den Begierden des Herzens als aus der Ueberzeugung des Verstandes entsprossen sei." Und ein anderes Mal (Bd. 3, S. 54): „Es übertrifft alle Vorstellung, wie Sie mich quälen. Ich glaube durch eine ernstliche Eröffnung meiner Meinung mir Sie vom Leibe halten zu müssen; denn fast darf vom Stallmeister bis zum Professor der Mathematik oder der Anatomie kein Platz offen werden, den Sie nicht fordern." Bahrdt hielt in Halle über alles Mögliche Vorlesungen, über Philosophie, Philologie, Moral, Rhetorik, bei seiner glänzenden Beredtsamkeit meist mit dem größten Zulauf; er erwarb sich durch die schreibfertigste schriftstellerische Thätigkeit sein hinlängliches Auskommen; trotzdem verschmähte er es nicht, 1787 durch den Ankauf eines schöngelegenen Weinberges bei Halle sich bis zu der Stellung eines ganz gewöhnlichen Schenkwirthes zu erniedrigen. Da kam nach dem Tode Friedrich's des Großen das berüchtigte Religionsedict vom 9. Juli 1788. Kurz darauf erschien ein Lustspiel, „das Religions-

edict“ betitelt, voll der gröbsten und in der That schmutzigsten Ausfälle nicht blos gegen Wöllner und dessen Genossen, gegen die Hallesche Universität, sondern auch gegen den König selbst. Es wurde gerichtlich erwiesen, daß Bahrdt der Verfasser sei. Dazu traten seine Bestrebungen für die Errichtung der sogenannten deutschen Union, eines Geheimbundes, welcher den Verdacht der Regierung erregte. Bahrdt wurde zu zweijähriger Festungshaft in Magdeburg verurtheilt; durch königliche Gnade wurde das Urtheil auf ein Jahr gemildert. Nach wiedererlangter Freiheit setzte Bahrdt sein früheres Schenkwirthsleben in Halle fort. Am 23. April 1792 starb er, fünfzig Jahre alt, an einem Uebel, das ihm seine Ausschweifung zugezogen. Er selbst gesteht in einem seiner zahlreichen Selbstbekenntnisse, der „Geschichte meines Gefängnisses“, daß der Leichtsinn eine ihm angeborene unüberwindliche Krankheit war.

Wie wäre bei solcher Hohlheit und Haltlosigkeit eine wirklich wissenschaftliche Bedeutung denkbar? Zumal, wenn wir hören, daß Bahrdt in seinem kurzen und stets trubelvollen Leben nicht weniger als einhundertundsechsundzwanzig Bände geschrieben hat.

Bis zu seiner Ankunft in Halle sind die Gedanken, in welchen sich Bahrdt bewegte, wesentlich die Gedanken Semler's; nur plumper und frecher. Als Bahrdt nach Gießen kam, war, wie er in seiner Lebensgeschichte versichert, sein Glaube an die Göttlichkeit der Offenbarung, an die unmittelbare Sendung Jesu, an die Wunder, an Dreieinigkeit, an Gnadenwirkungen, natürliches Verderben, Rechtfertigung des Sünders durch Ergreifung des Verdienstes Christi und insonderheit an die ganze Satisfactionstheorie noch unerschüttert; seine Abweichungen beschränkten sich nur auf die Lehre von der Erbsünde, auf den selbständigen Werth der menschlichen Tugend und auf die Abendmahlslehre, in welcher er sich der reformirten Auffassung zuneigte. In Gießen, Marschlins und Dürkheim fiel zwar nach und nach der Glaube an die Dreieinigkeit und an die Versöhnungslehre; aber die Göttlichkeit Jesu und der heiligen Schrift, die Wahrheit der biblischen Geschichte blieb ihm durchaus unanfechtbar. Aus diesem Gesichtspunkt ging jene geschmacklose Bibelübersetzung

der neuesten Offenbarungen hervor, in welcher Bahrdt, wie die Vorrede des ersten Bandes sagt, „nicht blos die Schrift unstudierter Leute, die weder Plan noch Ausdruck zu wählen wußten und die in ihren Erzählungen abgebrochen und unvollständig, in ihren Briefen aber oft voll Affect und darum zwar wortreich, aber zusammenhanglos waren, sondern auch die in Luther's Uebersetzung beibehaltenen morgenländischen Wortfügungen und Wörterbuchsausdrücke, wie Buchstabe, Geist, Fleisch, Gesetz, Werke, Gerechtigkeit, welche so vielen mystischen zweideutigen und dunklen Kram in die Dogmatik, wenn nicht hineingetragen, so doch unterhalten habe", in der Vorstellungsweise und Sprache der Gegenwart putzen, stutzen und glätten wollte. Das schon vor funfzig Jahren als unmöglich erwiesene Unternehmen der „Wertheimer Bibel" in trauriger Wiederholung!

Erst in Halle brach Bahrdt mit dem Glauben an die Offenbarung selbst. Er schrieb 1782 die „Briefe über die Bibel im Volkston", welche, wie er im vierten Theil seiner Lebensgeschichte darlegt, beweisen sollten, „daß alles Wunderbare und Uebernatürliche blos Colorit der Erzählung sei, welches von den Resten des jüdischen Aberglaubens der Erzählenden herkomme". Hier aber zeigt sich merkwürdigerweise der erste leise Anflug jener mythischen Auffassung, welche in unserem Jahrhundert für die wissenschaftliche Würdigung und Behandlung der biblischen Geschichte in so epochemachender Anwendung auftrat. Bahrdt sagt: „Ich bemühte mich mögliche Erklärungsarten zu finden, bei denen die Geschichte an sich selbst Wahrheit behalten konnte und das Wunderbare sich doch wegschaffen ließe. Da fand ich in Herrn Gedike's Schrift, in welcher er mit den eigenen Worten der Griechen und Römer ihre Philosophie aufgestellt hatte, die Stelle von der Geburt des Plato, wie seinem Vater ein Dämon erscheint, der ihn auf die Geburt des Kindes aufmerksam macht, wie die Aeltern nach der Geburt auf dem Berge Hymettus einen Honigstock anlegen, und wie endlich die Tradition hinzusetzt, das sei geschehen, auf daß erfüllet würde, was Homer sang, aus seinem Munde floß die Rede lieblicher denn Honig.

Durch diesen Zufall gerieth ich auf weitere Spuren des Wunderbaren, welche die Liebe zum Wunderbaren in der alten Geschichte erzeugt hatte, und ich ging mit diesem Gesichtspunkt sogleich an meinen Matthäus, um meinen Lesern zu zeigen, wie möglich es sei, daß auch von Christo, aus Enthusiasmus für diesen erhabensten Lehrer der Menschheit, dergleichen Umstände seiner Ankunft und seines übermenschlichen Ursprungs erdichtet worden wären.“ Freilich zerrinnt bei Bahrdt diese Ansicht sogleich wieder in Plattheit. Nachdem ihm die Göttlichkeit und unmittelbare Sendung Christi entschwunden war, und ihm dieser nur als „der Größte und Verehrungswürdigste der Sterblichen“ erschien, meinte er Christus den Plan zuschreiben zu müssen, derselbe habe, nach dem Vorgang der alten Mysterien und nach Art der Freimaurer, „durch Stiftung einer geheimen Gesellschaft die von Priestern und Tempelspfaffen verdrängte Wahrheit unter der Menschheit erhalten und fortpflanzen wollen“. Diese Albernheit wird weitläufig in einem Werk von zehn Bänden vorgetragen; es heißt: „Ausführung des Plans und Zwecks Jesu, in Briefen für wahrheitsuchende Leser. Berlin 1784—86.“ Das Wert verliert sich zuletzt in die widerliche Auseinandersetzung, die ganze Passion sei eine nach einem wohlüberlegten Plan verabredete, von Jesus selbst mit der größten Aufopferung und mit Hilfe günstiger Umstände bis zum Eintreten des berechneten Wiedererwachens geschickt und glücklich ausgeführte Rolle gewesen, um den besseren Theil des jüdischen Volks und seine aus demselben erwählten Schüler von ihrer Hoffnung auf einen irdischen Messias zu heilen.

Auch im Lager der Griechen war ein Thersites. Die Schimpflichkeiten und Frechheiten Bahrdt's konnten den Fortgang geschichtlicher Nothwendigkeit nicht beeinträchtigen.

Ohne Unterschied in alle Schichten der evangelischen Welt drang die neue Bildung. Zwar tobten hier und dort noch immer einzelne Zionswächter voll wildester Leidenschaftlichkeit; aber ein Eiferer wie Göze fand doch nur sehr wenig Anhang. Die mittleren und unteren Klassen bethätigten durch regelmäßigen Kirchenbesuch,

durch fleißiges Lesen der Bibel und durch Singen der alten Gesangbuchslieder im Kreise des Hauses, durch oft wiederkehrenden Genuß des Abendmahls ihre schlichte religiöse Gesinnung; aber auch der Bürger und Bauer haftete nicht mehr an dem Buchstaben der einzelnen Glaubenssätze, sondern hielt sich vorwiegend nur an die unvergänglichen, auf die sittlichen Wirkungen bezüglichen Kernsprüche. Innere Rechtlichkeit und Tüchtigkeit galt an sich schon für das Christliche.

Und selbst die katholische Kirche war von dieser gewaltigen Umwälzung der Denkart nicht frei geblieben. Auch in ihr regten sich Vorgänge der tiefgreifendsten Art.

Der deutsche katholische Aufklärer brach nicht mit den wesenhaften Grundlagen der katholischen Kirche, wie der französische; aber er suchte den Katholicismus innerlich fortzubilden. Und zwar bewegten sich diese Umbildungsversuche in zwei verschiedenen Richtungen. Die eine Richtung ging ausschließlich nur auf die Umgestaltung der Hierarchie; die andere dagegen auf die innere Läuterung, wenn nicht der Glaubenslehre, so doch der allgemeinen religiösen Empfindung und Denkweise.

Jene erste Richtung auf die Abänderung der bestehenden hierarchischen Verfassung war eine sehr natürliche Frage der obwaltenden politischen Machtverhältnisse. Je mehr sich die unumschränkte Alleingewalt der landesherrlichen Hoheit in den einzelnen Staaten ausbreitete, um so empfindlicher wurden den Fürsten die Eingriffe und Beschränkungen, welche der inneren Staatseinheit die päpstliche Oberhoheit noch immer in kirchlichen Dingen entgegenstellte. War in Frankreich eine unabhängige gallikanische Kirche mit dem katholischen Kirchensystem und der katholischen Rechtgläubigkeit vereinbar, warum nicht überall, warum nicht auch in Deutschland?

Im Jahr 1763 erschien zu Frankfurt am Main, unter dem angeblichen Druckort Bouillon, ein Buch, welches den Titel führte: Justini Febronii de statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in

religione Christianos compositus. Kurz darauf folgte eine deutsche Uebersetzung: „Buch von dem Zustand der Kirche und der rechtmäßigen Gewalt des Papstes, Wardingen 1764“. Dieses Buch war ein kirchengeschichtliches Ereigniß.

Unter dem Vorwand, als sei die Abschaffung der päpstlichen Alleingewalt das sicherste Mittel zur Wiedervereinigung der getrennten Kirche, ist der leicht erkennbare Zweck dieses Buches, die Freiheiten der gallikanischen Kirche für die katholische Kirche auch der anderen Länder zu erobern. Den Eingang bilden vier Zuschriften, an den Papst, an die christlichen Könige und Regenten, an die Bischöfe, und an die Lehrer der Theologie und des Kirchenrechts, welche insgesammt die Forderung stellen, daß es jetzt an der Zeit sei, die unrechtmäßig angemaßte Alleingewalt des Papstes zu stürzen. Das Buch selbst ist nur die weitere Begründung und Ausführung dieser Forderung. Die Regierungsverfassung der Kirche sei in keiner Weise eine monarchische; der römische Bischof sei zwar der vornehmste Bischof, aber doch der Gesammtheit untergeordnet, da alle Apostel, dem Primat unbeschadet, an kirchlicher Gewalt einander gleich gewesen. Auch zu Trident sei dem Papst weder Unumschränktheit noch Unfehlbarkeit zugesprochen, vielmehr die Kirche stets als Hauptgewalt bezeichnet. Die Rechte der römischen Bischöfe seien allerdings im Lauf der Zeit durch das Ansehen ihres Ursprungs von Petrus, durch die Heiligkeit mancher Päpste, durch die unächten Dekretalien, endlich durch die mit dem römischen Bisthum verbundene weltliche Herrschaft sehr verstärkt worden; aber folge denn aus dem, was wider die Kirchengesetze geschehen sei und was thatsächlich bestehe, wirklich ein giltiger Rechtsbestand? Was aber seien die Mittel zur Wiedererlangung des ursprünglichen Rechts? Erstens: Man solle das Volk zwar über den Ursprung und die gesetzlichen Vorrechte des römischen Primats belehren, nicht minder aber auch über die Achtung, die der apostolische Stuhl selbst den Kirchengesetzen schuldig sei; und vor Allem möchten es sich die Bischöfe recht angelegen sein lassen, als Nachfolger der Apostel in alle Rechte derselben einzutreten. Das zweite Mittel sei die Abhaltung einer allgemeinen

Kirchenversammlung; das dritte, wenn der Widerwille der Päpste gegen die Berufung einer solchen nicht überwunden werden könne, die Abhaltung von Nationalconcilien nach dem Vorbilde Frankreichs. Inzwischen aber sollten die katholischen Fürsten und Bischöfe einmüthig zusammenstehen, die kraftlosen Blitze der päpstlichen Censuren nicht fürchten, den Eingang päpstlicher Bullen erst nach vorangegangener strenger Prüfung gestatten, ungerechten Anmaßungen beharrlichen Widerstand, unhaltbaren Entscheidungen Berufung an das allgemeine Concil entgegenstellen.

Längere Zeit blieb der Verfasser unbekannt. Dann ergab sich, daß der Verfasser einer der würdigsten deutschen Prälaten war, Johann Nicolaus von Hontheim, Weihbischof zu Trier. Trotz des scharfen päpstlichen Verbots wurde das Buch sogleich in den mannichfachsten Uebersetzungen und Auszügen in alle katholischen Länder verbreitet; der Verfasser veröffentlichte sogar eine Vertheidigung und Fortsetzung. Im Jahr 1778, unter Papst Pius VI., gelang es zwar, Febronius zu einem sogenannten Widerruf zu bewegen; aber Febronius war nur der Sprecher der allgemeinen Zeitstimmung gewesen. In der Schweiz verfolgte 1768 die Schrift des Luzerner Seckelmeisters Felix Balthasar „De Helvetiorum Juribus circa Sacra“ dieselben Ziele. Aehnlich die im Jahr 1782 erschienenen Institutiones juris ecclesiastici des Franciscanermönchs Obernetter. Der Glaube an die Ausschließlichkeit des Papalsystems war geschwunden.

Dies zeigte sich besonders in Oestreich. So rechtgläubig Maria Theresia war, Eingriffe des Papstes in ihre Herrschaft duldete sie nicht. Nicht nur, daß Febronius' Buch selbst ganz freien Vertrieb erhielt; zwei Kirchenrechtslehrer der Wiener Universität, Rautenstrauch und Eybel, gaben diesen Lehren auch durch ihre Vorlesungen allgemeine Verbreitung. Nachdem Febronius widerrufen hatte, wurde die Veröffentlichung der betreffenden Widerrufungsakten verboten; man meinte, ein Widerruf sei keine Widerlegung. Und noch durchgreifender wurde diese Richtung unter Joseph II., dessen ganzes Streben darauf hinausging, nicht nur jede Beschränkung der

weltlichen Gerichtsbarkeit durch die geistliche zu entfernen, sondern das störende Nebeneinander der päpstlichen und landesherrlichen Rechte überhaupt aufzuheben. Daher die Verordnung Joseph's, daß alle päpstlichen Bullen und Breven nur mit seiner ausdrücklichen Genehmigung bekannt gemacht werden, daß die neuerwählten Bischöfe nicht den bisherigen Vasalleneid, sondern nur das Gelübde kanonischen Gehorsams leisten, daß die Klöster kein Geld außer Landes schicken, die Mönche nicht mit auswärtigen Oberen in Verbindung stehen durften; daher eine Zeitlang sogar der kühne Gedanke, die Kirche seines Reichs nach dem Vorbild der englischen Hochkirche ganz von dem päpstlichen Stuhl abzutrennen.

Und der gleiche Kampf erhob sich selbst in den geistlichen Fürstenthümern. Die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg vereinigten sich 1786 in einer gemeinsamen Erklärung zu Ems, „sich in die eigene Ausübung der von Gott ihnen verliehenen Gewalt unter dem Allerhöchsten Schutze Seiner Kaiserlichen Majestät wiedereinzusetzen.“ Es ist als hörten wir Febronius sprechen, wenn diese sogenannte Emser Punktation aufstellt, der römische Papst bleibe zwar Oberaufseher und Primas der ganzen Kirche, der Mittelpunkt der Einheit, und sei von Gott mit der hierzu erforderlichen Gerichtsbarkeit versehen, allein er habe sich in Zukunft mit den Vorzügen und Vorrechten zu begnügen, welche ihm in den ersten Jahrhunderten zugestanden, da jetzt, nachdem die Unterschiebung und Unächtheit der Isidorischen Decretalen hinreichend erwiesen und allgemein anerkannt sei, alle auf diese Decretalen gestützten Ansprüche lediglich als gewaltthätige Uebergriffe betrachtet werden müßten. Allen Diöcesanen solle der Recurs nach Rom verboten sein, keine Exemtionen dürfen mehr stattfinden, keine Verbindung der Klostergeistlichen mit auswärtigen Generalen und Oberen; keine päpstliche Verfügung habe ohne Annahme derselben von Seiten der Bischöfe Verbindlichkeit, die päpstlichen Nuntien seien nichts als päpstliche Gesandte.

Leider geriethen diese großartigen Pläne alsbald wieder ins Stocken. Die Tragödie Joseph's II. ist die Tragödie des berechtigten

Einzelwillens gegen die zähe Uebermacht des festgewurzelten geschichtlichen Herkommens. Die französische Revolution und die infolge derselben in Deutschland eintretenden großen politischen Erschütterungen und Gebietsveränderungen, welche den geistlichen Fürstenthümern den Todesstoß gaben, haben Manches zur Reife gebracht, was damals im Stillen keimte; aber Napoleon und die Restauration brachten wieder die erneute Jesuitenherrschaft. Das vatikanische Concil hat endlich alle Bestrebungen bischöflicher Selbständigkeit für immer erstickt.

Nicht so geräuschvoll, aber ungleich tiefer und nachhaltiger wirkte die eigentlich dogmatische Bewegung.

Der deutsche Katholicismus nahm einen durchaus anderen Weg als der französische. Zwar gab es auch deutsche Bischöfe und Domherren, in deren Gemächern die Büsten Voltaire's und Rousseau's standen; aber es waren nur einzelne. Deutschland blieb verschont von jenen eleganten Abbé's, welche in der französischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts eine so hervorstechende Rolle spielen. Dagegen zeigen sich überall die Rückwirkungen der protestantischen Theologie. Semler erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß er bei den Prälaten des Kloster Banz bei Bamberg alle Schriften von Baumgarten und Mosheim fand. Wer die biographischen Mittheilungen dieses Zeitalters kennt, weiß viele ähnliche Thatsachen anzuführen.

Von der katholischen Geistlichkeit konnte allerdings die Dogmatik nicht einer gleich rückhaltslosen Kritik unterworfen werden, wie die protestantische Dogmatik von der protestantischen Geistlichkeit. Wo vereinzelte Ausbrüche dieser Art vorkamen, da wurden sie sogleich mit altbewährter Strenge auf's unnachsichtlichste unterdrückt. Als Lorenz Isenbiehl, ein junger katholischer Geistlicher, welcher in Göttingen unter Michaelis eine freiere kritische Richtung in sich aufgenommen hatte, im Jahr 1778 als Professor der Exegese und der morgenländischen Sprachen an der Universität zu Mainz die berühmte Stelle Jesaias 7, 14 nicht als eine unmittelbare Weissagung vom Kommen des Messias gelten lassen wollte und trotz des Verbots des Kurfürsten-Erzbischofs Emmerich Joseph seine abweichende Erklärung sogar drucken

ließ, wurde er auf Grund einer päpstlichen Bulle in das Gefängniß geworfen und am 25. December 1779 zu öffentlichem Widerruf gezwungen; der Widerruf wurde mit einem Kanonikat belohnt.

Gleichwohl war durch die Abstellung verrotteter Mißbräuche, durch die Hebung des verdumpften Schulwesens, durch Verbreitung milderer Duldsamkeit und weltlicher Bildung ein glücklicher und weitwirkender Erfolg erreicht. Schon Maria Theresia hatte die Jesuiten von den theologischen Lehrstellen an der Universität zu Wien und von der Aufsicht über das erzbischöfliche Priesterhaus ferngehalten. Nach Vertreibung der Jesuiten untersagte Joseph II. seinen Landesangehörigen nicht nur ausdrücklich den Besuch des Collegium germanicum in Rom, sondern er verfügte auch, daß bei dem Unterricht der jungen Geistlichen „das scholastische Getöse, die spitzigen Trugschlüsse, Händel und schimpfende Streitigkeiten vermieden, dagegen um so mehr Alles hervorgehoben werden solle, worin die Lehre der katholischen Kirche mit den Lehren der anderen Kirchen übereinstimme, damit man einsehen lerne, daß es nicht so viele Verschiedenheiten und Gegensätze gebe, als der Pöbel polemischer Theologen meine". In Baiern waren schon früher unter dem Kurfürsten Maximilian III. Joseph, dem Stifter der Münchener Akademie (1745—1777) die Anhänger der neuen Denkart begünstigt; Lehrstellen, welche bisher nur ausschließlich Vorrecht der Geistlichen, besonders der Jesuiten gewesen waren, weltlichen Lehrern eröffnet worden. Nicht minder emsig als die Fürsten waren die Bischöfe. Der Erzbischof Hieronymus von Salzburg erließ am 29. Juni 1782 zur Feier der zwölfhundertjährigen Dauer seines Erzstiftes einen Hirtenbrief, welcher eine von allen Auswüchsen und Zuthaten des mittelalterlichen Kirchenwesens gereinigte Religion als den wahren Katholicismus schilderte und die Lesung der Bibel in einer zu diesem Behuf von ihm selbst veranstalteten deutschen Uebersetzung und den Gebrauch deutscher Kirchenlieder dringend empfahl. Der Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, Franz Ludwig Freiherr von Erthal, widmete dem Volksschulwesen und den Schullehrerseminarien die unabläßigste Sorgfalt, drang auf Ermäßigung der

Wallfahrten und auf Berichtigung der falschen Vorstellungen von Ablässen und Bußübungen; zur Jubelfeier der Universität Würzburg, am 29. Juli 1783, ließ er auch die protestantischen Universitäten einladen und dankte seinen Professoren öffentlich, daß sie die Religion zwar eifrig, aber frei von verjährten Vorurtheilen, behandelten. Der Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, errichtete 1772 eine Lehrerakademie, an welcher unter anderen jener Dr. Blau als Professor der Dogmatik wirkte, der in seiner „Kritischen Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit" (1791) die kirchliche Fehlbarkeit sehr schlagend nachwies. Derselbe Kurfürst ordnete 1773 eine Verbesserung der niederen Schulen an, für welche die Grundsätze der philantropischen Schulen maßgebend sein sollten; für die Schulbibliotheken wurden die Schriften Ferguson's, Gellert's, Rabener's, Wolff's und Gatterer's empfohlen. Sein Nachfolger, Karl Joseph von Erthal, hob einige Klöster auf und verwendete deren Einkünfte zur Hebung der Universität, an welche er auch protestantische Professoren berief. Die im November 1786 von dem Kölner Kurfürsten Maximilian Franz gestiftete Universität Bonn wurde durchweg mit Männern der neuen Richtung besetzt. Einer der Professoren, Hedderich, rühmte sich auf dem Titelblatt einer seiner Schriften, daß seine Behauptungen viermal von Rom aus verdammt worden seien. Der Kurfürst lächelte beifällig, als ein Karmeliter, Thaddäus Dereser, bei der Vertheidigung einer theologischen Streitschrift mit dem herausfordernden Satz auftrat, besser sei es gewesen, die Schrift Isenbiehl's zu widerlegen, statt sie zu verdammen.

Es war jenes schöne Morgenroth, welches uns Männer wie Dalberg, Wessenberg, Michael Sailer und Ladislaus Pyrker gebracht hat.

Bis tief in unser Jahrhundert hinein reichte die Strömung selbständiger katholisch theologischer Wissenschaft in Deutschland, bis auch an den Universitäten die jesuitische Geistesknechtung sie zuerst zurückzudämmen, dann versiegen zu lassen vermochte. Mit der unverbrüchlichen wissenschaftlichen Treue des großen Döllinger, den

die Kirche als einen Verdammten von sich ausstieß, ging das letzte Beispiel wissenschaftlichen Wahrheitssinnes in der katholischen Kirche Deutschlands zu Grabe.

---

4. Erziehungs- und Volksliteratur.

Basedow. Campe. — J. G. Schlosser. F. E. v. Rochow. J. K. Hirzel. J. H. Pestalozzi. Z. Becker.

Das hohe Ziel, daß es vor Allem Noth thue, das heranwachsende junge Geschlecht im Sinn der neuen Bildung zu einem reineren und freieren Menschendasein heranzubilden, war auch von den englischen und französischen Aufklärern scharf ins Auge gefaßt worden. Locke und Rousseau sind die Begründer der gesammten neueren Erziehungslehre.

Leben und Wirklichkeit aber gewann dieses reformatorische Streben erst in Deutschland. Hier zeigt es sich schlagend, daß die deutsche Popularphilosophie, obgleich an Ursprünglichkeit eigener schöpferischer Ideen hinter der englischen und französischen weit zurückstehend, ihnen an Breite und Nachhaltigkeit der Wirkung doch unendlich überlegen ist. Unbehindert von den Uebergriffen hochkirchlichen und hierarchischen Pfaffenthums senkte sich die deutsche Aufklärung als keimkräftiges Samenkorn in das Wesen und die Entwicklung des Protestantismus selbst. Sie durchdrang alle Lebenskreise gleichmäßig, während in England und Frankreich diese Errungenschaften immer nur das Vorrecht und ausschließliche Eigenthum weniger Auserlesener blieben.

Einer der edelsten und menschenfreundlichsten deutschen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, Isaak Iselin, sagt: „Die Glückseligkeit und die Würde des Menschen besteht darin, daß er so viel Gutes thue und daß er so viel Großes und Schönes denke, als seine Fähigkeiten und Umstände ihm erlauben; ihn hierzu anzuführen, ihn vorbereiten, seiner großen Bestimmung zu entsprechen,

ihn lehren, ein Mensch zu sein, dies heißt ihn erziehen, und dieses ist die größte Wohlthat, welche der Mensch dem Menschen gewähren kann.“ Diese tiefen einfachen Worte bezeichnen treffend den Standpunkt, aus welchem die deutsche Aufklärung die Aufgabe ächter Menschenerziehung betrachtete. Das deutsche Schul- und Erziehungswesen wurde in diesem großen Zeitalter von Grund aus umgestaltet. Es ist der Ursprung jenes ruhmwürdigen Aufschwungs, welcher noch heut die deutschen Schuleinrichtungen zum unerreichten Muster aller anderen Völker macht.

Schon seit längerer Zeit war das deutsche Schulwesen im frischen Aufsteigen. Die tiefen und nachhaltigen Verdienste Hermann August Francke's nach der einen, und Johann Matthias Gesner's nach der anderen Seite hin, sind für immer unvergessen. Johann Georg Sulzer, jetzt nur noch als Verfasser und Herausgeber der Theorie der schönen Künste bekannt, sorgte in Berlin in einflußreicher Stellung viel für die Verbesserung der preußischen Gymnasien. Fast überall, namentlich in Norddeutschland, bethätigten rationalistische Prediger und Schulvorstände denselben einsichtsvollen Eifer. Durch Rousseau wurde eine allgemeine Erregung der Geister hervorgerufen. Herder und Wieland schrieben über Erziehungsfragen. Besondere Zeitschriften wurden für diese Zwecke gegründet.

Aber den mächtigsten Anstoß für die Umgestaltung und Verjüngung des deutschen Erziehungswesens gab unstreitig Basedow.

Nicht sowohl durch das, was er leistete, als durch das, was er unverlierbar anregte.

Johann Bernhard Basedow war am 11. September 1723 zu Hamburg geboren. Schon als Knabe ungeregelt selbständige Wege gehend und sodann früh als Lehrer thätig, hatte er vom ersten Anbeginn sein Denken mit Vorliebe auf die Mängel der herrschenden Haus- und Schulerziehung gerichtet. Bereits seine ersten Schriften, seine akademische Doctordissertation, „Inusitata et optima honestioris juventutis erudiendae methodus“ (Kiel 1752), und seine „Praktische Philosophie für alle Stände“, welche er 1758 als Professor der dänischen Ritterakademie zu Soroe schrieb, enthalten

viele Anschauungen und Grundsätze, welche noch vor dem Erscheinen von Rousseau's Emil überraschend mit Rousseau zusammentreffen. Das Mißtrauen der dänischen Unterrichtsverwaltung wurde auch schon durch diese Schrift geweckt, und Basedow im Jahr 1761 als Professor nach Altona versetzt. Im nächsten Jahr erschien das epochemachende Buch Rousseau's, das in Basedow sogleich auf das lebhafteste zündete! Basedow wurde der wirksamste Apostel des Rousseau'schen Naturevangeliums; zumal er durch die leidvollen Verfolgungen, welche er zu erdulden hatte, als er sich eine Zeitlang an den großen rationalistisch-theologischen Kämpfen seines Zeitalters betheiligte, sich immer tiefer in der Ueberzeugung befestigte, daß neue Ideen auch neue Menschen verlangen. Er schrieb 1763 seine „Philalethie", 1765 das „Theoretische System der gesunden Vernunft", ein Jahr später „Ueber die wahre Rechtgläubigkeit und die im Staat und in der Kirche nothwendige Toleranz". Alle diese Schriften zogen ihm die schärfsten Angriffe zu und machten seine Stellung in Altona unleidlich. Aber Basedow gab sich nur um so leidenschaftlicher seinen Lieblingsplänen hin; er wandte sich mit Vertrauen an den weitesten Kreis, an die gesammte deutsche Nation.

Basedow wollte die unverbrüchlichen Rechte und Forderungen der Natur mit den ebenso unverbrüchlichen Rechten und Forderungen des wirklichen Lebens versöhnen; er wollte zu werkthätiger Durchführung bringen, was bei Rousseau nur thatlose und schwärmerische Träumerei war. Ein seltsames Gemisch von edler Begeisterung und roher Leidenschaftlichkeit, hatte Basedow genug vom Projectenmacher und Marktschreier in sich, um zur Erreichung seines Ziels vor keiner jener Zudringlichkeiten und Großsprechereien zurückzuschrecken, welche, wie es leider scheint, für Jeden, der sich der Massen bemächtigen will, unentbehrlich sind. Als unermüdlicher Agitator ruhte und rastete er nicht, bis er seine Sache zur Herzensangelegenheit des gesammten Vaterlandes, ja der gesammten gebildeten Welt gemacht hatte.

Mit den alten Schulbüchern war nicht auszukommen, noch weniger mit den alten Schulen. Wiederholte dringende Aufforde-

rungen Basedow's zur Unterstützung und Förderung des von ihm herausgegebenen „Methodenbuchs“ und „Elementarwerks“ hatten bei einem Geschlecht, das von der heiligsten Sehnsucht nach Natur und geistiger Freiheit erfüllt und durchglüht war, den erfreulichsten Erfolg. Eine gleiche Aufforderung von ihm wurde zur Stiftung einer großen Musterschule erlassen; diese Musterschule sollte den doppelten Zweck haben, erstens selbst eine Erziehungsanstalt im Sinn der neuen Richtung zu sein, und zweitens neue Lehrer für diese neue Richtung, oder, wie Basedow zu sagen pflegte, Künstler der Erziehungskunst zu bilden. Diese Erziehungsanstalt, welche zur Bezeichnung ihrer menschenfreundlichen Absichten den Namen Philantropin führte, wurde im December 1774 in Dessau errichtet, wohin ihn 1771 der treffliche Fürst Leopold Friedrich Franz zur Verbesserung der Landesschulen berufen hatte; zwar nicht ganz nach Maßgabe des ersten großartigen Entwurfs, aber doch umfänglich genug, um bei zweckentsprechender Behandlung und Verwaltung die vollste Lebens- und Entwickelungsfähigkeit in Aussicht zu stellen.

Vor Allem sollte die religiöse und sittliche Erziehung von jeder kirchlichen Ausschließlichkeit losgelöst werden. Das Elementarwerk suchte „einen sowohl gründlichen als ins Herz dringenden Unterricht in der natürlichen Religion und eine solche unparteiische Beschreibung der übrigen Religionen“ zu geben, „welche schlechterdings nicht anzeige, von welcher Religion der Verfasser selbst sei“. Das Philantropinum lehrte demgemäß, um Basedow's eigene Worte zu gebrauchen, die Religion fern von aller theologisirenden Entscheidung, in der höchsten Einfalt ohne alle Rücksicht auf Sekten und Parteien, nur den allen Religionen gemeinsamen Hauptbegriff der Erkenntniß des Allvaters und seiner Verehrung durch Rechtthun. Als Grund und Spitze dieser Religion der Tugend und Rechtschaffenheit wurde die werkthätige Menschenliebe, die Philantropie, betrachtet. Der leichteste und sicherste Weg zur Erweckung dieser Menschenliebe sollte eine Erziehung sein, welche den natürlichen Hang zur Freiheit nicht unterdrücke, sondern leite, welche das angeborene gute Herz nicht durch unnöthigen und darum übel angebrachten Zwang verhärte,

sondern es durch williges und besonnenes Eingehen auf Kindlichkeit und Natur erhalte und veredle.

Der Unterricht sollte alles todte Gedächtnißwerk und allen leeren Wortkram verbannen; denn die herkömmliche Unterrichtsweise sei nichts als ein trüber Nachklang des alten Mönchthums. Das sinnliche Kind, dem für abgezogene und allgemeine Begriffe und anschauungslose Formeln die Fassungskraft fehle, sei vor allen Dingen in die lebendige Anschauung der Sinnenwelt selbst einzuführen; die Dinge, von welchen der Unterricht handle, seien in der Natur oder, wenn dieses nicht möglich sei, in getreuen Abbildungen vorzuzeigen. Solche lebendige Anschauung sei spielendes Lernen, wie es schon Comenius, freilich vergeblich, verlangt habe. Auch der Sprachunterricht, nicht blos in den neuen, sondern auch in den alten Sprachen, war wesentlich Anleitung zu sofortigem Sprechen und Schreiben; die Sprachen sollen, wie Basedow sagt, gleich vom ersten Anfang als die Werkzeuge gebraucht werden, dem Kinde die Kenntnisse mitzutheilen, die man ihm eben beibringen will. Darum sollen nur Chrestomathieen gelesen werden; Erzieher, denen es Ernst sei, die Jugend zur Sittlichkeit zu erziehen, dürften der Jugend ebensowenig vollständige Ausgaben der Klassiker in die Hand geben wie eine vollständige Bibel.

Und auch die Erziehung des Körpers sollte wieder in ihre Rechte eingesetzt werden. Man kehrte zur Gymnastik der Alten zurück. Leichte Kleider, kalte Bäder, rauhe Luft, trotziges Ankämpfen gegen Sturm und Wetter, hartes Lager und Frühaufstehen, oft bis zur Uebertreibung, sollten das verweichlichte und überbildete Geschlecht wieder der Einfachheit und Kraft des alten Naturzustandes nähern.

So einseitig diese Neuerungen zum Theil waren, so kamen doch alle Besten der Zeit ihnen mit ungetheiltem Jubel entgegen. Männer wie Sack, Spalding, Teller, Büsching, Sulzer, Moses Mendelssohn, Gellert, Garve, Iselin, Lavater unterstützten Basedow's Unternehmen; ganz besonders wurde auch die mächtigste Zeitschrift dieses Zeitalters, die Allgemeine deutsche Bibliothek, der wärmste

Befürworter. Der hochverdiente Minister von Zedlitz, welcher an der Spitze des preußischen Unterrichtswesens stand, meinte, die Basedow'schen Kupfer zum Elementarwerk müßten das erste Handbuch aller Erzieher sein; sie seien eine Gemäldegalerie, durch welche man auch den Kindern leicht und anschaulich die ersten Begriffe von der bürgerlichen Gesellschaft beibringen könne. Auch Lessing läßt in seinem ersten Freimaurergespräch einen der Sprecher, Falk, unter dessen Maske er selbst auftritt, mit unverkennbarer Absichtlichkeit die unumschränkteste Anerkennung für Basedow's Philantropinum aussprechen. Und Kant schrieb im Jahr 1777 in die „Königsberger gelehrten und politischen Zeitungen" (vgl. K. v. Raumer's Geschichte der Pädagogik. 1843. Th. 2, S. 279) einen längeren Aufsatz, in welchem er im Gegensatz zu den alten Schuleinrichtungen, welche insgesammt im ersten Zuschnitt verdorben seien, weil Alles in ihnen der Natur entgegenarbeite, Basedow's Philantropinum als diejenige Erziehungsmethode pries, welche weislich aus der Natur selbst gezogen, und darum nicht eine langsame Reform, sondern in der That eine schnelle Revolution sei. Eine Erscheinung solcher Art werde zwar von gemeinen Augen übersehen; jedem verständigen und an dem Wohl der Menschheit theilnehmenden Zuschauer aber müsse sie viel wichtiger sein als das glänzende Nichts auf dem jederzeit veränderlichen Schauplatz der großen Welt, wodurch das Beste des menschlichen Geschlechts, wo nicht zurückgesetzt, doch nicht um ein Haar breit weiter gebracht werde. Es sei allgemeine Menschenpflicht, dem Philantropinum, welches alle Merkmale der Trefflichkeit an sich trage und welches alle ihm im Anfang etwa noch anhängenden Fehler natürlicherweise von selbst abwerfen werde, Hilfe zu leisten; denn da es scheine, als hätten die Regierungen jetziger Zeit zu Schulverbesserungen kein Geld, so werde es doch endlich, wofern solche nicht gar ungeschehen bleiben sollen, auf bemittelte Privatpersonen ankommen, diese so wichtige allgemeine Angelegenheit durch zweckmäßigen Beitrag selbst zu befördern.

In allen Gegenden deutscher Zunge erhoben sich rasch nach einander viele Anstalten derselben Richtung; das Philantropin zu

Marschlins unter Ulysses von Salis, das Philantropin zu Heidesheim unter Bahrdt, die Militärschule zu Colmar unter Pfeffel und Lerse, die Erziehungsanstalten von Campe, von Trapp, Feder, Olivier, Spazier, Rudolph, die Stiftung Salzmann's zu Schnepfenthal.

Aber es fehlte auch von Anfang an nicht am Widerspruch. Der junge Goethe erkannte scharf und empfand peinlich das äußerliche, dürre, gemüthsleere der Basedow'schen Darstellungs- und Unterweisungsart. Auch konnte es nicht anders sein, als daß ein großer Theil der stolzen Erwartungen durch die Erfahrungen der Wirklichkeit arg enttäuscht wurde. Es zeigte sich bald, daß der Gesichtspunkt zu eng war. Das Streben nach Glückseligkeit, welche als höchstes Ziel galt, hatte schwunglos und poesielos nur den beschränkten Zweck kluger und gewandter Lebensbehandlung. Nicht innere Bildung, nur äußere Kenntnisse und Fertigkeiten; nur das Handgreifliche, nur das unmittelbar Brauchbare und Nützliche. Selbst die Antriebe des sittlichen Handels wurden nicht aus der inneren Schönheit der Tugend selbst, sondern nur aus der menschlichen Selbstsucht abgeleitet, und diese Selbstsucht wurde überdies durch unabläßiges Belohnen und Strafen höchst verderblich genährt und gehätschelt. Wenige Jahrzehnte nach jener begeisterten Lobpreisung Kant's faßte Fichte in der neunten Rede seiner unsterblichen „Reden an die deutsche Nation" die Mängel dieser Erziehung in die schlagenden Sätze zusammen, daß sie nur äußerlich am Menschen herumtaste und glätte, nicht aber den Menschen selbst bilde, daß sie, weil sie das Gute nur des Nutzens wegen, nicht aber aus innigem Wohlgefallen anstrebe, unkräftig sei für die Entwickelung des sittlichen Denkens, daß sie von der übersinnlichen Welt ganz und gar schweige und lediglich einige Geschicklichkeit für die Geschäfte der sinnlichen Welt bewirke. Und in dem Faust, der etwa um dieselbe Zeit erschien, fehlte wenig, daß Goethe als Parodie Basedow's den Rattenfänger von Hameln in der Walpurgisnacht zwölf Philantropine leitend und Kinderbücher schreibend, auftreten ließ; zuletzt freilich war dem plötzlichen Abbrechen der Walpurgisnacht auch diese Gestalt mit so vielen anderen zum Opfer gefallen.

Basedow hatte übrigens schon 1778 in Folge seiner rauhen Leidenschaftlichkeit und seiner wirthschaftlichen Ungeschicktheit von seiner Stiftung in Dessau zurücktreten und sie fremden Händen überantworten müssen; indeß auch unter den fähigsten und umsichtigsten Leitern verkümmerten die Philantropine allmählich, weil sie von der fortschreitenden tieferen Einsicht des Zeitalters überholt wurden.

Trotzalledem war eine große That geschehen. Es war, nach Kant's Ausdruck, eine Revolution; mit allen Gewaltsamkeiten und Ueberstürzungen einer solchen, aber eine Revolution aus den edelsten Beweggründen und mit den segensreichsten Folgen. Das Gute blieb; und die gefährlichen Auswüchse wurden um so eher beseitigt, da der frische Geist, welcher durch Winckelmann's, Lessing's und Heyne's Anregungen so eben auch in die Alterthumsstudien gekommen war, das glücklichste Gegengewicht bot. Die gewichtige Frage der Unabhängigkeit oder, wie man meist zu sagen pflegt, der Emancipation der Schule von der Kirche, welche leider noch immer nicht vollständig verwirklicht ist, war zündend in die Gemüther geworfen. Dem geisttödtenden Aufzwängen unverstandenen Lehrstoffes durch mechanisches Auswendiglernen war der Krieg erklärt; gegenüber der gedankenlosen und kleinlichen Wortkrämerei erwachte wieder der gesunde Sinn für lebendige Anschaulichkeit und Thatsächlichkeit. Und überall wurde wieder die Sorge für Kräftigung und Ausbildung des Körpers rege; unser Turnen hat hier seine Wurzel. In Haus und Schule verschwand die alte pedantische Härte; der jugendliche Geist konnte und durfte fortan sich wieder seine eigenen, der angeborenen Neigung und Naturanlage gemäßen Wege suchen.

Der läuternde und fortbildende Einfluß Basedow's und seiner Richtung auf die deutsche Erziehung ist der Läuterung und Fortbildung vergleichbar, welche die ärztliche Wissenschaft aus den Rückwirkungen der Homöopathie und Wasserheilkunde gezogen hat. Basedow starb im Jahr 1790.

Unstreitig der tüchtigste und thätigste Förderer und Vertreter seiner philantropinistischen Erziehungsrichtung war Campe; seinem

Lehrer und Vorgänger Baſedow an Bildung, Seelenadel und muthvoller Geiſtesfreiheit weit überlegen.

Joachim Heinrich Campe, am 29. Juni 1746 zu Deenſen bei Holzminden im Herzogthum Braunſchweig geboren, hatte in den Jahren 1765—1769 in Helmſtedt und Halle Theologie ſtudiert; beſonders Semler war auf ihn von großem Einfluß. Er war eine Zeitlang preußiſcher Feldprediger und Erzieher im Hauſe des Major und Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt geweſen, als er im September 1776 die Leitung des Deſſauer Philantropins übernahm. Doch war dies durch die Mißgriffe Baſedow's bereits ſo zerrüttet, daß Campe nach Jahresfriſt dieſe Stellung wieder aufgab. Er ging nach Hamburg, emſig mit der Abfaſſung pädagogiſcher Schriften beſchäftigt. Ein hochherziges Anerbieten Kant's, ihm die Stelle eines Oberhofpredigers und Generalſuperintendenten in Königsberg zu verſchaffen, lehnte er ab, weil ſeiner freien religiöſen Denkart ein geiſtliches Amt widerſtrebte. Im Sommer des Jahres 1778 übernahm er auf Anregung des reichen Kaufherrn Johann Jacob Böhl in einem ſchönen Gartenhauſe im Billwerder Ausſchlag am Hammerdeich zu Hamburg die Erziehung jener kleinen Kinderfamilie, welche uns aus Campe's Robinſon ſo bekannt und vertraut iſt. Im ſelben Jahre erſchienen ſeine erſten epochemachenden Aufſätze als „Sammlung einiger Erziehungsſchriften“, und in ſchneller Folge dann der „Robinſon“ und „die Entdeckung von Amerika“. Im Januar 1783 errichtete er zu Trittow, vier Meilen von Hamburg, ein eigenes Erziehungsinſtitut, in welchem er es ſich zur ſtrengſten Pflicht machte, nur Kinder deutſcher Eltern aufzunehmen und die Schülerzahl nie über den Kreis einer großen Familie hinauswachſen zu laſſen. Und im Frühjahr 1786 folgte er einem Ruf des edlen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, welcher ihm die Ordnung und Neugeſtaltung des Schulweſens ſeines Landes übertrug. Im nächſten Jahre übernahm Campe von der Regierung die ehemalige Waiſenhausbuchhandlung und machte ſie unter dem Namen der Schulbuchhandlung zu einer ſehr wirkſamen Propaganda der aufſtrebenden Erziehungs- und Aufklärungsliteratur.

Die Verdienste Campe's um das Schulwesen seiner Zeit bleiben unvergessen. Seine großen Schüler Wilhelm und Alexander von Humboldt bewahrten ihm ihr ganzes Leben hindurch unwandelbar ihre treueste Anhänglichkeit. Die sechszehn Bände seiner „Allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens“ (1785—1791), einer Zeitschrift, welche alle besten pädagogischen Schriftsteller vereinigte und nach festem Plan es auf ein „vollständiges Erziehungs- und Unterweisungssystem“ abgesehen hatte, welche zugleich durch Uebersetzungen Deutschland mit den vorzüglichsten pädagogischen Schriften des Auslands, mit Locke's „Thoughts concerning education“ und Rousseau's „Emile“ bekannt machte, haben zur Verbreitung und Läuterung der Rousseau'schen Erziehungsideen mehr als irgend ein anderes Werk beigetragen. Das Traumhafte Rousseau's wurde beseitigt; Erziehung zum werkthätigen Leben, freilich sehr einseitig nur auf die Verstandesbildung gerichtet!

Jedoch unendlich wichtiger und nachhaltiger ist Campe als Kinderschriftsteller geworden.

Wer hat es nicht selbst freudig erlebt, von welcher unverwüstlichen Anziehungskraft noch bis auf den heutigen Tag die Campe'schen Jugendschriften sind? Man mag es rügen, daß sich Campe sowohl in seiner Bearbeitung von Defoe's Robinson wie in seiner Entdeckungsgeschichte Amerika's nicht freigehalten hat von jenem störenden Beiwesen allzu absichtlicher Lehrhaftigkeit und moralisirender Nutzanwendung, welches im Geist seiner Richtung und des gesammten Zeitalters lag; wie wenige Kinderschriftsteller aber haben einen gleich sicheren Sinn für herz- und phantasieerregende Stoffe, eine gleiche Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung, eine gleich wackere, das Kindergemüth zu allem Edlen und Guten kräftigende Gesinnung! In alle Sprachen ist Campe's Robinson übersetzt worden; und noch ist es keinem neuen Wiederbearbeiter gelungen, den wohlverdienten Ruf desselben zu schmälern.

Auch Campe's Bemühungen um die deutsche Sprache verdienen Achtung, so wenig sie auch für die heutige Wissenschaft bedeuten. Seine von der Berliner Akademie gekrönte Arbeit „Ueber

die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache“ (1794) entsprang einem Bestreben, welches damals mehr Berechtigung hatte als heutzutage. Seine Wörterbücher sind thatsächlich für viele Deutsche, die es erst damals als Pflicht erkannten, deutsch schreiben zu lernen, eine nützliche Stütze und Hülfe geworden.

Campe war zugleich ein politischer Charakter In der auch für Braunschweig harten Zeit der berüchtigten Wöllner'schen Verfinsterungsversuche wurde Campe der unerschrockene und opferwillige Vorkämpfer deutscher Preßfreiheit. Die Verhandlungen, welche in jener schweren Zeit des Druckes zwischen Campe und dem edlen Herzog geführt wurden (Leyser a. a. O. Bd. 1, S. 374 ff.), sind für beide Theile gleich ehrenhaft; Campe war bereit, all seinen mühsam erworbenen Wohlstand der politischen Ueberzeugung zum Opfer zu bringen. Zur Zeit der französischen Revolution blieb die edle Begeisterung, die in seinen Briefen aus Paris liegt, sogar nicht frei von Ueberstürzung.

Es war der Ausdruck seines ganzen Strebens, als Campe in dem großen Saal seines Hauses unter die Büste Rousseau's in goldener Schrift die Worte setzte: „Er zerknickte die Ruthen der Kinder und Völker“.

Campe starb hochbejahrt am 22. Oktober 1818.

Seit 1771 hatte sich auch Christian Felix Weiße der Kinderliteratur zugewendet. Zunächst mit seinem kleinen Elementarbuch, dann aber besonders mit seinem Kinderfreund (1775—84), einer Zeitschrift, die nach dem Vorbild des englischen Zuschauers in Erzählungen, Schauspielen, Briefen und lehrhaften Unterhaltungen auf's anziehendste Denkart und Lebensweise, Neigungen und Beschäftigungen der gebildeten deutschen bürgerlichen Familie abspiegelte. Schnell hintereinander erfolgten fünf starke Auflagen; dabei berühmte sich ein schamloser Nachdrucker gegen den Verfasser selbst, er allein habe in Oestreich überdies noch fünfzehntausend Exemplare abgesetzt!

Dennoch waren diese Bestrebungen Basedow's und seiner nächsten Nachfolger nur die eine Seite der warmen Antheilnahme, welche die deutsche Aufklärung für das Erziehungswesen hegte.

Basedow hatte vorzugsweise nur die Jugend der gebildeten Stände, oder wie er in seiner ersten Schrift sagt, die honestior juventus im Auge gehabt; obgleich sein Dringen auf Anlegung von Schullehrerseminarien bezeugt, daß ihm auch die Jugend der niederen Stände, die eigentliche Volksschule, treu am Herzen lag. Nun aber richteten Andere noch ausdrücklicher und ausschließlicher ihre Sorgfalt auf die Bildung des niederen Bürgers und der ländlichen Bevölkerung. Die Wirksamkeit dieser Männer war still und geräuschlos: oft pflegt die geschichtliche Betrachtung mit gedankenloser Nichtachtung vornehm an ihnen vorüberzugehen. Wer Liebe zum Volk hat, verehrt sie als die ruhmwürdigsten Volks- und Menschenfreunde.

Auch der sogenannte kleine Mann, der Bürger und Bauer, sollte erfahren, daß allein durch Denkfertigkeit und Lebenstüchtigkeit zu einem menschenwürdigen Dasein zu gelangen sei. Und zu dieser Denkfertigkeit und Lebenstüchtigkeit sollte er erzogen werden.

Johann Georg Schlosser (1739—1799), der Freund und Schwager Goethe's, einer der gebildetsten und achtungswerthesten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, ist hier mit höchstem Erfolg bahnbrechend vorangegangen. Noch bevor er seine segensreiche amtliche Thätigkeit in Baden antrat, schrieb er 1771 seinen „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk", eine der vorzüglichsten Volksschriften aller Zeiten. Dieser Katechismus, zunächst für die Lehrer bestimmt, verbreitete sich schnell und weit, in vielen rechtmäßigen und unrechtmäßigen Ausgaben, bald mit, bald ohne Namen des Verfassers. Zahlreiche Nachahmungen folgten. Auch Campe hat, wie er selbst bekennt, hauptsächlich aus diesem Katechismus Schlosser's seine „Sittenlehre für Kinder" gezogen.

Hierher gehört auch Friedrich Gabriel Resewitz (1729—1806), der Leiter des Pädagogiums zum Kloster Berge bei Magdeburg, mit seinem Buch „Ueber die Erziehung des Bürgers zum Gebrauche des gesunden Menschenverstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit, 1773", und mit seinen „Gedanken, Vorschlägen und Wünschen zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung, 1777—85".

Keiner aber wirkte tiefer und nachhaltiger als Friedrich Eberhard von Rochow, ewig gesegneten Andenkens.

Rochow war einer der reichsten und vornehmsten Männer Preußens. Er war Besitzer der Herrschaft Rekahn in der Mark und Domherr des Stiftes Halberstadt. Aber sein ganzes Streben und Handeln war der warmen und werkthätigen Menschenliebe, war vornehmlich der Bildung und Aufklärung des niederen Volks gewidmet, das er zu Wohlstand und Mündigkeit emporheben wollte.

Rochow war im Jahr 1734 zu Berlin geboren, und hatte, wie es dem preußischen Edelmann ziemte, wacker im siebenjährigen Kriege mitgefochten. Nachdem er aber in Folge einer Verwundung sich auf seine Güter zurückgezogen hatte, wandte er sich zunächst ganz der eigenen geistigen Fortbildung zu, um dann immer mehr in der Verbreitung der Bildung, in der pädagogischen Wirksamkeit seine Aufgabe zu sehen.

Ein Brief Rochow's vom 27. Februar 1773 an den Minister von Zedlitz (vgl. Correspondenz von F. E. von Rochow, herausg. von F. Jonas 1885) giebt über die Grundanschauungen, von welchen er bei seiner Umgestaltung des Volksunterrichts geleitet wurde, deutlichen Aufschluß. „So lange" — sagt dieser Brief — „die vortreffliche Lehre Christi mit orientalischen Begriffen und in griechisch- oder ebräisch-deutscher Kunstsprache auf den Dörfern, da die Dorfbewohner noch nicht einmal die gemeine Landessprache, nämlich Deutsch, verstehen und reden können, gelehrt wird, so lange Orthodoxie den Menschenhaß fortpflanzt, undenkbare Sätze höchst wichtig bleiben, alles Nützliche aber als Nebensache betrachtet wird, so lange wird, so scheint es mir, auch der menschliche Verstand niedergedrückt sein. Der Bauer kann sehr viel vollkommener werden: 1) wenn aus der Schule Alles, was lutherisch, reformirt, was römisch-katholisch heißt, wegbliebe, damit der Seelsorger dies bei der Confirmationslehre liefere, in der Schule aber nichts als natürliche Erkenntniß Gottes und allgemein christliche Tugend gelehrt und geübt würde; 2) wenn die Bibel nicht mehr die Fibel der Kinder von sechs bis acht Jahren wäre, sondern ein zweckmäßigeres Lesebuch eingeführt werden dürfte."

Schon 1772 erschien sein „Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute oder zum Gebrauche in Dorfschulen“. Absicht, Lehrart und Gesinnung ist, wie der Verfasser in der Einleitung selbst hervorhebt, dem Katechismus Schlosser's sehr ähnlich; obgleich Schlosser's Katechismus erst in seine Hände kam, nachdem er sein Buch bis auf das letzte Kapitel beendigt hatte. Es ist für lange Zeit das Hauptbuch aller norddeutschen, besonders der preußischen Volksschullehrer gewesen. Rochow aber blieb dabei nicht stehen. Mit dem „Kinderfreund, einem Lesebuch zum Gebrauch für Landschulen, 1776“ trat er mitten unter die Dorfkinder selbst. Es sind kurze, gut erfundene und gut erzählte Geschichten, auf alle Verhältnisse und Vorfälle bezüglich, welche im Kreise ländlichen Seins und Denkens stattfinden und sich ereignen können. Die Denkkraft und der sittliche Sinn wird geweckt und geläutert, Gemüth und Phantasie werden auf's anziehendste und belehrendste erfüllt und beschäftigt. Wer selbst das Glück gehabt hat, ein Dorfkind zu sein und Rochow's Kinderfreund unter die ersten Freunde und Leiter seiner Jugend zu zählen, dem wird die Gestalt des edlen Musterbauern Wilhelm eine unvergeßliche bleiben. Fast drei Menschenalter hindurch hat dies herrliche Buch überallhin seinen reichen Segen verbreitet. Jetzt freilich hat es veränderten, wir wollen nicht sagen, verbesserten Ansichten über Volkserziehung erliegen müssen.

Friedrich Karl von Moser sagte in seinem „Archiv für Deutschland“ (1790. Bd. 9, S. 537), daß in der großen Abrechnung des allgemeinen Gerichts-Scheidungs- und Läuterungstages dereinst Luther's kleiner Katechismus, Rochow's Schulbuch und Kinderfreund und Schlosser's Katechismus für das Landvolk manches als unsterblich gepriesene Werk aufwiegen würde. Und Friedrich Karl von Moser war doch auch fromm und sogar sehr streng religiös.

Und in stets opferbereitem Eifer errichtete Rochow auf seinen Gütern Musterschulen. Der treffliche Minister Zedlitz that in einem amtlichen Zeugniß vom 26. Mai 1779 über sie folgenden Ausspruch: „Ich habe in diesen Tagen die von Rochow'schen Landschulen abermals besucht und neue Ursache gefunden, damit zufrieden

zu sein und zu bemerken, daß der wichtige Unterschied zwischen Theologie und Religion beobachtet, und nicht sowohl auf Vielwisserei und Auswendiglernen, sondern darauf gehalten wird, daß den Kindern Alles und Jedes deutlich gemacht, und das, was ihnen undeutlich ist, nicht durch Metaphern, durch Substituirung anderer ihnen ebenso undeutlicher Ausdrücke, sondern durch Begriffe, die ihnen schon bekannt sind, erklärt und ihnen überhaupt Gelegenheit gezeigt wird, das ihnen Vorgetragene in ihrem Leben anzuwenden; welches denn wohl der einzig wahre Weg ist, die Absicht aller Pädagogik, nämlich bessere und für's thätige Leben brauchbare Menschen zu bilden, zu erreichen."

Eine gesunde und richtige pädagogische Einsicht in das Wesen des kindlichen Charakters trat auch in Rochow's Ansichten über die Disciplin der Schule zu Tage, die sich von allen Sonderbarkeiten, an denen die zeitgenössischen Bestrebungen so reich sind, frei erhalten. Rochow war auch persönlich für die von ihm gegründeten Schulen unermüdlich, ja fast ausschließlich thätig, bis am 16. Mai 1805 der Tod seinem Wirken ein Ziel setzte.

Zedlitz, einer der hochherzigsten Minister, welche Preußen gehabt hat, ging auf Rochow's volksfreundliche Bestrebungen auf's wärmste ein, und suchte ihnen über das ganze Land die weiteste Ausbreitung zu geben. Die Anlegung von Lehrerseminarien und die Erhöhung der Lehrerbesoldungen war ihm tiefste Herzenssache. Leider trat ihm gerade hier der Wille des Königs nicht selten hemmend entgegen. Es ist eine tief rührende Klage, wenn Zedlitz am 26. Mai 1781 an Rochow schreibt, daß er auf seine Pläne in Betreff der Landschulen oft gänzlich Verzicht thun müsse, da der König an der Idee hafte, die Invaliden zu Schulmeistern zu nehmen, und die Billigkeit, verdiente Leute zu belohnen, mit der Pflicht, brauchbare Menschen zu bilden, vermenge. „Ich glaube aber doch," setzt Zedlitz hinzu, „daß ich so viel thun muß als ich nur kann; und wer weiß, welches Gute noch hieraus entstehen wird?"

Die wichtigsten Segnungen sind aus diesem rüstigen Vorwärtsstreben erwachsen; nicht blos für Preußen, dessen treffliche Volks-

schulen lange Zeit als ruhmreiches Muster voranleuchteten, sondern auch für alle anderen deutschen Länder, welche angespornt wurden, mit Preußen zu wetteifern.

Folgerichtig schloß sich an diese Erziehungsliteratur auch eine wichtige Volksliteratur an. Nicht aus dem Volk, sondern für das Volk.

Wie bedeutsam, daß die ersten Anfänge dieser neuen Volksliteratur zunächst von der Schweiz ausgingen!

Johann Kaspar Hirzel, Stadtarzt in Zürich, in allen jenen gemeinnützigen Bestrebungen, mit welchen damals die schweizerische Jugend gegen die verrotteten Zustände des engherzigen Patricierregiments ankämpfte, immer der vorderste Vorkämpfer, schrieb 1761 sein vortreffliches Buch „Die Wirthschaft eines philosophischen Bauern".

Die Hauptzüge des Helden Kleinjogg waren dem Züricher Bauer Jacob Guyer von Wermetschwyl nachgebildet, von welchem auch Johann Georg Schlosser in einem Brief an Iselin schreibt, daß er ein Landwirth sei, wie man ihn wünschen müsse, rastlos arbeitend, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend, auf nichts sinnend als auf Verbesserung, auf Vermehrung des Ertrags, auf Erleichterung der Arbeit, auf Ersparung des Aufwands, gerecht, wahr, edel, gern guten Rath annehmend und gern seinen Rath mittheilend, fern von Eitelkeit, Neid und Bosheit.

Die Darstellung ist breit und unbeholfen, aber der Held mit seinem schlichten und klugen Weltverstand ist sehr lebendig gezeichnet; die Schilderungen seiner Verrichtungen in Feld und Haus sind anziehende Genrebilder von faßlicher und überzeugender Lehrhaftigkeit. Noch heut ist in manchen Gegenden der Schweiz der Name Kleinjogg's für die Bezeichnung eines trefflichen Landmanns sprichwörtlich.

Und im Jahr 1781 folgte Johann Heinrich Pestalozzi's berühmtes Volksbuch „Lienhard und Gertrud".

Pestalozzi, im Jahr 1746 zu Zürich geboren, hatte, bevor er sein Erziehungsbuch schrieb, schon nach dem Drange seiner liebereichen

Natur praktisch erziehend gewirkt, materiell ohne Erfolg, ja sogar mit völligem Mißlingen, ideell schon mit reichstem Gewinn. Nun brachte er die Erfahrungen eines wahrhaft volksthümlichen Strebens dem Volke dar. Auf Rousseau's Anregung in seiner Jugend Landmann geworden, wie er auf Anregung Rousseau's in seinem Alter Schulmann wurde, lebte er stets mitten unter den Erlebnissen und Arbeiten seiner landbauenden Schweizer Volksgenossen. Treuen Herzens die Leiden und Hoffnungen des Volkes theilend und doch mit seinem ernststrebenden und denkenden Geist dem Volk weit überlegen, stellte er in der Geschichte einer armen, durch sittliche Kraft und Tüchtigkeit sich emporschwingenden ländlichen Handwerkerfamilie ein lebendiges Gemälde des gesammten Bauernlebens dar, wie er es in den mannichfachsten Charakteren und Zuständen durch jahrelange Anschauung und Erfahrung kennen gelernt hatte. Obgleich ohne dichterischen Schwung und namentlich in den späteren Ueberarbeitungen und Fortsetzungen durch störende Breite und Lehrhaftigkeit sehr überladen, ist diese Schilderung nichtsdestoweniger durch ihre Wahrheit, feine Beobachtung und feste Lebenskunde von unvergänglichem Reiz; man hat überall das wohlthuende Gefühl, daß hier ein Mann spricht, welcher nicht mit koketter Bewußtheit den Naturburschen spielt, sondern in Wahrheit selbst eine naive Natur ist. Es war, wie der Verfasser sich in der Vorrede zur zweiten Auflage ausdrückt, ein ernstes Wort an das Herz der Armen und Verlassenen im Volk, ein ernstes Wort an das Herz Derer, die für die Armen und Verlassenen im Lande an Gottes Stelle stehen, ein ernstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann. Es macht nicht den Anspruch selbständiger Dichtung, sondern es will das Seinige dazu beitragen, eine von der wahren Lage des Volks und seinen natürlichen ewigen Verhältnissen ausgehende bessere Volkserziehung zu erstreben. Gertrud, ihre Haushaltung, die Art, wie sie ihre Kinder erzieht, ihre fromme verständige thatkräftige Liebe mitten im Verderben ihrer Bauerngemeinde, ist das Ideal Pestalozzi's, das er sein ganzes Leben

hindurch mit unwandelbarer Beharrlichkeit und mit segensreichstem Erfolg als Schriftsteller wie besonders auch als Reformator des Schulwesens festgehalten hat.

Pestalozzi's Buch war, besonders in den späteren Theilen, ein Werk des unbedingten Idealismus der Aufklärungsperiode. Die weitgreifende praktische Wirksamkeit des Pädagogen fällt erst in eine spätere Zeit. Aber bei der damaligen Geistesrichtung Deutschlands trafen auch die kühnsten Anregungen des wunderbaren Buchs auf empfängliche Herzen. Mit praktischem Sinn ergriff Rudolf Zacharias Becker aus Erfurt die Gedanken Pestalozzi's. Sein „Noth- und Hilfsbüchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim" erschien 1788 und erlangte in oft wiederholten Ausgaben die Bedeutung, in jedem deutschen Bauernhausstand als unentbehrlicher Hausschatz betrachtet zu werden. Wie viele Gemüther haben sich an dem Walten des edlen Herrn von Mildheim erquickt, wie viele junge aufstrebende Acker- und Hauswirthe haben sich hier Regel und Rath erholt!

Und auch der Kalender, bisher nur dem Aberglauben und höchstens der trocknen chronikalischen Aufzählung der im letzten Jahr geschehenen Weltereignisse zugewendet, wandelte sich seit dieser Zeit in die Gestalt eines belehrenden Volksfreundes, und suchte sich durch lehrhafte Anekdoten, durch faßliche und leicht anwendbare Sittensprüche, durch gemeinnützige Fingerzeige für Haus und Feld, das schöne Vorrecht, auch in der niedrigsten Hütte alljährlich einkehren zu dürfen, mit Ehren zu verdienen. Johann Peter Hebel, der „Rheinische Hausfreund" (1808—1811), ist der Classiker dieses volksthümlichen Schriftthums geworden.

---

5. Die Illuminaten.

Als der Katholicismus durch das Wiederaufleben der klassischen Alterthumsstudien und durch die Stürme der Reformation in seinen tiefsten Grundfesten erschüttert war, hatte die Errichtung des Jesuiten-

ordens das morsche Gebäude nicht nur nach Möglichkeit wiederhergestellt, sondern es sogar mit neuem, fast unerhörtem Glanz ausgestattet.

Und als in England eine freisinnige, über die kirchlichen Glaubenssätze hinausschreitende Philosophie erstanden war, hatte sich dieselbe durch die Errichtung des Freimaurerordens eine Macht geschaffen, welche unter der herz- und phantasieansprechenden Form eines neuen religiösen Kultus die neuen freien Gedanken schnell über die ganze Erde trug und von Jahr zu Jahr an Verbreitung und weitwirkender Bedeutung zunahm.

Beide Orden hatte die deutsche Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts lebendig vor Augen. Der Jesuitenorden wurde so eben aufgehoben; aber grade bei dessen Aufhebung zeigte sich schreckhaft, wie weitverzweigt, wie ungreifbar und unvertilgbar die Bande waren, mit welchen die immer wache Schlauheit dieser streitenden Kirche alle Kreise der menschlichen Gesellschaft umschlungen hatte. Und auch in der deutschen Maurerei waltete die rastloseste Rührigkeit. Namentlich in Norddeutschland gehörte ihr die große Mehrzahl aller Gebildeten an; von den gegenwärtig noch in Deutschland bestehenden Logen stammen dreizehn aus den Jahren 1740—1760, und nicht weniger als sechzig aus den Jahren 1760—1780. Das Freimaurerthum war im deutschen Protestantismus eine Kirche neben der Kirche geworden.

Vornehmlich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war diese Lust an Ordensbündnissen und Verbrüderungen überall rege. Das Zeitalter des aufgeklärten Despotismus konnte sich auch die Verbreitung der Aufklärung nur in der Form despotischer Bevormundung denken. Ausgeschlossen von aller selbstthätigen Theilnahme an den großen Bewegungen des Staates suchte der Strebende, dem die Verwirklichung seiner stillen Begeisterung ernste Herzensangelegenheit war, in geheimen Gesellschaften, was ihm das öffentliche Leben versagte. Wie tief und allgemein die Idee von der Nothwendigkeit und von dem Segen erziehender und leitender Geheimbünde auch im Bewußtsein der Gebildetsten und Erleuchtetsten

lebte, beweist die hervorragende und abschließende Stellung, die ihnen Goethe im Wilhelm Meister zuertheilt, in jenem unvergleichlichen Roman, welcher die buntdurchkreuzten Wirren und Kämpfe einer modernen, nach reinem und harmonischem Menschendasein ringenden Bildungsgeschichte mit tiefster Lebensweisheit und ergreifendster Naturwahrheit schildert.

In diesen Stimmungen und Zuständen wurzelte der Ursprung des Ordens der Illuminaten, welcher am Ende der siebziger Jahre entstand und eine Zeitlang in Liebe und Haß die Geister auf's lebhafteste beschäftigte.

Stifter desselben war Adam Weishaupt, Professor in Ingolstadt. Adam Weishaupt, am 6. Februar 1748 zu Ingolstadt geboren, war selbst ein Zögling der Jesuiten. Aber es hatte sich in ihm dieselbe Erscheinung wiederholt, welche wir bei einem großen Theil der französischen Aufklärungsphilosophen bemerken; der Druck dumpfer Erziehung hatte ihn nur zum um so schrofferen Gegner der Jesuiten und ihrer Einrichtungen und Bestrebungen gemacht. Auch nachdem die Jesuiten aufgehoben waren, trieben sie grade in Baiern nach wie vor ihr unheimliches Wesen. Und Weishaupt insbesondere hatte von ihnen zu leiden, da er gegen das Ende des Jahres 1773, sogleich nach dem Sturz des Ordens, an der Universität zu Ingolstadt die Professur des Kirchenrechts erhielt, welche die Jesuiten bisher ununterbrochen seit neunzig Jahren innegehabt hatten, und da er neben dem Kirchenrecht auch Vorlesungen über Moralphilosophie im Sinn der deutschen Aufklärung einführte. In Weishaupt entstand das Bedürfniß, sich gegen unverdiente Bedrückung zu sichern. Er, der Jesuitenzögling, kannte die Macht der Genossenschaft und Verbrüderung. Sollte es nicht möglich sein, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und geheimen Wirkungen geheime Gegenwirkungen entgegenzustellen? Es befestigte sich in ihm der Gedanke, ein Ignatius Loyola der deutschen Aufklärung werden zu wollen.

Weishaupt selbst hat über das allmähliche Entstehen und Wachsen dieser weitaussehenden Unternehmung in seiner 1795

erschienenen Schrift „Ueber die geheime Welt- und Regierungskunst“ sehr ausführliche und dankenswerthe Auskunft gegeben. Natürlich fiel sein erster Gedanke auf engsten Anschluß an den bereits bestehenden und mächtig verbreiteten Bund der Freimaurerei. Im Jahr 1774 hatte er in Ingolstadt von einem Reisenden nähere Kunde von deren Absichten und Einrichtungen erhalten; seit dieser Zeit las er alle auf den Orden bezüglichen Bücher. Aber eben damals war die Maurerei in der traurigsten Verwirrung; allerlei Betrüger und selbst Jesuiten hatten sich in sie eingeschlichen, wilde Gährungen wogten wüst durcheinander. Er fühlte sich enttäuscht. Namentlich auch die Vertheilung der Ordensstufen stimmte nicht mit dem Ideal, welches er sich von geheimen Verbindungen entworfen hatte. Bald war sein Entschluß gefaßt. „Wie wäre es, dachte ich bei mir selbst, wenn Du selbst Hände an ein neues Werk legen wolltest? Es war mir freilich ein übereilter, tollkühner, wo nicht rasender Gedanke, ohne Ruf und Ansehen, ohne Welt- und Menschenkenntniß, ohne auswärtige Connexionen und Bekanntschaften, ohne Unterstützung, ohne alle hinlängliche Erfahrung an einem solchen Orte, wie Ingolstadt war, blos mit studirenden Inländern, den Grund zu einer solchen Verbindung durch mich ganz allein zu legen. Dazu gehörte viel Vertrauen auf sich selbst, ein hohes Gefühl seiner Kraft, ein Muth, welcher sich über alle Schwierigkeiten hinwegsetzt oder, was bei mir der Fall war, ein hoher Grad von Unerfahrenheit und Blindheit, welche wenig oder gar keine Schwierigkeiten vorhersieht. Zwei Umstände aber gaben vollends den Ausschlag. Zu eben dieser Zeit hatte ein Offizier, Namens Ecker, in Burghausen eine Loge errichtet, welche auf Alchymie ging und sich gewaltig zu verbreiten anfing. Ein Mitglied dieser Loge kam nach Ingolstadt, um dort zu werben und die Fähigsten unter den Studirenden auszuheben. Seine Auswahl fiel zum Unglück grade auf Diejenigen, auf welche auch ich mein Auge geworfen hatte. Der Gedanke, so hoffnungsvolle Jünglinge auf diese Art verloren zu haben, sie auch überdies mit der verderblichsten Seuche, mit dem Hang zur Goldmacherei und ähnlichen Thorheiten angesteckt zu sehen, war für mich quälend und

unerträglich. Ich ging darüber mit einem jungen Mann, auf welchen ich das meiste Vertrauen gesetzt hatte, zu Rathe. Dieser ermunterte mich, meinen Einfluß auf die Studirenden zu benutzen und diesem Unwesen durch ein wirksames Gegenmittel, durch Errichtung einer eigenen Gesellschaft, so viel als möglich zu steuern. Da kam die letzte Impulsion, durch welche mein Vorhaben zur That wurde. Unter den vielen Büchern, welche ich lesen mußte, um meinen Lehrstuhl der praktischen Philosophie gehörig vorzustehen, fiel ich auch auf Abbt's vortreffliche Schrift vom Verdienst. Nicht leicht hat ein Buch so sehr auf meinen Charakter und Willen gewirkt. Bei Durchlesung dieser Schrift stieß ich auf eine Stelle, welche eine Seele, in welcher so wie in der meinigen so viele brennbare Materialien lagen, in volle Flammen setzen muß. Diese Stelle ist folgende: „„Vieler, sehr vieler Menschen zeitliche und ewige Wohlfahrt befördern, ihr Leben und Wandel so einzurichten, daß sie immer glückseliger und immer vollkommener werden, die Veranstaltung treffen, daß ihnen dergleichen Regeln ebenso geläufig als beliebt seien, solche Lagen aussinnen, durch welche sie sich Alle ungeachtet aller Widerspenstigkeit zu einem gemeinschaftlichen Guten müssen hinführen lassen, sich an die Arbeit machen, wenn noch Niemand sie nur als möglich ansieht, jahrelang arbeiten, manchmal ohne Frucht, sich trösten, aufrichten, selbst anspornen müssen, keine Widerwärtigkeiten, keine Gefahr achten, keine innere Abneigung oder Laulichkeit überhandnehmen lassen: und dies Alles blos darum, weil es zu Nutzen und Frommen der herzlich geliebten Nebenmenschen gehört, ihrer, die nach einerlei Bild mit uns geschaffen sind: o, wo ist der Mensch, der das thut? Wenn er nicht mehr ist, wo ist seine Bildsäule, wo ist sein marmornes Bruchstück? Sagt mir's, daß ich hingehe, den kalten Stein in die Arme schließe und des Urbildes eingedenk mit heißen Thränen der Dankbarkeit das Bild benetze.““ Nun frage ich, ist diese Stelle, welche ich in der Folge, so oft mir der Muth sinken wollte, noch oft las, nicht erhaben, und fähig Begeisterung zu wecken? Ich machte mich sogleich an die Arbeit und entwarf die allgemeinen Statuten, welchen ich, ehe ich noch auf den Namen Illuminaten fiel, den

Namen „Statuten der Perfectibilisten“ gab. Diesen Namen habe ich blos aus der Ursache verändert, weil das Wort zu sonderbar klingt; indessen zeigt doch dieser Name, welche Absicht ich bei der ersten Gründung meiner Gesellschaft hatte. Diese nahm mit dem 1. Mai des Jahres 1776 ihren Anfang. An diesem Tage wurden die ersten Mitglieder aufgenommen, und zwar grade Diejenigen, welche ich durch diese Anstalt retten und ihrem bevorstehenden Verderben entreißen wollte.“

Weishaupt war damals ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren. Der von ihm errichtete Orden wurde fortan sein einziger und höchster Lebenszweck. Er trat zwar 1777 noch nachträglich in die Münchener Freimaurerloge ein; aber nicht, um seine neue Verbindung in der alten aufgehen zu lassen, sondern um für jene durch diese neue Mittel und Kräfte zu gewinnen.

Auch der fernere geschichtliche Verlauf des Illuminatenordens liegt durch die Veröffentlichung der Briefe und Urkunden, welche 1787 durch die bairische Regierung erfolgte, klar vor Augen. So kurz die Geschichte ist, so zerfällt sie doch wesentlich in drei Epochen; in die Epoche des Anfangs, der Blüthe und der gewaltsamen Auflösung.

Die ersten Anfänge waren unbedeutend. Weishaupt stand unbedingt an der Spitze: die Mitglieder waren größtentheils nur Studenten oder junge Leute, die eben die Universität verlassen hatten. Die Wirksamkeit beschränkte sich fast ausschließlich auf Baiern und einige benachbarte fränkische und schwäbische Städte.

Es stimmt mit den bekanntgewordenen Statuten, Instructionen und Glaubensbekenntnissen des Ordens vollkommen überein, wenn Weishaupt am 10. März 1778 an einen seiner eifrigsten Bundesgenossen, an Zwack, schreibt (Originalschriften S. 215): „Mon but est faire valoir la raison; als Nebenzweck betrachte ich unsern Schutz, Macht, sichern Rücken vor Unglücksfällen, Erleichterung der Mittel zur Erkenntniß und Wissenschaft. Am meisten suche ich diejenigen Wissenschaften zu betreiben, die auf unsere allgemeine oder des Ordens Glückseligkeit Einfluß haben, und die entgegengesetzten

aus dem Weg zu räumen. Sie können also wohl denken, daß wir es mit dem Pedantismus, mit öffentlichen Schulen, Erziehung, Intoleranz, Theologie und Staatsverfassung werden zu thun haben. Dazu kann ich die Leute nicht brauchen, wie sie sind, sondern ich muß sie mir erst bilden. Und jede vorhergehende Klasse muß die Prüfungsschule für die künftige sein." Daher nur ganz allmähliche und durchaus stufenweise Einführung der Jünger in die Gedanken und Bestrebungen der Aufklärung. Den unteren Graden, welche Moral, Geschichte und Menschenkenntniß erlernen sollten, wurden Bücher empfohlen, welche zur Bildung des Herzens dienen. Von den Dichtern also besonders Fabeldichter, und alle anderen, die an Bildern oder moralischen und politischen Maximen reich sind; von den alten und neuen Philosophen und Geschichtsschreibern Seneca, Epiktet, Antonin, Plutarch, Adam Smith, Basedow, Meiners, Abbt, Helvetius, La Bruyère. Den höheren Graden waren die „Staats- und Religionsbücher" vorbehalten. Es offenbart unwiderleglich eine Hinneigung zum französischen Materialismus, wenn unter diesen „Religionsbüchern" ganz besonders Robinet, Helvetius und das Système de la Nature hervorgehoben werden: doch nach den späteren Schriften und Bekenntnissen Weishaupt's zu urtheilen, scheint nachher der Einfluß Rousseau's diese materialistischen Neigungen verdrängt zu haben.

Zur Erreichung so einfacher Zwecke wurde ein ganz unverhältnißmäßiger Aufwand künstlicher Mittel; ein wunderliches Gemisch von jesuitischen und maurerischen Einrichtungen in Bewegung gesetzt. Von den Jesuiten war die streng hierarchische Gliederung der Gesellschaft entlehnt. Weishaupt selbst nahm die Stellung des Ordensgenerals ein; nicht blos aus Herrschsucht, wie ihm bereits im Anfang einzelne Mitglieder, namentlich Zwack, vorwarfen, sondern weil er das monarchische Regiment für das Gelingen seiner Pläne für unerläßlich hielt, d. h. weil er überzeugt war, daß auch ein Ignatius, Dominicus und Franciscus ihr Amt nicht hätten vollenden können, hätten sie Einsprüche und Zumuthungen ihrer ersten Gesellen geduldet. An diese höchste Spitze setzten sich sodann die Eingeweihten der

höheren Grade an; die „erlauchten Oberen“, die sogenannten Areopagiten, von denen sich die Mitglieder der unteren Grade, die sogenannten Minervalen, widerspruchslos und blindlings führen und leiten lassen mußten. Dazu die regelmäßig einzuliefernden Berichte, welche an die Stelle der Ohrenbeichte traten, die gegenseitige genaueste Beaufsichtigung und Angeberei der Mitglieder untereinander, das Haschen nach Adlichen, Mächtigen, Reichen und Gelehrten, nach Personen von Ansehen und Gewicht, durch welche Einfluß zu gewinnen sei; ja sogar der in einigen Fällen arglos ausgeübte Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel. Von den Freimaurern dagegen stammte das Streben nach dem Geheimnißvollen, der Pomp des Ritus und Ceremonials. Niemand sollte wissen, daß die Sache neu sei; der Ursprung und ungehinderte Fortgang des Ordens wird in die nebelhafteste Urzeit verlegt. Der Orden erhielt seine besondere Geographie, seinen besonderen Kalender, seine besonderen Namen; der Kalender mit seinen fremdklingenden Monatsbezeichnungen sei der jezdegerdische oder persische; Baiern hieß Achaja, Oestreich Aegypten, Schwaben Pannonien, München Athen, Ravensburg Sparta, Bamberg Antiochia, Wien Roma, Ingolstadt Eleusis: Weishaupt führte den bedeutsamen Namen Spartacus, Zwack hieß zuerst Danaus, dann Philipp Strozzi, zuletzt Cato. Und weil der Stifter sich zum klaren Bewußtsein gebracht hatte, wie viel die katholische Kirche lediglich der Pracht ihrer Kirchen, der Musik, dem Pomp der Kleidungen, den im Kleinsten gut ausgedachten Ritualgebräuchen der Priesterweihe und der öffentlichen Gottesdienste und Aemter verdanke, sann er unablässig auf Mysterien, denen man die Neuheit nicht ansehe und deren Feierlichkeit Jeden erfreuen und anziehen solle. Meiners' Abhandlungen von den eleusinischen Geheimnissen wurde ihm eine hochgeschätzte Fundgrube; dann aber traten allerlei Spielereien mit dem persischen Feuerdienst in den Vordergrund. Der Orden, meinte der Stifter, sei Feuerdienst; denn er wolle, daß durch die Bekämpfung der Finsterniß Licht werde.

In diesen ersten Jahren aber war der Orden trotzalledem nicht viel mehr als eine phantastisch zugestutzte Fortbildungsschule für

katholische Jünglinge, welche sich vom Druck der Jesuitenerziehung erlösen und sich an eine freiere Richtung und an selbständiges Denken gewöhnen sollten.

Einen höheren Aufschwung und ein ganz neues Streben gewann der Orden erst, als er auch auf norddeutschen Boden verpflanzt wurde. Es ist die zweite Epoche, die Epoche der Blüthe.

Die entscheidende Wendung wurde besonders durch Knigge herbeigeführt, welcher im Juli 1780 unter dem Namen Philo in den Orden eingetreten war. Adolf Freiherr von Knigge, später durch sein vielgenanntes Buch „Ueber den Umgang mit Menschen“ zu einer Art von Berühmtheit gekommen, war damals achtundzwanzig Jahre alt; ein abenteuernder armer Adlicher, voll brennender Großmannssucht, halb Schwärmer, halb Schwindler, anschlägig und betriebsam, in allen Geschäften der Maurerei äußerst gewandt und erfahren. Der grenzenlose Hochmuth und offenkundige Egoismus Weishaupt's lagen ihm jedoch fern, und er war mehr geeignet, Vertrauen zu erwecken und Anhänger zu werben als der durch und durch verlogene „Spartacus“. Durch ihn anfänglich über die Mysterien der höheren Grade getäuscht, dann zur Einsicht in den wahren Sachverhalt gelangt, beschloß Knigge den Orden nach seinen Anschauungen weiter zu entwickeln, und Weishaupt fügte sich. Knigge begnügte sich nicht mit der Anwerbung der Jugend; er stellte seine Propaganda auf die bedeutendsten Maurer. Auf Knigge's Anlaß trat Bode ein, der bekannte Schriftsteller und Uebersetzer. Einer der mächtigsten Führer des Maurerthums, wurde Bode unter dem Namen Amelius sogleich auch einer der mächtigsten Führer der Illuminaten. Fortan war es ausgesprochenes Bestreben, die Maurerei ganz und gar in den Illuminatenorden zu verschmelzen. Der neue Orden wurde den Maurern als die königliche Kunst der gereinigten alten Freimaurerei dargestellt.

Für Männer, welche auf der Höhe protestantischer Bildung standen, waren die alten „auf verfinsterte katholische Provinzen“ berechneten Minervalklassen nicht mehr genügend. Aus den neuen Anforderungen erwuchsen neue Einrichtungen und erweiterte Ziele.

Auf einer Zusammenkunft der Areopagiten in München am 1. December 1781 wurde unter dem maßgebenden Einfluß Knigge's beschlossen, die bisherigen Minervalgrade zwar als Vorbereitungsklassen bestehen zu lassen, nach diesen aber sodann die drei hergebrachten Freimaurergrade des Lehrlings, des Gesellen und Meisters als unerläßliche Vorbedingung weiteren Aufsteigens einzuschieben. Und über dem Freimaurerthum erhob sich zuletzt als krönender Abschluß die dritte und höchste Klasse, die Mysterienklasse, die schottische Maurerei mit den beiden Graden des Illuminatus major oder der schottischen Novize und des Illuminatus dirigens oder des schottischen Ritters und die kleinen und großen Mysterien mit ihrer Gliederung in Priester, Regenten, Magus und Rex. Das Ganze wurde von den Areopagiten, die Areopagiten aber wurden von Spartacus, als dem monarchischen Oberhaupt, geleitet.

Wesentlich war es noch immer der ursprüngliche Grundgedanke. Die Glückseligkeit, das höchste Ziel der herrschenden Sittenlehre, sollte That und Wahrheit werden, und als die einzige Quelle aller wahren Glückseligkeit wurde die Vermehrung der Sittlichkeit, der inneren Vollkommenheit des Menschen, betrachtet. Insofern konnte man, wie Nicolai in seiner öffentlichen Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden 1788 erzählt hat, auch noch in späteren Jahren den Eintretenden sagen, verständige und wohlwollende Leute hätten dies neue System errichtet, um den vielen Aberglauben und die Schwärmereien, wodurch insgeheim so viel Mißbrauch gestiftet würde, zu verdrängen und den für das menschliche Geschlecht feindseligen Einfluß der Jesuiten zu mindern, wo nicht ganz zu hemmen; dieses System sei der Schritt zur Wiederherstellung des goldenen Zeitalters. Aber allerdings hatte man sich genöthigt gesehen, diesen ursprünglichen Grundgedanken jetzt fester und bestimmter zu formuliren, ihn in den Einzelheiten seiner Zwecke und Mittel durchzubilden und auszugestalten. Und dabei wurden allmählich politische Gesichtspunkte ins Auge gefaßt, welche nicht nur die eigenen Anfänge des Ordens selbst, sondern auch die Anschauungen und Bestrebungen der herrschenden deutschen Moral-

philosophie unleugbar weit überschritten. Man setzte die Verwirklichung der Glückseligkeit in die Verwirklichung des sogenannten Natur- und Vernunftrechts. Entsprechend den französischen Aufklärungsphilosophen träumte man schon vor der französischen Revolution von der Utopie allgemeiner Freiheit und Gleichheit. Unverhüllt sind diese Gedanken und Zwecke in der „Anrede an die neu aufzunehmenden Illuminatos dirigentes“ ausgesprochen, welche zum Theil nach Anregungen Knigge's von Weishaupt selbst verfaßt ist. Weishaupt nennt in der „kurzen Rechtfertigung seiner Absichten“ 1787 Michaelis' Mosaisches Recht und Steinbart's Philosophie des Christenthums als diejenigen Bücher, welche auf ihn den größten Einfluß übten. Doch kann kein Zweifel sein, daß, als es darauf ankam, dem Orden eine eingehendere Bedeutung zu geben, besonders auch die ersten Schriften Rousseau's von Weishaupt auf's emsigste benutzt und durchdacht wurden. Auch in einem der letzten Werke Weishaupt's, in seinem Buch „Ueber die geheime Welt- und Regierungskunst“ (1795), ist die Einwirkung Rousseau's auf's deutlichste sichtbar.

In der That ist diese Anrede eines der merkwürdigsten Schriftstücke des achtzehnten Jahrhunderts.

Der erste Theil behandelt die Nothwendigkeit geheimer Verbindungen. Ganz im Sinn Rousseau's wird der anfängliche staatlose Naturzustand der Menschen als der glücklichste gepriesen; diese ursprüngliche Glückseligkeit aber habe aufgehört, als die Familien sich vermehrten, der Unterhalt zu mangeln anfing, das Eigenthum entstand, und die allgemeine Gleichheit vernichtet wurde, weil der Schwächere sich dem Stärkeren und Klügeren unterwarf, um von diesem geschützt, geleitet und belehrt zu werden. Und in demselben Sinn sind die geschichtlichen Rückblicke gehalten, welche die lawinenartig wachsenden Uebel solcher Gewaltherrschaft schildern. Nun aber kommt der Gegensatz zu Rousseau. Ist es denn wahr, daß nur der Naturzustand frei ist? Nein! antwortet der Redner. Nicht blos der Wilde, sondern auch der im höchsten Sinn Aufgeklärte ist zur Freiheit bestimmt. Die väterliche Gewalt geht mit der Unvermögen-

heit des Kindes zu Ende; wird eine Nation volljährig, so fällt auch der Grund der Bevormundung. Laßt den Schwachen stark und den Starken schwach werden, so wechseln sie den Platz. Wo aber ist in unseren Staaten die Stärke, die uns vor Unterjochung schützt? Und wo ist in unseren Staaten die Einigkeit, welche zu solchem Wechsel der Gewalten erforderlich ist? Also bedarf es neuer, engerer, klügerer geheimer Verbindungen. Es sind geheime Weisheitsschulen. Durch sie wird der Mensch von seinem Fall sich erholen, die Vernunft wird wieder das alleinige Gesetzbuch der Menschen werden.

Welche Mittel sind zur Erreichung so großer Zwecke am wirksamsten und nachhaltigsten? Diese Frage beantwortet der zweite Theil. Aufklärung des Einen, um den Anderen im Irrthum zu erhalten, giebt Macht und führet die Knechtschaft ein; Aufklärung, um Andere wieder aufzuklären, giebt Freiheit. Wer also allgemeine Freiheit einführen will, der verbreite allgemeine Aufklärung. Wer allgemeine Aufklärung verbreitet, verschafft zugleich eben dadurch allgemeine wechselseitige Sicherheit: und allgemeine Aufklärung und Sicherheit machen Fürsten und Staaten entbehrlich. Oder wozu braucht man sie sodann? Wenn diese Aufklärung ein Werk der Moral ist, so nimmt auch Aufklärung und Sicherheit zu, in dem Maß wie die Moral zunimmt. Die Moral ist also die Kunst, welche Menschen lehrt, wohlthätig zu werden, der Vormundschaft los zu werden, in ihr männliches Alter zu treten und die Fürsten zu entbehren. Und sollte es unmöglich sein, daß die Moral, die einfachste auf die Erfahrung jedes Menschen gegründete Moral, allgemein werde? Die Menschen sind so böse nicht, wie sie schwarzgallige Moralisten beschreiben; sie sind nur böse, weil man sie dazu macht, weil sich Alles verschwört, die Menschen böse zu erhalten, um seine darauf gebaute Macht zu erhalten. Denkt von der menschlichen Natur würdiger, geht muthig an das Werk, scheut keine Schwierigkeit. Macht die obigen Grundsätze zu Meinungen, laßt sie in die Sitten übergehen, macht endlich die Vernunft zur Religion der Menschen, so ist die Aufgabe gelöst. Aendert aber dabei nicht auf einmal die ganze Welt, ändert zunächst die, so Euch die Nächsten

sind, und wenn Jeder seinen Nächsten ändert, so werden alle geändert. Wenn dann die Moral, und die Moral ganz allein, dem Menschen seine Freiheit geben, das Reich der Edlen errichten, Heuchelei, Laster, Aberglauben und Despotismus zerstören soll, so wird begreiflich, warum der Orden, von seiner untersten Klasse an, die Sittenlehre, die Kenntniß seiner selbst und Anderer, so gewaltig empfiehlt, warum er jedem Neuling erlaubt, seinen Freund herüberzuführen, um den Bund zu verstärken, und eine Legion zu errichten, die mit größerem Grund als jene zu Theben den Namen der heiligen und unüberwindlichen führt, weil der Freund an der Seite des Freundes fest aneinandergeschlossen streitet, und die Rechte der Menschheit, der ursprünglichen Freiheit und Unabhängigkeit vertheidigt.

Und der dritte Theil endlich sucht zu beweisen, daß der Grundgedanke des Illuminatenordens nichts sei als der geheime innere Kern der überlieferten göttlichen Lehre Jesu. Vergleichen wir die Briefe Weishaupt's, so ergiebt sich, daß die Vorspiegelung dieser angeblichen Uebereinstimmung zum Theil allerdings eigene Ueberzeugung, in der Hauptsache aber doch nur bewußte List und absichtliche Täuschung war. Christus, heißt es, hat den Menschen ihre ursprüngliche Freiheit und Gleichheit wiedergeben wollen; erst in dieser Deutung werden viele sonst unverständliche und widersprechende Dinge begreiflich und sehr natürlich. Nun begreift man, sagt der Redner, inwiefern Jesus der Erlöser und Heiland der Welt sei. Nun erklärt sich die Lehre von der Erbsünde, von dem Fall des Menschen, von der Wiedergeburt. Nun weiß man, was der Zustand der reinen Natur, der Zustand der gefallenen Natur, das Reich der Gnade ist. Da der Mensch aus dem Stande seiner ursprünglichen Freiheit getreten, so hat er den Stand der Natur verlassen und hat an seiner Würde verloren. Menschen in Staaten leben also nicht mehr im Stande der reinen, sondern der gefallenen Natur. Wenn sie durch Mäßigung ihrer Leidenschaften und Beschränkung ihrer Bedürfnisse ihre ursprüngliche Würde wieder erhalten, so ist dies ihre Erlösung, der Zustand der Gnade. Dazu gelangen sie vermittelst der Sittenlehre: und die vollkommenste dahin führende

Sittenlehre hat Jesus gelehrt. Wenn diese Verbreitung der Moral, die Lehre Jesu allgemein sein wird, so entsteht auf Erden das Reich der Frommen und Auserwählten. Und diese Aufklärung, diese Gnade, wird machen, daß die Menschen nicht mehr fallen und daß dieser Zustand fortdauernd sei. Wäre man bei der Lehre Jesu getreu verblieben, so würden in kurzer Zeit alle Menschen zu ihrer Freiheit gelangt sein. Aber bei den meisten Menschen ging die wahre Bedeutung der Lehre Jesu verloren. Eigensucht und Herrschsucht bahnten der Theokratie, dem Priesterregiment, dem Despotismus den Weg. Bisher hatten die Menschen nicht, wie sie wollten, handeln können; nun durften sie auch nicht denken, wie sie wollten. Bisher hatten die Menschen sich blos in ihrem eigenen Namen unterdrückt: nun sollte der Frevel in dem Despotismus vollends so weit getrieben werden, daß sie sich im Namen Gottes unterdrückten. Der Zustand der ächten Anhänger Jesu war elend und traurig. Sie mußten sich geheim halten. Sie verbargen sich und ihre Lehre unter der Hülle der Freimaurerei und feierten unter diesen Hieroglyphen das Andenken ihres großen Lehrers und erwarteten sehnlichst die Zeit, da sie in ihre ersten Rechte, in ihre ursprüngliche Reinheit zurücktreten, und der Welt im vollen Licht erscheinen möchten. Aber gleichwie noch keine menschliche, auch noch so heilige und ehrwürdige Erfindung unentweiht geblieben, so erfuhr auch die Freimaurerei das gleiche Schicksal. Menschen, die schon auf dem Wege des Lichts waren, aber noch vor der gänzlichen Entwicklung sich durch ein widriges Betragen von dem angetretenen Wege wieder entfernten, fielen auf den Wahn, die in dem Vorhof des Heiligthums gesammelte unvollständige Kenntniß zu nutzen und sie oft für die schändlichsten Absichten zu gebrauchen. Sogar die schädlichste von allen Neigungen, die Begierde nach Gold, wurde gereizt. Hätten nicht noch die Edlen und Auserwählten im Hintergrund gestanden und das krachende und sinkende Gebäude mit ihren Schultern unterstützt, so wäre neues Verderben hereingebrochen und durch Regenten, Pfaffen und Freimaurer die Vernunft von der Erde verbannt worden. Aber immerhin haben die Freimaurer das Verdienst, Menschen von verschiedenen Völkern und Religionen wieder

in einem gemeinschaftlichen Band vereinigt zu haben. Sie sind eine Vorbereitungsschule für uns gewesen. Wir aber sind unseres Sieges gewiß. Vielleicht vergehen noch Jahrtausende; früher oder später aber muß die Natur ihr Tagwerk vollenden. Wir verhalten uns dabei als Zuschauer und Werkzeuge der Natur, beschleunigen keinen Erfolg und erlauben uns keine anderen Mittel, als Aufklärung, Wohlwollen und Sitten unter Menschen zu verbreiten: wir enthalten uns aller gewaltsamen Mittel, und begnügen uns, das Vergnügen und die Glückseligkeit der Nachwelt schon von fern vorhergesehen und den Grund dazu gelegt zu haben. Wir beruhigen uns dabei in unseren Gewissen gegen jeden Vorwurf, daß wir den Umsturz und den Verfall der Staaten und Throne ebensowenig veranlaßt, als der Staatsmann von dem Verfall seines Landes die Ursache ist, weil er solchen ohne Möglichkeit der Rettung vorhersieht. Als fleißige und genaue Beobachter der Natur verfolgen und bewundern wir ihren unaufhaltbaren majestätischen Gang, freuen uns unseren Geschlechts und wünschen uns Glück, Menschen und Kinder Gottes zu sein.

Fast erscheint es wunderbar, daß der Illuminatenorden bei so unklaren Phantastereien und bei so weittragenden Zielen nichtsdestoweniger eine so rasche und allgemeine Verbreitung gewann. Und doch ist diese rasche und allgemeine Verbreitung geschichtliche Thatsache. Nicht blos im katholischen Süden, sondern eben so sehr im protestantischen Norden, ja in Dänemark, Schweden und Rußland; in allen Ständen und Bildungsschichten. Es überrascht, Karl August, den Herzog von Weimar, unter dem Namen Aeschylus, den Herzog Ernst von Gotha unter dem Namen Timoleon, den Erbprinz August von Sachsen-Gotha unter dem Namen Walter Fürst, den Herzog Ferdinand von Braunschweig unter dem Namen Aaron, den Fürsten von Neuwied, den Coadjutor Dalberg, den Grafen Pappenheim, Gouverneur von Ingolstadt, den Grafen Seinsheim, Minister in München, die Göttinger Professoren Koppe, Feder und Mertens, Johann Georg Schlosser in Emmendingen und Pestalozzi in der Schweiz unter den Mitgliedern zu sehen: es überrascht noch mehr,

wenn Perthes in seinem trefflichen Buch „Das deutsche Staatsleben vor der Revolution" (S. 262) nach handschriftlichen durchaus glaubwürdigen Verzeichnissen die Mittheilung macht, daß auch Goethe und Herder dem Orden angehörten.

Wohl mochte einzelnen Mitgliedern, wie wir aus den Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel ersehen (Revue des deux Mondes 1866), unheimlich zu Muth werden, wenn sie die volle Tragweite der letzten Ziele überdachten. Aber schwärmerische Humanitätsbegeisterung, Drängen nach Freiheit und Weltbürgerthum, war allgemein verbreitet. Die Meisten hielten sich ohne Bedenken an die greifbare Wirklichkeit der vorgetragenen Lehren; und diese leistete der sittlichen Veredlung der Menschennatur, der Läuterung des Volksglaubens, dem neuen Evangelium der eben eroberten Humanitätsidee sichtlich die segensreichsten und nachhaltigsten Dienste. Alfred Nicolovius sagt im Leben Johann Georg Schlosser's (S. 90) vortrefflich: „Schlosser mag die Möglichkeit vorgeschwebt haben, daß es jenem Orden gelingen möchte, Jünglinge früh zum Guten zu begeistern, ihre Augen zu öffnen, und zur Arbeit, zur Achtung vor Menschen, Recht und Tugend zu gewinnen und früh sie Alle zu einem und selbem Geist zu stimmen. So mag sein Geist der Zeit vorangeeilt und ihm das Jahrhundert erschienen sein, in welchem, wenn ein regierender Despot dies Alles zu Füßen treten wollte, die Behörden, die Beamten und alle die, welche voll wären vom Geiste des Ordens, aufstünden und sagten: Uns nicht so, wir wollen weder Brot noch Titel von einem Despoten, der kein Menschenrecht und keine Tugend ehrt, und wenn dieser nun seine vollstreckende Macht anrief mit dem Befehl eines Angriffs, Jene sprächen: Nicht so; wir greifen sie nicht, sie haben Menschenrecht und Tugend vertheidigt."

Doch wer kann und mag in Abrede stellen, daß der öffentlichen Gewalt solche Zwecke und Ideale die ärgsten Angriffspunkte boten?

Und diese Angriffe blieben nicht aus. Die Geschichte der Verfolgungen, welche zur Sprengung der Illuminaten führten, ist die dritte Epoche in der Geschichte des Ordens. Sie beginnt mit dem Jahr 1784.

Lag der Ursprung des Ordens hauptsächlich in seinem Gegensatz gegen die Jesuiten, so war es nur der naturgemäße Rückschlag, daß diese ihrerseits nun ebenfalls alle Schritte desselben auf's sorgsamste überwachten. Sie konnten um so sicherer auf den besten Erfolg hoffen, da sie sich inzwischen ganz und gar des Kurfürsten Karl Theodor bemächtigt hatten. Es schlichen sich Verräther in den Orden ein; vier Münchener Mitglieder, Utzschneider, Hofkammerrath und Geheimschreiber der verwittweten Herzogin Maria Anna, der Abt Renner, der Professor Grünberger, der Priester Cosandry, gaben dem Hof die schreckhaftesten Enthüllungen. Es ist wohl kein Zufall, daß grade um diese Zeit Knigge sich schlau vom Orden zurückzog. Am 22. Juni 1784 erschien eine kurfürstliche Verordnung, welche alle ohne öffentliche Autorität und landesherrliche Bestätigung errichteten Communitäten, Gesellschaften und Verbrüderungen verbot und Jedermann ernstlich befahl, sich derselben zu entäußern. Die Freimaurer gehorchten: die Illuminaten dagegen setzten unerschrocken ihr Treiben fort, ja sie schmeichelten sich sogar mit der Hoffnung, daß, wie ein Brief Weishaupt's vom 18. December 1784 ausspricht, bei näherer Kenntnißnahme der Kurfürst für ihre Zwecke günstiger gestimmt sein werde. Sie beschränkten sich auf die Vorsicht, in ihren Papieren einige der verfänglichsten Stellen auszumerzen. Die Strafe für diese unbegreifliche Sorglosigkeit folgte auf dem Fuß. Am 11. Februar 1785 wurde Weishaupt „als ein hochmüthiger renommirter Logenmeister" von seiner Professur entsetzt. Er floh aus Baiern. Er wollte nicht, wie er sich in einem seiner Briefe ausdrückt, als Lohn für seine Arbeit sich einen Galgen erbaut haben.

Nun wurde die Meute der Spürhunde und Angeber losgelassen, welche sich überall findet, wo die Regierung sittliche Niederträchtigkeit belohnt und hätschelt. Der Kurfürst Karl Theodor bangte für sein Leben und für seinen Thron. Liest man die Urkunden über die Aussagen, welche Utzschneider, Renner, Grünberger und Cosandry vor Gericht machten, so schaudert man über dieses nichtswürdige Lügengewebe. Alle Rechtsformen wurden willkürlich bei Seite geschoben. Die Untersuchung geschah durch eine besondere Hofcom-

mission, welche ganz allein an den Hof zu berichten hatte und von diesem ihre Verhaltungsbefehle erhielt. Von welcher Art diese Untersuchungsrichter waren, bezeugt die Thatsache, welche einer der achtbarsten Illuminaten, der Regimentsauditeur Baron von Meggenhoffen, in seiner „Geschichte und Apologie“ 1786 erzählt: der General Belderbusch empfing den Angeklagten mit den Worten, die Schädlichkeit des Ordens erhelle schon daraus, daß er seinen Mitgliedern das Lesen alter heidnischer Bücher, d. h. der alten Klassiker, empfohlen habe. Es entstand in Baiern eine allgemeine Razzia. Wer der Mitgliedschaft überführt war oder wer zu irgendeinem Mitglied auch nur die entfernteste Beziehung hatte, wurde aus seinem Amt entlassen; ein Theil der Schuldigen wurde ausgewiesen.

Man kann nicht sagen, daß diese Verfolgungen auf die öffentliche Meinung eine große Rückwirkung hatten. Die baierische Regierung sendete die Ordensurkunden, welche sie durch ihre Haussuchungen bei dem Regierungsrath Zwack in Landshut und bei dem Baron Bassus auf Schloß Sandersdorf gefunden hatte und welche sie sofort in zwei Bänden veröffentlichte, an alle europäischen Cabinete: aber keine einzige Regierung, auch nicht in Deutschland, hielt es der Mühe werth, der Aufforderung Baierns, mit gleicher Strenge gegen den Orden vorzuschreiten, Folge zu geben. Die Regierungen betrachteten den Illuminatenorden als das, was er in Wahrhrit war, nicht als eine politische, sondern als eine kirchliche Agitation. Was nach Anleitung Rousseau's vom Wesen des Staates gefaselt wurde, gehörte in seinen letzten bedenklichen Spitzen lediglich in das Gebiet frommer Wünsche und Träume; wenigstens war das Mittel zur Verwirklichung derselben nur das höchst ungefährliche Mittel der von den meisten Regierungen selbst gewünschten und emsig gepflegten allmählichen Volksbildung. Vor dem Ausbruch der französischen Revolution hatte man noch nicht jene kindische Furcht, welche später die treibende Kraft der religiösen und politischen Reaction wurde. Die baierische Verfolgung des Ordens ging einzig und allein von den Jesuiten aus, welche es als das Entsetzlichste erachteten, Baiern könnte dereinst auch so aufgeklärt und gebildet werden wie Sachsen

und Preußen. Welche Regierung jener Zeit aber wollte sich zum Bundesgenossen und Werkzeug der Jesuiten machen?

Im Gegentheil. Die meisten aus Baiern vertriebenen Mitglieder wurden anderwärts mit Freuden aufgenommen.

Die baierische Regierung hatte auf Weishaupt's Kopf einen Preis gesetzt. Nun fühlte er sich auch in Regensburg, wohin er sich geflüchtet hatte, nicht mehr sicher. Er entfloh nach Gotha. Herzog Ernst II., ein Ordensmitglied, verwendete sich für ihn um eine Professur in Jena. Als sich dieser Plan zerschlug, behielt der Herzog den Verfolgten bei sich, ernannte ihn zum Hofrath, gab ihm einen Jahrgehalt von zweihundert Thaler, außerdem Erstattung der Umzugskosten und zahlreiche Gnadengeschenke. Weishaupt lebte seitdem ausschließlich als Schriftsteller. Seine Schriften sind theils Rechtfertigungen seiner früheren Absichten und Ordenspläne, theils Streitschriften gegen Kant, dessen Metaphysik er im Sinn der Popularphilosophie bekämpfte. Er starb erst am 18. November 1830 in hohem Alter. Es ist bemerkenswerth, daß sein Sohn nach Baiern zurückkehrte und ein hochgeachteter baierischer General wurde.

Ebenso fanden die anderen hervorragenden Illuminaten an kleineren Höfen Dienst und Unterkommen. Baron Meggenhoffen, welcher verurtheilt worden war, als „naseweiser Philosoph" im Franciscanerkloster zu München in den christlichen Sitten- und Glaubenslehren unterrichtet zu werden, wurde von Joseph II. angestellt. (Vgl. seine Schrift „Meine Geschichte und Apologie" 1786.) Montgelas, der später eine so hervorragende Thätigkeit in Baiern entfalten durfte, ging an den Hof von Zweibrücken.

Gleichwohl hatte die Todesstunde des Ordens geschlagen. Was die baierischen Verfolgungen nicht bewirkt hatten, bewirkte die französische Revolution. Es war freilich eine lächerliche Uebertreibung, wenn aus dem Umstand, daß zwei Illuminaten, Bode und der Hannover'sche Major von dem Busche, im Jahr 1788 in Paris gewesen waren, die Anklage geschmiedet wurde, die deutschen Illuminaten seien die Väter und Begründer der französischen Jakobiner. Aber der Geist der Furcht, welcher seit der großen französischen

Umwälzung über ganz Europa kam, verschaffte dieser Anklage dennoch schnell das willigste Gehör. Noch 1798 konnte der Abbé Barruel dieselbe zu einem vierbändigen Werk „Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme" ausdehnen. Der Illuminatenorden erlosch, ohne daß man angeben kann, wann und wo. Schon seit dem Jahr 1790 verlieren sich seine Spuren.

Zu derselben Zeit, als in Baiern die Auflösung des Illuminatenordens erfolgte, suchte sich in Norddeutschland eine neue geheime Verbindung zu erheben. Es war die sogenannte „deutsche Union" oder „der Orden der Zweiundzwanzig".

„Wir haben uns vereinigt," sagte der Plan der Zweiundzwanzig, „den großen Zweck des erhabenen Stifters des Christenthums, Aufklärung der Menschheit und Dethronisirung des Aberglaubens und des Fanatismus, durch eine stille Verbrüderung Aller, die Gottes Werk lieben, durchzusetzen." Die Mittel waren ziemlich unschuldig. Verbindung der gleichgesinnten Schriftsteller zu gemeinsamem, vom Buchhandel unabhängigem Verlag: Errichtung von Lesegesellschaften in allen Orten, wo Mitglieder sind, um die aufklärungbefördernden Schriften bis in die Hütten des Volks zu verbreiten; Anwerbung aller besten Köpfe, um allmählich in den Stand gesetzt zu werden, an allen Orten, in Familien und bei Regierungen im Stillen zu wirken und auf Besetzungen der Hofmeisterstellen, Secretariate, Pfarreien u. s. f. Einfluß zu bekommen. Dabei aber allerdings wieder die hergebrachte Firlefanzerei geheimer Oberer und gereinigten Maurerthums, ohne welche sich das achtzehnte Jahrhundert eine wirksame Propaganda nun einmal nicht denken konnte.

Jedoch ist dieser Orden der deutschen Union nicht über die ersten Anfänge hinaus gekommen. Der Urheber desselben war der berüchtigte Karl Friedrich Bahrdt. Was Bahrdt in der „Geschichte seines Gefängnisses" von unbekannten verbündeten Maurern erzählt, welche ihn für diesen Bund geworben hätten, ist eine jener frechen Erfindungen, wie sie den Ordensstiftern jener Zeit als unerläßlicher Handwerksgriff geläufig waren. Als bekannt ward, daß Bahrdt an der Spitze stehe, war das Vertrauen geschwunden. Man betrachtete

den ganzen Plan als eine gemeine Finanzspeculation Bahrdt's; wegen des jährlichen Beitrags von einem Thaler, welchen jedes Mitglied zu zahlen hatte, nannte man die deutsche Union spottweise die Thalerunion. Als Bahrdt 1789 in Untersuchung gezogen wurde, stoben die schwachen Anfänge vollends auseinander. Die Gegner der Illuminaten, wie namentlich der nichtswürdige Wiener Jesuit Leopold Alois Hoffmann in seiner „Actenmäßigen Darstellung der deutschen Union und ihrer Verbindung mit dem Illuminaten-, Freimaurer- und Rosenkreuzerorden (Wien 1796)" liebten es, die deutsche Union als eine Tochterverbindung der Illuminaten hinzustellen, welche von Knigge bei seinem Austritt aus dem Illuminatenorden als „Fortsetzung desselben unter fremdem Gewande" gestiftet worden sei. Dies aber ist entschieden unrichtig. Aus dem fünften Theil der von D. Pott herausgegebenen „Briefe angesehener Gelehrten an Bahrdt" geht deutlich hervor, daß Knigge nicht zu den Stiftern, sondern nur zu den Eingeladenen des Ordens gehörte. Er hat in demselben niemals eine eingreifende Thätigkeit entfaltet.

Sicherlich war dieses vielgeschäftige geheime Ordenstreiben des achtzehnten Jahrhunderts eine krankhafte Erscheinung; ein Auswuchs der allgemeinen Unreife und Bedrückung, welche jeder kraftvollen Regung des öffentlichen Lebens den Athem abschnitt. Der bewegende Grundgedanke aber, welcher diesem krankhaften Treiben Halt und Macht gab, war gesund und unverlierbar. Es war die fruchtbringende Einsicht der deutschen Aufklärungsphilosophie in die Nothwendigkeit des Heraustretens der Wissenschaft aus der Schulstube, des unmittelbaren und werkthätigen Einwirkens der Gebildeten auf die bildungsbedürftigen Massen.

Das gleiche Streben ist auch jetzt wieder triebfähig aufgelebt. Was aber im despotischen Staat Geheimbund ist, ist unter freieren Zuständen freier Verein und öffentliche Genossenschaft.

Drittes Kapitel.

Politik und Geschichtsschreibung.

---

1. Politik.

Fr. K. von Moser. J. von Sonnenfels. J. Iselin. J. Möser.

Zuweilen rügten es doch auch schon die Zeitgenossen selbst, daß die deutsche Aufklärung eine einseitig religiöse und nicht zugleich auch eine politische war. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Aeußerung Moses Mendelssohn's, wenn er 1758 in einer Anzeige von Zimmermann's Schrift über den Nationalstolz sagt: „Die philosophischen Betrachtungen der Gesetze, Sitten und Gebräuche machen einen Theil der Weltweisheit aus. Die Alten haben vortreffliche Schriften dieser Art hinterlassen, welche die Schule der Fürsten, der Gesetzgeber und Historienschreiber, der Dichter und der Weltweisen geworden sind. In den neueren Zeiten sind sowohl die Engländer wie die Franzosen in die Fußtapfen der Alten getreten und haben ihre Vorgänger beinah erreicht; ein Montesquieu, Shaftesbury, Bolingbroke haben sich unsterblich gemacht. Die Deutschen hingegen, welche vermöge ihrer Regierungsform zwar nicht so frei als die Engländer, aber doch nicht allenthalben so eingeschränkt sind als die Franzosen, haben nicht eine einzige Schrift von dieser Gattung aufzuweisen, wenn man nicht die Schriften eines Friedrich mit zu den deutschen Geburten rechnen will."

Aber die Thatsache an sich, daß, wie Moses Mendelssohn ebendaselbst sagt, die deutschen Weltweisen sich lediglich in den engen Bezirk der Ideen einschränkten, welche sie zwischen den Mauern der

Universität, ohne einen Blick auf die große Welt zu thun, erschöpfen konnten, bleibt unbestreitbar.

Nur in einer kleinen Zahl von Staatsmännern und Staatsrechtslehrern bekundete sich ein tieferer politischer Zug.

Und in diesen ist, den Ansichten und Verhältnissen ihrer nächsten Gegenwart und Wirklichkeit ganz entsprechend, die Staatsanschauung des aufgeklärten Despotismus die unbedingt vorherrschende.

Was bereits auch in Deutschland durch die ersten Schriften Friedrich's des Großen selbst und durch die Schriften Loen's vorbereitet war, das fand den wirksamsten schriftstellerischen Ausdruck und die allgemeinste Verbreitung durch Friedrich Karl von Moser's berühmtes Buch „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit", das ohne Widerrede eine der wichtigsten Erscheinungen der gesammten deutschen Aufklärungsliteratur ist.

Friedrich Karl von Moser, der Sohn Johann Jacob Moser's, am 18. December 1723 zu Stuttgart geboren, hatte in Hessen-Homburg'schen und Hessen-Darmstädt'schen Diensten schon hohen Aemtern und Geschäften vorgestanden, als er 1759 als fünfunddreißigjähriger Mann dieses berühmte Buch schrieb. Die Verfasser der Literaturbriefe fassen dessen Inhalt schlagend zusammen, wenn sie sagen, es wolle die kleinen Tyrannen unter Fürsten und Ministern bestrafen, und zugleich den Grundriß von der Einrichtung einer vernünftigen Landesregierung geben.

Die Grundanschauung liegt in den beiden ersten Kapiteln. Diese wenden sich unmittelbar an die Fürsten selbst. „Denn die Verfassung eines Landes", heißt es in den „Allgemeinen Maximen und Anmerkungen" (S. 11), „mag gut oder schlecht sein, so kommt die Hauptsache allemal auf den Regenten selbst an. Was wurde Rußland unter Peter dem Großen, die preußische Macht unter dem jetzigen und vorigen König, der östreichische sonst so elende Finanz- und Kriegsstaat unter der Kaiserin-Königin? Wer dagegen manche andere mit den herrlichsten Naturgaben gesegnete Länder ansieht und ihren Zustand mit der Möglichkeit des Flors, in welchem sie stehen könnten, zusammenhält, den muß ein jammerndes Erbarmen über-

nehmen, ein so schönes Vermögen unter der Verwaltung eines unwürdigen Vormundes zerinnen zu sehen."

Es war der nächsten Umgebung abgelauscht und ist in vielen Zügen auch heute noch nicht veraltet, wenn Moser (S. 45) fortfährt: „Das despotische Wesen vieler unserer teutschen Herren, die harte Behandlung ihrer Unterthanen, die mannichfaltige Uebertretung der heiligsten Versprechungen und Verbindungen mit ihren Landständen, die Unwissenheit der meisten Regenten in ihren eigentlichen Pflichten, deren oft wissentliche Hintansetzung und die übertriebene Erhöhung ihrer billigen und in sich allemal unverletzlichen Rechte neben so vielen anderen Zeichen böserer Zeiten haben wir meistentheils der militärischen Regierungsart zu danken. Ich lasse es als nützlich an seinem Ort stehen, daß ein Erbprinz, der wahrscheinlich erst nach einer langen Reihe von Jahren zur Regierung der väterlichen Lande kommt, sich in der Jugend im Feld der Helden versucht; er sieht Ordnung, er lernt Subordination, Gehorsam und Pünktlichkeit in den Geschäften. Wenn es aber bis in die Regierungsjahre selbst fortwährt und mit Vernachlässigung der Erlernung anderer weit nöthigerer Regentenpflichten verbunden ist, so lernt er zuvörderst und nur allzuleicht diejenige Art des Befehlens, welche dem Kriegsstand eigen ist und einzig in diesem ohne Schaden Platz findet. Er gewöhnt sich, von seinen Ministern, Räthen und Unterthanen denjenigen blinden unbedingten und keiner Ueberlegung oder Einsprache raumlassenden Gehorsam zu verlangen, den man einem in die Trancheen commandirten Offizier und zum Sturmlaufen ausersehenen Soldaten zumuthen kann. Er plagt die Kammer und das Land mit tausenderlei Anforderungen; es geschieht eine Vorstellung über die andere, sie sollen aber nicht raisonniren, der Fürst ist nicht gewohnt, von seinen einmal wohlüberlegten Befehlen abzugehen; er nimmt Alles auf den Fuß: „ich lasse mich nicht zwingen" und sieht Alle, mit denen er zu thun hat, als eine Art von Feinden an. Diese Meinungen des Herrn breiten sich allmählich über die ganze Dienerschaft aus, und die ganze Art der Behandlung der Unterthanen bekommt eine solche Gestalt, daß Herrschaften nur noch

blos die Worte Hoheit und Niedrigkeit kennen. Sie messen Alles nach dem Ersten ab, und glauben, daß Alles, was davon abgeht, niedrig und als ein Eingriff in ihren hohen Stand anzusehen sei. Und eine fernere Beobachtung kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Wenn bei einem Herrn der sogenannte Dienst zur Passion geworden ist, so setzt sich in ihm nach und nach der Gedanke fest, ein Herr sei nur alsdann groß, wenn er viele Soldaten habe. Man hält es für ein Hoheitsrecht, alle nur zu erübrigenden Einkünfte in Spieße und Schwerter, und jeden neugeborenen Unterthan in einen Soldaten zu verwandeln."

Und dieser Darlegung der Regentenpflichten folgt in den vier letzten Kapiteln die Darlegung der Pflicht der Beamten. „Denn nächst dem Herrn kommt Alles darauf an, was er für Diener hat; vergebens sind die herrlichsten Gesetze, die besten Gesinnungen eines Herrn, wenn die Minister, Räthe und Diener nichts taugen."

Es ist auffallend, daß gerade dieser Abschnitt mit großer Zurückhaltung geschrieben ist. Die satirischen Anspielungen auf die empörenden Spitzbübereien der an den meisten Höfen herrschenden Favoritminister sind äußerst behutsam umschleiert. Und fast noch auffallender ist es, daß die Betrachtungen über das innere Triebwerk zweckmäßiger und umsichtiger Verwaltung ganz fehlen oder sich doch nur unbestimmt in allgemeinen Begriffen, in frommen Wünschen und Rathschlägen bewegen. Dennoch ist auch hier die Grundidee streng festgehalten. Zum ersten Mal erhebt sich der kühne Ruf, daß der Beamte nicht königlicher Diener, sondern Staatsdiener ist. Und keiner auch noch so weit gehenden Folgerung dieses Hauptsatzes wird vorzeitig die Spitze abgebrochen. Ist es doch auch heut, nach einem vollen Jahrhundert und nach der Erringung verfassungsmäßiger Beschränkungen der fürstlichen Machtvollkommenheit, für Deutschland noch immer ein erst zu eroberndes Ziel, wenn mit festem Hinblick auf die parlamentarischen Rechte und Gewohnheiten Englands die Forderung gestellt wird, daß auch in der Wahl der Minister nicht blos die freie Willkür des Regenten, sondern bestimmte Gesetze, Reichs- und Landesverträge den Ausschlag geben sollen.

Eine Klarheit und Thatkräftigkeit des politischen Blicks, die bereits sehr bedeutsam über die Schranken des aufgeklärten Despotismus hinausgreift.

Sein ganzes reiches Leben hindurch ist Friedrich Karl von Moser in Wort und That diesem unerschrocken fortschreitenden Sinn treu geblieben.

Ja, im Lauf der Jahre, mit steigender Lebenserfahrung, wurde Moser in seinen Angriffen gegen die Verderblichkeit der Camarilla, in der Bloßstellung der verwilderten Rechtspflege, in der Forderung freier Gedankenäußerung nur immer kühner, folgerichtiger, schärfer und unerbittlicher. Gramvoll am guten Willen der Fürsten verzweifelnd, richtet er mehr und mehr mit wärmster Eindringlichkeit seine Mahnungen an die Beamten, besonders an diejenigen, denen durch ihre Stellung die Möglichkeit selbständigen Handelns geboten war. Tapfer und hochherzig ruft er diesen 1766 in den „Reliquien“ zu: „Mein Herr hat's einmal so befohlen! Eine nichtswürdige elende Entschuldigung bei jedem Minister, Rath und Civilbedienten, der sich dadurch zum Werkzeug einer von ihm selbst als ungerecht oder unanständig erkannten Handlung gebrauchen läßt. Ich kann meinen Herrn nicht anders machen als er ist! Elende Entschuldigung, um die Befolgung eines unbilligen, beleidigenden, ungerechten Auftrags damit zu beschönigen!“ Und oft und gern weilt dann sein Auge bei der Betrachtung großer Staatsmänner, welche das Gleiche wollten und meist dafür bitter verkannt und verfolgt wurden. Selbst seine einst vielgenannte dichterische Erzählung „Daniel in der Löwengrube“, eine steife, in Prosa geschriebene Nachahmung der Klopstock'schen Messiade, ist lediglich aus dieser Gesinnung entsprungen. Daniel ist der aufgeklärte Rathgeber am Hofe des Königs Darius, von den Höflingen schwer verläumdet und durch diese Anklagen sogar dem Tod ausgesetzt, zuletzt aber doch über alle Ränke obsiegend.

Man ersieht aus den Zeitschriften, Briefwechseln und Lebensbeschreibungen jener Zeit, wie tief und allgemein die Schriften Friedrich Karl von Moser's vom ersten Anbeginn in den Gemüthern aller Fortschreitenden zündeten. Herder sagt in seiner überschweng-

lichen Redeweise, sie seien mit einer Wahrheit und Herzlichkeit geschrieben, als sei der Verfasser einmal Luther's Freund und Amanuensis gewesen. Wenn nichtsdestoweniger die Männer der Literaturbriefe und der Allgemeinen Deutschen Bibliothek die Schriften Moser's oft mit scharfer Ungunst betrachten, so ist diese überraschende Erscheinung daraus zu erklären, daß Friedrich Karl von Moser durch seine frömmelnden Neigungen und Befangenheiten, welche er aus der Schule seines Vaters mit herübergenommen hatte, durch eine unüberspringbare Kluft von diesen getrennt war. Und in der That ist er, der sonst so Freisinnige und Hellblickende, nach dieser Seite hin von der erschreckendsten Beschränktheit und Engherzigkeit. Dies zeigt sich besonders in seinem oft herb ausgesprochenen Widerwillen gegen Friedrich den Großen, welchem er doch die wesentlichsten Züge seines Staatsideals nachgebildet hatte. Er scheute sich nicht zu sagen, es sei besser, daß ein Land mit einem frommen Minister zu Grunde gehe, als daß es unter einem irreligiösen blühe.

Sein amtliches Walten war das unbeugsame Einstehen für seine Grundsätze und Ueberzeugungen; von Selbstherrlichkeit und Gewaltsamkeit ist er dabei nicht freizusprechen. Nachdem er 1763 seine früheren Verbindungen mit Hessen-Darmstadt aufgegeben und sodann eine Zeitlang als Geheimerrath im Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel und als Reichshofrath im Dienst Oestreichs gestanden hatte, kehrte er 1772 auf Bitten seiner hohen Gönnerin, der trefflichen Landgräfin Henriette Christiane Caroline, nach Darmstadt zurück, als erster Staatsminister und Präsident sämmtlicher Landescollegien. Acht Jahre lang führte er die Regierung mit der fast absoluten Machtvollkommenheit, welche der Landgraf ihm übertragen hatte. In der Durchführung der Maßregeln, welche er als zweckmäßig und nothwendig erkannte, namentlich in der Regelung der völlig zerrütteten Finanzverhältnisse, ließ er sich durch kein Hemmniß zurückschrecken; nicht nur nicht durch die Widerspenstigkeit störrischer Beamten, sondern auch nicht durch die üble Laune des Fürsten selbst. Der Landgraf Ludwig IX., in der jämmerlichsten Soldatenspielerei und Maitressenwirthschaft verkommen, war, wie er

sich in einem von Moser selbst in seiner Schrift über Necker mitgetheilten Schreiben ausdrückt, nicht gemeint, in seinem Minister einen Hofmeister zu haben und seinen Entschluß und Willen in das Wollen und Nichtwollen seiner Diener gefangenzunehmen. Heftige Reibungen waren daher unausbleiblich, zumal schon 1774 die Landgräfin starb. Wäre Moser zur Hebung der Finanznoth nicht gar so unentbehrlich gewesen, der Sturm wäre schon früher losgebrochen. Endlich aber ereilte ihn doch sein Schicksal. Kabinetsbefehle durchkreuzten und lähmten seine Thätigkeit. Moser forderte 1780 seine Entlassung. Er erhielt sie nicht nur, sondern wurde zu peinlicher Untersuchung gezogen. Die Anklage besagte unter andrem, er habe während der Zeit „seiner durch den eisernen Tritt der Bosheit und Ungerechtigkeit bezeichneten Ministerschaft einestheils durch willkürlichen Despotismus, Mißbrauch der ihm vom Fürsten anvertrauten Gewalt und durch Mißhandlung der fürstlichen Dienerschaft und Unterthanen, andererseits durch die seinem Fürsten in der von ihm bereicherten Sprache eines Heuchlers angebrachten Unwahrheiten und Verleumdungen das Land in rathlose Verwirrung gestürzt". Am 6. Mai 1781 wurde Moser auf seinem an der Bergstraße gelegenen Gut Zwingenberg verhaftet und sodann ohne Urtheil und Recht aus dem Lande verwiesen. Moser wendete sich an den Reichshofrath. Der Landgraf erhielt 1783 den Befehl, der verletzten Ehre des Freiherrn von Moser Genugthuung zu geben und Schadenersatz zu leisten; im Uebrigen, wenn er auf seiner Anklage gegen Moser beharre, den normalen gerichtlichen Weg einzuschlagen. Die Durchführung des ordentlichen Verfahrens, in Verlauf dessen die Frankfurter Juristenfakultät ein für Moser ungünstiges Urtheil abgab, verzögerte sich über Gebühr, so daß 1790 beim Tode Landgraf Ludwig's die Sache immer noch unentschieden war. Sein Nachfolger schlug den Prozeß darauf nieder und traf mit Moser ein billiges Abkommen. Indes beschränkte der gealterte Mann sich auch in der Folge auf die schriftstellerische Thätigkeit. Sein „Patriotisches Archiv" 1784—1790 mit der Fortsetzung von 1792—1794 ist für die historisch-politische Bildung Deutschlands von hoher

Wichtigkeit geworden. Friedrich Karl von Moser starb 1798 zu Ludwigsburg.

Neuerdings ist das Andenken des Trefflichen wieder angefochten worden, nachdem Karl Wagner in den „Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck“ (1847. S. 200) eine erbitterte Schilderung Moser's von Merck veröffentlicht hatte, welche er als unverdächtige geschichtliche Urkunde betrachten zu dürfen meinte; auch hat man zur Verstärkung dieses Eindrucks auf einige abschätzige Urtheile hingewiesen, welche sich Karl August, der Herzog von Weimar, (vergl. Briefe an J. H. Merck. 1835. S. 257) gegen Moser erlaubte. Allein jene Schilderung Merck's ist eine parteiische Anklageschrift auf Grund offiziösen Darmstädter Materials unmittelbar nach Moser's Sturz geschrieben, welche um so mehr an Glaubwürdigkeit verliert, da mancherlei Beweise (vergl. ebenda, S. 100 und Briefe an und von J. H. Merck 1838. S. 176) über ein mißgünstiges Verhalten Merck's gegen Moser vorliegen; und nicht minder vorsichtig sind die Urtheile des Herzogs Karl August aufzunehmen, denn die Geringschätzung, mit welcher Moser auch seinerseits (vergl. Ergänzungsblätter zur Allgemeinen Zeitung. 1846. S. 365) über den Herzog spricht, läßt auf ein gegenseitiges persönliches Zerwürfniß schließen. Dagegen fällt in's Gewicht, daß Goethe, welcher aus eigener Erfahrung die mephistophelische Natur Merck's kannte, in diese Gehässigkeiten niemals eingestimmt hat. Schon in jenen ersten gleichzeitigen Briefen ist Goethe überall der Unbefangene und Mildernde, der Moser's Verfahren nicht im Licht sittlicher Schuld, sondern als Folge unglücklicher Naturanlage betrachtet, und lange Jahre nachher, im zweiten Buch von Dichtung und Wahrheit und in den Tag- und Jahresheften nennt er Moser mit wärmster Hochachtung einen gründlich sittlichen Charakter, welcher bemüht gewesen sei, das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung zuzuführen.

Lange Zeit stand Friedrich Karl von Moser mit seinen Anregungen politischer Schriftstellerei völlig vereinsamt. Und die Wenigen, welche neben ihm in gleicher Gesinnung hervortraten,

hatten nicht den gleichen Muth seiner unerschrockenen Ueberzeugungstreue.

Preußen, der Staat Friedrich's des Großen, hat in diesem ganzen Zeitraum nicht einen einzigen politischen Schriftsteller. Zum Theil mochte diese Schweigsamkeit aus dem Glück der Umstände entspringen, daß der König selbst in seinen durchgreifenden Reformen immer der öffentlichen Meinung weit vorauseilte; der Preuße besaß bereits durch die Weisheit und rastlose Thatkraft seiner Regierung, was die meisten kleineren deutschen Ländergebiete unter dem Druck und der Böswilligkeit ihrer großen und kleinen Tyrannen noch schmerzlich entbehrten. Zum größeren Theil aber entsprang diese Schweigsamkeit dennoch ganz unleugbar aus der knappen Censurgrenze, welche Friedrich's erstes Wort, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt sein müßten, allmählich dahin eingeschränkt hatte, daß keine übel ausgearbeiteten Deductionen über königliche Gerechtsame gedruckt werden sollten. Man werfe einen Blick in die Zeitungen jener Zeit, und man wird staunen, wie entsetzlich mager ihre Kost ist. Zwar rühmt ein Correspondenzbericht im ersten Jahrgang der seit 1783 von Gedike und Biester herausgegebenen Berliner Monatsschrift, in Berlin sei der blinde Glaube an die Kirche nicht lächerlicher als blinder Sklavensinn gegen Den, der grade jetzt auf dem Thron sitze, und gegen ererbte Vorurtheile; man spreche in Berlin über Alles im Himmel und auf Erden, über alle Fürsten vom König von Preußen bis zum Magistrat von Zürich und Glarus herab. Aber es war dennoch dafür gesorgt, daß das spottsüchtige Kannegießern sich nicht zu tieferer politischer Einsicht, daß der Tadel sich nicht zu maßgebender Bedeutung erhebe. Die Freiheit zu schreiben war, um in der Sprache der Zeit zu reden, nur eine gelehrte, nicht eine politische. Die Verständigen täuschten sich nicht über diese Schranke. „Unter einer eingeschränkten Regierung", sagt Moses Mendelssohn in den Literaturbriefen mit leicht verständlicher Zeitbeziehung, „muß sich Minerva selbst nicht selten den Helm in die Augen rücken, damit ihr durchdringender Blick nicht weiter sehe, als ihr erlaubt wird." Und Lessing, welcher schon

am 8. Februar 1751 aus Berlin an seinen Vater schrieb, die Zeitungen seien wegen der scharfen Censur so unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darin finden könne, nennt in einem Brief an Gleim vom 1. Februar 1765 Berlin sogar eine verzweifelte Galeere, und schreibt am 25. August desselben Jahres an Nicolai, die Berliner Freiheit zu denken und zu schreiben sei einzig und allein die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markt zu bringen, als man wolle; falls aber einmal einer in Berlin versuchen würde, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben, und dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt habe, oder gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme zu erheben, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschehe, so werde er bald die Erfahrung machen, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land in Europa sei.

Und in Oestreich war es noch schlechter. Die einzige Zeitung, welche in Wien erschien, das 1703 gegründete Diarium, durfte über innere Angelegenheiten nur solche Nachrichten bringen, welche ihr ausdrücklich von der Regierung zur Bekanntmachung mitgetheilt wurden. Als eine in handschriftlichen Flugblättern verbreitete Winkelliteratur diese Grenze in der bescheidensten und zahmsten Weise zu durchbrechen suchte, wurde sie auf's strengste beobachtet und verfolgt. Noch im Jahre 1750, erzählt Sonnenfels, konnte es Stand und Glück kosten, wenn man sich anmerken ließ, in Montesquieu's Geist der Gesetze geblättert zu haben. Mit dem Jahr 1753 trat ein freierer Zug ein. Wie jedoch derselbe beschaffen war, geht aus der Thatsache hervor, daß trotzalledem noch der Katalog der verbotenen Bücher aus dem Jahr 1765 die Schriften Iselin's, Abbt's, Schröckh's und Mendelssohn's als gemeingefährlich vom Vertrieb in Oestreich ausschließt. Auch Joseph II. hat nichts gethan, diese Härte zu mildern. Sonnenfels sucht diese Hemmnisse ausschließlich jesuitischen Eingriffen zuzuschreiben, wenn er meint, das Insect, welches im Verborgenen an dem Keim des Guten nage, sei von der Art der Polypen und ergänze sich aus dem kleinsten noch unzerstörten Ueberrest

immer wieder durch neues Wachsthum. Johann Georg Schlosser aber, welcher 1783 einige Monate in Wien verweilte, hatte, wie Alfred Nicolovius in dessen Lebensgeschichte berichtet, das peinliche Gefühl, daß die Schuld nicht weniger auch dem weltlichen Despotismus zur Last falle: denn dieser schalte um so eigenmächtiger, da der Kaiser mehr als ein Mal nicht nur gesagt, sondern auch durch die That bekräftigt habe, daß er seine Diener ganz nach Willkür entlassen könne. Die politischen Schriftsteller, welche unter Maria Theresia und Joseph II. in Oestreich auftreten, sind daher nichts weniger als selbständige und freimüthige Vertreter des Volks, sondern nur redliche und wohlmeinende Hofphilosophen, schlagfertige Vorkämpfer und Vertheidiger der im Sinn und in der Begrenzung des aufgeklärten Despotismus verfügten Regierungsmaßregeln.

Dies zeigt sich am deutlichsten an Sonnenfels, dem bedeutendsten östreichischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts.

Joseph Sonnenfels, 1732 zu Nikolsburg in Mähren in einer ursprünglich jüdischen Familie geboren, seit 1763 Professor der Staatswissenschaften an der Wiener Universität und von 1810 bis zu seinem im Jahr 1817 erfolgten Tode Präsident der Akademie der Künste, hat unvergeßliche Verdienste um die Einführung der deutschen Literatur in Oestreich, um die Hebung der allgemeinen Volksbildung durch seine moralischen Wochenschriften, um die Reinigung der Bühne von der rohen Possenreißerei des herrschenden Stegreifspiels. Der Schwerpunkt seines Seins liegt aber in dem tiefen Einfluß, welchen er sowohl durch seine Vorlesungen als Professor der Staats-, Finanz- und Polizeiwissenschaft an der Universität zu Wien, wie durch seine zahlreichen und wichtigen staatswissenschaftlichen Schriften auf die politischen Meinungen und Gesinnungen der Oestreicher ausübte. Noch bei seinen Lebzeiten erschien eine Ausgabe seiner „Gesammelten Werke“ (1783—1787); geschmacklos übertreibend bezeichnete man ihn sogar als Oestreichischen Lessing. Allerdings hat Sonnenfels vornehmlich die Gemüther für die großen Josephinischen Reformen vorbereitet und empfänglich gemacht. Aber Keinem kann es entgehen, daß diese politische Seite sehr eng und,

wie man sogleich hinzufügen muß, sehr bedenklich begrenzt ist. Sonnenfels ist frei, kühn vordringend, oft sogar herausfordernd im Kampf gegen alle Uebergriffe der Geistlichkeit, gegen die Junkergelüste des Adels, dessen Erblichkeit ihm mehr eine Ungerechtigkeit gegen die Zeitgenossen als eine Gerechtigkeit gegen die Vorfahren dünkt, gegen die mörderischen Grausamkeiten des aus dem Mittelalter überkommenen Rechtsverfahrens, wie namentlich gegen die Folter; ja zuweilen läßt er, wie z. B. in der Vorrede des achten Bandes seiner Gesammelten Schriften und im fünften Kapitel seiner Abhandlung über die Liebe des Vaterlandes eine freilich sehr schönrednerisch-gefärbte Vorliebe für die Demokratie der alten Republiken hindurchblicken. Sieht man jedoch tiefer zu, so zeigt sich, wie Recht Nicolai hatte, als er jenen Brief Lessing's, in welchem dieser die östreichische Preßfreiheit rühmte, mit der spöttischen Bemerkung beantwortete, daß, wenn Sonnenfels dem niederen Adel ein paar Wahrheiten sage, er sich nur um so tiefer vor dem höheren Adel und vor der Kaiserin bücke. Man darf nicht vergessen, daß Sonnenfels in seinen „Grundsätzen der Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft" (Bd. 1, S. 146) über die Censur sagt: „In Ansehung der Sitten sowohl als der Religion und der politischen Meinungen der Bürger ist nichts fähiger, dem Laster zu wehren, als wenn die Freiheit, Alles, was der Religion, dem Staat, den Sitten und einer guten Denkungsart zuwider ist, zu schreiben und Schriften dieser Art zu lesen begrenzt wird. Die Bestimmung der Censur ist, die Verbreitung irriger, ärgerlicher und gefährlicher Meinungen zu verhindern." Und ebensowenig darf man vergessen, daß in einer anderen Aeußerung derselben Schrift sogar das Recht behauptet wird, öffentliche Tadler der Regierung an die Schandsäule zu stellen.

Erst um die Mitte der siebziger Jahre erwachte allmählich auch im Deutschen das Bewußtsein, daß der Staat nicht blos Sache der Fürsten und Minister, sondern vor Allem auch Sache des Volks sei.

Dies geschah besonders in dem unruhigen und unklaren Freiheitsdrang Schubart's und Weckherlin's, und noch tiefer und

nachhaltiger in der großartigen Wirksamkeit von Schlözer's Briefwechsel und Staatsanzeigen.

Aber diese Wendung entsprang erst aus jener eingreifenden Umbildung und Vertiefung des deutschen Geisteslebens, welche wir in der Geschichte der deutschen Dichtung als Sturm- und Drangperiode zu bezeichnen pflegen; und in ihrem fortschreitenden Verlauf und Wachsthum ist sie auf's wesentlichste bedingt durch die mächtig andringenden Einwirkungen des nordamerikanischen Freiheitskrieges und der französischen Revolution. Und doch wagte selbst diese neue Bewegung die Schranke der herrschenden Staatsanschauung von der Allgewalt fürstlicher Unumschränktheit nur in sehr vereinzelten Fällen zu durchbrechen. Die Rügen staatlicher Mißbräuche und fürstlicher Gewaltthätigkeiten wurden immer lauter und ungestümer, die Presse fühlte sich bereits in ihrer Bedeutung entschiedener politischer Machtstellung; aber unbedingtes Befehlen von oben und ebenso unbedingtes Gehorchen von unten galt auch dem gefürchteten Göttinger Staatsrechtslehrer Schlözer noch immer als alleiniges und unantastbares Staatsgrundgesetz.

So sehr waren die Menschen von der leidigen Gewöhnung jahrhundertelanger Knechtschaft umstrickt! Die Nothwendigkeit lebendiger Mitwirkung des Volks, d. h. die Nothwendigkeit verfassungsmäßiger Bürgschaften, wurde kaum geahnt, oder wurde, da man sich verfassungsmäßige Beschränkung nur in der Form der veralteten Ständevertretung denken konnte, gleich einem überwundenen Feudalrecht dünkelhaft verworfen. Man konnte und wollte politische Freiheit nur als fürstliches Gnadengeschenk, nicht als unverbrüchliches Menschenrecht. Man muß die politischen Romane Wieland's lesen, um die herrschende Zeitstimmung im lebendigen Spiegelbild zu schauen.

Nur zwei deutsche Schriftsteller standen durch die selbständigen und abweichenden Verfassungen und Zustände der Ländergebiete, denen sie angehörten, außerhalb der allgemeinen Strömung des aufgeklärten Despotismus.

Es war Isaak Iselin in Basel und Justus Möser in Osnabrück.

Isaak Iselin, am 17. März 1728 zu Basel geboren, war seit 1756 Rathsschreiber in seiner Vaterstadt. In dieser amtlichen Stellung hatte er hinreichend Gelegenheit, täglich auf's neue zu sehen, daß das starre und eigensüchtige Aristokratenregiment der schweizerischen Republik nicht im mindesten freier und volksfreundlicher sei als das gewissenloseste Despotenregiment monarchischer Länder. Als Schweizer aber war er von lebendigem politischem Gefühl durchdrungen und hatte zugleich den Vortheil unumschränkterer Redefreiheit. Eine ausgebreitete wissenschaftliche Bildung ließ ihn die Institutionen der einzelnen Staaten ebenso wie die modernen staatsrechtlichen Theorien erkennen und würdigen. Ursprünglich der akademischen Laufbahn zugewandt, aber durch das in Basel bei der Aemterbesetzung herrschende Loos ausgeschlossen, brachte er auch in seine Verwaltungslaufbahn den Trieb wissenschaftlicher Arbeit und Wirksamkeit mit. Die deutschen Aufklärer hatten die politische Seite Locke's, Montesquieu's und Rousseau's vorsichtig umgangen; er seinerseits wendete derselben die begeistertste Aufmerksamkeit zu, und war unabläßig bemüht, diese Gedanken für die Hebung seiner vaterländischen Zustände fruchtbar zu machen.

Bereits seine erste, im Jahr 1755 geschriebene Schrift „Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes" kämpfte mit unerschrockener Festigkeit gegen die Mißbräuche und Gewaltthätigkeiten der heimathlichen Aristokratie für eine neue Verfassungsform, welche zwar die Schranken der bestehenden aristokratischen Staatsordnung nicht umstoßen, aber doch bedeutend erweitern sollte. Dieselben Gedanken und Vorschläge kehren verschärft und vertieft in einer Abhandlung des ersten Bandes seiner 1770 erschienenen „Vermischten Schriften" wieder, welche nach dem Städtchen Schinznach, wo alljährlich die 1760 von Iselin in Gemeinschaft mit Salomon Hirzel und Geßner gestiftete Gesellschaft schweizerischer Patrioten, die sogenannte Helvetische Gesellschaft, ihre Versammlungen zu halten pflegte, den Titel „Schinznach oder über die Anfänge der bürgerlichen Weisheit" führt.

Mit überraschender Sicherheit sind hier die Grundzüge der

modernen Repräsentativ-Demokratie entworfen; nicht blos auf die heimische Republik berechnet, sondern auch leicht auf Länder mit monarchischer Spitze übertragbar. Voran steht die nach Maßgabe der englischen Verfassung von Locke und Montesquieu entlehnte Einsicht in die Nothwendigkeit der Theilung der Gewalten. „Es ist unstreitig", sagt (S. 267) der Vortragende, „daß in einem gewissen Sinn die Majestät untheilbar ist oder daß kein Theil der Sorge für den allgemeinen Wohlstand von dem anderen getrennt werden kann. Die Regierung, die Gesetzgebung und das Richteramt sind aufs engste mit einander verknüpft; derjenige Staat würde bald in Anarchie oder Sklaverei verfallen, in welchem eines oder das andere dieser mächtigen Werkzeuge der öffentlichen Wohlfahrt mangeln würde. Daraus folgt aber nicht, daß sie alle einer Person oder einem Staatskörper allein anvertraut werden müssen. Es ist im Gegentheil der Vernunft weit angemessener, daß sie nicht auf einer einzigen physischen oder moralischen Person beruhen. Dasjenige Land, in welchem das Volk zugleich Fürst, Gesetzgeber und Richter ist, kann nicht anders als unglücklich sein; dasjenige muß es nicht weniger sein, wo alle diese großen Obliegenheiten einer einzigen Gesellschaft von Patriciern ausschließend angehören; und ebenso ist es nicht anders möglich, als daß dasjenige Volk, welches dieselben ohne Einschränkung einem einzigen Menschen anvertraut, sich der äußersten Gefahr aussetze. Die Regierung, das Richteramt, die Gesetzgebung, müssen alle zu gleichem Zweck übereinstimmen; aber sie sind nur in dem Sinn eins, wie es verschiedene Strahlen sind, welche in einem gemeinsamen Mittelpunkt zusammentreffen müssen. Die Regierung kann nur der Antheil von einem oder von wenigen auserwählten Männern sein, wenn sie nicht den übrigen Gliedern des Staats zur Last gereichen soll. Die Gesetzgebung erheischt den Einfluß aller Theile eines Staats; der Herrschende soll billig hier auch den seinigen haben, aber derselbe soll nicht so groß sein, daß er den Gehorchenden nach Gutbefinden in dem Genuß seiner Güter und seiner Freiheit einschränken könne. Das Richteramt soll von beiden unabhängig sein, den einzigen Fall ausgenommen,

wenn es sich eine Abweichung von den Gesetzen erlauben sollte; in diesem Fall sollen durch die Gesetze selbst Wege verordnet sein, nach welchen die Regierung und die gesetzgebende Gewalt der Ungerechtigkeit des Richteramts gemeinsam zu begegnen haben." Ueber das Verhältniß der Regierung und des großen Raths oder des Parlaments heißt es (S. 288): „Die Regierung ist der Antheil des Staatsrathes oder des Fürsten. Der große Grundsatz ist hier, denselben die vollkommenste Gewalt zu ertheilen, alles Gute zu thun, was sie nur immer wollen können, und ihnen, soviel als es nur sein kann, die Mittel, Uebles zu thun, zu benehmen. Es ist schwer, diese Absicht zu erreichen. Indessen wo die Bestimmung der öffentlichen Abgaben den Repräsentanten des Volks vorbehalten ist und wo diese Repräsentanten das uneingeschränkte Recht der Vorstellungen genießen, da werden Beherrscher, welche nicht gänzlich alle Empfindung dessen verloren haben, was tugendhafte Männer rühren soll, nicht leicht in grobe Abweichungen von ihren Pflichten verfallen. Das Recht, den Betrag sowohl als die Beziehungsart und die Anwendung der öffentlichen Abgaben zu bestimmen, ist ohne die Theilnehmung irgend eines anderen Staatskörpers dem großen Rath ausschließlich eigen. Ebenso ist die Gesetzgebung Antheil des großen Raths: allein die Schlüsse desselben haben die Kraft eines Gesetzes niemals, bis sie von dem Staatsrath ebenfalls gutgeheißen sind. In der monarchischen Verfassung kann kein neuer Vorschlag jemals die Kraft eines Gesetzes erhalten, wenn nicht der Fürst denselben durch seine Gutheißung bestätigt." Das vorgeschlagene Wahlgesetz bestimmt (S. 279), daß jeder Wähler einundzwanzig Jahre alt und Besitzer eines gewissen Maßes unverpfändeten Landes, jeder Wählbare aber vierundzwanzig Jahre alt und Besitzer von doppelt so viel unverpfändetem Land sein muß. Der Entwurf schließt (S. 303) mit der Betrachtung, daß eine solche Verfassung jedem Bürger die Bedeutung und Freiheit gewähre, welche er fordern könne und welche dem fühlenden und denkenden Menschen so kostbar sei.

Iselin war eine schwärmerische und vorschreitende, aber doch

eine sehr milde und friedliche Natur. Wie er in seinen geschichtlichen Studien, durch welche er sich in der Entwickelung der sogenannten Philosophie der Geschichte einen bleibenden Namen erworben hat, die Geschichte wesentlich als die göttliche Führung der Menschheit zur Glückseligkeit betrachtete, so war sein ganzes politisches Denken und Handeln auf die Verwirklichung der höchsten Menschengüter, auf die Ausbreitung der menschlichen Glückseligkeit gerichtet. Er war der wärmste Vorkämpfer für die Hebung der Erziehung, und in diesem Sinn einer der begeistertsten Anhänger Basedow's: er war durch die Herausgabe seiner volkswirthschaftlichen „Träume eines Menschenfreundes über die gesellige Ordnung" (1776) und der „Ephemeriden der Menschheit" (1776—82) einer der ersten und emsigsten Förderer der Wohlfahrt der unteren Volksklassen im Sinn der herrschenden volkswirthschaftlichen Ansichten der französischen Physiokraten. Aber als jüngere Köpfe, erhitzt durch die täglich mächtiger anwachsenden Einwirkungen Rousseau's, die Bestrebungen jenes patriotischen Bundes, der Helvetischen Gesellschaft, welcher aus geringen Anfängen sich schnell zu weitwirkendem Einfluß erhoben hatte, von diesen stillen gesellschaftlichen Reformen mehr und mehr auf das Gebiet unmittelbaren politischen Handelns zu drängen suchten, war Iselin, wie Karl Morell in seiner trefflichen Geschichte der Helvetischen Gesellschaft (Winterthur 1863) mehrfach nachweist, immer der Mäßigende und besonnen Zurückhaltende.

Es gebührt Iselin der unvergängliche Ruhm, der Erste gewesen zu sein, welcher wieder politische Ideale in die Gemüther der schweizerischen Jugend warf.

Was Iselin selbst nur als fromme Wünsche und patriotische Träume zu bezeichnen wagte, ist jetzt in seinem Vaterland längst Wirklichkeit geworden.

Gleich Iselin ging auch Justus Möser, im bewußten Gegensatz gegen das Wesen des aufgeklärten Despotismus, auf regere Volksbetheiligung und selbständigere Volksfreiheit: doch von durchaus anderer Grundlage aus.

Justus Möser, am 14. December 1720 in Osnabrück geboren, hatte sich in Jena und Göttingen ausgebildet, und war schon mit zweiundzwanzig Jahren in das eigenthümliche politische Getriebe seines Heimathländchens, das noch immer das „Bisthum" Osnabrück hieß, eingetreten. Seit 1747 bekleidete er den Posten des „advocatus patriae" und gelangte als solcher bald zu einer vermittelnden, fast schiedsrichterlichen Stellung zwischen Regierung und Ritterschaft. Ein achtmonatlicher Aufenthalt in London im Jahre 1763 erweiterte seinen politischen Blick und sein Verständniß für die thatsächlichen Faktoren des staatlichen und wirthschaftlichen Lebens. Und nachdem 1764 die Regierung des Bisthums an den hannöverschen Prinzen Friedrich, den minderjährigen Sohn des Königs von England, gefallen war, wurde er zwanzig Jahre hindurch, zwar nicht in Titel und Rang, aber doch thatsächlich die eigentliche Seele der gesammten Landesverwaltung. Im Jahr 1783 zum Geheimen Justizrath ernannt, starb er am 8. Januar 1794.

In Osnabrück hatten sich mehr als irgendwo anders die Erinnerungen und Nachwirkungen altgermanischer Art und Sitte lebendig und unversehrt erhalten. Es zählte fünfundvierzig Quadratmeilen mit etwa hunderttundzwanzigtausend Einwohnern: nach den Bestimmungen des westfälischen Friedens abwechselnd von einem protestantischen und katholischen Bischof regiert, dessen Rechte und Befugnisse durch ein Domcapitel von zweiundzwanzig katholischen und drei protestantischen Mitgliedern, von einer größtentheils protestantischen, hoch bevorrechteten Ritterschaft und von der Corporation der Städte genau begrenzt waren. Dabei in der Hauptstadt eine fast demokratische Verfassung: der Magistrat von sechszehn Mitgliedern jährlich neugewählt: alle Bürger wahlberechtigt: die landesherrliche Bestätigung der Wahlen längst außer Brauch: nur der Stadtrichter auf Lebenszeit angestellt, um der Unabhängigkeit des Gerichtes willen. Sodann eine städtische Polizei, von der aber alle Beamten und Geistlichen eximirt sind, so daß Friede und Ordnung wesentlich vom guten Willen jedes Einzelnen und von der Gewalt

der öffentlichen Meinung abhängt; keine Büchercensur, keine obrigkeitliche Beaufsichtigung des Handwerks. Auf dem platten Lande ein buntes Gemisch von ritterlichen Besitzern, von abhängigen und hörigen Leuten aller Art, und von freien Bauern, Resten des uralten sächsischen Heerbannes. Vergl. F. Kreyßig: Justus Möser. 1857. S. 8.

Möser begründete die „Wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter". Das erste Blatt erschien am 4. October 1766. Bis in die Mitte des Jahres 1782 standen sie unter Möser's unmittelbarer Leitung, sodann aber bis in das Jahr 1792 unter seiner Oberaufsicht und Mitwirkung. Den amtlichen Nachrichten wurden kleine Abhandlungen beigegeben, größtentheils von Möser selbst geschrieben. Sie sind jetzt von B. R. Abecken in seiner Ausgabe der Sämmtlichen Werke Möser's 1842 f. wieder abgedruckt. Der Hauptzweck war politisch. „Gleich anfangs, wie ich die Feder einigemal in diesen Beiträgen ansetzte", sagt Möser in einer Erklärung (Bd. 3, S. 92), „ging meine Absicht dahin, durch den Kanal derselben die Landtagshandlungen und andere öffentliche Staatssachen dem Publikum mitzutheilen und meinen Landsleuten aus dem Ton, womit der Herr zu seinen Ständen spricht und diese ihm antworten, aus den Gründen, warum Jenes bewilligt und Dieses verworfen wird, aus der Sorgfalt, womit auch die kleinsten Sachen im Staat behandelt werden, aus der Art und Weise, wie man mit den gemeinen Auflagen verfährt, und überhaupt aus jeder Wendung der Landesregierung und Verfassung die vollständigste Kenntniß und aus dieser eine wahre Liebe für ihren Herrn und Diejenigen, so ihm rathen und dienen, ein sicheres Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit und Redlichkeit und einen edlen Muth beizubringen. Jeder Landmann sollte sich hierin fühlen, sich heben, und aus dem Gefühl seiner eigenen Würde auch einen hohen Grad von Patriotismus bekommen; jeder Hofgesessene sollte glauben, die öffentlichen Anstalten würden auch seinem Urtheil vorgelegt; der Staat gebe auch ihm Rechenschaft von seinen Unternehmungen, und zu den Aufopferungen, die er von ihm fordere, würde auch seine Ueberzeugung

erfordert. Die Gesetze und ihr Geist sollten lebhaft in seine Seele dringen; er sollte die Grenzlinie, wo sich sein Eigenthum von dem Obereigenthum des Staats scheidet, mit dem Finger nachweisen können; er sollte sein Auge auch bis zum Throne erheben und mit einem fertigen Blick die Blendungen durchschauen können, welche ein despotischer Rathgeber zum Nachtheil seiner und der deutschen Freiheit oft nur mit mäßigen Kräften wagt. Es schien mir nicht genug, daß ein Land mit Macht und Ordnung beherrscht wird, sondern es sollte dieser große Zweck auch mit der möglichsten Zufriedenheit aller Derjenigen, um derentwillen Macht und Ordnung eingeführt sind, erreicht werden. Der mächtigste und furchtbarste Staat, der sich auf Kosten der allgemeinen Zufriedenheit erhalten mußte, war mir dasjenige nicht, was er nach der göttlichen und natürlichen Ordnung sein sollte." Und zugleich wurde mit diesem ersten und ursprünglichsten Zweck, welcher auf mannichfache Schwierigkeiten stieß, weil man in Deutschland nicht wie in England für solche Erörterungen abgehärtet war, sondern, nach dem von Möser an jener Stelle gebrauchten Ausdruck, auch das Gezisch einer Heime empfindlich empfand, die belehrende Einwirkung auf die sittliche und wirthschaftliche Seite der Volkszustände verbunden, oder, wie Möser einmal an Nicolai schreibt, die Absicht, „nützliche Wahrheiten, die ihm von der Erfahrung aus dem täglichen Leben an die Hand gegeben wurden, auf eine eindringende Art zu predigen". Welch seltenes Beispiel eines Staats- und Geschäftsmannes, der im Besitz der ausgedehntesten Regierungsgewalt ist!

Für immer werden diese herrlichen kleinen Abhandlungen, welche schon Möser selbst im Jahr 1774 unter dem Gesammttitel „Patriotische Phantasien" zusammenstellte und herausgab, eines der eigenartigsten und schätzbarsten Werke der deutschen Literatur bleiben. Seit der längst verschwundenen Zeit der volksthümlichen Schriften Grimmelshausen's, des Verfassers des Simplicissimus, war unter den deutschen Schriftstellern nicht mehr ein so ächter Volksmann gesehen worden; und Möser ist tiefer und formgewandter, nach Maßgabe der inzwischen so bedeutend vorgeschrittenen Bildung.

In seinen Stoffen vom thätigen Leben ausgehend und in dasselbe gemeinnützig werkthätig wieder zurückkehrend, ist er in seiner Darstellung von einer Natürlichkeit und künstlerischen Meisterschaft, die ihn zu den besten Schriftstellern aller Zeiten stellt. Man kann getrost sagen, Genrebilder, wie die Erzählung „Die Abmeierung" und den klassischen Aufsatz „Ueber den Tanz als Volksbelustigung" hat keine zweite Literatur der Welt in solcher Anmuth und Vollendung wieder aufzuweisen. Keiner hat diese hohen Vorzüge wärmer empfunden und trefflicher geschildert als Goethe. Im dreizehnten Buch von Dichtung und Wahrheit sagt er: „Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubricieren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, welche Möser behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen: keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannichfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben: bald hinter dieser, bald hinter jener Maske versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß." Goethe hat nicht nach eigenem Urtheil, sondern, wie man nicht immer hervorhebt, nach dem Vorgang der Berliner Monatsschrift (1783. Juli. S. 37) Möser in Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, gründlichen und frohen Humor mit Franklin verglichen. Richtiger und geschichtlicher vergleicht ihn Nicolai in Möser's Lebensbeschreibung, die im zehnten Bande der Abecken'schen Ausgabe wieder abgedruckt ist, mit Addison, zumal Möser selbst

den englischen Zuschauer als sein Muster nennt. In seiner Jugend hatte sich Möser an einigen deutschen moralischen Wochenschriften betheiligt; der Ursprung der Patriotischen Phantasien aus den moralischen Wochenschriften ist unverkennbar, aber sie stehen himmelhoch über diesen durch ihre frische Naturwirklichkeit und ihren bedeutenden politischen Hintergrund.

Eine Reihe anderer Schriften haben wir hier noch anzuschließen. So den „Harlekin oder Vertheidigung des Groteske-Komischen" (1761), worin der von Gottsched verkannte Hanswurst in Schutz genommen wird, und sich auch Gelegenheit findet, für die Oper ein Wort einzulegen; das „Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei dem Herrn J. J. Rousseau" (1765), das für die Schätzung volksthümlich ehrwürdiger Religion eintritt, endlich die treffliche Antwort auf Friedrich's des Großen neuerdings vergeblich beschützte literarische Altersſünde, das „Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur" (1781). Nicht nur in dieser letzten Schrift, die besonders für den „Götz von Berlichingen" entschlossen eine Lanze bricht, sondern auch an vielen anderen Stellen seiner Schriften und Briefe hat Möser ein lebhaftes Interesse für das Studium der nationalen Sprache und Dichtung an den Tag gelegt, und im Gegensatz zu den öden Sprachkünstlern, die gleichzeitig das Deutsche zu meistern suchten, mit ahnendem Verständniß auf eine historische Betrachtung der Sprache und auf eine neu zu erweckende Beschäftigung mit der älteren deutschen Literatur hingewiesen. Auf die deutsche Dichtung und Wissenschaft haben diese volksthümlichen Anregungen unendlich segensreich eingewirkt. Schon die „Literaturbriefe" wiesen anerkennend auf Möser hin. Wie fest Herder und Goethe, welche auch ihrerseits auf volksthümlich deutsche Art und Kunst drangen, für Möser einstanden, wissen wir; und es ist sicher nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet hat, daß auch die vaterländischen Alterthumsstudien, welche am Anfang dieses Jahrhunderts unter den deutschen Romantikern so fruchtbringend aufblühten und allmählich eine ganz neue sprachliche und geschichtliche Wissenschaft emportrieben, vornehmlich in diesen Bestrebungen

Möser's ihre erste Wurzel haben. Hatte doch Möser bereits selbst in seiner Osnabrückischen Geschichte auf diesen Weg gewiesen.

Für die Erweckung des politischen Sinns aber war die Denkweise Möser's nicht von gleich zündender Wirkung. Sie hätte es nicht sein können, auch wenn die Gemüther für diese Erweckung erregbarer gewesen wären, als sie in der That waren. Es war der Vorzug und der Fortschritt Möser's, daß er, von einem verhältnißmäßig freien und auf lebendige ständische Gliederung gebauten Staat ausgehend, den Staat nur auf die Kraft und Selbständigkeit des Volks bauen wollte, und daher der starren Bevormundungssucht des herrschenden Absolutismus und Polizeistaats die unverbrüchliche Forderung freier Selbstverwaltung scharf entgegenstellte; aber sein Mangel und sein geschichtliches Unrecht ist, daß er sein staatliches Ideal nicht in der vernunftgemäßen Fortbildung des naturwüchsig Gegebenen, sondern umgekehrt in der unbedingten Rückbildung zur mittelalterlichen Vergangenheit suchte, deren Schranken die Gegenwart bereits überwunden hatte. Daher die seltsame Erscheinung, daß ihn die Einen als Vorkämpfer der modernen Demokratie, die Anderen als Begründer und Vorkämpfer der historischen Rechtsschule preisen.

Wie ganz aus der heiligsten Begeisterung stolzer und freiheitliebender Seelen herausgesprochen ist es, wenn Möser in einem der herrlichsten Stücke seiner Patriotischen Phantasien (1775. Bd. 3, S. 87) den „faden Leierstand" des müßigen, von allen großen öffentlichen Fragen und Kämpfen zurückgezogenen deutschen Lebens mit England in scharfen Gegensatz stellt! Möser sagt: „Mein Freund glaubt, die Masse des Staats müsse in einer beständigen Gährung und die Kräfte, welche seine Erhaltung wirken, in einer anhaltenden Arbeit sein, wofern seine Einwohner groß und glücklich sein sollten. Er sieht es als eine Folge des Despotismus an, die als eine ungeheure Masse alle unteren Federkräfte niederdrückt, daß wir so ruhig und ordentlich leben, und glaubt, je freier und mächtiger alle Federkräfte in der Staatsmaschine wirkten, desto größer sei auch der Reichthum der Oeffentlichkeit und der Privatglückseligkeit. Er-

fordere es gleich mehr Klugheit und Macht, die Ordnung unter tausend Löwen und Löwinnen zu erhalten, so wolle er doch lieber Futterknecht bei diesen, als der oberste Schäfer sein und eine Heerde frommes Vieh spielend vor sich hertreiben. Und wenn ich meinem Bruder, der den ganzen Tag mit Buchstaben rechnet, trauen darf, so ist derjenige Staat, worin der größte Hebel zur kleinsten Kraft wird, unendlich größer als ein anderer, der entweder sich gar nicht bewegt oder mit einer sehr leichten Hand in Bewegung erhalten wird. Ich kann mich hierüber nicht deutlicher ausdrücken, als wenn ich Sie auf das Exempel von England verweise, wo immer eine außerordentliche Menge von Seelenkraft in Bewegung ist, und Redner, Dichter und Schriftsteller nicht blos mit flüchtiger Hand für den Unterricht und das Vergnügen arbeiten, sondern mit ihrer Begeisterung dem Staat zu Hilfe kommen, und, durch große Bewegungsgründe erhitzt, jede nützliche Wahrheit in ihr höchstes Licht setzen. Der geringste Mann macht hier das allgemeine Wohl zu seiner Privatangelegenheit. Und dieses hohe Interesse ist es, was dort die menschlichen Kräfte spannt und sie ein höheres Ziel erreichen läßt als Andere.“ Im Aufgang der fürstlichen Landeshoheit sieht Möser nicht nur den Untergang des deutschen Handels und der deutschen Kunst- und Gewerbsthätigkeit, sondern auch den Untergang der deutschen Freiheit und Wettherrschaft. „Wäre das Loos umgekehrt gefallen“, meint Möser, „so hätten wir jetzt zu Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus, und die verbundenen Städte und Gemeinden würden in einem vereinigten Körper die Gesetze handhaben, welche ihre Vorfahren, mitten in den heftigsten Kämpfen gegen die Territorialhoheit, der übrigen Welt auferlegt hatten; nicht Lord Clive, sondern ein Rathsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle ertheilen.“ Nicht derjenige Staat hat für Möser Reiz, in welchem der König ein Löwe und alle übrigen Einwohner Ameisen sind, sondern nur ein solcher, in welchem man aus der Hütte zum Thron auf sanften Stufen gelangt und nächst dem Könige noch Männer sind, welche Rechte haben. Und während das Zeitalter immer nur vom Herrn und vom Diener zu sprechen

gewohnt ist, sind ihm Beide, der Herr und der Diener, eigentlich nur die Thürwärter der Nation, keineswegs aber die wahren Bestandtheile derselben.

Möser ist keiner der weittragenden Forderungen ausgewichen, welche naturgemäß aus diesen Vordersätzen entspringen. Möser hat zwar nirgends einen ausgeführten Verfassungsentwurf gegeben; aber er hat unablässig dafür gesorgt, die nöthigen Bausteine herbeizutragen, und vorahnend hat er bereits viele Ziele aufgestellt, welche noch jetzt zum Theil unerreicht sind. Er trachtet nach fester ständischer Gliederung; nach einem unabhängigen Adel im Sinn des englischen Adels, dessen jüngere Söhne wieder in die anderen Volksklassen zurücktreten, nach einem stolzen und freien Bürger- und Bauernthum. Er fordert völlige Selbständigkeit des Gemeindelebens; denn „allgemeine Polizeiordnungen, allgemeine Forstordnungen, allgemeine Gesetze über Handel und Wandel, über Acker- und Wiesenbau und über andere Theile der Staats- und Landwirthschaft, wenn sie nicht blos theoretische Lehrbücher, sondern wahre, in jedem Falle zu befolgende Regeln abgeben, wenn sie brauchbar und zureichend sein, wenn sie dem Generaldepartement zur Richtschnur dienen sollen, um die Vorschläge, Berichte und Ausrichtungen der Lokalbeamten darnach zu prüfen, zu beurtheilen und zu verwerfen, sind mehrentheils stolze Eingriffe in die menschliche Vernunft, Zerstörungen des Privateigenthums und Verletzungen der Freiheit“ (Bd. 2, S. 23). Er fordert unbedingte Handelsfreiheit, denn das beste Mittel, einer Theuerung des Korns vorzubeugen oder sich bei einer anscheinend theuren Zeit zu helfen, scheint ihm dieses zu sein, daß man die Preise steigen lasse, wie sie wollen, und dem Handel seinen völlig freien Lauf gönne, ohne sich von obrigkeitlichen Amtswegen im geringsten darum zu bekümmern oder Ausfuhr und Branntweinbrennen zu verbieten; und gelegentlich weiß er gegen die Schutzzöllner die bittersten Satiren zu schreiben. Er fordert mit unablässigem Drängen und in den allseitigsten Wendungen Schwurgerichte, wie er denn auch der Ueberzeugung ist, daß besonders wegen des Vorhandenseins der Geschworenen, die den Verbrecher und seinen Vertheidiger, sowie

die Beweise, welche für und wider ihn zeugen, selbst hören und sehen und ihn danach der That schuldig erkennen oder lossprechen, die europäischen Völker älterer Zeiten die Tortur glücklich entbehrt haben, und das großbritannische Reich dieselbe jetzt noch ohne alle Verletzung der öffentlichen Sicherheit wirklich entbehrt. Er fordert ein Volksheer oder, wie er sich ausdrückt, die Zurückführung der alten Einrichtung, den Degen wieder mit dem Handwerk zu verbinden, da sattsam in den alten Geschichten zu lesen sei, wie mannhaft die Bürger die hartnäckigsten Belagerungen ausgehalten und für ihren Heerd, für Weiber und Kinder gefochten hätten, und gar kein Grund ersehen werden könne, warum ein kluger Fürst solche Leute nicht wieder zu ihrem alten Range bringe; denn Mancher, fährt Möser fort, werde zwar denken, es sei gefährlich, so vielen Leuten das Recht der Waffen zu erlauben, und selbige den regulären Truppen gleich zu üben, allein dies sei nur die Politik der Despoten, die ihren freien Unterthanen das Recht zu klagen, nicht aber das Recht, ihren Worten Nachdruck zu geben, verstatten wollen, und nichts sei gewisser, als daß nach der Wendung, welche die Sachen nehmen, in hundert Jahren die Nationalmiliz überall das Hauptwesen ausmachen und Freiheit und Eigenthum, welche sonst bei der Fortdauer der jetzigen Verfassung zu Grunde gehen müssen, von Neuem befestigen werde. Ja, Möser ist so sehr der Gegner des Centralisirens und Vielregierens des herrschenden Systems, daß er bei der Bekämpfung desselben nicht selten selbst sehr verfängliche Mittel wählt. Seine Vertheidigung des Cölibats und der Hierarchie ist lediglich aus dem Verlangen zu erklären, dem Druck einen Gegendruck entgegenzustellen.

Sieht man aber näher zu, so zeigt sich, wie eng, ja wie erschreckend selbstsüchtig dieser Freiheitsbegriff bei Möser noch begrenzt ist. Schon Kreyßig hat in seiner Lebensbeschreibung Möser's auf diese Schranke, welche die Bewunderer meist zu übersehen pflegen, hingedeutet.

Justus Möser ist nichts weniger als ein Volksmann im modernen Sinn. Sein Blick war nicht vorwärts, sondern wesentlich

rückwärts gerichtet. Seine Stärke lag darin, daß er ein entschiedener Feind des sogenannten Naturrechts war, von welchem seine Zeitgenossen sich blenden ließen, welches ihm aber als eine willkürliche und gewaltsame Auflösung aller ursprünglichen Verträge, Privilegien und Freiheiten, und darum als ein fügsames Werkzeug des Despotismus erschien, und daß er im Reichthum historischer Erkenntniß und Empfindung auf Grund der in seiner westfälischen Heimath mehr als in anderen deutschen Ländergebieten fortlebenden Ueberlieferungen der altgermanischen Vorzeit nur solche rechtliche und staatliche Anschauungen und Zustände für gesund und berechtigt hielt, von denen er meinte, daß sie der Geist der deutschen Verfassung gewesen und ewig hätten bleiben sollen. Aber diese Stärke bedeutete zugleich auch seine Schwäche, indem eine noch nicht genügend entwickelte wissenschaftliche Einsicht und zugleich eine gewisse Unempfindlichkeit gegen die eingetretenen Veränderungen der thatsächlichen Verhältnisse ihn zu falschen Schlüssen verleiteten. Man muß den merkwürdigen Aufsatz „Von dem Einfluß der Bevölkerung durch Nebenwohner auf die Gesetzgebung“ in den Patriotischen Phantasien lesen, um zu sehen, wie ihm vornehmlich der altgermanische „erbrecht hofgesessene“ Bauer als Wurzel und Blüthe freien deutschen Volksthums gilt. „Wo finden wir die Nation?“ fragt Möser in einer Besprechung von Friedrich Karl von Moser's Schrift vom deutschen Nationalgeist. Er antwortet (Bd. 19, S. 241): „An den Höfen? Dies wird Niemand behaupten. In den Städten sind verfehlte und verdorbene Copieen, in der Armee abgerichtete Maschinen, auf dem Lande unterdrückte Bauern. Die Zeit, wo jeder Franke oder Sachse paterna rura, das ist, sein allodial-freies, von keinem Lehns- oder Gutsherrn abhangendes Erbgut baute und in eigener Person vertheidigte, wo er von seinem Hofe zur gemeinen Landesversammlung kam, und der Mensch, der keinen solchen Hof besaß, wenn er auch der reichste Krämer gewesen wäre, zur Klasse der Armen und ungeehrten Leute gehörte, diese Zeit war im Stande, uns eine Nation zu zeigen; allein die gegenwärtige ist es nicht.“ Diese Ansicht hat Möser jederzeit wenigstens insoweit festgehalten,

daß er nicht den Menschen als solchen, sondern nur den Erbgesessenen als Theilhaber des Staats anerkennt: alle Uebrigen, welche nicht angesessen sind, sind ihm rechtlos und ehrlos, nur ein liederliches Gemengsel. Möser vergleicht den Staat oft mit der ostindischen Compagnie; wer nicht Grundbesitz hat, ist nicht Actionär. Und Möser ist der furchtbarsten Härte und Widersinnigkeit, die mit der Uebertragung so engherziger Ansicht auf die erweiterten modernen Lebensverhältnisse unausbleiblich verknüpft ist, willig gefolgt. Möser ist ein Vertheidiger des Leibeigenthums. Nicht, wie er einmal in einem Brief an Nicolai (Bd. 10, S. 170) zu beschönigen sucht, nur aus kluger Nachgiebigkeit gegen die heimischen Gutsherren, deren Liebe und Vertrauen er sich zur Aufrechterhaltung aller guten Landesanstalten nicht verscherzen dürfe, sondern aus innerster Ueberzeugung: denn der Hörige ist ihm lediglich ein Mensch ohne Actie und deshalb an die Vertragsbedingungen gebunden, welche ihm die Actionäre für seine Theilnahme am Geschäft gestellt haben. Jede gewaltsame Aufhebung der Leibeigenschaft sei Rechtskränkung; und selbst die Empfehlung möglichster Milderung gemahnt doch durchaus an das Verhältniß des Gutsbesitzers zum Zugvieh, da nur die Verminderung der Arbeitskraft, welche durch harte und drückende Behandlung der Eigenbehörigen entsteht, für diese Milderung geltend gemacht wird. Und Möser steht sogar nicht an, aus demselben Gesichtspunkt gegen alle Landfremde und Besitzlose, insofern sie nicht als Leibeigene in die festen Besitzverhältnisse eingereiht sind, die unbarmherzigste Unmenschlichkeit, um nicht zu sagen, den unbarmherzigsten Vertilgungskrieg zu predigen. Es ist herzzerschneidend, wenn Möser in seiner Abhandlung über die Tortur die losen, d. h. die besitzlosen Leute, neun Zehntel der Bevölkerung, von der Rechtswohlthat geordneten Gerichtsverfahrens ausschließt und ironisch fragt, mit welchem Schein der Billigkeit denn die Unangesessenen in einem Staat fordern mögen, daß die große Fontaine der Gerechtigkeit für sie ebenso springen solle wie für den hofgesessenen Mann; und es ist wahrhaft empörend, wenn er in einem anderen Aufsatz über die Verbesserung der Zuchthäuser, auf der herrlichen Praxis

der Vorfahren fußend, kalten Blutes Verurtheilung der Verbrecher zur Stempelung mit einem glühenden Eisen auf dem Rücken, zur Blendung, zum Ziehen der Glandern durch Radlaufen, sogar Verkauf derselben anräth, ja wenn er ganz schuldlose Leute, blos deshalb weil sie unangesessen sind, in der Gemeinde nicht dulden will, und sie über die Grenze weist mit der menschenfreundlichen Hoffnung, daß auch die benachbarten Kirchspiele und die anderen Länder eben dergleichen Anstalten treffen und den guten Erfolg derselben einsehen würden. Der Trost, welcher für solche Grausamkeit gegeben wird, soll wahrscheinlich in dem Satz liegen, daß sich schwerlich jemals eine erhebliche Bevölkerung durch Handarbeiter erhalten lasse, ohne die Hälfte davon unter der Peitsche des Hungers und der Noth sterben zu lassen. Alle Einwürfe fertigt Möser verächtlich mit der Bemerkung ab, daß diese Einwürfe nur Ausflüsse der „neumodischen" Menschenliebe und Empfindsamkeit seien, welche mit einem falschen philosophischen Auge den Menschen vor dem Angesicht Gottes, vor welchem wir Alle gleich sind, mit dem Menschen außer diesem Verhältniß, und die Bürgerehre, welche wesentlich ein Recht und Ergebniß unseres Eigenthums im Staat sei, mit der gewöhnlichen Menschenehre verwechsele. Er konnte es dieser „bequemen" Philosophie ebensowenig vergessen, daß sie mit der Hilfe der christlichen Religion edle Menschenliebe gleich der Bürgerliebe zur Tugend machte, wie er es dem Reichstagsbeschluß vom Jahr 1731 nicht vergessen konnte, daß dieser eine Menge „Unehrlicher", d. h. Unangesessener, für „ehrlich" d. h. für zunftfähig erklärte.

Ferner. Weil Möser nicht den Menschen, sondern nur den Bürger kennt, giebt er sich auch zu den eingreifendsten Fragen der Aufklärung eine andere Stellung, als die meisten Zeitgenossen einnehmen. Er, der Freund Nicolai's, war für seine Person durchaus Anhänger der von aller Offenbarung unabhängigen sogenannten Natur- und Vernunftreligion: wenn von christlicher Dogmatik die Rede war, pflegte er, wie Abeken nach dem Bericht Mitlebender erzählt, ironisch zu lächeln. Aber während die anderen Aufklärer es für ihre Pflicht hielten, gegen die Volksreligion vorzuschreiten

und an deren Stelle die sogenannten Vernunftwahrheiten zu setzen, wollte Möser diese Volksreligion nicht nur geschont, sondern durchaus unversehrt erhalten wissen. Möser hat diese Denkweise vornehmlich in dem schon erwähnten denkwürdigen „Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei Herrn Johann Jacob Rousseau“, aber auch in einigen anderen kleineren Aufsätzen niedergelegt. Er preist die sehr weisen Gesetzgeber und Staatengründer, welche eine geheime Religion von der öffentlichen unterschieden und damit eine große Einsicht in die mancherlei Fähigkeiten der Menschen bewiesen hätten; und er mahnt daran, diesem Vorbild zu folgen, zumal ja auch die ersten Christen Geheimnisse gehabt, welche nicht sogleich den Anfängern eröffnet wurden. Die natürliche Religion möge hinreichend für Gebildete sein; aber sie reiche nicht aus für eine allgemeine Lehre, in welcher „Ketten für Bösewichter, allerhand mächtige Triebfedern für Schwache und Feige, Trostgründe in den grausamsten Martern, Gewichte gegen tyrannische Fürsten und sehr viele andere Dinge liegen müssen“. Die Religion in diesem Sinn sei eine dem großen Endzweck der Gottheit zusagende Maschine, uns glücklich zu machen, sei die Politik Gottes unter den Menschen, sei Disciplin, oder, wie Möser sich derb ausdrückt, ein Kappzaum für den Pöbel, da wir insgesammt vor Gottes Auge Pöbel seien. Und von diesem Gesichtspunkt aus meint Möser, die Oeconomie einer jeden Religion erfordere, öffentlich zu behaupten, daß außer ihr kein Heil sei, denn die Gleichgültigkeit, als könne man in allen Religionen selig werden, bringe die Religion um ihre Kraft, die Gewissen zu binden, welche doch nothwendig sei, um den bürgerlichen Endzweck des Eides, dieses unentbehrlichen, obgleich traurigen Mittels zu erhalten; und ebenso erfordere die Oeconomie die Behauptung der Ewigkeit der Höllenstrafen, denn die öffentliche Gewißheit des Gegentheils sei aus vielen Ursachen bedenklich. Indem die christliche Religion zu allen diesen Absichten auf's vollkommenste geschickt sei, sei es thöricht, ein so vollkommenes Band zu schwächen oder wohl gar zu zerreißen: die Wahrheiten der Naturreligion seien ärgerliche Wahrheiten, insofern man ärgerlich alles dasjenige nennen

müsse, was den Absichten der bürgerlichen Gesellschaft widerspreche. Folgerichtig führt Möser in einem Bruchstück „Ueber die symbolischen Bücher“ aus, daß das Gezänk, ebenso wie der Krieg, zwar in der Welt bleiben müsse, damit der Mensch speculire und arbeite und tapfer und nicht dumm werde, aber daß dieses Gezänk doch die öffentliche Rechtskraft der von der Kirche angenommenen symbolischen Bücher nicht antasten dürfe, ebenso wie eine sachfällige Partei einem rechtskräftigen Urtheil zwar vielleicht fluche, nichtsdestoweniger aber doch in Folge desselben bezahle; ja in den Briefen „Ueber die allgemeine Toleranz“ spricht er Solchen, welche öffentlich von dem eingeführten Glauben abweichen, alle bürgerlichen Ehren und Rechte ab. Es ist der glaubenlose Glaube politischer Convenienz, welchen Tacitus so treffend instrumentum regni nennt.

Dies Alles in einer Zeit, welcher die „neumodische“ Menschenliebe und Geistesfreiheit nicht blos Mode, sondern innerster Lebensnerv war.

Es zeugt von der völligen Unklarheit des politischen Denkens, von dem Mangel auch der leisesten Ansätze politischer Parteibildung, daß sich die Vorkämpfer der deutschen Aufklärung von diesen bedenklichen Schroffheiten Möser's nicht zurückgestoßen fühlten. Man hielt sich arglos an seine volksthümliche und vorschreitende Seite. Und bei Männern wie Herder und Goethe war die Begeisterung für Möser offenbar eine vorwiegend künstlerische.

In das Volk, namentlich außerhalb Osnabrücks, ist Möser in jener Zeit nicht gedrungen. Schon Nicolai klagt in seiner Lebensbeschreibung Möser's, daß die Schriften desselben, obgleich er einer der ersten deutschen Schriftsteller sei, doch wegen der beständigen Beziehung auf das, was ihm örtlich am nächsten lag, in Deutschland bei weitem nicht genug bekannt und gelesen seien.

So waren Möser's Anregungen ebenso wie die Anregungen Iselin's nur ein leichtes Wellenspiel auf der Oberfläche. Die Tiefe blieb unberührt.

Und schlimmer noch als um die Frage nach Freiheit und Menschenrecht stand es um jene zweite Frage, welche für die deutsche

Machtstellung und Volksehre das eigentlich Ausschlaggebende ist, um die Frage nach der deutschen Reichseinheit.

Eben war der deutschen Politik eine neue verhängnißvolle Aufgabe erwachsen. Durch das plötzliche Emporkommen Preußens gab es in Deutschland fortan zwei Großstaaten, die einander eifersüchtig überwachten und sich in wiederholten Kriegen auf Tod und Leben bekämpften. Ist unter diesen Umständen noch ferner deutsche Reichseinheit möglich? Und kann andererseits Deutschland diese Einheit entbehren? Wir wissen jetzt Alle, daß es das schwerste Unglück Deutschlands gewesen ist, daß der Hubertsburger Friede diese Fragen nicht zum Austrag brachte, sondern die Zweiheit Deutschlands, welche zugleich eine Trennung des Nordens und Südens, ja zum Theil des Protestantismus und Katholicismus ist, zu einer dauernden machte. Von der unabweislichen Nothwendigkeit der politischen Einheit Deutschlands durch die Schule der leidvollsten Erfahrungen innig durchdrungen, setzen wir jetzt unsere vollste Kraftanstrengung, unser tiefstes Lieben und Hassen an das fest und beharrlich zu erstrebende Ziel dieser Einheit, und wir preisen es als den glücklichsten Erfolg der großen Jahre 1866 und 1870, daß jetzt endlich die Grundlagen dieser Einheit erreicht sind. Die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts aber hatten für die Nothwendigkeit deutscher Einheit nicht das mindeste Gefühl; so gründlich war seit dem westfälischen Frieden von Seiten der einzelnen Landeshoheiten an der Aufstachelung des kleinlichsten Sondergeistes gearbeitet worden. Die letzten kümmerlichen Reste der alten Reichseinrichtungen verfielen immer rettungsloser; man sah diesen Verfall mit erschreckender Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen, mit unverhohlener Schadenfreude. Mehr als je sonnte sich jeder einzelne deutsche Staat nur in der Herrlichkeit seiner eigenen Macht und Größe; mehr als je war der Oestreicher nur Oestreicher, der Preuße nur Preuße, der Baier nur Baier, der Sachse nur Sachse; höchstens der Einwohner der kleinsten deutschen Länder, besonders der Einwohner der kleinen Reichsstädte, d. h., wie ein Zeitgenosse beißend sagt, höchstens wer kein besonderes Vaterland hätte, nannte sich Deutscher.

Als Friedrich Karl von Moser, kaiserlich gesinnt, 1765 in seiner warm patriotischen Schrift vom deutschen Nationalgeist nicht etwa an deutsche Einheit, sondern nur an deutsche Einigkeit und Verträglichkeit zu mahnen wagte, wurde er von allen Parteien mit thörichtem Spott überschüttet. Eine Gegenschrift „Noch etwas vom deutschen Nationalgeist", 1766 vom Hofrath Bülow in Zerbst verfaßt, meinte, Moser's Schrift hätte eigentlich den Titel „Von der Unterthänigkeitspflicht der deutschen Reichsstände gegen den Kaiser" führen sollen; und noch viele Jahre nachher verargte es sich Friedrich Nicolai in seiner Lebensbeschreibung Justus Möser's nicht, diese Schrift Moser's eine niedrige und hämische zu nennen; der deutsche Nationalgeist sei ein politisches Unding.

Das Band, welches die Deutschen zusammenhalte, meinte das achtzehnte Jahrhundert, sei nicht mehr ein politisches, sondern, um im Sprachgebrauch der Zeit zu sprechen, ein moralisches.

Was Wunder also, daß oft grade in den Besten der Weltbürger den Patrioten überschrie?

2. Geschichtsschreibung.

Thomas Abbt. Justus Möser. J. M. Schröckh. J. Chr. Gatterer. Isaak Iselin.

Bei dem Mangel politischer Gesinnung und Ueberzeugung, welcher um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland herrschte, ist es fast überraschend, daß sich gleichwohl auch in der deutschen Geschichtsschreibung unverkennbare Zeichen glücklichen Aufschwungs regen.

Vornehmlich drei Ursachen haben zur Hervorbringung dieser überraschenden Erscheinung zusammengewirkt. Der siebenjährige Krieg erfüllte Phantasie und Gemüth wieder mit der Anschauung und lebendigen Empfindung großer Helden und Ereignisse. Aus Frank-

reich und England kamen die gewaltigen Anregungen Montesquieu's und Voltaire's, Hume's und Robertson's. Und eben hatte Winckelmann in seiner unübertrefflichen Kunstgeschichte eine so großartige Darstellung des organischen geschichtlichen Lebens der Kunst in der alten Welt gegeben, daß die Forderung, diese allwaltenden Entwicklungsgesetze auch auf die Darstellung der politischen Geschichte zu übertragen, immer lockender und unabweislicher wurde.

Einer der Ersten und Regsamsten, welche sich dieser aufkeimenden neuen geschichtlichen Wissenschaft zuwendeten, war Thomas Abbt.

Thomas Abbt war am 25. November 1738 zu Ulm geboren; aber er war schon früh dauernd nach Norddeutschland gekommen, hatte in Halle studiert, war später Professor in Frankfurt an der Oder und in Rinteln, zuletzt gräflicher Regierungsrath in Bückeburg. Obgleich ursprünglich ein Schüler der Wolff'schen Philosophie, hatte Thomas Abbt seinen Sinn doch immer vorwiegend auf das handelnde Leben gestellt. Die metaphysischen Betrachtungen über die Bestimmung der Menschen und die ästhetischen über Drama und Elegie, welche seine Beiträge zu den Literaturbriefen enthalten, sind unreif und unbeholfen, und beweisen deutlich, wie wenig solche Dinge in seiner Natur liegen; dagegen geht ihm das Herz auf, wenn er von jener fruchtbaren und werkthätigen Philosophie spricht, welche, wie er selbst anführt, Cicero die Lehrerin des Lebens, die Erfinderin der Gesetze und die Leiterin der Tugend genannt hat und welche Abbt so sehr in Friedrich dem Großen bewunderte. Die berühmtesten Denkmale dieser vorwiegend auf das handelnde Leben gestellten Sinnesweise sind die Abhandlung vom Tode für's Vaterland (1761) und die Abhandlung vom Verdienst (1765); begeisterte Mahnungen zur unbedingten Hingebung an Staat und Vaterland, an Volk und Gemeinwohl, an freudigen Opfermuth im Kriege, an unverdrossenes Walten in friedlich bürgerlicher Thätigkeit. Der kraftvolle Zug politisch patriotischer Agitation, der begeisterte Ernst eines Mannes, der, wie Herder in seiner Gedächtnißrede sagt, als Bürger fühlte und dachte, hatte trotz der Breite und jugendlichen Unfertigkeit der Darstellungsform eine Tiefe der Wirksamkeit, welche selbst

heut noch in der dankbaren Erinnerung der Nachwelt nachklingt. Es war daher nur die natürliche Folgerichtigkeit dieser Richtung, wenn in Abbt mit jedem Jahr mehr und mehr die ausgesprochenste Vorliebe für die Staatswissenschaften, welche er als politische Philosophie zu bezeichnen pflegte, und mit dieser zugleich die Vorliebe für geschichtliche Studien und Betrachtungen hervortrat. Zuletzt entfremdete ihn diese Richtung auch seinem akademischen Wirken. Er ging im Jahr 1765 als vertrauter Rathgeber des edlen Grafen von Schaumburg-Lippe nach Bückeburg. Es war derselbe Drang nach dem handelnden Leben, welcher ein Jahrzehnt später Goethe sagen ließ, die Herzogthümer Weimar und Eisenach seien immerhin ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stehe.

Abbt's geschichtliche Studien sind besonders in den für die Literaturbriefe geschriebenen kleineren Aufsätzen niedergelegt. Es ist unbegreiflich, warum Nicolai sie in die von ihm herausgegebene Gesammtausgabe nicht aufgenommen hat.

Vor allem war der junge Schriftsteller bemüht, über Begriff und Behandlung der Geschichte sich Rechenschaft zu geben. Er studierte die Geschichtsschreiber der Alten, besonders Sallust, den er zum Theil übersetzte, und Tacitus, dessen Text er im dreizehnten Band der Literaturbriefe sogar philologisch zu berichtigen suchte. Lucian's kleine Schrift „Wie man Geschichte schreiben soll" beschäftigte ihn tief und unablässig. Nicht minder lebhaft prüfte und durchdachte er die Geschichtswerke der Neueren. Die oft wiederkehrenden Hinweisungen auf Montesquieu lassen keinen Zweifel, wie befruchtend und nachhaltig dieser auf ihn eingewirkt hat. Von Voltaire bekennt er ausdrücklich, daß, so viel alle Professoren auf allen Universitäten gegen ihn schreien und ihn in jeder Stunde dreier Fehler überführen, er ihn doch immer mit Ehrfurcht als seinen Lehrer in der Geschichte betrachten werde, von dem er nicht die Begebenheiten, die Charaktere und Umstände, wohl aber die Kunst, dabei zu denken, und, wie Abbt's eigener treffender Ausdruck lautet, die Logik der Geschichte entnehme. Er rühmt Hume, der niemals

im Erzählen der Begebenheiten müßig stehe und doch seine fortreißenden Erzählungen mit jenen tiefsinnigen Staatsbetrachtungen würze, die ihm der Vortheil an die Hand gebe, daß er nicht Belagerungen und Schlachten, sondern die Berathschlagungen einer freien Nation beschreibe. Ueberdies ist ersichtlich, daß auch das Studium Winckelmann's ihm die weitesten Ausblicke öffnete. Justus Möser berichtet nach mündlicher Mittheilung, Abbt habe die Geschichte der Kunst mit der politischen in Verbindung bringen, die Werke der Freiheit mit den Werken sklavischer Völker vergleichen, die Wirkungen jeder politischen Verfassung auf den Stil und auf die Kühnheit und den Adel der Kunst zeigen, und die Reise eines jeden Staates, einer jeden Sprache und überhaupt eines jeden Nationalgenies auch aus der Geschichte der Kunst erweisen wollen.

Die Geschichte hat sich endlich den Händen der Theologen und Juristen entwunden, sie ist selbständige Wissenschaft. Sie ist nicht mehr blos Regentengeschichte oder blos Geschichte einzelner Persönlichkeiten und Ereignisse, sondern Geschichte der Zustände und der inneren Entwicklung, lebendige Wechselwirkung von Politik, Gesellschaft, Sitte und Bildung. Ebenso ist bereits mit scharfer Bestimmtheit der Begriff des historischen Pragmatismus festgestellt, die Erkenntniß der inneren Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Geschehens. In einer Beurtheilung von Harenberg's Geschichte der Jesuiten führt Abbt im neunten Band der Literaturbriefe aus, daß nur Derjenige die Geschichte recht pragmatisch schreibe, welcher den Verfall oder die Verbesserung einer Gesellschaft durch die Begebenheiten, die in einem gewissen Zeitraum vorgefallen, so vorstelle, daß man die wichtigsten Triebfedern derselben entdecken könne, oder, wie er sich ebendaselbst ausdrückt, daß man bei einer gegebenen Regierungsform, bei dem gegebenen Charakter des Herrschenden und bei dem gegebenen Verhältniß anderer gegenwirkenden Staaten genau bestimmen lerne, was für Hauptveränderungen, das Zufällige bei Seite gesetzt, für den Staat hätten erfolgen müssen. Und es zeugt von seiner Einsicht in die Erfordernisse und Bedingungen der Kunst der geschichtlichen Darstellung, wenn Abbt einmal bei einer anderen

Gelegenheit die Bemerkung ausspricht, daß die Darstellung der großen Geschichte durchweg der Größe und Würde der Begebenheiten, oft sogar dem Farbenton der geschilderten Zeit anzupassen sei, daß dagegen der Biograph, weil er sich in der niederen Sphäre des Privatlebens befinde und also bei ihm nicht Volk zu Volk, sondern nur Mann zu Mann rede, oft das Feierliche des großen historischen Stils mit kleineren genrebildlichen Zügen vertauschen dürfe.

Wer mag sagen, was Abbt für die Geschichtswissenschaft geworden wäre, hätte ihn, den kaum Achtundzwanzigjährigen, nicht am 3. November 1766 ein frühzeitiger Tod dahingerafft. Abbt hatte sich für seine Zukunft richtige und wichtige Aufgaben gestellt. Er dachte an eine Braunschweigische Geschichte, obwohl er sich bitter beklagen mußte, daß ihm bei dem Verschluß urkundlicher Quellen das Material fehle, um das Skelett fleischig und körnicht zu machen. Er trug sich mit dem Plan einer Geschichte Maximilian's, weil Möser in ihm die Einsicht erweckt hatte, daß der Landfrieden von 1495 der entscheidende Wendepunkt des alten und neuen Reichs sei. Man kann es nicht ohne Wehmuth hören, wenn Möser aus genauer persönlicher Bekanntschaft in einem Briefe an Nicolai vom 30. September 1767 sagt: „Abbt ist in der Jugend gestorben, und sein Leben war nicht reich genug an Stoff zu einem größeren Werke. Ich habe immer eine ganz außerordentliche Idee von demjenigen gehabt, was er geleistet haben würde, wenn ihm der Himmel das Leben gegönnt hätte; bei einem Menschen von seinen Jahren habe ich nie das reife und scharfe Urtheil gefunden, das er besaß.“ Aber was wirklich von Abbt an Versuchen wissenschaftlicher Geschichtsschreibung vorliegt, sind nichts als flüchtige Auszüge aus den Werken Anderer, unbedeutend und längst verschollen. Abbt's Hinwendung zur Geschichte ist bedeutsam für die Zeitrichtung, aus welcher sie entsprang; aber rasch vorübergehend und thatlos, wie sie war, bot sie nirgends eine feste Handhabe und blieb ohne Folge.

Weit durchgebildeter ist der geschichtliche Standpunkt Justus Möser's.

Mit allen seinen Rechts- und Staatsanschauungen in der germanischen Vorzeit wurzelnd, entwarf Möser mitten unter den Stürmen und Mühseligkeiten des siebenjährigen Krieges seine „Osnabrückische Geschichte“, deren ersten und wichtigsten Theil er 1765 vollendet hatte, aber erst 1768 herausgab. Mit Recht sagt Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, daß Möser's Einleitung in die Osnabrückische Geschichte eigentlich eine Einleitung in die ganze deutsche Geschichte oder eine Anweisung, dieselbe fruchtbar zu behandeln, zu nennen sei. Indem Möser, wie er sich in einem Brief an Nicolai ausdrückt, die Geschichte wesentlich als Naturgeschichte der politischen Staatsverfassung oder, da er sich den Staat immer unter dem Bild einer Handelscompagnie denkt, als Naturgeschichte dieser Verbindung faßt, so ist bei ihm jener Standpunkt der „teutschen Kaiser- und Reichshistorie“, welcher sich bei Bünau und Mascow und selbst noch bei Pütter findet, von Hause aus gründlich überwunden. „Die Geschichte von Deutschland“, sagt Möser in der am 4. April 1768 geschriebenen Vorrede, „hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehr Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir blos das Leben und die Bemühung der Aerzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler des Regenten, falsche und gute Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf jenen Körper und auf dessen Ehre und Eigenthum gehabt, die Wendungen,

welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen, die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmählich darnach gebildet, die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialhoheit emporgetrieben, und die glückliche Mäßigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz und eine der Freiheit günstige Sittenlehre gewirkt hat, würde sich, wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes fortgehendes Gemälde bringen lassen und diesem eine Füllung geben, daß der Historienmaler alle überflüssigen Gruppen entbehren könnte." Um die ganze Bedeutung dieser Grundsätze zu ermessen, muß man erwägen, wie wenig es der Geschichtsschreibung seit mehr als hundert Jahren gelungen ist, sie zu verwirklichen, auf welchen Widerspruch sogar die fruchtbaren Bemühungen eines Nitzsch gestoßen sind. Möser aber erhebt sich noch höher und eröffnet den großartigen Ausblick auf eine Geschichte im höchsten Stil, wenn er weiter sagt: „Ein aufmerksamer Kenner der deutschen Geschichte wird dieses Alles fruchtbarer einsehen und leicht erkennen, daß wir nur alsdann erst eine brauchbare und pragmatische Geschichte unseres Vaterlandes erhalten werden, wenn es einem Mann von gehöriger Einsicht gelingen wird, sich auf eine solche Höhe zu setzen, von welcher aus er alle diese Veränderungen, welche den Reichsboden und seine Eigenthümer betroffen, mit ihren Ursachen und Folgen in den einzelnen Theilen des deutschen Reichs übersehen, solche zu einem einzigen Hauptwerk vereinigen und dieses in seiner ganzen Größe stark und rein aufstellen kann. Das Costüm der Zeiten, der Stil jeder Verfassung, jeden Gesetzes und, ich möchte sagen, jeden antiken Werkes muß den Kunstliebenden vergnügen. Die Geschichte der Religion, der Rechtsgelehrsamkeit, der Philosophie, der Künste und schönen Wissenschaften, ist von der Staatsgeschichte unzertrennlich und würde sich mit diesem Plan gut verbinden lassen. Von Meisterhänden versteht sich. Der Stil aller Künste, ja selbst der Depeschen und Liebesbriefe eines Herzogs von Richelieu steht gegen einander in einigem Verhältniß. Jeder Krieg hat seinen eigenen Ton und die Staatshandlungen haben ihr Colorit, ihr

Costüm und ihre Manier in Verbindung mit der Religion und den Wissenschaften. Rußland giebt uns davon tägliche Beispiele, und das französische eilfertige Genie zeigt sich in Staatshandlungen wie im Roman. Der Geschichtsschreiber wird dieses fühlen und allemal so viel von der Geschichte der Künste und Wissenschaften entnehmen als er gebraucht, von den Veränderungen der Staatsmoden Rechenschaft zu geben. Wehe dem Geschichtsschreiber, dem sich dergleichen Einmischungen nicht in die Hände drängen und bei dem sie nicht das Resultat wohlgenährter Kräfte sind."

In demselben großen Sinn sind auch die Abhandlungen der Patriotischen Phantasien, insoweit sie sich auf Geschichte beziehen, wie vor Allem „Der Vorschlag zu einem neuen Plan der deutschen Reichsgeschichte", und „Die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe".

Und Möser stand mit dieser hohen Geschichtsanschauung nicht allein. Aehnlich spricht Gatterer, ähnlich Johann Matthias Schröckh. Was namentlich Schröckh (1733—1808) bereits für tiefe und richtige Einsichten in das Wesen der Geschichtsschreibung hatte, zeigt eine von Schröckh für den zwölften Band der Allgemeinen Deutschen Bibliothek gelieferte Besprechung von C. R. Hausen's Versuch einer pragmatischen Geschichte des Deutschen Reichs im achtzehnten Jahrhundert. Er tadelt, daß dieselbe nicht in Wahrheit eine allgemeine Geschichte, sondern ausschließlich nur eine Kriegsgeschichte sei. Dann fügt er hinzu: „Nach diesem eingeschränkten Plan kann man sich weder von den allgemeinen Veränderungen in der Denkungsart des menschlichen Geschlechts im achtzehnten Jahrhundert noch von den inneren Veränderungen der vornehmsten Staaten einen Begriff machen. Es hilft nichts, daß man antwortet, man habe nur eine Staats- und Kriegsgeschichte schreiben wollen. Sieht man nicht immer auf das Ganze und dessen Einfluß auf Gesetze, Religion, Wissenschaften, Künste, Handlung, auf große Männer jeder Art, so kann nicht einmal eine gründliche Staatsgeschichte entstehen, höchstens nur ein saftloses Gerippe von Unterhandlungen, Tractaten, Feldzügen, Schlachten und Belagerungen."

Schröckh selbst freilich kam diesen Forderungen nur sehr ungenügend nach. Seine Handbücher der allgemeinen Geschichte sind geistlos und ärmlich; sein riesenhaftes kirchenhistorisches Werk, das seit 1772 in fünfundvierzig Bänden erschien, ist zwar wegen des Stoffreichthums und des zuverlässigen Fleißes, mit dem es gearbeitet ist, höchst dankenswerth, bleibt aber doch in allen Mängeln einer wesentlich nur stoffsammelnden Geschichtsschreibung stecken. Ueberhaupt erblühte aus dem fruchtverheißenden Boden, den wir geschildert, nirgends ein Geschichtswerk, das sich Winckelmann's Kunstgeschichte oder den gleichzeitigen geschichtlichen Leistungen der Engländer oder selbst nur Mosheim's Kirchengeschichte an die Seite stellen kann! Johann Stephan Pütter's verschiedentliche vielgelesene Bearbeitungen der Reichsgeschichte, Franz Häberlin's „Neue Historie", deren erste Abschnitte von dem schon genannten C. R. Hausen herrühren, sind von keinem Hauch des gleichzeitigen Geisteslebens erfrischt.

Kein deutscher Geschichtsschreiber dieser Zeit, der auf der Höhe Pufendorf's steht! Der Grund dieses Zwiespaltes zwischen der richtigen Erkenntniß der Aufgabe und der mangelnden Lösung ist die Erstorbenheit des politischen Sinns. Die richtige Erkenntniß der Aufgabe konnte man den großen fremden Mustern entlehnen und sie nach Maßgabe dieser Muster sogar selbstschöpferisch fortbilden; wie aber sind große Geschichtsschreiber in einem Volk und Zeitalter möglich, in welchem der Sinn für das handelnde Leben erst im ersten Erwachen ist, und welchem noch ganz die Unterlage und die Anschauung großer politischer Verhältnisse fehlt? Es ist bezeichnend, daß der größte, um nicht zu sagen, der einzige deutsche Geschichtsschreiber im Zeitalter Friedrich's des Großen Friedrich der Große selbst ist. Erst Schlözer und Spittler bringen wieder politischen Geist in die deutsche Geschichtsschreibung und werden dadurch die Begründer einer neuen Epoche derselben. Möser hatte ganz Recht zu sagen, daß der historische Stil sich in dem Maß bessere als der preußische Name sich auszeichne und die eigene Geschichte wichtiger und werther mache.

Bis dahin hatte die deutsche Geschichtsschreibung trotz der Anregungen Abbt's und Möser's noch immer in der alten polyhistorischen Art des vergangenen Jahrhunderts verharrt. Trockene und weitschichtige Compilationen; nützliche, aber geistlose Magazine. Lessing sagte im zweiundfünfzigsten Literaturbrief, dieser wohlgemeinte Fleiß habe wenigstens den Vortheil, für unsere künftigen Livius und Tacitus Kalk zu löschen und Steine zu brechen; aber selbst diese Hoffnung erfüllte sich nicht; die grundlegenden Sammelarbeiten, auf die sich die Forschung auch heute noch so oft stützen muß, gehören nicht der Zeit Lessing's, sondern einer früheren an.

Auch Johann Christian Gatterer hat keinen wesentlich höheren Standpunkt erreicht. Während seiner vierzigjährigen Lehrthätigkeit in Göttingen (1759—1799) bildete er eine tüchtige Schule; er pflegte das ausgedehnteste Quellenstudium, freilich noch ohne die nöthige Quellenkritik, er zog Staaten, die bisher unbeachtet geblieben, in den Kreis seiner Betrachtung, er verband nach Maßgabe der neuen Zeitforderungen mit der politischen Geschichte die Geschichte des Glaubens und der Sitte und der wissenschaftlichen und gewerblichen Zustände, er zog in völlig neuer Weise die geschichtlichen Hilfswissenschaften der Geographie und Statistik, der Chronologie und Diplomatik herbei, er richtete den Blick auf das Große und Allgemeine der Geschichte der Menschheit, auf das Universalhistorische. Aber in seinen Schriften kam er doch niemals über das professorenhafte Handbuch hinaus. In sieben verschiedenen Formen hat Gatterer seit dem Jahr 1761 sein „Handbuch der Universalhistorie“ bearbeitet, hat manche für die Hauptperiode bedeutsame Punkte der Entwickelung richtig hervorgehoben und dadurch gleichsam ein chronologisches Gerippe geschaffen; aber er schwankt zwischen synchronistischer und ethnographisch eingetheilter Darstellung; er hat nie das fünfzehnte Jahrhundert nach Christus überschritten, er hat nie die blos äußerliche Nebeneinanderstellung des weitschichtigen verschiedenartigen Stoffes zu innerer Gliederung und lebendiger Wechselwirkung zu erheben vermocht, er ist ohne politischen Blick, ohne Phantasie, ohne Kunst und Lebendigkeit. Es fehlt die belebende innere Einheit.

Angesichts solcher Lage war es sehr verdienstlich, daß Jacob Siegmund Baumgarten seit 1744 mit Hilfe jüngerer Genossen die Uebersetzung und Bearbeitung eines englischen Sammelwerks unternahm, das später von Semler fortgesetzt wurde und unter dem Namen der „Halle'schen Allgemeinen Welthistorie" in Schule und Haus bald überall den willigsten Eingang fand.

Wie in Mosheim eine Kirchengeschichte und in Winckelmann eine Kunstgeschichte erstand, bevor wir noch eine ebenbürtige politische Geschichtsschreibung hatten, so war Alles, was sich an selbständiger geschichtlicher Forschung regte, weit mehr der Erforschung des Kulturlebens zugewendet als der Erforschung des Staatslebens. Weit mehr als zu der Geschichtsbetrachtung Montesquieu's fühlte sich das von allem öffentlichen Leben abgesperrte deutsche Gelehrtenthum zu der Geschichtsbetrachtung Voltaire's hingezogen, welcher in seinem berühmten „Versuch über die Sitten und den Geist der Völker" vor den politischen Ereignissen das innere Leben, die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände und Einrichtungen, die volkswirthschaftlichen Vorgänge, die gewerblichen Erfindungen, die Geschichte der Dichtung, ja sogar der bildenden Künste, bevorzugt hatte. Auch in den englischen Vorbildern, in Hume und Robertson und später in Gibbon, waren es besonders die Darstellungen dieser allgemeinen Bildungsverhältnisse, welche auf die deutschen Nachahmer einwirkten.

Sicher war es ein Fortschritt und eine für alle Zeiten unverlierbare Errungenschaft, daß sich die Einseitigkeit ausschließlicher Regentengeschichte jetzt so fest und triebkräftig zur Volksgeschichte und als solche zugleich zur Kulturgeschichte erweiterte; aber in Deutschland trat diese Errungenschaft vorerst nur als eine neue Einseitigkeit auf. Was man in Deutschland damals Kulturgeschichte nannte, war nicht der stützende Grund und der krönende Abschluß der politischen Staatengeschichte, sondern nur ein dürftiger Nebenbau, der den thörichten Anspruch machte, das eigentliche Hauptgebäude zu sein. Auf diese Einwirkungen Voltaire's sind nicht blos die allgemeinen Uebersichten der Weltgeschichte von Gatterer zurückzuführen, sondern auch die kulturgeschichtlichen Untersuchungen und

Schilderungen von Adelung und Meiners. Joh. Christoph Adelung, der bekannte Sprachgelehrte, debütirte 1782 mit dem „Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts“, die besonders der Entwicklung des materiellen Lebens Aufmerksamkeit zollte, während Christoph Meiners (1747—1810) als Göttinger Professor neben einem „Grundriß der Geschichte der Menschheit“ zahlreiche Werke und Abhandlungen zur Geschichte der verschiedensten Zweige des Kulturlebens veröffentlichte.

Und schon zeigten sich die ersten Keime jener gefährlichen Umbildung der Geschichtswissenschaft, welche die pragmatische Historie zur „Philosophie der Geschichte“ umgestalten will.

Isaak Iselin veröffentlichte im Jahr 1764 „Philosophische Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit“. Die erweiterte Bearbeitung von 1768 führt den einfacheren Titel „Ueber die Geschichte der Menschheit“. Rasch folgten fünf Auflagen.

Der nächste Anlaß war eine Widerlegung Rousseau's. Nicht in der Vergangenheit, in dem goldenen Zeitalter eines vermeintlichen Naturzustandes, liege das Ideal höchsten Menschendaseins, sondern in der Zukunft. Die Geschichte sei fortschreitend; eben jetzt erwachse die Menschheit aus der Sinnlichkeit des Kindes und aus dem Phantasieleben des Jünglings zur Vernunftreife des Mannes. In den Banden der sinnlichen Kindheit habe der Orient geschmachtet; daher die auf Einfalt und Unwissenheit gebauten Despotieen. Den Griechen und Römern aber sei, gleich dem Jüngling, die Phantasie das mächtigste und fast einzige Triebrad gewesen; ihr Stand sei daher beinah nichts als eine verfeinerte und durch die glücklichen Einflüsse der Weisheit einiger wahrhaft tugendhafter und erleuchteter Männer gemilderte Wildheit, und darum zwar eine sehr glänzende, aber doch sehr vergängliche Erscheinung. Auf wenige helle Tage sei eine Finsterniß von mehr als Tausend Jahren gefolgt. Mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften jedoch, mit der Reformation, mit dem Abfall der Niederlande, mit der freien Verfassung Englands, mit der Philosophie der Aufklärung, sei die Erleuchtung und die Vernunft gekommen; zwar erst im sanften Schimmer einer lieblichen

Morgenröthe, aber doch mit der tröstenden Hoffnung, daß dereinst auch die letzten Nebel schwinden werden. Die Geschichte sei der Fortgang von der äußersten Einfalt zu einem immer höheren Grade von Licht. Das Ziel sei die allgemeine Glückseligkeit, die späte, aber kostbare Frucht der Tugend und Weisheit.

Wieland meinte sogleich nach dem Erscheinen dieses Buches, es sei nicht eben eine sehr glänzende Entdeckung, gravitätisch zu beweisen, daß die Ursache, warum es nicht besser in der Welt gehe, der Mangel an Weisheit und Tugend sei. Und wahrscheinlich hatte auch Justus Möser vornehmlich dieses Buch im Auge, als er im December 1778 an Nicolai schrieb, mit der moralischen Schnur sei es Kinderei in der Geschichte.

Selbst wo die geschichtlichen Anschauungen reicher und tiefer sind als hier in diesem ersten geschichtsphilosophischen Versuch Iselin's, werden Bestrebungen dieser Art doch immer an dem Mangel leiden, daß sie das vielgestaltige und buntbewegte Einzelleben in kahle und abgezogene Begriffsallgemeinheiten verflüchtigen, und die in sich eigenartigen und selbständigen geschichtlichen Erscheinungen zu willenlosen Mitteln und Werkzeugen bewußter Naturabsicht, die historischen Entwicklungsstadien zu wohlberechneten Uebergangsstufen eines von der Vorsehung vorherentworfenen Erziehungsplanes herabdrücken. Glänzendes hat die deutsche Wissenschaft auf diesem Wege seit Iselin's kümmerlichen Anfängen, die von Lessing und Kant wieder aufgenommen wurden, bis zu Hegel's geistesgewaltigen Konstruktionen geleistet; dennoch hat die Gegenwart mit Recht diese Bahn verlassen, und die erste Eigenschaft des Forschers, den Respekt vor den Thatsachen, auch der Geschichtsschreibung wieder zum obersten Gesetz gemacht.

Viertes Kapitel.

Aesthetik und Kunstgeschichte.

1. Winckelmann.

Die Griechen rühmten von besonders alten und ehrwürdigen Götterbildern, daß sie vom Himmel gefallen seien; sie wollten damit sagen, diese Bildwerke seien durchaus einzig in ihrer Art und unerklärlich in ihrem Ursprung.

Fast möchte man sich versucht fühlen, diese Bezeichnung auf Johann Joachim Winckelmann anzuwenden. Einen Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, ja selbst einen Goethe und Schiller sehen wir mit einer gewissen Naturnothwendigkeit aus den herrschenden Bildungszuständen herauswachsen; sie sind die reife Blüthe und Frucht einer stillkeimenden, lange vorbereiteten Entwicklung. Winckelmann erscheint in seiner genialen Ursprünglichkeit wie ganz aus sich selbst herausgewachsen. Obgleich durch Piranesi's Stiche nach den Denkmalen Roms und durch die beginnenden Veröffentlichungen der Funde von Pompeji und Herkulanum der Sinn für die alte Kunst wieder lebhaft geweckt war, so ist doch Winckelmann allein es gewesen, der von diesen Anregungen aus zur Erkenntniß des tiefsten Wesens ächter Kunstschönheit vordrang. Er schlägt Saiten an, die bis dahin noch niemals berührt worden. Gleich jenen gewaltigen Seefahrern der vergangenen Jahrhunderte entdeckt und erobert er Länder und Welten, die bis dahin völlig unbekannt oder doch dem Auge der Menschen wieder völlig entschwunden waren. Er erschaute und verkündete das Wesen und die urewige Schönheit der griechischen Kunst in einer Zeit, welche noch ganz von den Banden der französischen Geschmacksverwilderung umstrickt war und diese mit prahlerischer Untrüglichkeit als höchstes Bildungsideal pries; und er brachte

mit dieser in ihm neu auflebenden Kunstbetrachtung in die gesammte Wissenschaft sowohl wie in die ausübende Kunst einen Umschwung, der sich fortan immer mächtiger und mächtiger ausbreitete und noch bis auf den heutigen Tag unermeßlich segensreich fortwirkt.

In Winckelmann's Jugendgeschichte bewahrheitet sich wie bei allen genialen Naturen, daß der Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist.

Er war am 9. December 1717 zu Stendal in der Altmark geboren, als der Sohn eines armen ehrsamen Schuhflickers. Kein Hinderniß schreckte ihn zurück, den angeborenen Wissenstrieb zu befriedigen. Wie einst Luther, erwarb er sich sein Brot als armer Singschüler; einem alten erblindeten Lehrer diente er als Führer und Vorleser. Alle Nachrichten stimmen überein, daß Winckelmann schon früh durch den wärmsten Eifer für die alten Sprachen sich auszeichnete, von denen er freilich das Griechische nur sehr mangelhaft kennen lernte; ja es deutet überraschend auf Winckelmann's künftige Bestimmung, wenn wir erfahren, daß schon der Knabe Todtenköpfe sammelt und in der Umgegend nach Urnen gräbt. Bald ist die griechische Mythologie seine Lieblingsbeschäftigung. Dem Theatrum genealogicum von Hieronymus Henninges, aus welchem er seine ersten mythologischen Kenntnisse zog, bewahrte er sein ganzes Leben hindurch eine so unwandelbare Dankbarkeit, daß er dasselbe noch in seiner Vorrede zu den Anmerkungen über die Geschichte der Kunst rühmend anpreist und allen anderen Schriften dieser Art vorzieht.

Bald genügt ihm die Schule der Vaterstadt nicht mehr. Er wendet sich 1735 nach Berlin, besucht ein Jahr lang das Cöllnische Gymnasium und findet im Hause des Rectors Bake freundliche Aufnahme und Unterstützung. Aber auch hier haften die Lehrer nur an der Schale; Winckelmann nannte sie später in der Erinnerung an seine Schulzeit ἄμουσοι, d. h. den Musen Fremde. Trotzdem war es hier, daß ihm unter Anregung des Conrectors Damm der Sinn für die Vorzüge der griechischen Sprache und Literatur gegenüber der lateinischen aufging. Zwei Jahre mußte er sich darauf in der mangelhaften Schule des öden Salzwedel noch durchquälen, bis

er zu Ostern 1738 die Universität Halle bezog. Auf Wunsch seiner Gönner sollte er Theologie studiren, er that es ohne innere Neigung; es schreckte ihn, wie er selbst sagt, der Gedanke, dereinst auf einer Landpfarre zu verkümmern. Gleich seinem etwas jüngeren Zeitgenossen Lessing fühlte er sich von der herrschenden Universitätsgelehrsamkeit zurückgestoßen; es blieb ihm, wie er noch im Jahr 1765 als berühmter Mann an den Baron Schlabrendorf schreibt, die akademische Speise zwischen den Zähnen hängen, so daß er, „was man nennt, liederlich wurde und nur mit sehr großer Noth ein kahles Theologenzeugniß bekam". Pope und die englischen Deisten beschäftigen ihn; am lebhaftesten ist aber nach wie vor sein Sinn auf die Griechen gerichtet, obgleich das Griechische, wie Winckelmann später spottet, hier seltener als Gold war.

Drückende Armuth nöthigt ihn im Jahre 1740 als Hauslehrer zu Osterburg bei dem Rittmeister von Grollmann einzutreten. In dessen gebildeter und humaner Familie verlebt er ein leidliches Jahr und geht darauf nach Jena, Medicin und höhere Mathematik zu studiren; offenbar war es der Drang nach lebendiger Naturanschauung, welcher ihn zu diesem Studium lockte. Aber im Herbst dieses Jahres (so hat Justi in seiner mustergiltigen Biographie das Datum bestimmt) überkommt ihn der zwingende Drang, für seine klassischen Interessen an den reichsten Quellen Befriedigung zu schöpfen. Zu Fuß, fast bettelnd, macht er sich auf den Weg nach Paris, um die Schätze der dortigen Bibliothek zu studiren, und von dort will er weiter, nach Rom, um das Anschauen einer ahnend verehrten Welt zu gewinnen. Aber schon in Gelnhausen nöthigen ihn die Ereignisse des östreichischen Erbfolgekriegs zur Umkehr. Nun treibt ihn die Noth, wieder eine Hauslehrerstelle anzunehmen bei dem Oberamtmann Lamprecht in Hadmersleben in der Nähe von Halberstadt. Im Jahr 1743 wird er Conrector in Seehausen mit so kärglicher Besoldung, daß er von Freitischen leben mußte, welche ihm die Aeltern seiner Schüler gaben.

Einen höchst merkwürdigen Einblick in diese Zeit gestattet ein Brief, welchen Boysen, der zu seiner Zeit berühmte Orientalist, sein

unmittelbarer Amtsvorgänger, am 10. August 1743 an Gleim schrieb. Dieser Brief ist in den „Briefen von Herrn Boysen an Herrn Gleim, Frankfurt und Leipzig, 1772“, enthalten. Er lautet: „Da ich nach Magdeburg zurückreisete, fand ich im Kruge von Hadmersleben einen Candidaten, der Winckelmann heißt. Er hat mit uns in Halle studirt und Sie müssen ihn auf den öffentlichen Bibliotheken oft gesehen haben. Weil er sehr dürftig ist, konnte er sich kaum Bücher anschaffen. Daher besuchte er den Büchersaal auf dem Waisenhause, bei der Universität und Marktkirche und las daselbst die Schriften der alten Griechen. Er war aber, da ich ihn wider alles Vermuthen auf dieser Rückreise nach Magdeburg fand, so schlecht bekleidet, und von einem alten Kummer dergestalt entstellt, daß ich ihn kaum noch kannte. Mit einer Wehmuth, die mein ganzes Herz durchdrang, entdeckte er sich mir, und bat mich, ihn nach Seehausen zu meiner Stelle zu empfehlen, weil man ihm geschrieben hätte, daß ich mit der Vollmacht, einen geschickten Nachfolger auszusuchen, wäre versehen worden. Ich nahm mich seiner, nachdem er mich durch bewunderungswürdige Proben von seinen großen Talenten und von der Stärke in der griechischen Literatur überzeugt hatte, aus allen Kräften an, und ich habe es dahin gebracht, daß er mein Nachfolger im Amte geworden ist. Was meinen Sie aber? Jedermann glaubt in Seehausen, daß ich mehr für Winckelmann als für die Schule gesorgt hätte, und verschiedene meiner Freunde haben mir die bittersten Verweise gegeben. Der neue Conrector kann nicht predigen, es mag ihm auch wohl an der äußeren Lehrgabe fehlen und vielleicht ist ihm die Bühne zu eng; kurz, die Zahl der Schüler hat sich merklich vergeringert, und Winckelmann hat mich mündlich und schriftlich ersucht, ihn anderwärts unterzubringen. Zu meinem großen Glück hat ihm Herr Nolten (Generalsuperintendent der Altmark) das vortrefflichste Zeugniß ertheilt, ich würde sonst noch schärfere Strafbriefe erhalten haben. Denn dies Zeugniß schützt mein Urtheil von ihm, und erhält mir das Lob, welches mir mein Gewissen giebt, daß ich redlich gehandelt habe. Die Merkwürdigkeit muß ich denn noch von Winckelmann

melden, daß er den Herodot nicht nur übersetzt, sondern diesen Schriftsteller auch, als ob ein Genius ihn inspirirt hätte, erklärt."

Fünf lange Jahre verwaltete Winckelmann dies freudlose Amt, da alle Pläne, in anderen Stellungen oder gar auf Universitäten sich freier regen zu können, fehlschlugen. Anfangs hatte er zwar die alten Sprachen zu lehren; aber die geringe Anerkennung und der thatsächlich ungenügende Erfolg seines Unterrichts bewirkten später, daß er zum Elementarlehrer herabgesetzt wurde. Es war die unglücklichste Zeit seines Lebens; noch spät schreibt er: „Ich habe Vieles gekostet, aber über die Knechtschaft in Seehausen ist nichts gegangen." Dennoch, um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen, während er Kinder mit grindigen Köpfen das ABC lesen ließ, wünschte er sehnlich zur Erkenntniß des Schönen zu gelangen und betete Gleichnisse aus dem Homer. Ja trotz aller Hemmnisse tritt bereits die bildende Kunst auf das bestimmteste in den Vordergrund. Am 8. April 1745 schreibt Boysen an Gleim: „Winckelmann, den ich nach Klosterbergen nicht habe befördern können, will so lange in Seehausen bleiben, bis er sich ein kleines Kapital gesammelt hat und dann nach Aegypten gehen, um bei den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren."

Endlich im Sommer 1748 gelang es ihm, bei der Bibliothek des Grafen von Bünau in Nöthenitz bei Dresden ein Unterkommen zu finden. Es war der lockende Anreiz der großen Dresdener Kunstschätze, welcher ihn bewogen hatte, sich grade um diese Stelle zu bewerben. Er erhielt nur achtzig Thaler Gehalt; aber nie hat er es in seinem tiefen Gefühl der Dankbarkeit dem Grafen vergessen, daß dieser, wie er mehrmals sagt, ihn aus Dunkel und Finsterniß zog. Er arbeitet am Katalog der Bibliothek, er macht die anstrengendsten Vorarbeiten für die Reichshistorie, welche der Graf schrieb. „Seine Auszüge sind ein ganzer Schiebkarren voll, die Scripturen der sächsischen Geschichte allein machen etliche achtzig Lagen." Allein dem unermüdlich Fleißigen bleibt doch noch immer Muße zu eigener Fortbildung. Ausgedehnte Geschichtsstudien, eingehende Kenntnißnahme der englischen und französischen Literatur, besonders die

wärmste Bewunderung Montesquieu's, erfüllen seine Seele und lassen ihn eine Zeitlang daran denken, sich dereinst seine Zukunft als Geschichtsschreiber zu gründen. Doch seine innigste Liebe bleibt den Griechen. „Ich habe mich gewundert," sagt er, „daß ich seit einiger Zeit mit einer ganz anderen Einsicht die Alten angefangen habe zu lesen; den Homer allein habe ich diesen Winter dreimal mit aller Application, die ein so göttliches Werk erfordert, gelesen." Und neben der Liebe zu Homer und Sophokles, zu Herodot, Plato und Xenophon, stärkt und befestigt sich immer mehr die Liebe zu den bildenden Künsten. Dresdens Künstler und Kunstwerke wirken mächtig auf ihn. Seine Briefe erzählen mit dem Behagen innigsten Glückgefühls, daß er „nunmehr unter die Maler gerathen sei und daß er freien Eintritt in die königliche Galerie habe, so gut wie irgendein Hofmaler". Er nimmt Unterricht im Zeichnen und treibt Anatomie, er schreibt Betrachtungen über die Bilder der Gemäldegalerie. Fortan wankt und weicht der Gedanke nicht mehr von ihm, daß, einige Jahre in Rom zu leben, sein um jeden Preis zu erstrebendes Ziel sei.

Wie aber ist für ihn, den Armen und Gebundenen, dies Ziel erreichbar? Schon seit längerer Zeit hatten der päpstliche Nuntius Archinto und der königliche Beichtvater, Pater Rauch, den talentvollen Mann auf der Bibliothek des Grafen kennen und schätzen gelernt. Sie eröffneten ihm die Möglichkeit des ersehnten Zieles, wenn er sich entschließen könne, zur katholischen Kirche überzutreten. Jene Frage, mit welcher Winckelmann in früheren Jahren schon oft getändelt und gespielt hatte, trat jetzt mit furchtbarem Ernst an ihn. Soll er jener Lockung Folge geben oder soll er für immer verzichten auf seine eigenste, klar erkannte Bestimmung? Zwei Jahre lang schwankt und zögert er in peinvoller Unruhe. Er hat schon längst mit dem evangelischen Kirchenglauben gebrochen; er kennt Bayle, die Werke Voltaire's nimmt er später sogar nach Rom mit, Pope's Gedicht über den Menschen weiß er auswendig. Aber steht ihm eben darum die katholische Kirche nicht noch ferner? Man kann die vertrauten Briefe, welche er in dieser Gewissensqual an seinen Freund

Berendis schrieb, nicht ohne die herzlichste Theilnahme lesen. Wir wollen nur den Brief vom 6. Januar 1753 hervorheben. Er lautet: „Mein Schatz, Du weißt, daß ich allen Plaisirs abgesagt und daß ich allein Wahrheit und Wissenschaft gesucht. Du weißt, wie sauer es mir geworden; durch Mangel und Armuth, durch Mühe und Noth habe ich mir müssen Bahn machen. Fast in Allem bin ich mein eigener Führer gewesen. Die Liebe zur Wissenschaft ist es und diese allein, welche mich bewegen können, dem mir gethanen Anschlag Gehör zu geben. Es ist mein Unglück, daß ich nicht an einem großen Ort geboren bin, wo ich Erziehung und Gelegenheit haben können, meiner Neigung zu folgen und mich zu formiren... Gott und die Natur haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer, die ich durch fertigere Zeichnung gründlicher machen muß. Hätte ich noch das Feuer oder vielmehr die Munterkeit, die ich durch ein heftiges Studiren verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen. Nunmehro habe ich nichts vor mir, worin ich mich hervorthun könnte, als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter und, wenn es sein könnte, auf's höchste zu treiben. Du kannst Dir aber wohl einbilden, daß der Antrag des Pater Rauch nicht sine conditione sine qua non geschehen. Das ist der wichtigste Punkt. Eusebia und die Musen sind hier streitig bei mir; aber die Partei der letztern ist stärker. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinwegsehen, der wahre Gottesdienst sei allenthalben nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen. — — Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinct; demselben mußt Du und ich, aller Widersetzlichkeit ohngeachtet, folgen. Dieses ist die offene Bahn vor uns. Auf derselben hat uns der Schöpfer die Vernunft zur Führerin gegeben; wir würden wie Phaeton Zügel und Bahn ohne dieselbe verlieren.

Pflichten, welche aus diesem Principio fließen, vereinigen alle Menschen in eine Familie zusammen; hierin bestand das Gesetz bis auf Mosen und die Propheten. Die folgenden göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugung nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehen, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte... Ich habe rechtschaffen und seit meinen akademischen Jahren, wie Du weißt, unsträflich (menschlich zu reden) gewandelt. Ich bin treu gewesen ohne Absichten, ich habe gearbeitet ohne Schein einer Gefälligkeit, Gott hat mir Leben und Gedeihen gegeben. Ich habe mein Gewissen rein gehalten; wie sollte ich es verletzen, wenn mich Jemand, der mich befördern will, nöthigt, ihm und seinen Glaubenssätzen, die in göttlicher Offenbarung nicht gegründet sind, aber die auch selbige nicht umstoßen, beizupflichten? Ich glaube, ich würde ebensowenig sündigen als es ein Professor zu Wittenberg zu thun glaubt, der die Formulam Concordiae unterschreibt, ohne sie gelesen zu haben oder darauf sterben zu wollen. Er thut es, Professor zu werden und tröstet sich mit seiner Reservation. Meine Bewegungsgründe sind noch edler und uneigennütziger." Einfacher und unumwundener sagt Goethe von Winckelmann's Confessionswechsel: „Dieser Entschluß war ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihn als einen gründlich gebornen Heiden die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen."

Der entscheidende Schritt geschah. Am 8. Juli 1754 trat Winckelmann in Dresden zur katholischen Kirche über. In welchem Sinn, erhellt am besten daraus, daß er kurz nachher in seinen Briefen spottet, daß sein „Knieleder" zum Knieen zu dünn und empfindlich sei und daß er allerhand schöne Sachen gebeichtet, die sich besser im Latein als in der Frau Muttersprache sagen lassen.

Nun faßte Winckelmann sein Ziel bestimmter ins Auge. Im October desselben Jahres verließ er die Dienste des Grafen Bünau und ging nach Dresden. Mit dem glücklichen Gefühl tiefster Selbstbefriedigung zeichnet er alle Tage wenigstens zwei Stunden, studirt fleißig in der Gemäldegalerie und, soweit es bei der mangelhaften

Aufstellung anging, in der Antikensammlung, liest Alles, was er von Kunstliteratur habhaft werden kann, verkehrt mit den Dresdener Künstlern und Kunstgelehrten, mit Lippert, mit Hagedorn und besonders mit Oeser, welcher ihm im Alter völlig gleichstand und bei welchem er wohnte. Winckelmann wurde zwar von seinen katholischen Gönnern unterstützt; aber die Abreise nach Rom verzögerte sich, da man ihm nur sehr schwankende Aussichten eröffnete. Es drängte Winckelmann, von seinem Thun und Treiben öffentlich Rechenschaft zu geben, und durch eine gediegene Leistung vielleicht auch für seine Zukunft einen festen Anhalt zu gewinnen. So entstand seine erste Schrift: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", welche er im Frühling 1755 verfaßte. Um die Wirkung zu verstärken, bekämpfte er selbst seine Schrift in einem fein ironischen Sendschreiben und setzte dann diesem Angriff wieder eine erläuternde und widerlegende Gegenschrift entgegen.

Goethe nennt in seinem vortrefflichen Buch über „Winckelmann und sein Jahrhundert", diese Erstlingsschriften Winckelmann's, sowohl dem Stoff als der Form nach, dergestalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen suchen möchte, wenn man nicht von den Persönlichkeiten der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet sei. Und allerdings ist die Anordnung der einzelnen Theile noch wirr und tumultuarisch; manche Anspielungen und Ausführungen sind nicht durch die innere Nothwendigkeit des Gedankenganges, sondern nur durch zufällige örtliche und persönliche Anlässe entstanden. Aber doch liegt in diesen Schriften bereits Winckelmann's tiefstes Wesen vollständig ausgeprägt; in seiner hochragenden epochemachenden Bedeutung sowohl, wie in der Einseitigkeit, welche ihm noch aus den Ueberlieferungen der Rococozeit anhaftet.

Versetzen wir uns in die Dresdener Umgebung Winckelmann's. Rings um ihn wogt und fluthet der zügellose Rococogeschmack. Eben waren der Zwinger und die katholische Kirche erbaut; frisch und

fein gedacht, unvergleichliche Meisterwerke der schwelgenden Rococokunst mit allen ihren Vorzügen und Schwächen. Eben waren die Wände und Decken dieser Bauten angefüllt worden mit den Fresken und Bildwerken entarteter Italiener aus der Schule Maratta's und Bernini's. Der König selbst, der prachtliebende August III., huldigte diesem Geschmack mit Vorliebe, obgleich er mit Eifer und Freude die Gemälde der großen italienischen Glanzzeit für die Galerie kaufte und für die Schönheiten derselben ein offenes und empfängliches Auge hatte. Einzelne deutsche Künstler, wie Dietrich, Ismael und Raffael Mengs und Oeser, suchten zwar nach größerer Formenreinheit, aber sie waren theils noch im Werden, theils selbst noch in ärgster Manier befangen. Da sprach Winckelmann, der eben erst an die Kunst Herantretende, in tiefster und genialster Ursprünglichkeit das gewaltige Losungswort aus, daß „der einzige Weg, groß, ja wenn möglich, unnachahmlich zu werden, die Nachahmung der Alten sei", d. h. derselbe Weg, welchen auch Michel Angelo, Raffael und Poussin einst eingeschlagen. Mit schönheitbegeistertem Auge enthüllt Winckelmann die großen Vorzüge der griechischen Kunstwerke, die schöne Natur, welche den Griechen von Hause aus durch die Gunst eines sanften und reinen Himmels und durch glückliche Sitten und Einrichtungen zu Gebote stand, die über die unmittelbare Wirklichkeit erhobene Idealität der Conturen in der Bildung des Körpers sowohl wie der Gewandung. Der entscheidende Satz aber lautet: „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterwerke ist endlich eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck." Und schildert er die Hoheit der Sixtinischen Madonna, welche erst seit zwei Jahren im Besitz der Galerie war, so geschieht es nur, um zu beweisen, wie nahe Raffael dieser Großheit der Conturen und der edlen Stille und Einfalt des Ausdrucks verwandt sei. Winckelmann bringt die Idee des hohen Stiles wieder in das Bewußtsein der Menschen. Er selbst spricht den unmittelbaren Zeitbezug offen aus. Er sagt in den „Gedanken": „Das wahre Gegentheil, und das diesem entgegenstehende äußerste Ende ist der gemeinste Geschmack der heutigen, sonderlich angehenden

Künstler. Ihren Beifall verdienet nichts, als worin ungewöhnliche Stellungen und Handlungen, die ein freches Feuer begleitet, herrschen, welches sie mit Geist, mit Franchezza, wie sie reden, ausgeführet heißen. Der Liebling ihrer Begriffe ist der Contrapost, der bei ihnen der Inbegriff aller selbst gebildeten Eigenschaften eines vollkommenen Werkes der Kunst ist. Sie verlangen eine Seele in ihren Figuren, die wie ein Komet aus ihrem Kreise weichet; sie wünschten in jeder Figur einen Ajax und einen Capaneus zu sehen." Jenes Wort von der edlen Einfalt und stillen Größe der alten Kunstwerke ist bis auf den heutigen Tag das unübertroffene Schlagwort zur Bezeichnung des innersten Wesens griechischer Kunst geblieben. Und kann man die Verirrung der Barockzeit treffender schildern als hier geschieht? Man müßte denn an jenes spätere Wort der Kunstgeschichte (Bd. 4, S. 44) erinnern, in welchem Winckelmann von Bernini sagt, „er suchte Formen, aus der niedrigsten Natur genommen, gleichsam durch das Uebertriebene zu veredeln, seine Figuren sind wie der zu plötzlichem Glücke gelangte Pöbel".

Das Buch erregte daher sogleich überall das gewaltigste Aufsehen und wurde in alle Sprachen übersetzt. Es war der Anfang einer allgemeinen Umwälzung. Man hat es treffend Winckelmann's Reformationsthesen genannt.

Jedoch dürfen wir dabei einen tiefgreifenden Mangel nicht übersehen; zumal dieser niemals von Winckelmann gründlich überwunden wurde. Wenn wir in Zeichnung und Composition zu den Alten zurückkehren, wie steht es um den Inhalt? Hier zeigt sich Winckelmann durchaus von der herrschenden Kunstlehre der Zeit, namentlich von der Einwirkung Breitinger's umstrickt. Wie Breitinger, so wirft auch Winckelmann Poesie und bildende Kunst noch völlig unterschiedslos zusammen; nach jenem alten Spruch des Simonides, daß die Malerei nur eine stumme Poesie sei. „Es scheinet nicht widersprechend,". sagt Winckelmann in der Beantwortung des „Sendschreibens", „daß die Malerei eben so weite Grenzen als die Dichtkunst haben könne und daß es folglich dem Maler möglich sei,

dem Dichter zu folgen, so wie es die Musik im Stande ist zu thun.“ Und hatte Breitinger als Wesen und Ziel der Poesie das Wunderbare, und als die vollendetste, am meisten von sittlichem Zweck und Nutzen getragene Verwirklichung des Wunderbaren die Fabel bezeichnet, so macht Winckelmann von diesem wunderlichen Satz die eben so wunderliche Anwendung, daß, was bei Kindern die Fabel, im engsten Verstande genommen, sei, das sei die Allegorie einem reifen Alter. Damit wird allem leeren und todten Allegorienkram Thür und Thor geöffnet, aber noch mehr: in den „Gedanken“ wird sogar als höchste Aufgabe, als nothwendige Erweiterung der Kunst hingestellt, daß, nachdem die Geschichte der Heiligen, der Fabeln und Verwandlungen, der ewige und fast einzige Vorwurf der neueren Maler seit einigen Jahrhunderten gewesen, nunmehr der Maler sich als einen Dichter zeigen und Figuren durch Bilder, d. h. allegorisch malen müsse. Die künstlerische Schwäche Oeser's wird eine wissenschaftliche Schwäche Winckelmann's. Nach dieser Seite hin konnte die Einwirkung Winckelmann's gefährlich werden und wurde es. Dies war daher der nächste, mit Händen greifbare Anstoß zu Lessing's Laokoon, welcher, an diese Schrift Winckelmann's anknüpfend, die vermeinte Einheit und Gleichheit der Poesie und der bildenden Kunst widerlegt und deren ewig unüberspringbare Stilunterschiede nachweist.

Auf Anrathen seiner Gönner hatte Winckelman seine Schrift dem König gewidmet. „Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen“, soll der König gesagt haben. Er setzte ihm ein Jahrgehalt von zweihundert Thalern aus. Im Herbste 1755 reiste Winckelmann über Tirol, Venedig, Bologna, Ancona und Loretto nach Rom, woselbst er am 18. November eintraf.

Rom wurde fortan sein zweites Vaterland, seine eigenste geistige Heimath.

Winckelmann war jetzt achtunddreißig Jahre alt. Wie athmete er auf in dem leichten und zwanglosen Leben des glücklichen Südens, in den größeren und würdigeren Verhältnissen, in welche er sich versetzt sah, in dem frischen und begeisterten Anschauen der

gewaltigen Denkmale der alten Kunst und Geschichte. Alle Briefe Winckelmann's an seine nordischen Freunde sind voll von dem Entzücken über Rom und sein neu gewonnenes Leben; er wird nicht müde zu erzählen, daß er jetzt an Freude und Genuß nachhole, was er in seiner kümmerlichen Jugend und in seinem Schulstande versäumt habe, und daß er erst in Italien angefangen habe zu leben. Es drückt den innersten Gedanken Winckelmann's aus, wenn er am 8. December 1762 an Marpurg schreibt: „Du verlangest meines Lebens Geschichte zu wissen und diese ist sehr kurz, weil ich dasselbe nach dem Genuß abmesse. M. Plautius, Consul, und welcher über die Illyrier triumphirt hatte, ließ an sein Grabmal, welches sich ohnweit Tivoli erhalten hat, unter allen seinen angeführten Thaten setzen, vixit annos IX, (er lebte neun Jahre). Ich würde sagen, ich habe bis in das achte gelebet; dieses ist die Zeit des Aufenthalts in Rom und in anderen Städten von Italien. Hier habe ich meine Jugend, die ich theils in der Wildheit, theils in Armuth und Kummer verloren, zurückzurufen gesuchet und ich sterbe wenigstens zufriedener, denn ich habe Alles, was ich wünschte, erlanget, ja mehr als ich denken, hoffen und verdienen konnte."

Die erste Zeit seines römischen Aufenthaltes wohnte Winckelmann bei Raffael Mengs auf dem Monte Pincio. Die Empfehlung, welche er von Dresden aus an den Cardinal Passionei mitgebracht hatte, benutzte er nur, um von dessen reicher Bibliothek den freiesten Gebrauch zu machen. Dann wohnte er eine Zeitlang im Palast seines Bekehrers, des Cardinal Archinto. Er gewinnt die Gunst des Alterthumskenners Cardinals Alessandro Albani, macht im Februar 1758, zum Theil von Freunden unterstützt, die erste Reise nach Neapel, Pompeji, Herkulanum und Pästum, geht im August desselben Jahres nach Florenz, um die große Gemmensammlung des verstorbenen Baron Stosch zu ordnen und zu beschreiben; tritt dann in die Dienste des Cardinals Albani und wird bald dessen Freund und Vertrauter, er übernimmt außerdem für einige Jahre die Stelle eines Custoden an der Vaticanischen Bibliothek und erhält im April 1763 die Stelle eines Antiquario della

Camera apostolica, d. h. des Präsidenten der römischen Alterthümer. In allen diesen Stellungen wahrte er sich die größte Freiheit und Muße. Je mehr ihm sein innerer Beruf, das verlorene Land ächter Kunstschönheit wiederzuentdecken, vor Augen tritt, desto fester beharrt er auf dem Entschlusse, seine Unabhängigkeit nicht zu entäußern. Bald ist Winckelmann als der erste Alterthumskenner Roms allgemein anerkannt und gefeiert. Er verkehrt mit den Cardinälen auf gleichem Fuß, er liest sogar dem Papst einzelne Abschnitte seiner Werke vor. Kein reisender Fürst glaubt Rom in Wahrheit gesehen zu haben, wenn ihn nicht Winckelmann in den Ruinen und Museen belehrte und leitete; und oft entspannen sich aus diesen Verhältnissen, wie vor Allem mit dem edlen Leopold von Anhalt-Dessau, die innigsten und dauerndsten Verbindungen. Der Gedanke, für immer in Rom zu bleiben, faßte in Winckelmann immer festere Wurzel. Zwar richtet er seine Plane zuweilen nach Kassel, Berlin und Dresden, auch kommt ihm öfter der Gedanke, seine Bestimmung sei, ein Lehrer der Jugend zu sein; aber er giebt diese Schwankungen leicht wieder auf, sobald sich die geringsten Hindernisse entgegenstellen. Es genügt ihm zu wissen, daß unter allen Umständen seinem Alter eine ehrenvolle und sorgenfreie Stellung gesichert sei.

Wie tief und fest und wie bahnbrechend gewaltig entfaltet sich jetzt sein inneres Leben!

Schon Herder und besonders Goethe haben den antik heidnischen Zug in der Natur Winckelmann's hervorgehoben. Hatte, wie Goethe mit Recht bemerkt, diese antike Natur Winckelmann's gleich anfangs ihr ungeheures Probestück abgelegt, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte, so kommt sie nun, zu einer gemäßen Umgebung und Freiheit gelangt, zu ihrer vollen und ungestörten Blüthe.

Vor Allem ist Winckelmann mit voller und ganzer Seele Mensch; er freut sich der menschlichen Vorzüge und sucht sie zu genießen und zu bethätigen, aber er schämt sich auch nicht der

menschlichen Schwächen. Vor allem Lob, das Winckelmann Italien spendet, wiederholt er keines häufiger und bewegter, als daß Italien das Land der Menschlichkeit sei. Man sieht diese antike Sinnesweise in der frischen, aber maßvoll besonnenen Weltfreudigkeit, in dem festen und siegesgewissen Vertrauen auf sich und seine Thatkraft, in der Liebe zum Ruhm, die sich des Erfolgs freut und doch so fern von jeder Eitelkeit und Anmaßung ist, in der heiteren und gesunden Hingebung an die Gegenwart ohne viel rückwärts oder vorwärts zu blicken, in der derben und rückhaltslosen Offenheit, mit der er all sein Thun und Lassen, Fühlen und Denken ohne Umschweif und Beschönigung kundgiebt.

Besonders zwei hervorstechende Charakterzüge Winckelmann's sind in dieser Hinsicht von jeher hervorgehoben worden. Es ist das lebhafte Freundschaftsbedürfniß, dessen leuchtende Vorbilder er aus dem Alterthum nahm, und der rege Aufblick nach menschlicher, besonders männlicher Schönheit, welche seine schönheitsverlangende Seele nicht selten zu schwärmerischer Liebe entzündete.

Noch in Dresden, in einer der gedrücktesten Lagen seines Lebens, kurz vor seinem Uebertritt, schreibt Winckelmann am 17. September 1754 an Berendis: „Mein Gott, ich weiß wohl, dergleichen Freundschaft, wie ich suche und kultivire, ist ein Phönix, von welchem Viele reden und den Keiner gesehen. In allen neueren Zeiten ist mir nur ein einziges Exempel bekannt zwischen Marco Barbarigo und Francesco Trevisano, zweien Nobili di Venezia, deren Andenken in einer kleinen raren Schrift erhalten worden. Dieser göttlichen Freundschaft sollte ein Denkmal an allen Thoren der Welt, an allen Tempeln und Schulen zum Unterricht der Menschenkinder, ein Denkmal wo möglich aere perennius gesetzt werden. Es verdient, den großen Beispielen des Alterthums, die Lucian in seinem Gespräch Toxaris oder von der Freundschaft gesammelt hat, an die Seite gesetzet zu werden. Eine von den Ursachen der Seltenheit dieser nach meiner Einsicht größten menschlichen Tugend lieget mit an der Religion, in der wir erzogen sind. Auf Alles, was sie befiehlt oder anpreiset, sind zeitliche und ewige Belohnungen geleget;

der Privatfreundschaft ist im ganzen neuen Testamente nicht einmal dem Namen nach gedacht, wie ich unumstößlich beweisen kann; und es ist vielleicht ein Glück vor die Freundschaft, denn sonst bliebe gar kein Platz vor den Uneigennutz.“ Alle seine Briefe geben das rührendste Zeugniß, wie er sein ganzes Lebelang ausgeht, einen Freund in seinem Sinn zu suchen und denselben bald in Franke und Berendis, bald in Mengs, Stosch, Füßli oder Riedesel gefunden zu haben meint; wer Winckelmann's Testament gelesen hat, weiß, mit wie dankbarer Treue und Anhänglichkeit er seinem Freunde und Gönner Albani zugethan war. Und seine Freundschaft wird Liebe, wenn sie sich, wachgerufen durch seine warm empfindende Schönheitsbegeisterung, an schöne Jünglinge wendet. Schon in seinen Hauslehrerjahren hatte Winckelmann seinen Schüler Lamprecht seine erste Liebe genannt und er konnte es nie verwinden, daß dieser später von ihm abfiel und ihm mit Undankbarkeit lohnte; in Rom hatte er einen jungen Liefländer, Baron von Berg, kennen gelernt, und faßte zu ihm eine Freundschaft, von welcher er selbst sagt, daß sie Liebe sei. Ein Brief, welchen ihm Winckelmann am 9. Juni 1762 nach erfolgter Trennung schrieb, lautet: „So wie eine zärtliche Mutter untröstlich weinet um ein geliebtes Kind, welches ihr ein gewaltthätiger Prinz entreißt und zum gegenwärtigen Tod in das Schlachtfeld stellet, ebenso bejammere ich die Trennung von Ihnen, mein süßer Freund, mit Thränen, die aus der Seele selbst fließen. Ein unbegreiflicher Zug zu Ihnen, den nicht Gestalt und Gewächs allein erwecket, ließ mich von dem ersten Augenblicke an, da ich Sie sah, eine Spur von derjenigen Harmonie fühlen, die über menschliche Begriffe gehet und von der ewigen Verbindung der Dinge angestimmet wird. In vierzig Jahren meines Lebens ist dieses der zweite Fall, in welchem ich mich befunden und es wird vermuthlich der letzte sein. Mein werther Freund, eine gleich starke Neigung kann kein Mensch in der Welt gegen Sie tragen, denn eine völlige Uebereinstimmung der Seele ist nur allein zwischen Zween möglich; alle anderen Neigungen sind nur Absenker aus diesem edlen Stamme. Aber dieser göttliche Trieb ist den mehresten Menschen unbekannt und

wird daher von Vielen übelverstanden gedeutet. Die Liebe in dem höchsten Grad ihrer Stärke muß sich nach allen möglichen Fähigkeiten äußern:

I thee both as man and woman prize
For a perfect love implies
Love in all capacities;

und diese ist der Grund, worauf die unsterblichen Freundschaften der alten Welt, eines Theseus und Peirithous, eines Achilles und Patroklus gebauet sind. Freundschaft ohne Liebe ist nur Bekanntschaft. Jene aber ist heroisch und über Alles erhaben; sie erniedrigt den willigen Freund bis in den Staub und treibt ihn bis zum Tode. Alle Tugenden sind theils durch andere Neigungen geschwächet, theils eines falschen Scheines fähig; eine solche Freundschaft, die bis an die äußersten Linien der Menschlichkeit gehet, bricht mit Gewalt hervor und ist die höchste Tugend, die itzo unter den Menschenkindern unbekannt ist, und also auch das höchste Gut, welches in dem Besitze derselben besteht. Die christliche Moral lehret dieselbe nicht; aber die Heiden beteten sie an, und die größten Thaten des Alterthums sind durch dieselbe vollbracht." Einen schönen Florentiner, den Winckelmann nur einmal gesehen, konnte er ruhelos nicht wieder vergessen; er hätte ihm eine seiner Schriften gewidmet, wenn er dessen Namen hätte erfahren können. Einen schönen vierzehnjährigen Jüngling ließ er sich eigens malen, um mit diesem Bildniß sein Zimmer zu schmücken.

Welche schuldlos reine, ächt plastische Gesinnung der innerste Beweggrund dieser Neigungen Winckelmann's war, bezeugt das Widmungsschreiben, mit welchem er seine Schrift „Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen" an jenen edlen liefländischen Jüngling richtete, „welcher schön von Gestalt und mit der Grazie übergossen war". Er sagt: „Der Inhalt ist von Ihnen selbst hergenommen. Unser Umgang ist kurz und zu kurz für Sie und für mich gewesen; aber die Uebereinstimmung der Geister meldete sich bei mir, da ich Sie das erste Mal erblickte. Ihre Bildung ließ mich auf das, was ich wünschte, schließen und ich fand in einem

schönen Körper eine zur Tugend geschaffene Seele, die mit der Empfindung des Schönen begabt ist."

Nicht vorübergehen kann man endlich, um Winckelmann zu charakterisieren, an der Frage nach seiner religiösen Ueberzeugung. Es setzt Winckelmann's Wesen erst in die vollkommen klare Beleuchtung, wenn wir sehen, daß gerade hier am entschiedensten seine antik heidnische Natur durch alle äußere Einwirkungen und Beschränkungen rückhaltslos hindurchbricht. Katholik war Winckelmann so wenig, daß, wie aus einzelnen Briefen hervorgeht, er wegen einiger vorlauter Aeußerungen und Freiheiten zuweilen eine kleine Furcht vor der Inquisition blicken läßt. Auch in Rom, im engen Verkehr mit Papst und Cardinälen, ist der anerzogene Protestantismus die ihm verständliche Religionsform geblieben. Er verweist seinen Freund Stosch im Unglück auf die Stütze der Religion, da die philosophische zuweilen nicht zuverlässig genug sei; er läßt sich sein altgewohntes Hannöver'sches Gesangbuch nach Rom kommen, singt alle Morgen Lieder aus demselben zu seiner Erbauung, und ist empört darüber, daß er in seiner Ausgabe sein altes Leiblied: „Ich singe Dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Licht!" nicht findet. Aber dabei ist er doch weit entfernt vom strengen Kirchenglauben und lehnt Alles ab, was ihm in demselben die reine Entwicklung der vollen und ganzen Menschennatur zu beeinträchtigen scheint. Schreibt er einmal an seinen Freund Franke, daß er wenig über Religion nachdenke, „denn er habe an andere Sachen zu denken, die angenehmer, um nicht zu sagen, wichtiger seien", so scheut er sich auch an anderen Stellen durchaus nicht, der christlichen Lehre und Sitte das Denken und Leben des Alterthums lobend entgegenzustellen. Anklänge dieser Art konnten wir bereits in seinen Betrachtungen über die Freundschaft hören. In der Schrift über die Allegorie sagt er: „Da bei den Alten in ihren besten Zeiten nur heroische Tugenden, das ist, diejenigen, welche die menschliche Würdigkeit erheben, geschätzet wurden, andere hingegen, durch deren Uebung unsere Begriffe sinken und sich erniedrigen, nicht gelehret noch gesuchet wurden, so hat man diese um so viel weniger auf öffentlichen

Denkmalen vorgestellet. Denn die Erziehung der Alten war der unsrigen sehr entgegengesetzet; und da diese, wenn sie gut sein soll, vornehmlich auf die Reinigkeit der Sitten fällt und die Ausübung der äußeren Pflichten der Religion besorget, so war jene bedacht, das Herz und den Geist empfindlich zu machen gegen die wahre Ehre, und die Jugend zu einer männlichen großmüthigen Tugend zu gewöhnen, welche alle kleinen Absichten, ja das Leben selbst verachtete, wenn eine Unternehmung der Größe ihrer Denkungsart nicht gemäß ausfiel. Bei uns wird die edle Ehrbegierde erstickel und der dumme Stolz genähret."

Nicht also als ein Fremder zum Fremden, sondern als ein Heimischer zum Heimischen trat Winckelmann zu den großen Kunstwerken des Alterthums. Wie die großen Italiener des sechszehnten Jahrhunderts studirte er nicht blos das Alterthum, er lebte es. Daher dieses genial Instinctive, mit welchem Winckelmann in die ureigenste Schönheit der alten Kunst eindringt. Das feine scharfe greifende Auge, die gelehrte Kenntniß des Alterthums, die künstlerische Bildung und Uebung allein hätte zu diesem schöpferischen Entdecken und Verstehen nicht hingereicht. Die alten Kunstwerke waren, um einen Goethe'schen Ausdruck zu gebrauchen, für Alles, was die Natur in ihm gelegt hatte, nur die antwortenden Gegenbilder.

Winckelmann bedurfte nur kurzer Umschau in der großen Kunstwelt des römischen Bodens, um sofort zu erkennen, daß er klarer sehe als die Anderen, und daß er berufen sei, die nicht sehende Welt sehend zu machen. Jene ächt künstlerische Hingebung und Vertiefung des sechszehnten Jahrhunderts, welche sich liebevoll und unbefangen in die Welt der alten Kunstwerke hineinlebte und mit ihr zu wetteifern suchte, war längst vorüber. Die Künstler glaubten der Antike entwachsen zu sein; die Gelehrten hatten kein Auge für die schöne Form, sondern kümmerten sich um die alten Denkmale nur in so weit, als sie aus dem Inhalt derselben ihre Kenntniß der alten Persönlichkeiten und Lebenszustände bereichern zu können hofften. Der Gesichtspunkt war ein rein antiquarischer; und auch

dieser war äußerst beschränkt und verkehrt, da namentlich in Italien die Kunde des griechischen Alterthums völlig abhanden gekommen und Alles ausschließlich auf altrömische Sitte und Geschichte bezogen ward. Selbst Montfaucon und Christ hatten nur selten sich über diese Schranke erhoben. Waren einige Schriften unter dem Namen einer Geschichte der Kunst an das Licht getreten, wie Monier's Geschichte der Kunst, Durand's und Turnbull's Geschichte der alten Malerei, oder Richardson's Beschreibung der alten Kunstwerke, so gilt von ihnen doch durchaus das Urtheil, das später Winckelmann in der Vorrede seiner eigenen Kunstgeschichte aussprach, daß die Kunst nur einen geringen Antheil an ihnen habe, weil sie weniger aus der Anschauung als aus Büchern geschöpft waren, daß sie entweder nur dasjenige berühren, wo Gelehrsamkeit anzubringen war, oder, wenn sie von der Kunst reden, es theils mit allgemeinen Lobsprüchen, theils mit falschen und uneinsichtigen Gründen geschieht. Mit derselben unerschrockenen Kühnheit und Sicherheit, mit welcher Winckelmann seine reformatorische That bereits in Dresden begonnen, schritt er daher auch hier ein. Schon seine ersten römischen Briefe bekunden die scharf betonte Absicht, sowohl gegen das Unwesen der herrschenden Kunstschriftstellerei wie gegen die Manierirtheit Bernini's und der Franzosen einen unerbittlichen Kampf aufzunehmen. Am 1. Juni 1756 schreibt er schon an seinen Freund Uden: „Ich bin nach Rom gegangen, nur zu sehen, finde aber, Rom ist mit seinen Schätzen weder den Römern noch den Ausländern bekannt; dieses wecket mich, von Neuem zu schreiben.“ Und mit seiner vollen liebenswürdigen Derbheit schreibt er etwa Anfangs Juli 1756 an Berendis: „Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denenjenigen, die Rom nach mir sehen werden, die Augen ein wenig zu öffnen; ich rede nur von Künstlern, denn alle Cavaliere kommen als Narren her und gehen als Esel wieder weg; dieses Geschlecht der Menschen verdienet nicht, daß man sie unterrichte und lehre. Einer gewissen Nation ist Rom gar unerträglich. Ein Franzose ist unverbesserlich, das Alterthum und er widersprechen einander. Es ärgert mich, daß ich aus Gefälligkeit einigen neueren

Künstlern gewisse Vorzüge eingeräumet. Die Neueren sind Esel gegen die Alten, von denen wir gleichwohl das Allerschönste nicht haben, und Bernini ist der größte Esel unter den Neueren, die Franzosen ausgenommen, denen man die Ehre in dieser Art lassen muß."

In diesem Ziel sammelt und vertieft sich fortan sein gesammtes Denken. Er war bei seinem Eintritt in Rom noch unschlüssig gewesen, ob nicht auch das Studium der griechischen Literatur und die Herausgabe vatikanischer Handschriften einen guten Theil seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ausmachen solle. Nunmehr aber liest er die Alten hauptsächlich nur zu dem fest bestimmten Zweck, durch die Kenntniß der alten Geschichte und Dichtung tiefer in das Verständniß der alten Kunst einzudringen. Die ersten Jahre hindurch ist Raffael Mengs sein vertrautester Freund und Rather. Winckelmann selbst bekennt dankbar, wie mannichfach er angeregt und belehrt, wie tief er in seiner Richtung befestigt ward durch den befreundeten Künstler, welcher auch seinerseits in der Antike das höchste Kunstideal erblickte und aus der verwilderten Manierirtheit heraus eine strengere Formenreinheit erstrebte. Doch dürfen wir nur die Schriften beider Freunde vergleichen, um unzweifelhaft zu ersehen, auf wessen Seite die tiefere wissenschaftliche Einsicht und Schöpferkraft liegt.

Ueber Gang und Art dieser Studien hat Winckelmann selbst in der „Vorrede zu den Anmerkungen über die Geschichte der Kunst des Alterthums" den vollkommensten Aufschluß gegeben. Man gewahrt staunend, wie richtig und sicher er von Anfang an beginnt und fortschreitet, wie allmählich immer bestimmter und bestimmter seine Ahnungen und Ueberzeugungen volle Reife und festen Abschluß gewinnen.

Die erste epochemachende That war die scharfe Grenzbestimmung seines Gebiets. Streng und klarbewußt sonderte er die Untersuchung und Kenntniß der alten Kunstdenkmale von der Untersuchung und Kenntniß der alten Oertlichkeiten, Inschriften und Münzen, oder zog diese Kenntniß als Hilfswissenschaft nur in so weit in seinen Kreis,

als sie ihm für seine eigensten Zwecke wichtig und förderlich war. Damit war von Hause aus die ächt und ausschließlich künstlerische Betrachtungsweise gewahrt. Und hatte nun Winckelmann die Kunstbetrachtung scharf abgesondert von allem wuchernden und störenden Beiwesen, so ruhte und rastete er nicht, als bis er sowohl für das Verständniß der künstlerischen Form wie für die Erklärung des in den Kunstwerken dargestellten Inhalts die letzten überzeugenden und unumstößlichen Gesetze auffand. In Betreff der Form entdeckte er mit fast untrüglichem Scharfblick das Wesen und die Merkmale der geschichtlichen Stilunterschiede. Es ist für die künstlerische Erziehung des Auges belehrend zu hören, welchen Weg Winckelmann dabei einschlug. „Ich sahe die Werke der Kunst an", erzählt er, „nicht als Jemand, der zuerst das Meer sah und sagte, es wäre artig anzusehen; die Athaumasie oder die Nichtverwunderung, die von Strabo angepriesen wird, weil sie die Apathie hervorbringt, schätze ich in der Moral, aber nicht in der Kunst, weil hier die Gleichgiltigkeit schädlich ist. In dieser Untersuchung ist mir zuweilen das Vorurtheil eines allgemeinen Rufs, den einige Werke haben, zu Statten gekommen, und trieb mich, wenigstens etwas Schönes in denselben zu erkennen und mich davon zu überzeugen. Da es mir nun gelungen war, in einer oder der anderen Statue die vermeinten Gründe ihrer Achtung und ihrer Schönheit zu finden, fuhr ich fort, die übrigen allezeit dergestalt zu betrachten, daß ich mich in die Stelle dessen setzete, welcher vor einer Versammlung von Kennern Rechenschaft davon geben sollte, und ich legte mir selbst die Nothwendigkeit auf, nicht den Rücken zu wenden, bevor ich etwas von Schönheit mit dessen Gründen gefunden hatte. Nach einiger Erleuchtung, die ich erlanget, bemühete ich mich, den Stil der Künstler der Aegypter und der Hetrurier, wie nicht weniger den Unterschied zwischen diesem letzten Volk und der Kunst der Griechen zu bestimmen. Die Kennzeichen ägyptischer Arbeiten schienen sich von selbst anzubieten; mit dem Stil der Hetrurier aber gelang es mir nicht auf gleiche Weise, und ich unterstehe mich noch itzo nicht, unwidersprechlich zu behaupten, daß einige erhabene Arbeiten, die

hetrurisch scheinen, nicht von dem ältesten Stil der Griechen sein können. Mit mehr scheinbarer Gewißheit entdeckete ich verschiedene Zeiten in griechischen Werken, aber es gingen einige Jahre vorbei, ehe sich von dem hohen Alter einer Muse im Palaste Barberini einige Beweise darboten.“ Und in Betreff des dargestellten Inhalts fand er, gegenüber der herrschenden Unsitte, Alles aus der römischen Geschichte erklären zu wollen, den maßgebenden, wenigstens bis in die Alexandrinische Zeit unverbrüchlich festgehaltenen Grundsatz, daß die künstlerischen Vorwürfe einzig der griechischen Götter- und Heroenwelt entlehnt seien. Winckelmann hatte im dritten Jahr seines römischen Aufenthalts die Beschreibung und Erklärung der geschnittenen Steine des verstorbenen Baron von Stosch übernommen. „Ich kam hier“, berichtet Winckelmann, „zuerst auf die Spur einer Wahrheit, die mir nachher in Erklärung der schwersten Denkmale von großem Nutzen gewesen, und diese bestehet in dem Satze, daß auf geschnittenen Steinen sowohl als in erhabenen Arbeiten die Bilder sehr selten von Begebenheiten genommen sind, die nach dem trojanischen Kriege oder nach der Rückkehr des Ulysses in Ithaka vorgefallen, wenn man etwa die Heraklíden oder Abkömmlinge des Herkules ausnimmt.“ Bis auf den heutigen Tag sind die von Winckelmann aufgestellten Gesetze in der Geschichte und Erklärung der alten Kunst von unangreifbarer Geltung. Die reich zuströmenden neuen Funde haben viele Einzelheiten berichtigt und fortgebildet; die Grundgedanken selbst sind nur um so tiefer bestätigt und befestigt worden.

Diesem Studiengang entspricht die Zeitfolge der Schriften. Wir hören von einem unausgeführten Entwurf über die Ergänzungen der alten Statuen. Wir hören von einem zweiten Entwurf über den Geschmack der griechischen Künstler, für welchen Winckelmann die begeisterten Beschreibungen der vornehmsten in Rom befindlichen Kunstwerke, des vatikanischen Apollo, des Torso, des Laokoon verfaßte; diese Entwürfe sind das erste Drängen und Gähren der neuen Ideen und Anschauungen. Aus dem Jahr 1759 stammt die „Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst“ und die

Abhandlung „Von der Grazie in den Werken der Kunst“; sie schildern, wie die ersten Dresdener Schriften, jedoch tiefer und kenntnißreicher, in großen Grundzügen das Wesen und die Hoheit des antiken Kunstideals, die schlichte Naivetät und stilvolle Ruhe desselben in scharfem Gegensatz gegen die theatralische Künstelei und Ausschweifung Bernini's und der Franzosen. Diese festen, aber noch unzulänglichen Umrisse wurden vertieft und ausgefüllt durch die sorgfältigsten Einzelstudien. Die Sendschreiben über die Herkulanischen Entdeckungen (1758—1763), das erklärende Verzeichniß der Stosch'schen Gemmensammlung (1760), die Anmerkungen über die Baukunst der Alten (1761) bezeugen, wie aufmerksam Winckelmann nach allen Seiten umschaut, das Wesen der Dinge in deren sinnlicher Erscheinung und geschichtlicher Entwicklung zu suchen. So ist allmählich die Geschichte der Kunst des Alterthums in ihm herangereift. Bereits am Anfang des Jahres 1762 war sie vollendet, doch wurde sie durch Schuld des Verlegers erst 1764 veröffentlicht. Die Kunstgeschichte ist das Hauptwerk, in welchem alle Strahlen wie in ihrem gemeinsamen Brennpunkt zusammenlaufen. Die früheren Schriften waren nur Vorstudien zur Kunstgeschichte gewesen, die späteren sind nur der weitere Ausbau einzelner Theile. Hatte die Kunstgeschichte die griechische Kunst als die höchste, ja als die ausschließliche Kunst gefeiert, so suchen die Abhandlungen „Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst (1763)“ und der „Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst (1766)“ in diesem Sinn auf die Fortbildung und Ausübung der neueren Kunst einzuwirken. Und hatte die Kunstgeschichte nur die künstlerisch wichtigsten und ausgezeichnetsten Kunstwerke berücksichtigen können, so treten jetzt die Monumenti inediti (1767) ergänzend ein und geben eine Reihe der feinsinnigsten und gelehrtesten Erklärungen alter Kunstwerke, zur Durchführung und Bewahrheitung jenes epochemachenden mythologischen Gesetzes, welches ihm als Grundgesetz feststand.

Winckelmann's Kunstgeschichte ist eine der urgewaltigsten Thaten des menschlichen Geistes. Das Alterthum und die Glanzzeit des

sechszehnten Jahrhunderts kannte zwar Lebensbeschreibungen der einzelnen Künstler, aber nicht eine Geschichte der Kunst als eines in sich selbständigen und organischen Lebens. Und am allerwenigsten hatten die Kunstschriftsteller der Verfallszeit sich zu dieser Auffassung erhoben. „Es war endlich einmal", schreibt Winckelmann am 25. April 1761 an Geßner, „nach fast dreihundert Jahren Zeit, daß Jemand sich an ein Systema der alten Kunst wagte, nicht die unsrige dadurch zu verbessern, die es in Wenigen, welche dieselbe treiben, fähig ist, sondern jene betrachten und bewundern zu lernen." Und wenn Winckelmann in jenem Brief bescheiden hinzufügt, daß er an dieses Unternehmen vor dem dreißigsten Jahre hätte gehen sollen, da er merke, wie ein gewisser feiner Geist, mit welchem er sich auf mächtigen Schwingen zur Betrachtung des Schönen erhoben, jetzt anfange, in ihm zu verrauchen, so hat die bewundernde Nachwelt sogleich ergänzend hinzuzusetzen, daß die Kunstgeschichte Winckelmann's nichtsdestoweniger an Weite und Feinheit des Blicks, wie an tief innerer Begeisterung, noch immer unübertroffen ist. Das Ideal geschichtlicher Betrachtung, das sich Winckelmann einst aus Montesquieu und Büffon gezogen, fand hier seine vollste Entfaltung. Winckelmann erfaßte und behandelte seine Aufgabe im großartigsten Sinn. Nicht eine bloße Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen der Kunst sollte, um die Worte seiner Vorrede zu gebrauchen, seine Kunstgeschichte sein, sondern der Versuch eines vollständigen Lehrgebäudes. Seine Kunstgeschichte ist Aesthetik und Geschichte der bildenden Kunst zugleich. Sie bezeichnet zuerst die Hauptzüge der Entwicklung, welche für die Geschichte der Kunst typisch sind; sie beschäftigt sich darauf mit den Bedingungen, welche sich aus dem verschiedenartigen Material der Kunst ergeben, und wendet sich dann zu den geographischen und klimatischen Verhältnissen, die auf den Charakter der Kunst unter den einzelnen Himmelsstrichen einwirken. Sie untersucht darauf die Kunstübung der Aegypter, Phönizier und Perser, danach die der Etrusker und gelangt so endlich zu der Kunst unter den Griechen. Ihren Vorzug vor der Kunst anderer Völker begründet Winckelmann aus dem Einfluß

des Himmels, mit der freiheitlichen Staatsform, aus der Achtung, die das künstlerische Schaffen genoß, aus der großartigen Verwendung der Kunst. Hierauf geht er über zum „Wesentlichen der Kunst", und behandelt ausführlich mit Aufwand reicher anatomischer Kenntnisse und einer unerschöpflichen Fülle kunsthistorischer Beispiele die Zeichnung des Nackten, danach die Bekleidung des Körpers. Nun wendet er sich zu der Aufgabe, deren Lösung das größte und das divinatorische Verdienst seines Werks ist und spricht „von dem Wachsthume und dem Fall der griechischen Kunst, in welcher vier Zeiten und vier Stile können gesetzt werden": er unterscheidet den älteren Stil, den hohen Stil, den schönen Stil und den Stil der Nachahmer. Er handelt darauf von dem „mechanischen" Theil (wir würden heute sagen: von dem Technischen) der griechischen Plastik und wendet sich dann zur griechischen Wandmalerei. Endlich giebt er eine „Untersuchung des römischen Stils in der Kunst" und betrachtet die an römischen Statuen übliche Form der Bekleidung und Bewaffnung. Obgleich alles Bisherige mehr als zwei Drittel des gesammten Werkes umfaßt, so sieht Winckelmann darin doch nicht die eigentliche Kunstgeschichte: er bezeichnet vielmehr all diese Abschnitte als „Untersuchung der Kunst nach dem Wesen derselben". Nun erst läßt er den zweiten Theil folgen, der die Kunst „nach den äußeren Umständen der Zeit unter den Griechen betrachtet", und giebt nun die Detailausführung zu den gewaltigen Grundzügen, die er vorher in der Unterscheidung der Stile entworfen hatte. Er folgt aber den Schicksalen der griechischen Kunst auch noch weiter durch die Zeiten der römischen Herrschaft hindurch, um erst bei den byzantinischen Kaisern seine Darstellung zu schließen. Wie unendlich viel hatte Winckelmann auf dieser weiten Wanderung mehr ahnend zu entdecken, als wirklich zu schauen! Er bekennt selbst am Schluß seines Werkes: „Wir haben gleichsam nur einen Schattenriß von dem Vorwurfe unserer Wünsche übrig; aber desto größere Sehnsucht nach dem Verlorenen erweckt derselbe, und wir betrachten die Copien der Urbilder mit größerer Aufmerksamkeit, als wie wir in dem völligen Besitz von diesen nicht würden gethan

haben." Heute, wo so unvergleichlich mehr von griechischer Kunst uns bekannt geworden, giebt es natürlich Fragen und Gesichtspunkte genug, über welche wir jetzt mit Winckelmann rechten. Winckelmann ist wahrlich zu groß, als daß er einseitig schmeichelnder Lobrede bedürfte. Der Mangel Winckelmann's besteht nicht blos in einigen thatsächlichen Flüchtigkeiten und Irrthümern, welche die nächsten Nachfolger so hochfahrend bemäkelten; er besteht in der Enge der Grundidee selbst, in seinem unzureichenden Begriff vom Wesen des Schönen und dessen künstlerischer Verwirklichung. Auch Winckelmann hat der Schwäche seiner Zeit den Zoll entrichtet. Winckelmann hat niemals vermocht, den ihm von Oeser und Mengs überkommenen Vorbegriff, daß die Hervorbringung idealischer, d. h. über die Wirklichkeit erhabener Formen, Zweck und Wesen der Kunst sei, vollständig abzuwerfen. Das Schöne, so sehr er auch auf Platonischer Grundlage dem Wesen desselben näher zu kommen sucht, ist und bleibt ihm nur Schönheit der Form, Schönheit der Zeichnung: nicht Ausdruck und Verkörperung des mit der Natur übereinstimmenden Gesetzes. Der geistige Urgrund der Kunst kommt bei ihm ebensowenig zu vollem Recht, wie ihr Verhältniß zur Naturwahrheit. Er findet die Schönheit lediglich in der Einheit und Großheit der Formen, in einer gewissen typischen Allgemeinheit oder, wie er mit einem selbstgeschaffenen wunderlichen Wort sich ausdrückt, in der Unbezeichnung, d. h. „in einer Gestalt, die weder dieser oder jener bestimmten Person eigen sei, noch irgend einen Zustand des Gemüths oder eine Empfindung der Leidenschaft ausdrücke, als welche fremde Züge in die Schönheit mischen und die Einheit unterbrechen". Nach diesem Begriff soll die Schönheit sein wie das vollkommenste Wasser, aus dem Schooße der Quelle geschöpft, welches, je weniger Geschmack es hat, desto gesunder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert ist. So äußert er sich sowohl in der Kunstgeschichte als in der Abhandlung über „die Kunst der Zeichnung der alten Völker".

Diese Schranke der Grundanschauung rächt sich überall, wo Winckelmann sich über das Gebiet griechischer Kunst hinauswagt.

Weil für Winckelmann die schöne künstlerische Form etwas rein für sich selbst Bestehendes und darum unbedingter Selbstzweck, nicht aber das aus der Phantasie erzeugte künstlerische Ausdrucksmittel schöner Gedanken und Empfindungen ist, ist ihm sein Schönheitsideal nicht ein nach der Verschiedenartigkeit der Völker und Zeitalter und der einzelnen Kunstarten verschiedenartiges und wandelbares, d. h. ein nach der Verschiedenartigkeit der auszudrückenden Empfindung individuell bestimmtes, sondern ein einziges, allgemeingiltiges, für alle Völker und Zeiten und Künste allgemeinbindendes: „das wahre Schöne", sagt Winckelmann in der Kunstgeschichte, „ist nur eines und nicht mancherlei". Die neuere Kunst hat daher nur insoweit vor seinen Augen Gnade, als sie sich dem griechischen Kunstideal nähert. Und hatte die neuere Plastik bisher ausschließlich unter dem Uebergewicht der Malerei gestanden, so suchte Winckelmann, als ein begeisterter Schüler der Alten, die Malerei wieder unter das Uebergewicht der Plastik zurückzuführen.

Gar manche Schäden und Wirren der späteren Kunstentwicklung sind auf diese Einseitigkeit Winckelmann's zurückzuführen. Aber Winckelmann's geschichtliche Betrachtung selbst bleibt unbeirrt. Treffend sagt Heinrich Meyer in dem Abschnitt, den er zu Goethe's Schilderung Winckelmann's beigesteuert hat, daß, sei auch Winckelmann überall, wo er in seinen Schriften von der Schönheit der Theile spreche, ausschließlich der Form zugewendet, doch angesichts eines vorzüglichen Kunstwerks sein großer, den Alten verwandter Geist lebhaft erglühe und mit wahrhaft dichterischer Ergießung auch die hohen inneren Schönheiten der Idee, welche der Künstler durch das Mittel edler abgewogener Formen zur Erscheinung gebracht hat, verkünde. Nichts hemmt dann seine rückhaltslose Hingebung und den hohen Flug seiner Begeisterung, Nichts den verständnißvollen Blick, mit welchem er in die Seele des Künstlers und in die tiefsten Eigenheiten und Geheimnisse seiner Ausdrucksweise dringt.

In der That giebt es kein zweites Beispiel von einer ähnlich genialen Sehkraft. Winckelmann gebot nur über einen geringen Denkmälervorrath. Nur sehr wenige ächt griechische Werke waren

ihm bekannt. Die Aegineten, die Parthenonswerke, die Reliefs und Statuen aus der Skopas-Praxitelischen Schule sind alle erst später aufgefunden. Was Winckelmann als Höchstes alter Kunst bewunderte, der Torso, die Niobegruppe, die Mediceische Venus, der Laokoon, der vatikanische Apollo, haben sich jetzt entweder als römische Nachbildungen herausgestellt oder sind durch die großen neuen Funde doch bedeutend in ihrem Werth herabgedrückt. Und doch vermochte Winckelmann aus diesen dürftigen und unzusammenhängenden Ueberresten eine so volle Anschauung von dem Wesen der geschichtlichen Entwicklung der alten Kunst zu gewinnen, daß wir zwar in allen Einzelheiten jetzt unendlich genauer unterrichtet sind, aber nichtsdestoweniger noch Keiner erstanden ist und wahrscheinlich auch sobald Keiner erstehen wird, welcher, von erhöhtem Standpunkt aus, mit gleicher Weihe das erweiterte Gebiet durchforscht, erschaut und geschildert hätte.

Der Reiz und die Bedeutung des unsterblichen Werks wird erhöht durch die einfache Würde und Schönheit der Darstellung. Winckelmann strebte, über das Schöne schön zu schreiben; er wußte, daß der Stil eines Schriftstellers nichts Anderes ist als sein inneres Formgefühl. Scherzend meint er, daß, wie einst der schöne Belli, da er in Rom zum ersten Mal auf dem Theater erschien, gesagt habe, er wolle den Römern zeigen, was Schönheit sei und Schönheit könne, auch er darnach strebe, daß man aus seiner Schrift lerne, wie man schreiben und seiner und der Nachwelt würdig denken solle. In einer Zeit, da noch ringsum die Gottsched'sche Breite und Schwerfälligkeit herrschte, schuf er sich seinerseits eine durchaus neue und eigenartige Sprache, voll Schwung und Kraft, gedrängt, klar und von schlagender Bildlichkeit. Jene stille Einfalt und Großheit, welche Winckelmann als das Wesen der alten Kunst erkannte, ist auch das Wesen seiner eigenen Denk- und Schreibart. Wir dürfen nur Winckelmann mit Lessing vergleichen, und wir sehen, wie Jener durchaus antik und Dieser modern ist.

Es erweckte Winckelmann's tiefsten patriotischen Unmuth, daß es noch immer Menschen gab, die nicht begriffen, wie man deutsch

und im Deutschen gut schreiben könne; sein Herz erhob sich stolzer, wenn er die Hoffnung aussprach, daß seine Werke nicht blos der deutschen Wissenschaft, sondern auch der deutschen Sprache Ehre machen möchten.

Winckelmann stand, wie Schelling in seiner vortrefflichen Rede „Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur“ so schön sagt, „in erhabener Einsamkeit wie ein Gebirg; kein antwortender Laut, keine Lebensregung, kein Pulsschlag im ganzen weiten Reiche der Wissenschaft, der seinem Streben entgegenkam“. Man staunte ihn an, man bewunderte und pries ihn: die gelehrten Gesellschaften aller Länder beeilten sich, ihn zu ihrem Mitglied zu machen; die Kunstgeschichte wurde bald in das Französische übersetzt und überall hin verbreitet. Aber seine tiefste Bedeutung erkannten doch nur Wenige; im vollen Umfang vielleicht nur Lessing, annähernd Christian Gottlob Heyne, der berühmte Göttinger Alterthumsforscher, welcher sich das Verdienst erwarb, die Kenntniß der alten Kunst ständig in den Universitätsunterricht einzuführen.

Weit tiefer und nachhaltiger war Winckelmann's Einfluß auf die nachfolgenden Geschlechter.

Durch Winckelmann erhielt der herrschende Zopfstil den Todesstoß. Es kam Weihe und reges Stilgefühl in das verwilderte Kunstleben. Die unvergängliche Schönheit der griechischen Kunst stand lebenerweckend wieder vor dem erkennenden, wie aus dumpfem Traum erwachten Auge der Menschen. Die große Kunstrevolution, welche durch Asmus Carstens eintrat und welche in dem freien und heiteren Hellenenthum Thorwaldsen's und Schinkel's ihre reifste Blüthe und Frucht trieb, ist unmittelbar von Winckelmann abzuleiten. Und wie wäre die klassisch maßvolle, hohe und heitere Dichtung aus der vollendetsten Zeit Goethe's und Schiller's denkbar, ohne jenes tiefe Sehnen nach dem Schönen und Idealen, ohne jenes Schauen und Erkennen plastischer Großheit, welches Winckelmann in die Gemüther gelegt hatte? Erfüllt von tiefster Verehrung und Dankbarkeit schaarte Goethe seine Freunde um sich, um mit ihnen vereint auszusprechen, was Winckelmann gewesen und seinem Jahrhundert

geworden war. Und Goethe's innigst verbundener Kunstfreund Heinrich Meyer brachte fünfzig Jahre nach Winckelmann's Tode in der Herausgabe seiner gesammelten Werke seine Bedeutung nochmals allen zum vollen Bewußtsein.

Denn nicht minder deutlich und großartig ist Winckelmann's Spur in der Geschichte der Wissenschaft. F. A. Wolf, selbst einer der genialsten Alterthumskenner, feierte Winckelmann, daß er etwas aus den Alten gewonnen habe, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder meist gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern nur an den Alten lernen läßt, nämlich den Geist des Alterthums. Diese tiefere geistige Erfassung bricht bald überall durch. Zwar können wir uns nicht verhehlen, daß grade auf Winckelmann's nächstem Gebiet, in der wissenschaftlichen Behandlung der alten Kunstgeschichte und Kunsterklärung, seine hochsinnigen Anregungen am längsten unbenutzt brachlagen. Noch lange Zeit lähmte und erdrückte mehr als billig das blos gelehrte Aufmerken auf die Alterthümer den tieferen Kern des ächt Künstlerischen; und erst spät erhoben sich einzelne Männer, die, um nur die Besten und Höchsten zu nennen, wie Ennio Quirinio Visconti, Welcker, Otfried Müller und Anselm Feuerbach, genial fortbildend dieselben Bahnen betraten, welche Winckelmann so klar und so begeistert vorgezeichnet hatte. Aber nichtsdestoweniger verbreitete sich das Licht, das von Winckelmann ausging, befruchtend und wärmend immer weiter und nach den verschiedensten Seiten. Eckhel wurde der Begründer der alten Münzwissenschaft in einer Großartigkeit, die ihn auf seinem Gebiet dicht neben Winckelmann stellt. Und zugleich erhob sich aus der Geschichte der alten Kunst die Geschichte der alten Literatur. Hatte Herder schon kurz nach dem Erscheinen von Winckelmann's großem Wert in den Fragmenten über die neuere deutsche Literatur die Forderung nach einem Buch geäußert, das „uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, wie Winckelmann den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeiget", so suchte zuerst Friedrich Schlegel diese Forderung auszuführen und bekennt dabei willig seine Abhängigkeit von Winckelmann: und sicher

ist es kein Zufall, daß grade die sinnigsten Schüler Winckelmann's, Welcker und Otfried Müller, zugleich auch die tiefsten Geschichtschreiber der griechischen Literatur wurden. Von hier aus kam sodann der Anstoß zur mittelalterlichen und neueren Kunst- und Literaturgeschichte. Kunst- und Literaturgeschichte hat längst aufgehört, eine blos äußerliche Künstler- und Dichtergeschichte zu sein; sie ist Naturgeschichte des künstlerischen und wissenschaftlichen Geistes.

Ja, wir müssen sagen, Winckelmann hatte einen Begriff erschlossen, welcher dem Denken und Handeln des ganzen Jahrhunderts fehlte, den Begriff der geschichtlichen Entwicklung. Er überragt darin selbst Montesquieu. Noch niemals war in dieser Weise das geistige Leben auf die Grundlage der allgemeinen Kulturbedingungen zurückgeführt. Hier wurzeln Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit und damit ein guter Theil der gesammten neueren Geschichtschreibung.

Zwölf Jahre hatte Winckelmann in der angestrengtesten Thätigkeit in Rom zugebracht. Er hatte sich daran gewöhnt, ein Römer zu sein und zu bleiben. Als er durch den glänzenden Erfolg seiner Monumenti inediti zu einigem Besitzthum gelangt war, übermannte ihn die Sehnsucht nach seinen Freunden in Deutschland. Im Frühjahr 1768 trat er in Begleitung des Bildhauers und Kunsthändlers Cavaceppi die Reise an. Aber schon in Tirol überfiel ihn das unüberwindlichste Heimweh nach Rom. Nichts konnte ihn zurückhalten, von Wien eilenden Fußes zurückzukehren. In Triest lernte er einen jungen Italiener Arcangeli kennen, welchem er sich in arglosester Offenheit anschloß. Er hatte sich verleiten lassen, diesem von einigen goldnen Medaillen zu erzählen, welche ihm die Kaiserin Maria Theresia in Schönbrunn huldvoll verehrt hatte. Am 8. Juni wurde er von dem geldgierigen Verbrecher schändlich ermordet.

Er starb ruhigen und gefaßten Geistes, in ungebrochener Kraft, im zweiundfünfzigsten Jahr seines Lebens. Eben als der Mörder ihn überfiel, war er mit der schriftlichen Abfassung einiger Rath-

schläge und Bestimmungen an die künftigen Herausgeber seiner Kunstgeschichte beschäftigt.

Weil Winckelmann nicht so frisch und zugreifend in den nächsten Tagesfragen lebte, wie sein großer Zeitgenosse Lessing, ist sein Verdienst nicht so unmittelbar und nicht so allgemein verständlich. Aber sein Lorbeerkranz ist darum nicht minder herrlich und nicht minder unverwelklich.

2. Christian Ludwig von Hagedorn und Raffael Mengs.

Um dieselbe Zeit, als Winckelmann sein geniales Meisterwerk über die griechische Kunstgeschichte schrieb, wurde von Ludwig von Hagedorn und von Raffael Mengs auch die Malerei in den Kreis ernster wissenschaftlicher Betrachtung gezogen.

Christian Ludwig von Hagedorn (1713—1780), der Bruder des Dichters Hagedorn, war seit 1764 Generaldirector der Kunstsammlungen und der neugestifteten Kunstakademie zu Dresden. Seine Hauptschriften sind die „Betrachtungen über die Malerei. Zwei Theile. 1762“ und die „Lettres à un amateur de la peinture“ 1755.

Raffael Mengs, über den wir als Maler noch an anderer Stelle handeln müssen, legte die leitenden Grundsätze, welche er als ausübender Künstler befolgte, in einer Reihe kleinerer Abhandlungen nieder, meist in den sechziger Jahren zu Rom und Madrid geschrieben. Er bediente sich dabei der italienischen Sprache und mit einer ausführlichen Einleitung und Erläuterungen in derselben Sprache wurden sie nach seinem Tode gesammelt von dem Ritter d'Azara herausgegeben. Eine deutsche Uebersetzung von C. F. Prange erschien 1786 in drei Bänden.

Je einseitiger sich die Aesthetiker der Baumgarten'schen Schule aus mangelnder Sachkenntniß von der bildenden Kunst ferngehalten hatten, um so verdienstvoller war es, daß durch diese Bemühungen

die bildende Kunst nunmehr auch in das Denken und Empfinden Solcher trat, denen die strengen geschichtlichen Forschungen Winckelmann's keine Theilnahme abgewinnen konnten. Aber an und für sich selbst war der Standpunkt Hagedorn's und Mengs' doch nur ein äußerst niedriger und unzulänglicher. Alle Schwächen jenes armseligen Kunstideals, welches die gleichzeitige Kunstübung um alle gedeihliche Entwicklung brachte, treten uns hier in einem verrätherisch treuen Spiegel entgegen.

Grade in diesen Schriften zeigt sich am deutlichsten, wie unglaublich tief und zäh die hohlen und hochmüthigen Begriffe der italienischen Manieristen und Eklektiker sich in alle Kunstansichten der letzten Jahrhunderte eingewurzelt hatten.

Seitdem sich die Malerei von ihrem naturgemäßen Zusammenhang mit der Architektur losgelöst hatte, war immer mehr die Einsicht geschwunden, daß, wie die Kunst überhaupt, so auch besonders die Malerei, um weithin zu wirken und kräftig zu erheben, sich mit dem religiösen und nationalen Leben des Volkes in enger Verbindung halten müsse. Die sogenannte Kabinetsmalerei, ohne monumentale Würde und Weihe, ohne feste Bestimmung für Kirchen und öffentliche Bauwerke, in ihrer unnatürlichen Vereinzelung nur für den Kunsthandel und das Vergnügen einiger weniger Kenner und Liebhaber arbeitend, hatte alles Gefühl für die Nothwendigkeit eines tieferen inneren Gehalts verloren. Form und Farbe, in ihrem eigensten Wesen nur die künstlerischen Ausdrucksmittel der inneren künstlerischen Stimmung und Empfindung, waren seelenloser Selbstzweck geworden und hatten sich in dieser Entgeistigung theils in das platteste Natürlichkeitsstreben, theils in die zügellosesten Manierirtheit verflüchtigt. Die Kunst galt nur noch als Nachahmung der Natur, wenn auch der sogenannten schönen und idealisirten.

Kann es schon dem aufmerksamen Beobachter Winckelmann's nicht entgehen, daß selbst Winckelmann, besonders wo er nicht an den großen Werken der Griechen das Schöne zeigt, sondern theoretisch sagen will, was das Schöne sei, dieser flachen Auffassung des Wesens künstlerischer Formengebung noch seinen Zoll zahlt, obgleich

sein frischer Natur- und Kunstsinn nicht selten die hemmende Enge dieser falschen Grundbegriffe auf's genialste durchbricht, so ist es nicht zu verwundern, wenn wir untergeordnetere Geister, wie Hagedorn und Raffael Mengs, denen die geniale Begabung und Sehkraft Winckelmann's fehlt, noch durchaus innerhalb jener überlieferten, beschränkt formalen Anschauungsweise befangen sehen.

Nirgends die leiseste Ahnung von dem unverbrüchlichen geistigen Urgrund alles künstlerischen Schaffens. Die schönen Formen entspringen, laut dieser Ansicht, nicht naturnothwendig aus den schönen Gedanken und Empfindungen, welche in der Seele des Künstlers nach sinnlich sichtbarer Gestaltung drängen, sondern lediglich aus dem Wunsch, über die Mangelhaftigkeiten der natürlichen Schöpfung hinauszuschreiten und dieselben klüglich auszubessern. Die Natur, heißt es im fünften Kapitel von Mengs' „Riflessioni sulla bellezza e sul gusto della pittura", zeige zwar Dinge, welche die Kunst unmöglich nachahmen könne, wie z. B. im Helldunkel die Kunst im Vergleich mit der Natur nur schwach erscheine; aber im Punkt der Schönheit sei die Kunst unbedingt der Natur überlegen. Die Natur sei in ihren Hervorbringungen sehr vielen Zufällen unterworfen; die Kunst dagegen wirke frei, weil sie lauter schwache Materien zum Werkzeuge habe, die sich der Behandlung nicht widersetzen. Aus dem ganzen Schauplatz der Natur könne die Kunst das Schönste wählen, aus mehreren Orten die Materialien sammeln, die Schönheit aus vielen einzelnen Menschen zusammensetzen, da indessen die Natur ihren Stoff zur Bildung des Menschen blos von der Mutter selbst hernehmen könne und den verschiedensten Nebenumständen unterliege.

Das Ideal der bildenden Kunst ist diesen Kunstlehrern nur ein völlig beziehungsloses und inhaltsleeres Formenideal; nicht von innen herausgestaltet, von der auf dem tiefsten Gemüthsleben ruhenden schöpferischen Phantasie naturwüchsig und lebensvoll geboren und erzeugt, sondern rein äußerlich und willkürlich zusammengetragen; ein fast mechanisches Aneinanderreihen einzelner, nach

persönlichem Geschmack und Belieben auserlesener und zusammengetasteter Theile.

Unberührt von den Bewegungen und Fortschritten der Baumgarten'schen Schule, welche der schöpferischen Phantasie bereits ihre Rechte gesichert hatten, zerlegt diese Kunstbetrachtung das Wesen der malerischen Schönheit in Zeichnung, Colorit, Helldunkel, Composition, Ausdruck und ähnliche buntzusammengewürfelte Bestandtheile, und giebt für einen jeden derselben allerlei brauchbare äußere Beobachtungen und Anweisungen, ganz nach dem Zuschnitt von Gottsched's kritischer Dichtkunst; aber von Stimmung, Empfindung und Phantasie, von dem tiefen Zusammenhang der Kunst mit Religion, Staat und Volksleben, kurz von dem Geistigen des künstlerischen Schaffens, von Allem, was dem Kunstwerk erst Leben, Seele und Poesie giebt, wird sowohl bei Hagedorn wie bei Mengs nur selten gesprochen. Dazwischen blitzt wohl ein Funke richtiger Einsicht auf, wenn z. B. Mengs den Ausdruck der Gemüthsbewegung dasjenige nennt, was der Malerei ihren höchsten Adel verleiht; aber solch ein Funke verlischt schnell wieder.

Und entsprechend zopfig ist die Beurtheilung der gleichzeitigen Künstler. In seinen „Betrachtungen über die Malerei" (Th. 1, S. 35) sagt Hagedorn, der Pinsel Lebrün's, welcher die Thaten Alexander's gemalt habe, bringe dem Bezwinger Asiens mehr Ehre als die Bildsäulen, die ihm bei Lebzeiten errichtet worden; in den amtlichen Berichten Hagedorn's, welche unter den Akten der Dresdener Kunstakademie aufbewahrt sind, gilt ihm Dietrich's Name allein für eine halbe Akademie, ja Oeser, dieser grauenhafte Manierist, ist sein besonderer Schützling. Ebenso ist Raffael Mengs in seiner „Lettera sopra il principio, progresso e decadenza dell'arti di disegno" noch der warme Lobredner Lebrün's und Lesueur's, besonders des ersteren, den er unmittelbar nach Nicolas Poussin setzt und einen lebhaften Geist, einen achtungswerthen Erfinder nennt. Jedoch im tiefsten Grund ist diese Richtung die entschiedene Rückkehr zur alten wohlbekannten Receptirkunst der Caraccis; nur daß hier die unbedingte Mustergiltigkeit und Aus-

schließlichkeit der antiken plastischen Formen noch schärfer betont und dadurch gegenüber der Charakterlosigkeit des bloßen Eklekticismus doch ein fester und gesunder Halt gewonnen wird.

Das künstlerische Glaubensbekenntniß, welches namentlich Raffael Mengs in den verschiedensten Wendungen ermüdend einförmig immer und immer wiederholt, liegt kurz zusammengefaßt in folgenden Sätzen, die wir seinen schon genannten „Riflessioni“ entlehnen: „Es war der Periode der drei großen Maler vorbehalten, daß die Malerei durch Raffael, Correggio und Tizian, und die Bildhauerkunst durch das Genie eines Michel Angelo erweckt, sich bis zur Nachahmung der schönen und ausgewählten Natur erhob. Dies war die Entstehung des Geschmacks in der Kunst. Da die Kunst aber eine Nachahmung der ganzen Natur ist, die Natur aber durch ihren Umfang die Grenzen unseres Verstandes übersteigt, so konnten die Menschen sie in ihrer ganzen Allgemeinheit nicht umspannen. Die drei großen Meister theilten sich also in dieselbe, und Jeder bearbeitete seinen Theil mit einer solchen angestrengten Aufmerksamkeit, als ob in diesem Theil die ganze Kunst bestehe. Raffael erwählte den Ausdruck, den er in der Zusammensetzung und Zeichnung fand; Correggio strebte nach der Grazie, die er in gewissen Formen und besonders im Helldunkel antraf; Tizian aber hielt sich an die Wahrheit und glaubte sie hauptsächlich in dem Colorit zu finden. Derjenige von ihnen, der den wichtigsten und wesentlichsten Theil der Kunst besitzt, ist unstreitig der Größte; Raffael gebührt folglich wegen seiner Stärke im Ausdruck der erste Rang; Correggio der zweite, weil die Grazie die zweite Tugend der Malerei ist; Tizian kann nur auf den dritten Rang Anspruch machen, denn die Wahrheit ist in den Gemälden mehr ein Gesetz als eine Zierde. Alle drei aber sind große Meister, weil Jeder einen wesentlichen Theil der Kunst besessen hat. Die größten aber von allen Künstlern bleiben doch die Griechen, weil sie, da das schöne Ideal den Gipfel der Kunst ausmacht, bei ihren Compositionen alle nur möglichen Vollkommenheiten vereinigt haben.“

Es ist klar, daß ein solcher Standpunkt, welcher unterschiedslos

immer und überall nur nach dem einen und selben starren und willkürlichen Maß mißt, und welcher Alles verwirft, was diesem Maß nicht entspricht, des lebensvollen künstlerischen Stilgefühls entbehrt, und weder der aus der Verschiedenheit des Darstellungsmaterials entspringenden Verschiedenheit der einzelnen Kunstarten und ihrer Formgesetze, noch der aus der Verschiedenheit der geschichtlichen Verhältnisse und Anschauungen entspringenden Verschiedenheit der einzelnen Völker und Zeitalter und ihrer Schulen und Entwicklungsstufen gerecht werden kann.

Bedarf es einer Erörterung, wie unsäglich verderblich diese Verkennung der Stilunterschiede gewirkt hat?

Von ihr stammt einerseits der völlige Mangel an Einsicht in die verschiedene Natur der Dichtung und der bildenden Kunst; ein Mangel, welcher bekanntlich der gesammten Kunstliteratur der letzten Jahrhunderte innewohnte und, wie in der Dichtung der Grund der Schilderungssucht, so in der bildenden Kunst der vornehmste Grund der wuchernden Allegoristerei war. Gleichwie Winckelmann auf Grund jener blendenden Antithese des Griechen Simonides, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei, in seiner Erstlingsschrift gesagt hatte, es scheine nicht widersprechend, daß die Malerei ebenso weite Grenzen als die Dichtkunst haben könne und daß es folglich dem Maler möglich sei, dem Dichter zu folgen, sowie es die Musik zu thun im Stande sei, so sagte auch Hagedorn in seinen Betrachtungen über die Malerei, die Gesetze der Dichtkunst seien beinah ebenso viele Lehrsätze für die Maler, und der schildernde Horaz und der strenge Despreaux hätten für den Künstler wie für den Dichter geschrieben. Man weiß, wie grade von dieser kritiklosen Verwischung aller Grenzunterschiede der Dichtung und der bildenden Kunst die scharfsinnigen Untersuchungen des Lessing'schen Laokoon ihren Ausgang nahmen.

Und andererseits entspringt aus dem gleichen Grundfehler der gleiche Mangel an Einsicht in die nothwendige Verschiedenartigkeit der plastischen und malerischen Formengebung. Sicher war es ein Fortschritt, daß der wilden Formenfrechheit der herrschenden fran-

zösischen Kunst gegenüber wieder mit Nachdruck an die stille Ruhe und Großheit der alten plastischen Kunstwerke erinnert wurde; unsere gesammte neuere Kunstentwicklung ist aus diesem segensreichen Gegensatz hervorgegangen. Aber hier trat zunächst nur die eine Einseitigkeit an die Stelle der anderen; die Plastik wurde die Beherrscherin der Malerei, wie in den letzten Jahrhunderten die Malerei die Beherrscherin der Plastik gewesen war. Jenes feine Stilgefühl, welches Raffael veranlaßte, selbst die Statuen des Apoll und der Minerva im architektonischen Hintergrund der Schule von Athen leise in mehr malerisch weiche Umrisse umzubeugen, verstand Mengs so wenig, daß er im Gegentheil in fast allen seinen Abhandlungen den großen Meister wie einen Schulbuben meistern zu können meint.

Mengs, der alles an einem bestimmten Begriff der Schönheit mißt, findet diesen bei Raffael nur ungenügend zum Ausdruck gebracht. Es wirkt auf uns geradezu komisch, wenn er beispielsweise sagt: „Die Lippen von Raffael's Jungfrauen haben alle einen kleinen Zug des Lächelns, um die Liebe und die Unschuld der Jugend auszudrücken; aber das verträgt sich nicht mit der wahren Schönheit.“ Den Mangel in Raffael's Kunst erklärt Mengs aus ungenügender Erfassung des Stils der Alten; Raffael habe zwar in den allgemeinen Grundsätzen und in demjenigen Theil, den man die Praktik oder Manier nennen könne, die Antiken befolgt, nicht aber in ihrer Schönheit und Vollkommenheit. Und es ist nur die unerschrockene folgerichtige Anwendung dieser einseitig antikisirenden Grundanschauung, wenn Mengs sogar nicht ansteht, in Bezug auf idealische Schönheit Poussin vor Raffael, den er doch selbst den ersten Maler nennt, den unbedingten Vorzug zu geben, obgleich Raffael den Theil der Kunst, welchen er in seiner Gewalt gehabt, besser mit der Nachahmung, d. h. mit der Naturwahrheit zu verbinden gewußt habe. Das Unwahre und Gleißnerische dieser willkürlichen Uebertragung der plastischen Formgesetze auf die Auffassungs- und Behandlungsweise der modernen Malerei zeigt sich schreckhaft in allen Malerwerken jenes Zeitalters, in Raffael Mengs selbst

sowohl wie in David und Camuccini. Sie sind so akademisch kalt, so regelrecht empfindungslos und von Grund aus unkünstlerisch, daß man sich aus dieser schulmeisterlichen Unnatur oft recht von Herzen nach den zwar verwilderten, aber doch naturwüchsigen und lebensfrischen Formen der bekämpften Barock- und Rococokunst zurücksehnt.

Wenn aber sogar die höchsten Meisterwerke Raffael's vor den dünkelhaften Augen dieser falschen Geschmacksrichtung keine Gnade finden, wie hätten andere Künstler und Kunstschulen, die, dem hohen Linienadel der ausgebildeten Renaissance fernstehend, ihren unwiderstehlichen Zauber nur in der Wärme und Tiefe der Empfindung haben, auf Nachsicht und Würdigung rechnen dürfen? Allerdings Hagedorn, der niemals Italien gesehen hatte, wagte neben der Bewunderung der großen italienischen Meister zuweilen ein schüchternes Wort zum Preise Dürer's und Peter Vischer's, Holbein's und Cranach's. Sein eigener Bilderbesitz bestand ausschließlich aus Deutschen, Franzosen und Niederländern. Aber Raffael Mengs, erzogen von einem Vater, der ihn schon durch die in der Taufe gegebenen Namen „Raffael Anton" auf die Vorbilder Raffael's und Correggio's hinweisen wollte und ihn von Jugend auf in Kleidung und Haarschnitt den Bildnissen Raffael's nachzuähneln suchte, Raffael Mengs, aufgewachsen unter den mächtigen Eindrücken der großen Kunstwerke Italiens, und überdies in seinen Ansichten durch den innigen Verkehr mit Winckelmann, der die gleiche Einseitigkeit theilte, bestärkt und befestigt, schließt sich streng nur in den Kreis der italienischen Hochrenaissance und deren Ausläufer ein. In dieser Beziehung ist besonders der oben citirte Brief „Sopra il principio" äußerst lehrreich. Die alte deutsche und niederländische Kunst kennt er wenig, selbst Albrecht Dürer nennt er kurzweg barbarisch. Unter den alten Florentinern werden außer Giotto nur Masaccio und Ghirlandajo erwähnt als die Vorgänger Raffael's und Leonardo's; ein Meister wie Fiesole wird nicht der geringsten Beachtung gewürdigt. Pietro Perugino, heißt es, habe seinen Ruf mehr der Ehre zu verdanken, daß er der Lehrmeister Raffael's war, als seinen

eigenen Werken. Die erste peruginesque Zeit Raffael's, deren Lieblichkeit sich einem Jeden unvergeßlich einprägt, welcher Raffael's Jugendwerke kennt, nennt er trocken.

Vornehmlich aus dieser Enge der Anschauung, in welcher dieses ganze Zeitalter befangen lag, ist es zu erklären, warum der großartige Vorgang der griechischen Kunstgeschichte Winckelmann's nicht sofort die unmittelbarste Rückwirkung auf die Geschichtsschreibung der neueren Kunst übte. Auch Hagedorn's und Mengs' Nachfolger stehen nicht auf der Höhe organischer Kunstbetrachtung, weder der Dresdener Kunstkenner Karl Heinrich von Heinecken in seinen „Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen" (1771), in seinen „Neuen Nachrichten" (1786) und in den auf der Königl. Bibliothek zu Dresden handschriftlich befindlichen vierundzwanzig Foliobänden seines großen Dictionnaire des Artistes, noch der Nürnberger Polyhistor Christoph Gottlieb von Murr (1733—1811), noch Hans Rudolf Füßli, der Verfasser des Allgemeinen Künstlerlexikons (1709—1793), ja nicht einmal der über Mengs so weit hinausgeschrittene Lessing. Sie alle vermögen nicht das Werden, Wachsen und Fallen der Kunst als innere Nothwendigkeit aus den kulturgeschichtlichen Grundlagen der einzelnen Völkerentwicklungen zu begreifen, sondern bleiben lediglich in den Niederungen der biographischen Künstlergeschichte haften.

Diese Richtung ist groß und bahnbrechend, insoweit sie die entschlossene und durchschlagende Verneinung des Barock und Rococo ist, insoweit sie gegen Schwulst und Launenhaftigkeit einer Kunst Front macht, welche das künstlerische Taktgefühl ebenso wie den ernsten Sinn für Wahrheit verloren hatte, insoweit sie mit redlicher Anstrengung nach einem hohen und würdigen Idealziel strebt, endlich insoweit sie mit gewissenhaftem und minutiösem Studium sich über den Werth und die Vollkommenheit der klassischen Kunstwerke zur Klarheit zu bringen sucht. Aber wo sie selbst Gesetze für das künstlerische Schaffen aufzustellen sich bestrebt, wird sie zur todten doktrinären Nachahmung, ohne Leben und Geist, ohne Natur- und Kunstsinn.

Nur wenn man diese Oede und Armseligkeit des Kunstlebens und der Kunstbetrachtung sich lebendig vergegenwärtigt, kann man es verstehen, warum die bekannte Abhandlung Hirt's „Ueber das Kunstschöne“ im dritten Jahrgang von Schiller's „Horen“, welche das Charakteristische als obersten Kunstgrundsatz aufstellte, ein so bedeutendes Aufsehen erregte. Obgleich an sich selbst auch nur eine Einseitigkeit, erweckte sie doch wieder den in jahrhundertelangen Vorurtheilen erstorbenen Sinn für Naturwahrheit, für charakteristische Form und individuelles Leben. Was richtig und bleibend in dieser Abhandlung ist, war nicht eine Bekämpfung Winckelmann's, sondern nur eine Klärung seiner genialen Intuitionen zum klaren Begriff. Indem sie jene hohle und leblose Schönheitsmanier, durch welches alles Charakteristische vernichtet wird, in ihrer Blöße enthüllte, erschloß sie das Geheimniß der Leiblichkeit, dessen Auslegerin die bildende Kunst sein soll.

Unwiderruflich hat die neuere Aesthetik erkannt, daß die künstlerische Form nicht etwas Selbständiges, in sich Festes, von außen Hereingetragenes, sondern ein von der Schöpferkraft des nach sinnlicher Gestaltung ringenden Inhalts naturnothwendig Geborenes und Erzeugtes und also nach der individuellen Verschiedenheit der einzelnen Kunstarten und Kunstentwicklungen individuell Verschiedenes und Wandelbares sei, daß die Schönheit des Kunstwerks nur in der untrennbaren Einheit und Durchdringung des Inhalts und seiner sinnlichen Formerscheinung liege.

Aber ist es nicht dennoch ein mit allem Nachdruck zu beseitigender Ueberrest jener leeren und verderblichen Idealitätstheorie, welche in der Kunstschönheit nur eine Ueberbietung und Verbesserung der mangelhaften Naturschönheit sah, wenn die in der Schelling'schen und Hegel'schen Schule übliche sogenannte Metaphysik des Schönen, in welcher die gewichtigsten und einflußreichsten Systeme der deutschen Aesthetik ihre Grundlagen haben, auch ihrerseits die Nothwendigkeit der Kunstschönheit noch immer aus der Unzulänglichkeit der Naturschönheit und aus dem Drang, diese Unzulänglichkeit zu überwinden, ableitet?

Einer wissenschaftlichen Aesthetik, welche in Wahrheit ihrem hohen Namen entsprechen will, wird das große Wort Kant's, an dem Goethe und Schiller ihr Schaffen geklärt und gefestigt haben, der unwandelbare Leitstern sein müssen; „die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht".

Fünftes Kapitel.

Die Dichtung.

1. Die Klopstockianer und die Gleim'schen Grenadierlieder.

Wenn der einhundertzweiundachtzigste Literaturbrief klagte, daß die deutschen Schriftsteller immer zugweise einem einzigen Genie folgen, dessen einsamen und neuen Flug die Zuschauer mit Bewunderung und Beifall betrachtet haben, und daß, ehe man es sich versehe, uns die schlechteren Vögel den Kopf umsummen und betäuben und oft gar unsere Aussicht verfinstern, so bezieht sich diese Klage vornehmlich auf die zahllosen Nachahmer, welche Klopstock in der deutschen Dichtung hervorrief. Allen diesen Nachahmern fehlt das große Streben und die innere Tüchtigkeit Klopstock's; sie haben nur seine Unarten und Verirrungen.

Ueber die Nichtigkeit der vielen christlichen Epopöen, welche schnell den Ruhm der Messiade erjagen wollten, täuschten sich schon die Zeitgenossen nicht.

Gefährlicher dagegen waren die Einwirkungen der Klopstock'schen Odendichtung. Diese Einwirkungen haben die deutsche Lyrik drei Jahrzehnte fast ganz ausschließlich beherrscht. Viele dieser vermeintlichen Lyriker galten selbst den Besten und Einsichtigsten als wirkliche Dichter. Manche derselben haben sich durch die Macht der Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht lebendigen Antheil, so doch ein ehrendes Angedenken erhalten.

Klopstock war nicht der Erste gewesen, welcher die Ode in die deutsche Dichtung einführte; dennoch ist es besonders seinem überwältigenden Einfluß zuzuschreiben, daß die auf das Ernste und Erhabene gerichtete Dichtart, welche man mit einem wunderlichen

Ausdruck höhere Lyrik nannte, fortan ganz und gar in dieser stelzfüßigen Odendichtung aufging. Der Theoretiker seiner Schule, Johann Georg Sulzer, that das Seine dazu, diese Geschmacksrichtung zu befestigen. Sulzer war 1720 zu Winterthur in der Schweiz geboren und blieb sein Lebenlang ein unbedingter Bewunderer Bodmer's und seiner Noachide. Seine Lebensarbeit vollzog sich aber in Berlin, wo er von 1747 bis zu seinem Tode, der 1779 erfolgte, in verschiedenen Stellungen wirkte und bis zum Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften emporstieg. In enger Beziehung zum literarischen Leben der Zeit, mit Klopstock, Gleim, Ramler in persönlichem Verkehr stehend, wirkte er durch Lehre und Schriften schon lange auf den Gang der Literatur, ehe sein Hauptwerk die „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ 1771—1774 etwas verspätet an's Licht trat. Von Lessing's inzwischen erschienenen Arbeiten ließ Sulzer sich nicht anfechten; sein Buch erklärte schlechtweg den moralischen Endzweck als die höchste Aufgabe der Poesie, zeigte sich dem Drama gegenüber ganz verständnißlos und wanderte, was Epos und Lyrik betraf, in den Bahnen der Schweizer und Klopstock's. Von der Ode heißt es im zweiten Bande der ersten Ausgabe (S. 830): „Darin kommen alle Kunstrichter miteinander überein, daß die Oden die höchste Dichtungsart ausmachen, daß sie das Eigenthümliche des Gedichts in einem höheren Grade zeigen und mehr Gedicht sind als irgendeine andere Gattung. Die Ode kann mit Recht auf den ersten Rang unter den verschiedenen Werken der Dichtkunst Anspruch machen, und der Reichthum an guten Oden gehört unter die schätzbaren Nationalvorzüge.“

Die deutsche Lyrik im Anfang der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist nichts als anspruchsvolle Ungeheuerlichkeit. Die natürliche Empfindung und Tonweise Gellert's war wieder völlig zurückgedrängt. Nur leise und schüchtern regten sich einzelne schwache Keime, welche bewiesen, daß unter dem öden Winterfrost die Lebenskraft der Natur zwar erstarrt, aber nicht erstorben war.

So durchgreifend war der Einfluß Klopstock's, daß sich je nach seinen verschiedenen Richtungen auch verschiedene Gruppen dieser

Odendichter sondern. Wir unterscheiden eine antikisirende, eine seraphische und eine bardische Gruppe. Alle drei sind gleich schal und unerquicklich.

In der horazisch antikisirenden Gruppe hatte Ramler den meisten Ruhm. Karl Wilhelm Ramler, geboren 1725, gestorben 1798 nach einem gleichförmig im preußischen Staatsdienste verbrachten Leben, hatte gleich Klopstock die Anregungen Pyra's und Lange's empfangen, und war zu Gleim in ein Verhältniß der Freundschaft und dichterischen Gemeinschaft getreten. Dann aber ließen ihn, den Georg Forster in einem Brief aus dem Jahr 1779 die Ziererei, die Eigenliebe und die Eitelkeit in eigener Person nennt, die Lorbeeren Klopstock's nicht schlafen. Hatte ihn doch, wie seine Ode an Lycidas sagt, seine Mutter unter den zärtlichen Gesängen heller Nachtigallenchöre empfangen, und hatte er doch ununterwiesen schon als Knabe die Frühlingsblumen besungen und froh bestürzt sich einen Dichter grüßen hören! In seiner Bearbeitung der Batteux'schen Kunstlehre, die er 1754 herausgab und die großen Beifall gewann, bezeichnet Ramler die Begeisterung der Ode oder, wie er hinzusetzt, die poetische Raserei als die Begeisterung der „künstlich erhitzten" Einbildungskraft und unterscheidet sie ausdrücklich von der natürlichen Empfindung; und in der That sind alle seine Oden ohne Ausnahme ein solches künstliches Strohfeuer, mühsam zusammengetragen aus gelehrten Anspielungen auf Horaz, welche gleißnerisch die eigene Armuth und Leere ersetzen sollen. Dies Urtheil gilt selbst von Ramler's Oden auf Friedrich den Großen; sie sind viel zu schwülstig, als daß sie frisch aus der Fülle des Herzens entsprungen sein könnten; Ramler besingt Friedrich, weil er meint, durch diese Lobgesänge nur um so mehr Aehnlichkeit mit Horaz zu gewinnen, welcher der Sänger des Cäsar Octavius gewesen. In der Ode Ramler's geht Alles auf majestätischen Pomp. Der gesammte Olymp wird zu diesem Behuf in Bewegung gesetzt; ja der Olymp reicht sogar nicht aus, sondern wie Ramler, der Kritiker, in den mit Sulzer herausgegebenen „Kritischen Nachrichten aus dem Reich der Gelehrsamkeit" gesagt hatte, daß die höchste poetische Kunst sei, die Allegorie

in der Gewalt zu haben, so macht Ramler, der Dichter, den kleinen Fluß Persant bei Kolberg zu einer Nymphe Persanteis und die Spree zur Sprea; die Preußen müssen Brennen werden und selbst die einfachsten und allergeringfügigsten Dinge werden entweder zur Personification hohler Scheingestalten hinaufgeschraubt oder müssen sich in volltönenden Worten die albernsten Umschreibungen gefallen lassen. So achtungsvoll Goethe merkwürdigerweise immer von Ramler spricht, so findet doch jenes ergötzliche Gedicht auf den Kuchenbäcker Händel, mit welchem der junge Leipziger Student die aus griechischen und römischen Wortsprossen seltsam zusammengezimmerten Kraft- und Machtworte seines Lehrers Clodius parodirte, auch auf Ramler die unabweislichste Anwendung. Allein unleugbar sind Ramler's Verdienste in rein formeller Hinsicht. Neben der nach und nach in's Nebelhafte sich auflösenden Oendichtung Klopstock's behauptet Ramler mit seiner Strenge und Korrektheit eine wichtige Position und wenn er auch seine Kritik öfters verständnißlos und übergreifend übte, so schätzten doch die ersten Geister, selbst Lessing, seine metrische und sprachliche Schärfe.

Neben Ramler standen Dichter wie Joachim Christian Blum und Karl Mastalier. Ihnen fehlt der Wohlklang und die fein erwägende Verskunst Ramler's. Schon Herder spottete, ein Ding in vierzeiligen Strophen, voll verworrener Constructionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen, heiße eine horazische Ode. Und zuletzt suchte Johann Gottlieb Willamov die Horazianer noch zu überbieten. Er dichtete pindarische Oden, obgleich man über die Pindarischen Rhythmen sich noch ganz im Unklaren befand, und griechische Dithyramben. Das heißt, der gleichmäßige Strophenbau der horazischen Ode wurde in wilde Regellosigkeit aufgelöst.

Es ist der alte Gottschedianismus in veränderter Auflage; Form ohne Inhalt. Unwillkürlich muß man der gleichzeitigen Wirren in den bildenden Künsten gedenken. Hier wie dort derselbe Uebergang vom Rococo zur Antike; und hier wie dort dieselbe Aeußerlichkeit, welche das Wesen der künstlerischen Darstellung nur

in einem todten und willkürlichen Formenideal sieht, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß eine unbeseelte, nicht von innen herausgeborene Form immer und überall nichts als eine abstoßende Larve ist. Der vollendetste philologische Nachahmer des vielbewunderten Horaz galt als der größte Dichter, wie Raffael Mengs als der größte Maler galt, weil er in Zeichnung und Modellirung der getreuste Copist der antiken Statuen war. Erst Herder und Goethe, welche auch zuerst den Sinn für die altdeutsche Baukunst wiedererweckten, haben den Ungeschmack dieser philologischen Künsteleien durchbrochen. Als Herder 1767 im fünften Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek die Willamov'schen Dithyramben zur Anzeige brachte, spottete er über das künstlich Zusammengesetzte, mühsam Herausgedrechselte, gelehrt Gesammelte, über das mit kleinlichen und unförmlichen Zierrathen Ueberladene; griechische Dithyramben zurückerfinden zu wollen, sei eine leere Kunst, uns fremd und voll Zwang. Und Goethe sagte bei der Besprechung von Blum's Gedichten in den Frankfurter Anzeigen: „Wir wissen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollen, daß junge Dichter die Alten früh lesen. Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, selbst der Morgenländer, so stark, so feurig, so groß? Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns, wir können es uns nicht verbergen, uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leier, und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copieen."

Noch ungesunder war die zweite Gruppe, die Anlehnung an die christlich seraphische Dichtung Klopstock's.

Mangelten schon in Klopstock selbst die ächten Töne schlichter Gläubigkeit, so wurden von den Nachahmern die Saiten nur noch mehr überspannt. Auf allen Wegen und Stegen erklang die Harfe Siona's. Man weiß, zu welcher verlogenen Selbsttäuschung sogar der junge Wieland, in dessen innerster Natur eine sehr unseraphische Zukunft lag, durch diese vorherrschende Moderichtung sich hinreißen ließ; auch Zachariä, der Dichter des Renommisten, sang, der deutschen

Jungfrau sollten nicht lesbische Leiern oder das tejische Lied ertönen, nur der sionitischen Muse göttlichen Harfenklang solle sie entzückt hören. Von ganz besonderer Bedeutung aber wurde es, daß zu diesen Einwirkungen Klopstock's immer stärker und stärker die Einwirkungen Young's hinzutraten, welcher von Klopstock selbst auf's höchste verehrt und auf's innigste geliebt ward, von dessen Nachtgedanken Klopstock sagte, daß sie vielleicht das einzige Werk der höheren Poesie seien, welches verdiene, gar keine Fehler zu haben. Die Uebersetzung Young's, welche Johann Arnold Ebert in den Jahren 1754 bis 1756 in seinen „Uebersetzungen einiger poetischer und prosaischer Werke der besten englischen Schriftsteller" brachte, war ein folgenreiches Ereigniß. Durch verwandte englische Dichtwerke, durch die Todtenbriefe Elisabeth Rowe's, durch Gray's berühmte Elegie auf einem Dorfkirchhof, durch Goldsmith's Deserted Village wurden diese düsteren Stimmungen genährt und gesteigert; zuletzt kamen die trüben Nebelgestalten Ossian's. Cronegk dichtete „Einsamkeiten" (1757), Creuz dichtete „Gräber" (1760). Man muß die Literaturbriefe (183—185. 207) lesen, um zu sehen, wie die „Nachtgedankenmacher" jetzt an allen Ecken und Enden Deutschlands auftauchten und unter dem Schein affectirter Scheinheiligkeit nur von Einsamkeit, Grab, Tod und Unsterblichkeit sprachen. Die Literaturbriefe sagen treffend: „Die Schaar, die vor zehn Jahren mit den Anakreontikern nur geliebt und getrunken hatte, versichert uns mit eben der Aufrichtigkeit, daß sie jetzt nichts als Ernst und Tiefsinn kenne; der einzige Unterschied ist dieser, durch das Letztere geben sie sich mehr Ansehen und erhalten ihre Zwecke leichter als durch das Erstere." Bei Young Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, hier nur die hohle Phrase auswendig gelernter Schmerzen. Es ist dieselbe Nichtigkeit, welche wir an den Weltschmerzpoeten der Heine'schen und Byron'schen Schule erlebt haben.

Und nun gar die dritte Gruppe, die Barden!

Mit Recht ist schon vielfach hervorgehoben worden, daß, wie Gerstenberg und Klopstock, so auch die Barden Kretschmann und Denis, Solche waren, die dem belebenden Einfluß des siebenjährigen

Krieges entzogen blieben. Ohne theilnehmende Hingebung an die großen Bewegungen der Gegenwart und Wirklichkeit meinten sie nur da Poesie zu finden, wo alle Naturwahrheit und feste Thatsächlichkeit aufhört. Es macht einen widrigen Eindruck, das Höchste und Herrlichste, was der Mensch hat, Freiheit und Vaterland, zu Mummenschanz und Narrethei verzerrt zu sehen. Was Wunder, daß dieselbe Narrenjacke sodann auch der gewöhnlichsten höfischen Gelegenheitsdichterei, der Besingung Maria Theresia's und Joseph's, übergehängt wird?

Karl Friedrich Kretschmann (1738—1809), ein biederer Zittauer Gerichtsbeamter, nannte sich den Barden Rhingulph und dichtete in entsprechend thörichter Manier, so lange das Publikum dafür noch irgend empfänglich war. Später wandte er sich platter Komödienschreiberei zu. Der Jesuit Denis (1729—1800), meist in Wien lebend, einer der wenigen Vertreter Oestreichs wie auch des Katholicismus in der damaligen Literatur, gab als Barde Sined 1772 seine Lieder heraus und hörte bis zu seinem Tode nicht auf, bald selbstbewußt bardenhaft und bald devot officiös zu dichten.

Es läßt sich nur aus der Ossiansbegeisterung der Goethe'schen Wertherzeit erklären, wenn Goethe in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1773 eine Besprechung der Lieder Sined's mit der Versicherung schloß, er habe dieselben mit vielem Vergnügen gelesen, und dabei sogar die Hoffnung aussprach, durch die Bemühungen so vieler wackerer Männer werde endlich doch vielleicht die gute Sache des Geschmacks die Oberhand gewinnen; bereits am 13. Februar 1769 hatte er an Friederike Oeser über Rhingulph geschrieben, daß das ewige Gedonnere der Schlacht, die Gluth, die im Muth aus den Augen blitzt, der goldene Huf mit Blut bespritzt, die ungeheueren Hyperbeln, das ewige Ha! Ah!, die Monotonie des Sylbenmaßes nicht auszustehen seien, und daß es ihm alle Laune verderbe, wenn neuere Dichter sich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht in altem Gusto zu machen, damit der Leser sich den Kopf zerbrechen solle. Und schön und schlagend sagte Herder im zweiten Stück des siebzehnten Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, daß unsere Ossians

keine Ossians sein könnten, weil unsere Städte, Höfe, Paläste und Schulgebäude keine schottischen rauhen Gebirge, unsere Gesellschaftskreise und Zerstreuungen nicht Tänze unter rauschenden Bäumen seien, daß das Bardenartige für uns immer nur Mythologie, nur ein Exercitium fremder Sprache über ein aufgegebenes Schulthema bleibe, daß im Gegentheil die rechte Nachahmung des Bardengeistes uns nur um so mehr von der Nachahmung der Bardenform abbiegen müsse; eben der Barde, der seine Welt so eigen und groß besang, sollte uns lehren, nicht einem fremden Jahrhundert zu fröhnen, sondern das unsrige ebenso eigen und wahr zu besingen.

An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen. Alles, was der deutschen Dichtung aus Klopstock's Boden erwuchs, war nichts als eitel Verkehrtheit. Ein toller Bacchantenzug; viele Thyrsusschwinger, aber wenige Begeisterte.

Man thut diesen Dingen zu viel Ehre an, wenn man das Unmögliche unternimmt, sie aus dem Volksgefühl oder aus allgemeinen kulturgeschichtlichen Grundlagen ableiten zu wollen. Es sind nichts als dilettantische Versuche kopfloser Gesellen, welche wähnen, mit leichter Mühe große Männer zu werden, wenn sie thun, wie Klopstock gethan hat.

Zum Glück stand diesen albernen Phantastereien eine wirksame volksthümliche Gegenströmung gegenüber.

Wie merkwürdig und überraschend, daß den ersten Anstoß dieser neuen volksthümlichen Richtung ein inniger Freund Klopstock's gegeben hatte: und zwar ein Mann, der nichts weniger als eine gesunde und volksthümlich kräftige Natur war! Wir sprechen von Gleim und dessen berühmten preußischen Grenadierliedern.

Bereits 1756 waren von Gleim „Romanzen" erschienen. Sie waren aus den Anregungen des Franzosen Moncrif (1687—1770) und des Spaniers Gongora (1561—1627) entstanden und hielten sich nach Maßgabe jener manierirten Vorbilder an denselben burlest satirischen Ton, zu welchem die höfisch gelehrte Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts das Volksthümliche verzerrt hatte. Zwei dieser Gleim'schen Romanzen waren Berliner und Leipziger Mordgeschichten:

die dritte war eine Parodie aufschneiderischer Reisegeschichten, wie wir sie aus dem Hamburger Volksbuch Schelmuffsky kennen. Dieses Parodische galt so sehr als die Hauptsache der Romanze, daß Moses Mendelssohn im zweiten Stücke des dreiunddreißigsten Bandes der Bibliothek der schönen Wissenschaften bei der Anzeige dieser Gleim'schen Versuche, welche er als eine besondere, in Deutschland noch unbekannte Dichtart begrüßte, das Wesen derselben ausdrücklich als „ein abenteuerliches Wunderbares, mit einer possirlichen Traurigkeit erzählt" bezeichnete; erst der Einwirkung der Percy'schen Sammlung altenglischer Balladen und den feinsinnigen kritischen Erörterungen Herder's war es zu danken, daß einige Jahrzehnte später Bürger, welcher freilich schließlich wieder in die alten falschen Wege herabsank, und ganz besonders Goethe, die schlichte Natürlichkeit des ächten Balladentons wiederfand. Aber schon in diesen ersten Romanzen Gleim's werden wir doch von manchen ächt volksthümlichen Klängen und Wendungen überrascht, die man bei dem süßlichen Anakreontiker am allerwenigsten erwartet. Ja Gleim verschmäht es sogar nicht, die Verbreitung seiner Gedichte durch die Bänkelsänger auf den Jahrmärkten zu wünschen; „je mehr diese Geschichten," sagt er in der Vorrede, „von den rühmlichen Virtuosen mit Stäben in der Hand künftig gesungen werden, desto mehr wird der Verfasser glauben, daß er die rechte Sprache dieser Dichtart getroffen habe".

Die gewaltigen Kämpfe des siebenjährigen Krieges brachten diese volksthümliche Anlage Gleim's zur Reife. Durch die glühende Begeisterung für seinen großen Heldenkönig wurde Gleim über sich selbst hinausgehoben. Unter der Erregung der ersten glänzenden Kriegsjahre dichtete Gleim seine schon oben erwähnten Lieder eines preußischen Grenadiers. Sie erschienen zuerst einzeln in fliegenden Blättern, ohne Namen, wie es Volksliedern ziemt. Die erste Ausgabe wurde 1758 von Lessing, der die ersten dieser Lieder bereits in den Literaturbriefen mitgetheilt hatte, besorgt. Sie führte den Titel: „Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757. Von einem Grenadier. Mit Melodien."

Nichts ist leichter als jetzt über diese Gedichte vornehm abzusprechen. Der Vergleich mit den Sängern der Freiheitskriege zeigt, wie hier der Zopf der alten angelernten Empfindungs- und Ausdrucksweisen dem Streben nach Frische und Ursprünglichkeit noch überall störend in den Nacken schlägt. Die höchste volksthümliche Wirkung haben daher diese Lieder nicht erreicht. Es ist sicher nicht wahr, wenn Körte in seinem Leben Gleim's erzählt, daß selbst die Bauern auf dem Felde diese Kriegslieder gesungen hätten; Thomas Abbt beklagt es in seiner Schrift über das Verdienst ganz ausdrücklich, daß sie nicht in die Hände des gemeinen Soldaten gekommen seien, und diese Worte werden 1767 von Herder in seinen Fragmenten ohne alle Einschränkung wiederholt. Aber ist auch die winterliche Eisdecke noch nicht völlig geschmolzen, es ist doch eine zukunftsfreudige Frühlingsluft, die uns aus diesen Liedern entgegenweht. Es ist in ihnen eine lebendige Anschaulichkeit und Thatsächlichkeit, wie sie kein anderer lyrischer Dichter jener Zeit hat; Gleim selbst hatte als Sekretär des alten Dessauers in den ersten schlesischen Kriegen das Kriegsleben kennen gelernt, und die Briefe Kleist's aus dem Lager gaben ihm die naturwirklichsten und individuellsten Motive. Und wie ächt liedmäßig ist besonders auch das Versmaß, von welchem schon Lessing in seinem Vorwort sagte, daß man in dem durchgängig männlichen Reim etwas dem kurzen Absetzen der kriegerischen Trommete Aehnliches zu hören glaube.

Trotz aller Schwächen waren daher die preußischen Grenadierlieder Gleim's ein geschichtliches Ereigniß der tiefgreifendsten Art. Lessing, welcher sich diese Schwächen so wenig verhehlte, daß er sogar den scharfen Ausdruck gebrauchte, der Patriot überschreie zuweilen den Dichter, sprach bereits die volle Tragweite dieses genialen Wurfs aus, als er in seinem Vorbericht an das alte Gleichniß erinnerte, Antäus habe, um neue Kräfte zu sammeln, mit dem Fuß den Boden berühren müssen. Herder urtheilte in den „Fragmenten zur neueren deutschen Literatur", Gleim habe Nationalgesänge gesungen, die keiner unserer Nachbaren habe, keiner unserer Nachbaren uns entwenden könne: hier habe einmal ein deutscher Dichter über

sein deutsches Vaterland ächt und brav deutsch gesungen, ohne an andere Nationen sein Genie zu verpachten. Und noch Goethe knüpfte in seiner Lebensbeschreibung an diese Kriegslieder die berühmte Betrachtung, daß erst durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie der wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt gekommen sei; sie behaupteten deshalb einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen seien, und weil die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden lasse.

In diesen schlichten Kriegsliedern war erfüllt oder doch wenigstens angebahnt, was Klopstock unabläßig erstrebte und mit seiner hochfliegenden Ueberspannung doch nimmer erreichte. Das Volksthümliche war wiedergefunden, und dies Volksthümliche war zugleich im schönsten Sinn künstlerisch.

Mehr und mehr trat wieder das Lied an die Stelle der kalten gedrechselten Ode. Man wollte nicht mehr blos für einzelne Gebildete, man wollte für das ganze Volk dichten.

Unter den zahlreichen Nachahmungen, welche Gleim's Grenadierlieder sogleich hervorriefen, sind unbedingt die selbständigsten und glücklichsten die „Schweizerlieder; von einem Mitglied der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach; gedruckt in Bern bei Beat Ludwig Walthard. 1767." Der Verfasser derselben war der Candidat der Theologie, Hanns Kaspar Lavater. Sie bekennen sich offen als Nachahmung; dem Inhaltsverzeichniß aller Ausgaben steht der Spruch voran: „Wenn, Leser, Dir mein Reim gefällt, Dank's dem Tyrtäus Gleim! Der sang von Helden wie ein Held, Und dessen ist mein Reim." Aber sie sind so frisch und eigenartig und namentlich einzelne der aus der Geschichte des Rütlibundes entnommen sind so thatsächlich kernhaft, daß sie trotz manches Zopfigen, das in dem scharfbetonten „moralischen Geschmack" dieser Lieder unterläuft, dennoch bald wirkliche und allgemeingesungene Volkslieder wurden, ja daß sie zum Theil noch heut im Munde der deutschen Schweizer in ungeschwächtem Ansehen fortleben. Und wie es wohl zuweilen

geschieht, jetzt wurde der Meister wieder der Nachahmer des Nachahmers. Gleim veröffentlichte 1772 seine „Lieder für das Volk". Sie stehen an dichterischem Werth hinter Lavater's Liedern zurück, sie sind nüchtern und hausbacken; hier, wo ihn seine Begeisterung für Friedrich nicht trägt, ist der Dichter weit herabgesunken unter seine Grenadierlieder, wie auch alle seine späteren preußischen Kriegslieder den Schwung des Grenadiers nicht mehr erreichen. Ton und Absicht machen aber doch auch sie zu einer sehr bedeutsamen Leistung. Nicht diesen Gedichten selbst, sondern ihrer Richtung galt es, wenn Lessing nach dem Empfang derselben am 22. März 1772 an Gleim schrieb, diese Art, zum Volk zu sprechen, sei die vorzüglichste, wenn nicht die einzig wahre; die sogenannte Herablassung zum Volk erzeuge nichts als ein schales Gewäsch, dem alle individuelle Application fehle; die Volksdichtung bestehe vielmehr in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volks.

Zu diesen Anregungen traten verstärkend und fortbildend die Anregungen der wissenschaftlichen Kunstkritik. Aus einem Brief Lessing's an Gleim vom 6. Februar 1758 ersehen wir, wie insbesondere durch diese neue, aus dem Gewohnten heraustretende Erscheinung der Gleim'schen Grenadierlieder Lessing veranlaßt wurde, auf die alten deutschen Kriegslieder und auf die so eben von Bodmer herausgegebenen Heldengedichte von Kriemhild's Rache und Klage zurückzugehen; schon bei dieser Gelegenheit hebt Lessing das alte schöne Lied hervor: „Kein sel'ger Tod ist in der Welt, Als wer für dem Feind erschlagen." Diese Erweckung für das Volkslied war seitdem in Lessing immer wach geblieben. Man weiß aus den Literaturbriefen, wie sehr ihn der naive Witz und die reizende Einfalt der littauischen Dainos entzückte. Noch in einem Brief vom 20. September 1777 verwies er Nicolai, dessen Berliner Spießbürgerlichkeit ohne alles Verständniß für diese volksthümlichen Klänge war, das Unterfangen seines satirischen Volksliederalmanachs auf's ernstlichste, da im Gegentheil die Aufbewahrung der guten alten Lieder Allen eine sehr angelegene Sache sein müsse. Und doch war Lessing mit diesen stillen Neigungen für das Volkslied, die wenig

in die Oeffentlichkeit kamen und auf seine eigene dichterische Ausübung keinen Einfluß übten, nur der Vorläufer jener großen und durchgreifenderen Bewegung, welche mit dem Bekanntwerden Ossian's und der Percy'schen Balladensammlung alle Geister ergriff und deren begeistertster und wirksamster Apostel Herder wurde.

Gleim's Verdienst ist es, die Gemüther für diese Wandlung vorbereitet zu haben.

Mitten aus dem wilden Odengerassel der Horazianer und der Barden erhob sich plötzlich wieder der schlichte und innige Volkston. Goethes unvergängliche Lieder bezeugen, wie wahr Herder redete, als er den deutschen Dichtern zurief: „So Ihr nicht werdet wie die Kinder, ist weder Tempe noch Elysium für Euch!"

2. Wieland.

So gewaltig Klopstock das deutsche Gemüthsleben beherrschte, der Widerstand regte sich doch überall. Klopstock's Anschauungs- und Empfindungsweise war zu eng, als daß die Menschen des Aufklärungszeitalters in ihr hätten aufgehen können.

Es ist die geschichtliche Stellung Wieland's, daß er diese Schranke auf's entschiedenste durchbrach, sittlich sowohl wie dichterisch. Insofern ist Wieland der bedeutendste Mitkämpfer Lessing's, so sehr er auch an schöpferischer Tiefe und an Vielseitigkeit und Nachhaltigkeit der Wirkung hinter diesem zurücksteht.

Nicht ohne vielfache Irrungen und innere Widersprüche war Wieland zu jener heiteren und selbstgenügsamen Lebensweisheit gekommen, welche er der überfliegenden Schönseligkeit Klopstock's in Scherz und Ernst, in Dichtung und Lehre entgegenstellte; er selbst war eine Zeitlang begeisterter Fahnenträger in den Reihen Klopstock's gewesen. Um so emsiger bekämpfte er sodann von seinem

neuen Standpunkt aus das feindliche Lager. Man ist gegen solche Fehler am unerbittlichsten, deren Gefahren man in sich selbst durchlebt hat.

Christoph Martin Wieland war am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach geboren. Seine Jugend war merkwürdig umhergeworfen zwischen den eng pietistischen Neigungen, welche damals noch immer in vielen bürgerlichen Kreisen Deutschlands vorwalteten und ihm sowohl in seinem väterlichen Hause wie in der Schule zu Klosterbergen ganz besonders nahe traten, und zwischen den eindringenden Einwirkungen der Aufklärung, deren verlockender Macht sich kein aufstrebender jugendlicher Geist entziehen konnte. Sein Vater war ein Schüler Francke's, Klosterbergen war ein berühmtes und berüchtigtes Pietistennest; es kam ein schwärmerischer Zug in die Seele des Knaben, welchen Wieland niemals völlig überwunden hat. Gleichwohl las Wieland, wie er selbst in einem Brief an Bodmer vom 6. März 1752 erzählt, bereits als fünfzehnjähriger Knabe Wolff, Bayle, Fontenelle, d'Argens und Voltaire; ja er schrieb bereits in dieser Zeit einen Aufsatz, welcher auf Leibniz'scher Grundlage beweisen sollte, daß die Welt nach den eingeborenen Gesetzen der Bewegung der Atome gar wohl ohne Gottes Zuthun könne entstanden sein, daß Gott aber als die Seele der Welt nichtsdestoweniger persönliches Dasein habe. Und allmählich gewann die Freigeisterei entschieden die Oberhand. Immer stärker wühlten in ihm die Zweifel über die Wirklichkeit Gottes und kosteten ihm viel Thränen und schlaflose Nächte; immer mehr flüchtete er sich aus dem Glauben in jene rein menschliche Sittenlehre, welche das achtzehnte Jahrhundert als das einzig Wesenhafte und Bleibende des Christenthums zu betrachten pflegte. Er nahm sich vor, der erste Nachfolger Spinoza's, d. h. mit dem Kopf ein Freidenker und im Herzen der tugendhafteste Mann zu sein; Sokrates, der Lieblingsheld der Aufklärungsphilosophen, galt auch ihm als das vollendetste Ideal des tugendhaften Weisen. In diesem Sinn sind seine didaktischen Jugenddichtungen gehalten; 1751 das Lehrgedicht „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt", das nach dem Muster

Haller's gedichtet ist und die menschliche Glückseligkeit als den Zweck der göttlichen Weltschöpfung hinstellt, die „Moralischen Briefe", in denen man deutlich den Schüler Hagedorn's erkennt, der „Anti-Ovid" (1752), welcher, wie Wieland am 18. October 1752 an Schinz schreibt, zeigen wollte, wie die anakreontischen Scherze sein müssen, wenn sie unschuldig sein sollten. Daneben versuchte sich Wieland indeß schon als Student in einem Hexameter-Epos großen Stils, einem „Hermann", durch dessen Zusendung es ihm gelang, Bodmer's lebhaften Antheil zu erwecken, das jedoch ungedruckt blieb und erst 1882 von Seuffert bekannt gemacht worden ist. Bald darauf aber ein harter Stoß des Lebens, der Schmerz um eine verrathene Liebe, warf den unreifen zwanzigjährigen Jüngling in eine Gefühlsüberschwenglichkeit zurück, die in ihm alle pietistischen Eindrücke der Knabenjahre wieder wachrief und die von ihm um so nachdrücklicher gepflegt wurde, je mehr er sich des in ihm lauernden Feindes der Freigeisterei bewußt war. Der Aufenthalt im Hause Bodmer's, wo er die Stellung einnahm, welche früher Klopstock innegehabt hatte, und, man kann hinzufügen, der brennende Ehrgeiz nach dem glänzenden Erfolg der christlichen Dichtung Klopstock's trug wesentlich dazu bei, diese Stimmung zu steigern. Sehr hübsch schildert Geßner in einem Brief vom 28. October 1752, den Wölfflin mittheilt, Wieland als seraphischen Dichter: „Er sitzt bei Bodmern an einem Schreibpult, sitzt da mit stolzer Zufriedenheit und überdenkt seine Hoheit und Tugend, sitzt da und wartet auf Anbeter und Bewunderer, sie mit gnädig segnendem Blick anzulächeln, aber es kommt kein Anbeter. Dann glaubt er, gerecht und fromm, der Geschmack flieht unser Land, und zürnt, daß Gott noch zögert, auf einer Thau träufelnden Wolke, ihn, Bodmer und den großgeköpften Schinz in den Olymp abzuholen. Ergrimmt streckt er die Rechte aus, greift nach der Feder, probirt sie auf dem breiten Nagel und schreibt." Er lebte und webte fortan nur in der süßen Schwermuth Young's, in der christlichen Seraphik Klopstock's, den schon der achtzehnjährige soweit über Milton gestellt hatte als Virgil über Homer, in den Idealen Plato's, der ihn gemeiner Freuden Reize verachten lehrte, bald auch in den

überschwenglichen Tugendbildern Richardson's. Ja, er versenkte sich in seinem frömmelnden Eifer sogar in die Nebel christlicher Mystik. Am 2. September 1756 schreibt Wieland an Zimmermann: „Das werden Sie, mein allerliebster Herr, wohl am wenigsten erwarten, daß ich Ihnen wegen Ihres raschen Urtheils von den alten Anachoreten einen Verweis gebe. Sehr vermuthlich kennen Sie die wahren Mystiker nicht durch sich selbst und aus ihren Schriften; ohne Zweifel halten Sie dieselben mit dem großen Haufen der Gelehrten und Ungelehrten für Phantasten und Fanatiker; aber wissen Sie auch, daß es wirklich in meiner Gewalt ist, Ihnen zu beweisen, daß Armelle (eine arme, wegen ihrer Frömmigkeit vielgerühmte Französin des siebzehnten Jahrhunderts) mehr weise war als alle Philosophen zusammengenommen, und daß der unfehlbare Weg, zum höchsten Grad der Glückseligkeit in dieser Welt zu gelangen, der Mysticismus ist, welcher ohne eine gänzliche Verleugnung aller irdischen Dinge und unserer selbst nicht bestehen kann und daher ziemlich nahe mit dem Eremitenleben zusammenhängt. . . . Nur der Einsiedler kann die Menschen recht uneigennützig lieben; er kann für sie denken, für sie schreiben, für sie beten und durch sein Exempel ihnen zeigen, daß es nur ihre allzugroße Gefälligkeit gegen sich selbst ist, wenn sie in Zähmung ihrer Leidenschaften nicht so weit kommen als ein tugendhafter Mensch soll. Wie lange wollen wir doch so viel Geräusch mit unserer Activität machen? Ich möchte wohl wissen, wie groß eigentlich der Nutzen sei, den wir stiften? Glauben Sie mir, wir dreschen meist leeres Stroh, und die größten Geister sind der Vorsehung oft mehr im Wege, als daß sie ihre Absichten befördern sollten."

Bis zu welcher fanatischen Befangenheit um diese Zeit Wieland auch in künstlerischen Dingen ging, bezeugen am deutlichsten die „Sympathien", welche er 1754 schrieb. Einem lächelnden Jüngling, auf dessen Pult Anakreons Oden und die Schriften Tibull's, Chaulieu's, Gay's und Prior's liegen, ruft Wieland zu: „Ein solches Gesicht, allzu poetischer Jüngling, breitete die Gegnerin der Tugend vor dem Hercules aus, als er gedankenvoll auf dem Scheidewege

saß und, was Du noch nie gethan, mit Ernst darauf dachte, wie er leben wollte; höre die Stimme eines Freundes, welcher frühzeitig den reizenden Gefahren entgangen ist, denen Du zueilst.“ Mit unverkennbarem Hinblick auf Gleim fährt Wieland fort: „Der dichterische Genius, den die Musen erzogen haben und die Grazien begeistern, welcher ein besserer Pindar sein könnte, ist ein Anakreon, und Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himmlischen Chören harmonisch die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu singen, werden im Lob einer erdichteten Phillis verschwendet. Derjenige, der bestimmt ist, die Helden und Heldinnen der Tugend aus der Vergessenheit zu ziehen, dieser Unbesonnene bringt nichts Besseres als Boccaccische Märchen hervor und will seine Leser durch die Anmuth seiner Erzählung und durch die naiven Wendungen, die er den Sachen giebt, bereden, als ob das Laster der Natur des Menschen gemäß sei.“ Diese salbungsvollen Verunglimpfungen schließt Wieland mit folgender Schlußbetrachtung: „Der Feind alles Guten wird immer klüger. Da er sah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des christlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derselben herrlicher zu machen, so hat er sich klüglich entschlossen, auf einem leichteren und verdeckteren Wege zu diesem Zweck zu kommen. Er verwandelt sich bald in den Bacchus, bald in den Cupido, bald in einen unflätigen Satyr, und begeistert die witzigsten Jünglinge unserer Zeit, uns scherzend und singend um den Geschmack der Tugend zu bringen, die lüsternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeiten zu schmücken, und einer Sittenlehre, die epikurische Theologie vorausgesetzt, die Reizungen der Trägheit und Wollust zu leihen. Je einnehmender diese Verführer sind, desto mehr ist es nöthig, daß solche Geister, die das Geheimniß zu gefallen und das Herz zu rühren wissen, die ungeschminkte und ungeborgte Schönheit der Tugend und die höheren Reizungen der göttlichen Wahrheit anpreisen, daß sie den Mißbrauch des Witzes durch den rechten Gebrauch desselben wieder gutmachen, und die Grazien, die allzulange Sklavinnen der wollüstigen Göttin gewesen sind, als Aufwärterinnen der Weisheit

einsetzen.“ Wie weit ist es von hier aus noch bis zu jenem berüchtigten Ausfall, durch welchen Wieland 1755 in den „Empfindungen eines Christen“ den edlen Uz wegen einiger anakreontischer Gedichte an den Pranger stellen wollte und durch welchen er doch nur sich selbst mit einem unauslöschlichen Brandmal befleckte?

In diesen Jahren entstand eine Reihe seraphischer Dichtungen, in denen Wieland mit der christlichen Dichtung Klopstock's zu wetteifern suchte.

Diese seraphischen Dichtungen Wieland's sind dem Gedächtniß der Nachwelt völlig entschwunden; sie fanden schon bei den Zeitgenossen nur eine sehr kühle Aufnahme. Es ist überraschend zu sehen, wie schnell und wie allgemein man erkannte, daß diese Richtung der eigensten Natur Wieland's widerstrebe, daß sie nur angekünstelt, gewaltsam erzwungen, und darum krankhaft überreizt sei. Schon 1755 hatte Nicolai in seinen Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften gesagt, die Muse Wieland's sei ein junges Mädchen, das die Betschwester spielen wolle und sich in ein altväterisches Käppchen hülle, welches ihr gar nicht kleide, und es würde ein ewiges Spektakel sein, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich dereinst wieder in eine muntere Modeschönheit wandle. In den Literaturbriefen wiederholt Lessing dasselbe Urtheil in den verschiedensten Wendungen. „Die christliche Religion,“ im zwölften Brief, „ist bei Herrn Wieland immer das dritte Wort; man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine.“ Ebenso meinte Abbt im 229. Literaturbrief, für Wieland werde die ruhmvolle Periode erst beginnen, wenn der Schwindel vorüber sein werde, der oft mache, daß man einigen Wenigen zu Gefallen etwas schreibe, was man vielleicht nach einigen Jahren selbst verachte. Selbst Gellert schrieb an einen Freund: „Wieland's Empfindungen haben, als Poesie betrachtet, große Schönheiten für die Einbildung; aber mein Herz weigert sich, seine Sprache zu reden, wenn es mit Gott redet.“

Endlich aber erwachte in Wieland wieder seine ursprüngliche gesunde Natur.

Die Briefe Wieland's an Zimmermann, die im ersten Band der Ausgewählten Briefe von Seite 175 an abgedruckt sind, geben auch in den Gang dieser letzten Wandlung genügenden Einblick. Die Anfänge derselben zeigen sich bereits 1756, obgleich zunächst noch unter allerlei Schwankungen und Unklarheiten. Mußten wir Wieland's überspannte Frömmelei zum Theil auf die Trauer um eine verlorene Jugendgeliebte zurückführen, so ist es jedenfalls beachtenswerth, daß sich sein Herz grade um diese Zeit wieder einer neuen Liebe öffnet. Welch ein seltsamer Gegensatz, daß Wieland, der noch im September dieses Jahres jenen schwärmerischen Brief über die Tiefe und Ehrwürdigkeit christlicher Mystik geschrieben hatte, schon im October einen Brief über Shaftesbury schreibt, in welchem er diesen als den Lehrer der heiteren Lebensweisheit preist, die uns alle schwermüthigen, traurigen, finsteren Betrachtungen, alle dunklen, cimmerischen, stygischen Empfindungen, Alles, was uns verstimmt und disharmonisch macht, als unsere ärgsten Feinde bestreiten heiße! Zwei Jahre später ist der Bruch bereits vollständig vollzogen. In einem französisch geschriebenen Briefe vom 12. März 1758 heißt es: „Ich bin nicht mehr so sehr Platoniker, wie Sie glauben; ich beginne immer mehr, mich mit den Menschen dieser irdischen Welt zu befreunden.... Meine Moral hat nichts mehr von Dem, was ich Capuzinermoral nenne. Ich strebe nach dem Charakter des Virtuoso, welchen Shaftesbury so bewunderungswürdig in allen seinen Schriften dargestellt hat; ich bin noch weit von ihm entfernt, aber ich strebe nach ihm." Ein gleichfalls französischer Brief vom 17. April setzt hinzu: „Ich habe durchaus keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu wandern; ich verlange nicht mehr, daß Jedermann ein Cato sei, und ich will junge Mädchen nicht mehr in die Geheimnisse der Platonischen Philosophie führen. Das sind freilich tiefgreifende Sinnesänderungen; aber sie sind in mir allmählich und fast unmerklich entstanden." Nunmehr werden Voltaire, Helvetius, Diderot, d'Alembert und die französische Encyklopädie von ihm auf's lebhafteste bewundert. Wie natürlich also, daß Wieland jetzt im heiligen Augustinus nichts sieht als einen der

größten Antipoden der gesunden Vernunft und der Philosophie, die jemals gewesen, und daß ihm der heilige Hieronymus als noch weit elender als Augustin erscheint, als ein miserabler Declamateur, der keine einzige gesunde Idee im Kopf hatte! Wieland, der einst seinen Freund Zimmermann auf das Studium der Kirchenväter und Mystiker verwiesen hatte, schreibt am 5. December 1758, es sei zwar recht löblich, die christlichen Heiligen, die Einsiedler und die erhaben schwärmenden Seelen, die nach einer wesentlichen Vereinigung mit Gott streben, durch sich selbst und von der guten Seite kennen zu lernen; aber er seinerseits wisse leider aus eigener Erfahrung, wie gefährlich die sublime und angenehme Schwärmerei sei, in welche sie uns setzen können; es gebe aber auch ein kräftiges Gegenmittel; habe man das Leben der Heiligen gelesen, so müsse man darauf im Plutarch lesen, dann verspüre man bald, wie das Subtilste der Schwärmerei in Rauch aufgehe, das Gröbste zu Grund sinke und nur das Aechte und Wahre lauter und unvermischt zurückbleibe; auch der Don Quixote sei ein gutes Specificum gegen dergleichen Seelenfieber.

Und mit der religiösen und sittlichen Denkweise Wieland's hat sich folgerichtig auch seine künstlerische Richtung und Ueberzeugung geändert. Die Zeit der seraphischen Ueberschwenglichkeit ist auch hier für immer geschwunden. Young, der einst sein Entzücken gewesen, wird nicht blos in seinen Tragödien und in seinem Centaur, sondern auch in seinen vielbewunderten Nachtgedanken völlig verworfen; sein Geschmack sei ganz dazu geeignet, jungen Leuten den Kopf zu verrücken: wer sich von Jugend auf an guten Mustern gebildet habe, werde einen Mann, der sich für einen guten Schriftsteller halte, indem er Räthsel schreibe, schwerlich verstehen und, wenn er ihn verstehe, verabscheuen. Ebensowenig entgeht jetzt Klopstock dem schneidendsten Verdammungsurtheil. Am 8. November 1758 schreibt Wieland an Zimmermann: „Was Shaftesbury zur Messiade gesagt hätte? O das steht ja ganz deutlich im „Advice to an author“. Ein Dichter ist ein schlauer Kopf, wenn er sich ein Sujet außerhalb der menschlichen Sphäre wählt. Wer kann ihn da zur Rechenschaft ziehen? wo ist der Maßstab, wonach man die Regu-

larität und die Proportionen seiner poetischen Geschöpfe messen kann? Wer kann sagen, ob ein Engel recht geschildert sei? Daß ein Philo, so wie er ihn malt, d. i. daß ein Adramelech in Menschengestalt nie existirt habe und ein noch ärgeres Monstrum sei als ein Polyphemus, das läßt sich beweisen. Aber seine Engel, seine Teufel, seine Götter müssen wir ihm gelten lassen. Aus den Gegenden über dem Monde darf man, ohne Furcht überwiesen zu werden, sagen was man will. Aber für wen schreibt man ein Heldengedicht, worin Götter und Engel die Acteurs sind? Ganz gewiß nicht für die Engel. Für die Menschen also? Bei weitem nicht! Rabattiren Sie zuerst alle vernünftigen Leute, die keine Christen sind, alle Pagisten, alle Philosophen, alle Christen, welche nicht leiden wollen, daß der Simplicität der Religion Jesu Christo Eintrag geschehe — für alle diese ist die Messiade nicht geschrieben. Sie mögen wohl den Poeten zuweilen anstaunen, zuweilen bewundern, sie mögen sogar durch einzelne Stellen entzückt werden, aber sie werden das ganze Werk allezeit für ein Abenteuer halten." Nachdem Wieland dann gegen die Ausführung des Werks die naheliegenden Einwände vorgebracht hat, schließt er: „Dieses und noch viel anderes dergleichen würde meines Bedünkens Shaftesbury, nach seiner Art, tausendmal feiner, sinnreicher und bestimmter als ich gesagt haben. Aber wieviel hätte er nicht auch von den Schönheiten dieses außerordentlichen Werks, dieses bezaubernden Ungeheuers zu sagen gehabt!" Wir müssen dies Urtheil als ein um so gewichtigeres Zeugniß für die veränderte Richtung Wieland's betrachten, da er bei anderen Gelegenheiten, so noch 1759 ebenfalls gegenüber Zimmermann, trefflich versteht, die Messiade gegen ungebührliche Angriffe auf's wärmste in Schutz zu nehmen. Und was für Vorbilder sind jetzt an die Stelle der Klopstock und Young getreten? Von den Alten werden besonders Xenophon, Plutarch, Euripides, Virgil, Horaz und Terenz gepriesen. Unter den Neueren steht in erster Linie Shaftesbury, von welchem Goethe mit Recht gesagt hat, daß er für Wieland nicht blos ein Vorgänger, dem er folgen, nicht blos ein Genosse, mit dem er arbeiten sollte, sondern ein wahrhafter älterer Zwillingsbruder war,

dem er im Geist vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu sein. Und unter den neueren Dichtern wurden fortan nur diejenigen von ihm werthgehalten, welche sich entweder durch frische Sinnlichkeit oder durch das Streben nach lebendiger und naturwahrer Charakterzeichnung empfahlen. Es sind Gay und Prior und Ariost, Cervantes, Voltaire, Diderot und Rousseau. Ja, was das Ueberraschendste ist, Wieland spricht jetzt bereits auch von Shakespeare mit einer Hingebung und Begeisterung, wie es bisher noch von keinem deutschen Schriftsteller geschehen war, selbst von Lessing nicht. In einem französischen Brief vom 24. April 1758 tadelt er Voltaire, daß dieser so abschätzig von Shakespeare gesprochen. Dann fährt er fort: „Ohne Zweifel kennen Sie diesen außerordentlichen Menschen nach seinen Werken. Ich liebe ihn mit allen seinen Fehlern. Er ist fast einzig in der Art, Menschen, Sitten und Leidenschaften nach der Natur zu malen; er hat das kostbare Talent, die Natur zu verschönern, ohne ihre Verhältnisse zu überschreiten. Seine Fruchtbarkeit ist unerschöpflich. Er scheint immer nur die Natur allein studirt zu haben. Bald ist er der Michelangelo, bald der Correggio der Dichter. Wo findet man so kühne und doch so entsprechende Erfindungen, so neue, schöne, erhabene, ergreifende Gedanken, so lebhafte, glückliche und seelenvolle Ausdrücke als in den Dichtungen dieses unvergleichlichen Genies? Unglücklich Derjenige, der von einem solchen Geist Regelmäßigkeit fordert, oder die Augen verschließt oder keine Augen hat, um diese Schönheiten wahrzunehmen, einzig weil jene Schönheit fehlt, die das elendeste Stück Pradon's in einem höheren Grade hat als Corneille's Cid."

Wir sehen die ersten Einwirkungen dieser neuen Richtung besonders in dem unvollendeten Epos „Cyrus" (1759), in dessen Eingangsworten Wieland als seine Muse jene sittliche Venus bezeichnet, die einst Xenophon und Shaftesbury gekannt hätten, in „Araspes und Panthea" 1760, einem dialogisirten Roman, welchen Wieland später selbst den Keim des Agathon nannte, in dem, freilich größtentheils dem englischen Dichter Rowe entlehnten Trauerspiel „Johanna Gray" 1758, bei dessen Erscheinen Lessing im dreiundsechszigsten

der Literaturbriefe spottend ausrief, Wieland habe nunmehr die ätherischen Sphären verlassen und wandle wieder unter den Menschenkindern.

Im Jahr 1760 kehrte Wieland als Kanzleidirector in seine Vaterstadt Biberach zurück. Auf dem benachbarten Schloß Wartshausen wohnte Graf Stadion, ein welterfahrener, durch die englische und französische Aufklärungsliteratur gebildeter Staatsmann, und La Roche, der Gatte der ersten Jugendgeliebten Wieland's, dieselben Grundsätze und Ueberzeugungen theilend. Es ist nicht richtig, wenn man gewöhnlich meint, Wieland sei erst durch diese weltmännische Umgebung zu seiner Sinneswandlung geführt worden; aber gewiß ist, daß er in dieser Umgebung sich immer mehr in seiner neuen Richtung befestigte und mit seinem tiefsten Denken und Empfinden sich in sie einlebte.

Mit ironischem Lächeln sieht jetzt Wieland auf die Zeit herab, wo er Enthusiast, Hexametrist, Ascet, Prophet und Mystiker gewesen. „Non sum, qualis eram, ich bin nicht mehr, der ich war", schreibt er am 8. November 1762 in einem französischen Briefe an Zimmermann; „ich befinde mich ganz natürlicher Weise jetzt wieder auf dem Standpunkt, den ich vor zehn Jahren verlassen hatte. Plato ist hinter Horaz, Young hinter Chaulieu zurückgetreten; die Harmonie der Sphären hat den Arien Galuppi's und den Symphonieen Jomelli's, der Nectar der Götter dem Tokaier der Ungarn weichen müssen." „Ich fühle nur allzusehr," setzt Wieland hinzu, „wie schwer, ja fast unmöglich es ist, auf gute Art in diese irdische Welt sich wiedereinzuwohnen, nachdem man mit Reisen in die andere Welt debutirt hat, und wieder Mensch zu sein, nachdem man, zumal in der frühsten Jugend Seraphim und Inspirirter gewesen ist; aber, was man auch sagen mag, und würde ich selbst für einen Narren ausgeschrieen, ich werde immer wahr und ehrlich bleiben, ich werde niemals eine Maske vornehmen, nur um den Anschein zu haben, meinen Charakter aufrecht zu erhalten."

So tief waren ihm diese inneren Entwicklungskämpfe gegangen, daß Wieland seitdem sein ganzes Leben hindurch mit all seinem

Denken und Dichten immer nur in den engen Kreis gebannt blieb, gegen die engherzige Seraphik oder, wie sich Wieland ausdrückt, gegen den Flitterkram von falschen Tugenden und großen Worten die Sinnlichkeit wieder in ihr Recht einzusetzen.

Aber das Ueble war, daß Wieland zunächst nur die eine Einseitigkeit mit der anderen vertauscht hatte. Feindselig gegen eine Richtung, die ihn so lange auf falsche Pfade gelockt, sucht er derselben jetzt um so geflissentlicher Trotz zu bieten, und verliert in diesem Eifer alle Besonnenheit und Haltung. Es ist das ständige Thema aller Dichtungen Wieland's aus diesen ersten Jahren seiner Wandlung, daß den unüberwindlichen Anfechtungen der Sinnenlust gegenüber Tugend, Andacht und Seelenerhebung nicht bestehen könne.

Zum Staunen Aller enthüllte sich aus dem Kapuzinermantel ein Satyr.

Für Wieland waren die Jahre von 1762 bis 1766, welche hier besonders in Betracht kommen, eine bedeutende Zeit, reich an angestrengter Thätigkeit und reich an durchgreifenden dichterischen Erfolgen. Es ist die Zeit seiner Shakespeareübersetzung, welche zwar die nach französischen Mustern geschulte und deshalb kleinlich hofmeisternde Sinnesart nirgends verleugnen kann, welche aber nichtsdestoweniger als erste und in vielen Stellen sogar unübertreffliche Uebersetzung für die steigende Verbreitung Shakespeare's in Deutschland, wie Lessing sogleich nach ihrem ersten Erscheinen schon im fünfzehnten Stück der Hamburger Dramaturgie dankbar anerkannte, von der unermeßlichsten Bedeutung wurde. Zugleich ist es die Zeit der Entstehung seiner beiden ersten Romane Don Sylvio und Agathon, der Komischen Erzählungen und der Musarion.

Ueber die sittliche Haltlosigkeit dieser ersten Romane Wieland's können wir uns nicht täuschen. Und der sittliche Mangel ist folgerichtig auch ein künstlerischer.

Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, in den Jahren 1762 und 1763 geschrieben, bezeichnen ihre Absicht schon durch den Titel, welcher der ersten Ausgabe vorangestellt war; dieser Titel lautete: „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei.“ Wie der

Don Quixote unter dem Schein, die alten Ritter- und Zaubergeschichten zu verspotten, eine Verspottung der alle Bedingungen der Wirklichkeit überspringenden Phantasterei überhaupt war, so sollte Don Sylvio unter dem Schein, eine Satire auf die noch immer wache Lust an den alten Feenmärchen zu sein, seinerseits über die herrschende Seraphik, in welcher Wieland nur Gleißnerei oder, wie Lessing einmal von ihm sagt, nur Schminke des Lasters zu sehen gewohnt war, die satirische Geißel schwingen. Wieland schreibt am 7. November 1763 an Salomo Geßner: „Schwärmerei und Aberglauben erstrecken ihren Einfluß auf alle Zweige des menschlichen Lebens, beide sind dem Menschen natürlich; allein es ist doch jederzeit für sehr nöthig und heilsam erachtet worden, über diese Triebfedern der menschlichen Natur sich lustig zu machen. Der Scherz und die Ironie sind nebst dem ordentlichen Gebrauch der fünf Sinne immer für das beste Mittel gegen diese Ausschweifungen angesehen worden, und in dieser Intention ist die Geschichte des Don Sylvio geschrieben."

Auch die Geschichte Agathon's, schon gegen Ende des Jahres 1761 angefangen, aber erst 1766 vollendet und veröffentlicht, behandelt denselben Grundgedanken; nur tiefer und lehrhafter. „Vor etlichen Monaten," schreibt Wieland am 5. Januar 1762 an Zimmermann, „habe ich einen Roman angefangen, welchen ich die Geschichte des Agathon nenne; ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathon's gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünschte." Wer sieht nicht in dem jungen schwärmerischen Griechen, welcher zuerst ganz und gar nur in orphisch-platonischen Idealen und Verzückungen lebt und in diesen phantastischen Träumereien nur um so widerstandsloser den Versuchungen des verführerischen Lasters anheimfällt, die eigene Lebens- und Bildungsgeschichte Wieland's.

So berechtigt und unzweifelhaft dichterisch aber auch diese Themata Don Sylvio's und Agathon's waren, die Lösung ist keine glückliche. Es ist lediglich eine freche Sinnlichkeit, welche obsiegt. Dies gilt von Don Sylvio; das Märchen vom Prinzen Biribinker,

welches hier eingeschoben ist, gehört zum Verfänglichsten, was Wieland geschrieben hat. Und dies gilt nicht minder vom Agathon. Die Klopstock'sche Ueberschwenglichkeit und Empfindsamkeit in der Gestalt Platon's und die französische Freigeisterei in der Gestalt des Sophisten Hippias werden in gleicher Weise verworfen, Kopf und Herz sollen in Einklang gesetzt werden; aber nicht nur, daß der höchste Trumpf, welchen Wieland gegen die Schwärmerei ausspielt, nichts ist als das Erliegen eines unerfahrenen träumerischen Jünglings unter den Verführungskünsten einer geistvollen Buhlerin, sondern es fehlt auch, wenigstens in der ersten ursprünglichen Ausgabe, an jedem Anhalt, um aus diesen Irrsalen einen rettenden Ausweg, um aus der mephistophelischen Verneinung eine feste Bejahung zu gewinnen. Der Boden schwankt uns unter den Füßen. Mit vollem Recht sagte Jselin in der Beurtheilung dieses Romans im ersten Stück des sechsten Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, das Anstößigste sei, daß eine Reihe unbestimmter Stellen den Leser oft in Ungewißheit lasse, ob der Verfasser an die Tugend glaube oder nicht; seine Philosophie treffe oft den Heuchler auf eine solche Art, daß der Streich zugleich auch auf den wahren Tugendhaften falle; seine Philosophie scheine oft mit einer bösfertigen Freude sich mit Beobachtungen großzumachen, die, wenn sie richtig oder so allgemein richtig wären, als sie ausgesprochen sind, die Tugend leicht zu einem Schattenbild machen würden. Rügt doch selbst Gruber, der begeisterte Bewunderer der Wieland'schen Muse, in seiner Lebensbeschreibung Wieland's, daß man vergebens im ganzen Agathon nach einer Erklärung von Dem suche, was denn nun eigentlich die Tugend, was das höchste Gut sei!

Wie wäre eine so unklare Empfindungs- und Anschauungsweise im Stande, sich zu klarer und zwingender dichterischer Form zu gestalten? Don Sylvio ist matt und langweilig, selbst Agathon ist heut kaum noch lesbar. Ohne Vertrauen auf den unmittelbaren Eindruck der geschilderten Persönlichkeiten und Begebenheiten reflectirt Wieland unaufhörlich über seine Gedanken, wie Klopstock über seine Empfindungen; die Ansätze des Dichterischen sind überwuchert von

einer breit geschwätzigen Lehrhaftigkeit, der man es ansieht, daß die Erzählung nur den Werth eines Beispiels hat, das einen philosophischen Lehrsatz belegen und bewahrheiten soll. Das Motto des Romans heißt: „Quid virtus et quid sapientia possit, utile proposuit nobis exemplum“; was Tugend und was Weisheit vermag, lehrt uns hier eine nützliche Geschichte.

Ein höchst wichtiger Fortschritt war aber dennoch in diesen Romanen geschehen. Als sie erschienen, befand sich die deutsche Romandichtung im kläglichsten Zustand. Noch immer zehrte man von Uebersetzungen der aus der Schule von Richardson und Fielding, von Marivaux und Prevot hervorgegangenen englischen und französischen Romane. Es bedarf nur eines flüchtigen Blicks in die damalige Uebersetzungsliteratur (vergl. Koberstein's Grundriß, 25. Aufl. S. 350), um sofort zu ersehen, wie begründet es war, wenn Lessing in der Berliner Zeitung ärgerlich fragte, ob es erlaubt sei, blos darum, weil Richardson und Fielding ein gutes Vorurtheil für die englischen Romane erweckt habe, uns nun allen Schund aus dieser Sprache aufzudringen; auch die Romanverzeichnisse der ersten Jahrgänge der Allgemeinen Deutschen Bibliothek bieten fast nichts als Uebersetzungen. Gellert's schwedische Gräfin war ohne ebenbürtige Nachfolge geblieben, obgleich es an einzelnen Nachahmungen, unter welchen „Die Geschichte des Grafen von P.“ (1756) von Johann Gottlob Pfeil am meisten hervorragt, nicht gefehlt hatte. Justi's „Geschichte des Psammetichus, Königs von Aegypten“, ist eine lehrhafte Nachbildung von Fenelon's Telemach, und kann in die Reihe der Romane ebensowenig gestellt werden wie Loen's Begebenheiten des Grafen von Ribera. Musäus' Grandison der Zweite (1760) war eine Nachahmung des Don Quixote, noch bevor Wieland im Don Sylvio denselben Weg einschlug; aber sie war nur ein satirischer Angriff auf die krankhafte Empfindelei, welche die Richardson'schen Romancharaktere in das Leben überzutragen suchte; erst in der Umarbeitung von 1781 kann sie auf die Geltung eines selbstständigen Romans Anspruch machen. Alle Urtheilsfähigen stimmten in der Klage überein, daß der deutsche Roman noch durchaus nach

fremder Art zugeschnitten sei, daß der Deutsche in ihm noch keine Eigenthümlichkeit habe. So sprachen die Literaturbriefe und die Allgemeine Deutsche Bibliothek, so sprach Lessing, so Thomas Abbt, so Resewitz. Wieland aber erschuf eine solche neue eigenartige Gattung. Es ist sein unvergänglicher Ruhm, daß er der Erste war, welcher dem deutschen Roman eine ideale Grundlage und inneren Gehalt gab. Er verinnerlichte den Roman, welcher bis dahin nur an der niedrigsten stofflichen Spannung gehaftet hatte; er erhob ihn zur Darstellung seines geheimsten Seelenlebens, zur Darstellung innerer Bildungskämpfe.

Daher die glänzende Aufnahme, welche diese Romane sogleich bei Allen fanden, die für solche Dinge Blick haben. Begrüßten die Göttinger Gelehrten Anzeigen schon 1764 im hundertdreiundzwanzigsten Stück den ersten Band des Don Sylvio mit den Worten: „Wir zeigen dieses Buch mit demjenigen Vergnügen an, das man empfindet, wenn man von etwas in seiner Art recht vorzüglich Gutem reden kann," so wurde diese Gunst durch die viel bedeutendere Geschichte Agathon's noch erheblich gesteigert. Lessing nannte im neunundsechszigsten Stück der Dramaturgie den Agathon eines der unstreitig vortrefflichsten Werke des achtzehnten Jahrhunderts, einen Roman von klassischem Geschmack, den ersten und einzigen Roman für den denkenden Kopf. Sieben Jahre nach dem Erscheinen des Agathon schrieb Christian Friedrich von Blankenburg seinen „Versuch über den Roman. 1774", in welchem er es aussprach, daß es vornehmlich das Studium Wieland's gewesen, welches ihm die Einsicht gegeben, daß der gute Roman für uns das sei, was in den ersten Zeiten Griechenlands die Epopöe für die Griechen war, oder daß er es wenigstens für uns werden könne.

Und daher die fördernde Einwirkung des Agathon auch auf die Geschichte der Dichtung.

Zwar haben weder Wieland selbst noch seine nächsten Alters- und Strebensgenossen die künstlerischen Mängel, an welchen der Agathon krankt, überwunden. Zum Theil lehnte sich Wieland immer mehr und mehr an Sterne und suchte sich in die humoristische Art

Tristram Shandy's hineinzuempfinden, so daß er 1762 gegen Zimmermann den Plan äußerte, die Geschichte Alexander's des Großen humoristisch zu behandeln; zum Theil griff er nach anderen Richtungen aus und nahm in seinem Aristipp (1800) sogar einen Anlauf zum historischen Roman. Immer aber blieb er vorwiegend lehrhaft, satirisch und polemisch; und nur die Geschichte der Abderiten (1774—1781), über deren thatsächliche Beziehungen Bernhard Seuffert uns aufgeklärt hat, zeigt besonders in ihren ersten gelungensten Abschnitten, durch die frischen Genrebilder aus dem deutschen Kleinleben einen realistischen Zug, der noch heut seine Anziehungskraft bewährt. Wie seine ersten Romane der Kampf gegen die einseitige Tugendschwärmerei waren, so waren seine späteren Romane der Kampf gegen die überhandnehmenden Schwärmereien der religiösen und politischen Tagesstimmung. Und neben Wieland standen noch immer ungeschmälert die Nachwirkungen Richardson's und Fielding's. Von hier aus eroberte sich Johann Timotheus Hermes, ein schöngeistiger Geistlicher, Ansehen und Einfluß. Im Jahr 1766 hatte er seinen ersten Roman, die Geschichte der Miß Fanny Wilkes, in zwei Bänden herausgegeben; und in den Jahren 1770—1772 erschien sein berühmter fünfbändiger Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", der sich besonders deshalb eine so weite Verbreitung erwarb und zahllose Nachahmungen hervorrief, weil er die Leser in die heimischen deutschen Oertlichkeiten, Meinungen, Sitten und Zustände lebendig einführte und es weder an der nöthigen Empfindsamkeit und moralischen Salbung noch an den spannendsten und abenteuerlichsten Verwicklungen fehlen ließ. Richtig sagte Wieland in der Besprechung dieses Romans im Merkur (1776. 2, S. 105), man dürfe denselben nicht nach den Gesetzen dichterischer Composition beurtheilen, es sei vielmehr ein Buch, worin ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten alle seine Welt- und Menschenkenntniß, Alles, was er in seinem Kopf und Herzen mittheilungswürdig hielt, und hauptsächlich sein System über Moral und Religion in einer steten Abwechslung von Erzählungen, Gesprächen und Monologen vortrage. Es schien, als solle der deutsche Roman, nachdem

er soeben im Agathon einen erfreulichen Aufschwung genommen, wieder in die Unart der alten Lohenstein'schen und Happel'schen Romane zurückfallen. Unter dem hochklingenden Namen des philosophischen Romans war der Roman jener todte Gliedermann geworden, von welchem die Xenien sagen, daß er geduldig stillhalte, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehre.

Gleichwohl war das Beispiel des Agathon unverloren. Die schöpferische Fortbildung und Vertiefung, die Erfüllung und Wahrheit des Agathon ist Goethe's Wilhelm Meister.

Unbedingt verwerflich dagegen sind die mit Wieland's ersten Romanen gleichzeitig entstandenen komischen Erzählungen.

Es sind witzlose Frechheiten der niedrigsten Art. Wir können zur Entschuldigung derselben anführen, daß Wieland in dieser Nachahmung der sogenannten petite poésie der Franzosen nicht allein stand. Wir wissen, wie die Anakreontiker, an sich so reine und ehrbare Männer, oft sehr bedenklich in dieses schlüpfrige Gebiet hinüberstreiften. Selbst Lessing, welcher doch schon früh auf's schärfste an den Franzosen rügte, daß sie fast Alle ihren Witz mit Unzüchtigkeiten beschimpften, hat es nicht verschmäht, nicht blos in Jugendgedichten, sondern sogar noch in seiner Breslauer Zeit mit Lafontaine auch in dieser Beziehung in Wettstreit zu treten. Aber so weit wie Wieland ist Keiner gegangen; denn von Rost's gemeinen Zotengeschichten kann in wissenschaftlicher Literaturbetrachtung nicht füglich die Rede sein. In überschäumendem Muthwillen wollte Wieland sich schadlos halten für den mühsamen Zwang, den er seiner Natur in seinen christlichen Dichtungen angethan hatte. Er will, wie er am 29. August 1764 an Salomon Geßner schreibt, ein ehrlicher Nebenbuhler von Boccaccio, Lafontaine und Prior sein, und meint damit, die Schwermuthigen, die Tartüffes und die Mystiker ausgenommen, Allen zu gefallen, welche Gedrucktes lesen können. Die meisten dieser Erzählungen sind den griechischen Göttergeschichten entnommen. Aber wo bei den Alten gesunde Unbefangenheit, ist bei Wieland, der keine Faser antiken Geistes in sich trägt, nur lüsterne Begehrlichkeit. Es ist auch nicht einmal wahr, was Goethe

gesagt hat, wo die Franzosen zerstörend seien, sei Wieland nur neckend; es fehlt die leichte Beweglichkeit, welche allein solche Darstellungen erträglich macht. Wieland spielt und tändelt nicht anmuthig, er fällt ins Gemeine und verweilt grade bei den schmutzigsten Schilderungen mit sichtlichem Behagen; er wirkt um so anstößiger, je kälteren Blutes er dabei ist.

Das Aergerniß, welches diese Erzählungen gaben, war allgemein. Schon bei der ersten Anzeige derselben im ersten Stück des ersten Bandes der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften sagte der Recensent, sie überschritten so sehr alle Grenzen der Sittlichkeit und Tugend, daß sie kaum einem heidnischen Dichter zu vergeben sein würden; später sprachen die von Klopstock begeisterten Jünglinge des Göttinger Hainbundes sogar von Buhlgesängen und von verführten Mädchenseelen, die zum Himmel nach Fluch und Rache schreien. Wieland hat niemals diesen Einwürfen Recht geben wollen. Er wird in seinen Briefen aus jener Zeit nicht müde, sich auf Catull und auf das Vorbild des jüngeren Plinius zu berufen, der in seinen Mußestunden sich ebenfalls mit Gedichten dieser Art beschäftigt habe; er meint, die Uz, die Nicolai, die Lessing sollten, statt über ihn zu spotten, sich vielmehr freuen, daß er die Donquixoterien seiner tugendsamen Jugend verlassen und nun ihre Weissagungen erfüllt habe. Noch in späten Jahren ist Wieland in einer langen Abhandlung „Unterredung zwischen Wieland und einem Pfarrer“ als der Anwalt dieser Leichtfertigkeiten aufgetreten, obgleich er die schlimmste jener Erzählungen, Juno und Ganymed, in die Gesammtausgabe seiner Werke nicht wiederaufnahm und sie in mündlicher Unterhaltung mit Böttiger (Liter. Zustände und Zeitgenossen Bd. 1, S. 168) sogar eine teuflische Carricatur nannte. Niemand wird zu behaupten wagen, daß Wieland seine Vertheidigung gelungen sei, und um so weniger, als Wieland mit jenen Erzählungen auch die Verantwortlichkeit für ein Gezücht von Nachfolgern auf sich nahm, die sich auf ihn beriefen und in einer jedes Kunstwerthes baaren Gemeinheit endigten.

Trotzalledem lag hier der Keim, aus welchen sich grade die besten und anregendsten Leistungen Wieland's entwickelten.

Obgleich es Wieland nicht Wort haben wollte, die scharfen Angriffe, welche er erfuhr, hatten doch auf ihn tiefen Eindruck gemacht. Der Uebermuth zügelte sich, es stellte sich allmählich wieder das Gleichgewicht her.

Der erste dichterische Ausdruck dieser beginnenden Mäßigung war Musarion oder die Philosophie der Grazien. Die erste Conception reicht bis in das Jahr 1764 zurück; die Ausführung aber fällt erst in das Jahr 1768. Es ist wieder der alte Kampf gegen die falsche Tugendgleißnerei; das Siegende aber ist nicht die rohe Sinnlichkeit, sondern anmuthsvoller Lebensgenuß, Genügsamkeit und tägliches Behagen. Wieland pflegte noch in seinem Alter gern sich ganz ausdrücklich zu der Philosophie seiner Heldin zu bekennen; Musarion's Denkart, ihre Grundsätze, ihr Geschmack, ihre Launen seien die seinigen. In der Form jedoch stehen wir auch hier noch durchaus auf dem Standpunkt der früheren komischen Erzählungen. Wenn Schiller am 31. Juli 1787 an Körner schreibt, Wieland habe ihm gestanden, daß auch die erste Idee der Musarion einem fremden Muster entlehnt sei, so ist jetzt aus einem Brief an Geßner vom 29. August 1764 längst bekannt, daß dieses Muster die Alma Prior's war.

Je mehr diese Art kleiner dichterischer Erzählungen dem leichten und gewandten Formtalent Wieland's zusagte, um so natürlicher war es, daß er allmählich auch nach anderen und höheren Gattungen derselben ausschaute. Der übermüthige Sinnentaumel war gewichen; aber geblieben war, wie Goethe in seiner Rede zum Andenken Wieland's treffend sagt, die blühende Einbildungskraft, welche sich nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen wollte. Aus einem Briefe Wieland's an Zimmermann vom 4. Juli 1759 geht hervor, daß Wieland schon seit früher Zeit mit Ariost bekannt und vertraut gewesen. Nun erschienen in den Jahren 1763 und 1764 Johann Nicolaus Meinhard's „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter". Sehen wir, wie schmerzvoll Wieland

berührt wurde, als Meinhard schon 1767 jung starb, so kann kein Zweifel sein, daß dieses Buch, das auch Lessing in den Literaturbriefen auf's wärmste empfahl, auf ihn nachhaltig eingewirkt und seine alte Liebe zu Ariost neu angefacht hatte. Der Dichter der Musarion brachte dem bunten Märchengewebe Ariost's und dessen heiterer und feinsinniger Lebensfreude und schalkhafter Ironie die innigste Seelenverwandtschaft entgegen.

In Ariost fand Wieland sein eigenstes Wesen wieder; nur durchgebildeter und künstlerisch schönheitsvoller.

Den Versuch zu wagen, ob man in unserer Sprache auch Ariost sein, d. h. ob man Ariost in Hinsicht der Laune, des Stils, der Lebhaftigkeit und der Versification erreichen könne, war, wie Wieland selbst gegen Zimmermann am 3. December 1767 gesteht, fortan seine höchste Absicht.

So kam es, daß Wieland, der bereits den deutschen Roman zu einer höheren Entwicklungsstufe emporgehoben hatte, nunmehr der deutschen Dichtung auch das romantische Epos eroberte; die einzige epische Form, welche den neueren Zeiten noch möglich ist.

Nach dieser Seite hin ist „Idris und Zenide", ein Gedicht, das sich sogleich auf seinem Titel als ein „romantisches" ankündigt, eine tiefgreifende geschichtliche Wendung. Es ist in den Jahren 1766 und 1767 entstanden. Wieland selbst nannte es in der Widmung der ersten Ausgabe an Riedel „eine abenteuerliche Composition von Scherz und Ernst, von heroischen und komischen Ingredienzien, von Natürlichem und Unnatürlichem, von Pathetischem und Lächerlichem, von Witz und Laune, ja sogar von Moral und Metaphysik". Eine helle sonnige Stimmung, eine üppige wollüstige Luft liegt über dieser phantastischen Schilderung eines erträumten Ritter- und Feenlebens, welche den Reiz eines süßen und ungebundenen Nichtsthuns, den Zauber lockenden Sinnengenusses heiter und anmuthsvoll vorführt. Freilich fehlt bei Wieland die liebenswürdige Unbefangenheit Ariost's. Wieland ist und bleibt frech und lüstern. Aus allen Ecken und Enden lugt der alte unverbesserliche Satyr, obgleich in der Figur Itiphall's diese Satyrnatur selbst parodirt

und durch eingeschaltete lehrhaft moralisirende Betrachtungen die gaukelnde Phantasie immer wieder auf ernste Wege gelenkt werden soll. Doch eine neue, bis dahin in der deutschen Dichtung noch nie gehörte Tonart war angeschlagen. Es entfaltete sich eine Frische und Beweglichkeit der Phantasie, wie sie keinem anderen gleichzeitigen Dichter eigen war. Der Reim, in seinem Ansehen durch Klopstock und dessen Schule bedeutend erschüttert, kam wieder zur Geltung. Es war zwar nur eine sehr freie und ungefüge Nachahmung der italienischen achtzeiligen Stanzen, in welche Wieland seine romantische Dichtung kleidete; aber wie ganz anders umschmeichelte das Ohr der weiche Wohllaut dieser Verse als das rauhe Odengeklapper, welches noch überall sein spukhaftes Wesen trieb!

Doch neben dieser gefälligen und leichten Production forderte in Wieland's vielseitiger und beweglicher Natur auch ein anderer Trieb sein Recht: Der didaktische, der sich ja schon in dem Jüngling so stark geregt hatte. Seit 1769 war Wieland zu seiner großen Befriedigung der Kanzleiarbeit in Biberach entrückt und als Professor an der mainzischen Universität Erfurt angestellt. Hier, wo er neben einer nicht allzu eifrigen öffentlichen Lehrthätigkeit sich auch mit Privatunterweisung beschäftigte, verfaßte er den politisch-didaktischen Roman: „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian“ (1772), wohl schon in der geheimen Absicht, die Aufmerksamkeit der Höfe auf sich zu lenken. Schon in früher Zeit war es, worauf Bernhard Seuffert hingewiesen hat, ein gern von ihm gepflegter Gedanke, Erzieher eines Prinzen zu sein und diesen auf seinen Beruf vorzubereiten. Nun trug jener Roman wohl zu einem wesentlichen Theil dazu bei, ihm, der längst durch seine „galante“ Poesie die Gunst der höheren Kreise gewonnen, auch den Ruf des Kenners der politischen Welt und der Aufgaben eines Fürsten zu gewinnen. Für den Fortschritt der Literatur ist der „goldene Spiegel“, der bedenklich an die didaktischen Romane des siebzehnten Jahrhunderts erinnert, ohne Bedeutung; aber indem er die Bekanntschaft des Dichters mit der Herzogin-Regentin Anna Amalie von Sachsen-Weimar vermittelte, wurde er in der Entwicklung unseres literarischen

Lebens doch ein wichtiger Merkstein. Im Jahr 1772 siedelte Wieland, als Erzieher Carl August's und seines Bruders Constantin, nach Weimar über, und damit begann das einzigartige geistige Leben dieser kleinen Fürstenstadt. Für Wieland selbst wurde dies der Anlaß, die bisherigen Ausschreitungen seiner Production einzudämmen und sich einer gleichmäßigeren und einheitlicheren Dichtweise hinzugeben. Besonders seit dem bald beginnenden Zusammenwirken mit Goethe und Herder, seit der 1773 erfolgenden Begründung des „Deutschen Merkur", einer für den gebildeten Mittelstand berechneten Zeitschrift, wurde eine weise und gemäßigte, dabei ungezwungene Lebens- und Dichtart immer mehr das Ideal und die Richtschnur Wieland's. Auf diesem Standpunkte gelang es ihm, seine befriedigendsten Werke zu schaffen. Die Abderiten haben wir schon erwähnt; in der Art des Musarion und „Idris" folgten eine größere Anzahl romantischer Erzählungen.

Wenn Goethe einst Eckermann (11. April 1827) erzählte, daß in den ersten Jahren des Weimarer Zusammenlebens viele dieser kleinen Erzählungen Wieland's unmittelbar auf seine Anregung geschrieben seien, so beweist dies, daß auch Goethe der Meinung war, hier liege Wieland's liebenswürdigste und eigenthümlichste Begabung.

Wie für die früheren komischen Erzählungen Lucian und die alten Mythenerzähler, so dienten für diese romantischen Dichtungen besonders die französischen Ritter- und Feenmärchen der Bibliothèque universelle des Romans und die französischen Bearbeitungen der Tausend und Einen Nacht, welche in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich große Gunst gewonnen hatten, als Quelle. Schiller meldet in einem Brief an Körner vom 31. Juli 1787, daß Wieland's Bibliothek wie aus englischen Romanen, so hauptsächlich aus französischen Fabliaux und italienischen Dichtern bestand. Kein Einsichtiger wird Wieland aus diesen Entlehnungen einen Vorwurf machen, das Wesen dieser Dichtart bedingt sie; hat doch Meister Ariost selbst meist aus fremder Ueberlieferung geschöpft! Aber allerdings hat Wieland mit diesen französischen Quellen auch die störenden Rococoschnörkel in den Kauf genommen.

Auch viele dieser romantischen kleinen Erzählungen leiden noch ärgerlich an der alten Unart sinnlichen Kitzels. Erzählungen wie die „Wasserkufe“ sind schwerlich zu rechtfertigen. Einige derselben aber sind von lieblicher Anmuth, obgleich zudringliche Lehrhaftigkeit auch hier die reine dichterische Wirkung nicht selten beeinträchtigt. Gedichte, wie „Gandalin oder Liebe um Liebe (1776)“, „Geron der Adliche (1777)“, „Pervonte oder die Wünsche (1778)“, besonders wenn man in diesem Märchen den später hinzugefügten abschwächenden dritten Theil wieder ausmerzt, sind ungerecht vergessen.

Und vor Allem wird Oberon (1780) immer eines der kostbarsten Besitzthümer unserer Literatur bleiben. Hier erhob sich Wieland, den seine ganze Geistesart durchaus auf die epische Dichtung hinwies, von der novellistischen Erzählung wirklich zur Höhe des Epos empor, freilich nicht des klassischen, homerischen, sondern des romantischen, ariostischen. Eine Fülle plastischer Bilder ist hier lebhaft und eindrucksvoll dargestellt und mit einem Reichthum von Geist und Empfindung umkleidet, der alle Seiten von Wieland's eigenem Wesen zum Ausdruck bringt. Wohl hält sich der Dichter auch hier an fremde Vorbilder; allein er hat sowohl den aus Chaucer und Shakespeare entnommenen Elfengestalten Oberon's und Titania's als auch den aus altfranzösischer Quelle stammenden Thaten und Erlebnissen Huon's von Bordeaux erst die tiefere menschliche Bedeutung gegeben. Als Goethe diese Dichtung gelesen hatte, überschickte er dem Dichter einen Lorbeerkranz und schrieb an Lavater die berühmten Worte: „Wieland's Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.“ Und dieses Urtheil behält Bestand, wenn auch die Verflechtung der verschiedenen, einander ursprünglich ganz fremden Fabeln, auf welche Wieland in der Vorrede grade den meisten Werth legt, nur lose und schwach ist. Wohl konnte Wieland mit Recht sagen, daß die Geschichte Hüon's und Rezia's für die Versöhnung Oberon's und Titania's unentbehrlich sei: nicht aber, daß auch das umgekehrte Verhältniß obwalte; im Gegentheil Oberon's Eingreifen schwächt eher, wie schon Goethe gegen

Eckermann an einem Beispiel zeigte, das Interesse und unterbricht störend die Handlung. Auch wird die geistvolle Anmuth und Behaglichkeit der Ausführung, welche den ersten zehn Gesängen ihren unvergleichlichen Reiz giebt, in den beiden letzten sehr bedauerlich überhastet.

Mit dem „Oberon“ hatte Wieland die Höhe seines Schaffens erreicht. Seine letzten Jahrzehnte sind für die Geschichte der deutschen Dichtung ohne Bedeutung, so tief sie auch in die allgemeine Zeitbildung eingriffen.

Die Art, wie Wieland das Alterthum im „Peregrinus Proteus“, in den „Göttergesprächen“, im „Agathodämon“, im „Aristipp“ darzustellen fortfuhr, konnte keinen Werth mehr beanspruchen, nachdem eine unvergleichlich tiefere Auffassung der Antike durch Goethe und Schiller, Friedrich August Wolf und Wilhelm Humboldt zur Geltung gekommen war. Wichtiger waren die Uebersetzungen von Horaz' Episteln, von Lucian, von Cicero's Briefen. Durch den „Merkur“ wirkte Wieland bis 1810 auf das deutsche Publikum. Nicht in der stolzen Resignation Klopstock's, sondern erfüllt von friedlicher und neidloser Anerkennung eines neuen Zeitalters starb Wieland am 20. Januar 1813. Goethe hielt ihm in der Weimarer Loge die Grabrede, die nicht nur Freundschaft, sondern auch das Bewußtsein gemeinsamen Strebens ausdrückte.

Sicherlich aber hat das lebende Geschlecht Recht, wenn es zu Wieland kein lebendiges inneres Verhältniß mehr anerkennt, wenn es von allen seinen zahlreichen Schriften fast nur noch drei oder vier kleinere Erzählungen und den Oberon genießbar findet. Man weiß, wie entschieden bereits Schiller in seiner klassischen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung gegen das Lüsterne in Wieland's Dichtungen sich aussprach, und wie herb er in dem Briefe an Körner vom 1. Mai 1797 Wieland geradezu das poetische Genie absprach, und nur Witz und Beredsamkeit zuerkannte. Man weiß, wie besonders auch die Romantiker, die sich doch in vielen Richtungen auf Wieland stützten, ihn auf's ärgste mißhandelten. Die staunenerregende Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit Wieland's ist

nicht ein Zeugniß seines Reichthums, sondern nur ein Zeugniß seiner Gedankenenge, die, weil sie selbst nichts zu sagen hat, immer nur von fremden Anempfindungen zehrt. Und eben wegen dieser Gedankenenge ist auch Wieland's Humor veraltet; er weiß das Sinnliche nicht in die Höhe des unendlichen Weltzusammenhanges hinaufzuheben, sondern er verliert sich entweder in das Verfängliche oder er stellt dem Sinnlichen in ungelöstem Zwiespalt nur trockene Lehrhaftigkeit gegenüber.

Trotzalledem bleibt Wieland das große geschichtliche Verdienst, daß er das poetische Ideal der Deutschen, das durch Klopstock auf verhängnißvolle Irrwege geführt war und das Lessing vorzugsweise nur nach der dramatischen Seite pflegte und ausbildete, gekräftigt und bedeutend erweitert hat.

Von Wieland insbesondere gilt, was Goethe von Sterne sagt, er sei in Nichts ein Muster und in Allem ein Andeuter und Erwecker.

---

3. Lessing.

a. Lessing's Dramen und dramaturgische Zeitschriften.

Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von Lessing redet. Lessing ist der mannhafteste Charakter der deutschen Literaturgeschichte. Sein Leben und Streben war ein unablässiges Kriegen und Siegen.

Oft liebte Lessing den Krieg nur um des Krieges willen. Aber Lessing wirkte reinigend und fortbildend, auch wo er blos verneinend war. Das zermalmende Strafgericht, welches er an den Lange, Klotz und Göze vollzog, wurde ein heilsamer Schreck für Alle, welche den hehren Tempel der Kunst und Wissenschaft durch schnöden Trödelmarkt oder nichtigen Scheindienst entweihten. Auch im übermüthigsten Spott war Lessing immer nur von dem tiefsten Ernst sittlicher Begeisterung getragen. Gar Mancher dünkt sich ein Lessing und ist doch nur ein Thersites.

In allen jenen großartigen Entwicklungskämpfen, durch welche das achtzehnte Jahrhundert die Deutschen so überraschend schnell aus der Schmach der kläglichsten Erniedrigung zum gebildetsten und geistig freisten Volk der Erde emporhob, stand Lessing immer in vorderster Reihe. Nach allen Richtungen pflanzte er das Banner der neuen Zeit auf; so fest und unerschütterlich, daß im Hinblick auf die Verirrungen der späteren Geschlechter Gustav Kühne treffend gesagt hat, fortschreiten heiße jetzt in vielen Dingen nichts anderes als auf Lessing zurückgehen. Und diese Wahrheit bleibt ungeschmälert, wenn sich auch zeigen sollte, daß selbst Lessing sich den Schwächen und Schranken der von ihm bekämpften Anschauungen und Ueberlieferungen nicht immer völlig zu entziehen vermocht hat.

Lessing's Krieg und Sieg war die Eroberung unserer klassischen Dichtung, war die Besitznahme der freien Wissenschaft und die Einführung derselben in die allgemeine Sitte und Denkart.

So tief und vielseitig aber die Thätigkeit Lessing's war, am unmittelbarsten durchgreifend war dennoch die Machtwirkung seines dramatischen Schaffens und Lehrens.

Was Lessing dem deutschen Drama als Dichter, was er ihm als kritischer Kunstlehrer geworden, erhellt schlagend aus der Thatsache, daß zwischen Gottsched's sterbendem Cato und Goethe's und Schiller's unsterblichen dramatischen Meisterwerken nur ein Menschenalter liegt. Wie war dieser wundergleiche Umschwung möglich? Es giebt nur eine einzige Antwort. Dieses Menschenalter war das Leben und Wirken Lessing's.

Es ist unglaublich, wie roh und verkommen noch immer die deutschen Bühnenzustände bei Lessing's erstem Auftreten waren. Um so überraschender und bewunderungswürdiger ist es, daß es trotzalledem das Drama war, welches in Deutschland unter allen Dichtarten zuerst ein richtiges und sicheres Stilgefühl gewann.

Freilich rühmte sich Wien schon seit 1720 einer stehenden deutschen Bühne. Aber nichts als burleske Stegreifspiele; theils von der eigenen Erfindung der Schauspieler, theils nach spanischen, italienischen und französischen Scenarien. Jeder Schauspieler hatte

seine eigene ständige Charaktermaske; Prehauer war Hannswurst, Leinhaß Pantalon, Kurz hatte sich einen eigenen Narrencharakter unter dem Namen Bernardon erschaffen, der einen jungen ungezogenen liederlichen Buben vorstellte. (Vgl. Reichardt's Theaterkalender 1776. S. 148 ff.) Um die Mitte der vierziger Jahre hatte man es eine Zeitlang mit den sogenannten regelmäßigen Stücken der Gottsched'schen Schule versucht und sich zu diesem Behuf mit einigen guten Kräften der Neuber'schen Gesellschaft verstärkt. Bald aber wucherte das alte Uebel wieder in üppigster Blüthe; auch diese regelmäßigen Stücke wurden nur als Unterlage der altgewohnten Hannswurstiaden benutzt und mit Bernardon's Lustbarkeiten ausgestattet. Noch 1763 wurde selbst in Miß Sara Sampson an die Stelle des Diener Norton der Hannswurst eingeschoben.

Und in Berlin stand es nicht besser. Friedrich der Große hielt von 1740—1756 eine französische Truppe, welche alle Mittwochabende auf einer kleinen, im Kurfürstensaal des Schlosses eingerichteten Bühne spielte; die Mitglieder waren trefflich; alle beliebtesten Dramen Molière's, Corneille's, Racine's, Regnard's und Marivaux' kamen zur Aufführung. Das deutsche Theater dagegen blieb lediglich dem Zufall und der elendesten Spekulation überlassen. Eckenberg, der sogenannte „starke Mann", ursprünglich Seiltänzer und Luftspringer, spielte theils im Rathhause, theils in Buden auf dem neuen Markt und Spittelmarkt; Peter Hilferding, unter dem Namen Pantalon de Bisognosi bekannt, spielte in einer Bude auf dem Dönhofsplatz. Auch hier nichts als Burlesken und die alten Haupt- und Staatsactionen. Zuweilen wanderten bessere Truppen zu; aber ohne Dauer und ohne Erfolg. Im Januar 1743 kam Schönemann. Die Truppe war in ihrer Art vorzüglich; außer Schönemann selbst bestand sie aus Schauspielern wie Ekhof, Heyderich, Krüger und Frau Rainer. Es wurde alles Beste gespielt, was damals vorhanden war. Von deutschen Dramen wurden gegeben: Canut von Johann Elias Schlegel, Cato von Gottsched, der Hypochondrist von Quistorp, das Testament von Frau Gottsched, die Gellert'schen und Krüger'schen Stücke; in Uebersetzungen Zaire,

Alzire und Mahomet von Voltaire, der Geizige, der Tartüffe und die erzwungene Heirath von Molière, die meisten Stücke von Corneille, Regnard und Marivaux. Wie aber war die Aufnahme? In einem Brief an Gottsched vom 3. Mai 1743, den Danzel anführt, klagt Schönemann, daß das Vorurtheil des Königs gegen die deutschen Dichter und Schauspieler nie in Berlin ein deutsches Schauspiel aufkommen lassen werde; das deutsche Schauspiel sei in Verachtung, weil es nicht gelinge, den König zum Besuch desselben zu bewegen. Und welch seltsames Licht wirft es auf Sitte und Bildung, wenn Schönemann in der Vorrede seines 1748 von ihm herausgegebenen Repertoirs mit tiefster Entrüstung erzählt, daß dieselben Herren, „welche seidene Kleider nach französischem Schnitt, reiche Westen und Federhüte tragen, im Schauspielhause den Tabaksrauch auf die frechste Weise um sich her ausschütten, ganze Wolken desselben auf die Bühne jagen und die spielenden Personen darin einhüllen"; eine Schilderung, welche durch Mylius' Bericht im ersten Stück von Lessing's Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, daß selbst auf der französischen Hofbühne im Schloß, wenn der König nicht zugegen sei, der Lärm des Amphitheaters und des Parterre den Schauspieler übertäube, traurig bestätigt wird! Ackermann brachte es im Mai 1755 nur auf acht Vorstellungen; die Einnahme betrug kaum vierhundert Thaler. Nach dem Tode Eckenberg's und Hilferding's trieben die beiden Schuch, Vater und Sohn, das alte Unwesen ungestört weiter; sechs Hanswurstiaden, berichten die Zeitgenossen, kamen immer auf ein regelmäßiges Stück. „In der größten deutschen Residenzstadt, wo die vortrefflichsten deutschen Genies, ein Sulzer, Moses Mendelssohn, Ramler, Lessing und Nicolai sich aufhalten", sagt Friedrich Löwen noch 1766 im vierten Bande der Geschichte des deutschen Theaters, „hat mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß grade die schlechteste Truppe ihre Bühne."

Es ist der Aufschrei eines tiefverstimmten Herzens, wenn Lessing im einundachtzigsten Literaturbrief ausruft: „Wir haben kein Theater, wir haben keine Schauspieler, wir haben keine Zuhörer. . . . . Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne, da der Deutsche kaum

Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt, da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen. Doch lassen Sie uns recht aufrichtig sein. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussieht, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bei welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war ꝛc. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im Geringsten ähnlich wäre und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen?“

Der letzte Grund dieser Erbärmlichkeit war die Erbärmlichkeit der dramatischen Dichtung selbst. Wie kann die Schauspielkunst, wie kann die lebendige Wirksamkeit der Bühne gedeihen, wenn die unerläßliche Grundlage einer guten und volksthümlichen Bühnendichtung fehlt? Wie aber hätten die französischen Uebersetzungen, wie hätten zumal die französirenden Nachahmungen aus der Gottsched'schen Schule diesen Mangel ersetzen können? Weil die Bühne auf dem lebendigsten gesellschaftlichen Wechselverkehr mit dem Zuschauer ruht, kann sich, wie die Theatergeschichte aller neueren Völker vollauf bezeugt, auf ihr zwar zeitenweise die platteste Natürlichkeit, nie aber die hohle Gespreiztheit eines gemachten und unwahren Idealismus einbürgern. Den Franzosen waren Corneille und Racine ächte Volksdichter; unter dem Spiegelbild der alten Geschichte und Sage verherrlichte ihre Tragödie die Macht und Größe des eigenen

Vaterlandes, die Feinheit französischer Sitte und Bildung, und auch die antikisirende Form war so sehr mit dem vorwiegend romanischen Volksnaturell verwachsen, daß sie bis auf den heutigen Tag in Frankreich noch ihre ungeschwächte Geltung und Anziehungskraft behauptet. Den Deutschen aber waren diese Empfindungen und Darstellungsformen durchaus fremdartig, nur zufällig und willkürlich aufgezwungen. Wie also mußten Uebersetzungen wirken, denen die Bibliothek der schönen Wissenschaften (Bd. 1, St. 1, S. 59) mit Recht vorwarf, daß sie die Sentiments, die ein Franzose edel, prächtig, nachdrücklich gesagt habe, im Deutschen pöbelhaft gemein, matt und unverständlich ausdrückten? Wie die deutschen Nachahmungen, von denen es ebendaselbst (Bd. 3, St. 1, S. 87) heißt, daß diejenigen Stücke, welche in Frankreich mittelmäßig und schlecht genannt werden, gleichwohl die besten deutschen ungemein übertreffen? Von Tag zu Tag zeigte es sich immer unabweislicher, daß die dramatische Richtung Gottsched's nur eine gewaltsame, eine todtgeboren gelehrte war, ohne Zusammenhang mit dem Leben, ohne packende Kraft und Erhebung. Auch Theaterunternehmer wie Schönemann und Koch und Ackermann sahen sich genöthigt, zuweilen wieder zu den alten Haupt- und Staatsactionen und zu den vielbeliebten Hanswurstiaden zurückzugreifen.

Auf der sogenannten gereinigten Bühne Gottsched's eine erkünstelte Idealität, der alle Volksthümlichkeit, ja alle Naturwirklichkeit fehlte; auf der Volksbühne zwar Volksthümlichkeit und Naturwirklichkeit, aber von Grund aus verpöbelt und aller klärenden Idealität beraubt.

In allen Dichtarten war das bewußte und rastlose Streben rege, den verderblichen und unnatürlichen Gegensatz zwischen der Kunstdichtung, welche in ihrer Idealitätsforderung berechtigt, aber in ihrer einseitigen Anlehnung an die Franzosen und in ihrer vornehmen Abwendung vom Volksleben entartet und verflacht war, und zwischen der Volksdichtung, die in ihrer Eigenart nicht minder berechtigt war, aber in ihrer schmachvollen Erniedrigung allen künstlerischen Sinn eingebüßt hatte, wieder aufzuheben und das seiner innersten

Natur nach Zusammengehörige und Untrennbare zu seiner naturgemäßen Einheit und Versöhnung zurückzuführen. Und im Drama, wo dieser unnatürliche Gegensatz am schroffsten und empfindlichsten war, hätte derselbe noch länger Bestand haben können?

Lessing's großartige Bedeutung in der Geschichte des deutschen Dramas ist, daß er diese große Aufgabe der Versöhnung des künstlerisch Idealen und des eigenartig Volksthümlichen, welche die Bremer Beiträger, die Rabener und Gellert, die Hallesche Dichterschule und selbst Klopstock in den anderen Dichtarten nur höchst unzulänglich gelöst hatten, zur entscheidenden und für immer maßgebenden Lösung brachte. Lessing wurde der Retter und Begründer des deutschen Dramas, weil er die Natur dieser Aufgabe tiefer und klarer erkannte als alle die Anderen, und weil es ihm gelang, seiner kritischen Einsicht durch dichterische That wirksamen Nachdruck zu geben.

Wer einen Einblick in die Bildungsmühen großer Geister hat, wird sich nicht wundern, daß Lessing nur sehr allmählich, nur Schritt vor Schritt, sich die Höhe seines Standpunktes eroberte. Selbst Danzel, der treffliche Biograph des jugendlichen Lessing, ist nicht von dem Fehler freizusprechen, daß er zuweilen bereits den Jugendjahren Lessing's die Tiefe der Erkenntniß und die Reife des dichterischen Schaffens unterlegt, welche erst die schwere Errungenschaft seines Mannesalters waren.

Gotthold Ephraim Lessing, am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Lausitz geboren, war Michaelis 1746 von der Fürstenschule zu Meißen auf die Universität Leipzig gekommen, von welcher damals in der That das Wort galt, das Lessing später bei der Herausgabe der Schriften seines Jugendfreundes Mylius aussprach, daß man daselbst beinah nichts so zeitig lernte als ein Schriftsteller zu werden. Wie verlockend für einen jungen feurigen und ehrgeizigen Kopf, dem bereits in dem engen Bezirk seiner klösterlichen Schule Theophrast, Plautus und Terenz seine Welt gewesen waren, und der überdies das gefährliche Glück hatte, daß sogleich eines seiner ersten Stücke, „Der junge Gelehrte", von der besten Truppe seiner Zeit, von der Truppe der Frau Neuber, als theatralisches Ereigniß, als das

Aufgehen einer neuen Sonne begrüßt wurde! Aber die Wege, welche der begabte Jüngling wandelte, waren zunächst doch nur die alten ausgefahrenen Gleise. Wie der junge Lessing als Lyriker sich fast ausschließlich in jener kalt tändelnden Anakreontik bewegte, welche so eben von Gleim ausgegangen war, so daß ihm nur sehr vereinzelt ein frischer Liederklang, wie jenes noch heut gesungene Trinklied „Gestern, Brüder, könnt Ihr's glauben, Gestern bei dem Saft der Trauben, Stellt Euch mein Entsetzen für, Gestern kam der Tod zu mir" frei aus der Brust ertönt, und wie der junge Lessing sich arglos im Lehrgedicht und in Fabeln und komischen Erzählungen versuchte, in diesen aber hinter seinen Mustern weit zurückblieb, so gilt auch von seinen Lustspielen aus den Jahren 1747—1750 durchaus das Urtheil, das Karl Lessing in der Biographie seines großen Bruders über einige von Lessing selbst später verworfene Stücke aus dieser Zeit ausspricht, daß man schwerlich aus ihnen den Dichter der Minna von Barnhelm prophezeien konnte. Angesichts der faden und unsauberen Lustspieldichtung, welche damals den Tagesruhm hatte, ist es freilich begreiflich, daß selbst ernste Männer, wie der Göttinger Theologe Michaelis, rühmen mochten, diese Lustspiele verdienten den besten Werken der Ausländer an die Seite gesetzt zu werden; aber rein künstlerisch betrachtet ist es nichtsdestoweniger richtig, wenn Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung sagt, daß sie den geistlosen Charakter der Natur büßen, den sie zum Stoff ihrer Satire erwählten. Der Dialog ist munter, aber oft noch von verletzender Roheit; die Handlung sucht zu spannen, ist aber in Schürzung und Lösung meist noch sehr äußerlich und willkürlich und mühsam aus alten und neuen Mustern zusammengelesen; die Charakterzeichnung ist bereits emsig um Naturwahrheit und Bühnenwirksamkeit bemüht, vermag aber das starr Schematische der überkommenen Lustspielcharaktere noch nirgends lebendig zu durchbrechen. Von Trauerspielversuchen dieser Zeit liegen nur Bruchstücke und Entwürfe vor; aber sie sind hinreichend, um zu bezeugen, daß, wenn Lessing auch bereits die Schwäche der Ausführung, wie sie in der Gottsched'schen Schule herrschte, durchschauen

mochte, doch die Grundanschauung selbst, der Glaube an die bindende Urbildlichkeit der französischen Tragik, von ihm noch nicht im mindesten in Frage gestellt wurde. Beleg dieses nachwirkenden Gottschedianismus ist selbst der aus dem Jahr 1749 stammende Trauerspielentwurf „Henzi", obgleich man grade diesen oft als beginnende Neuerung zu betrachten pflegt. Der erste Akt und ein Theil des zweiten wurden 1753 im zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten der „Briefe" veröffentlicht. Wie es thöricht ist, in diesem Entwurf eine geschichtliche Freiheitstragödie im modernen Sinn erblicken zu wollen, da doch Lessing selbst in den Briefen sagt, daß er nur ganz allgemein „den Aufrührer im Gegensatz mit dem Patrioten und den Unterdrücker im Gegensatz mit dem wahren Oberhaupt" schildern wollte, so ist es auch thöricht, hier von der keimenden Hinneigung zum bürgerlichen Trauerspiel zu sprechen. Das unverkennbare Muster war „Das gerettete Venedig" von Otway. Es sind nicht einfache Bürger, welche hier auftreten, sondern „Standespersonen", Staatsmänner. Treffend sagen schon 1755 die „Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens" im sechsunddreißigsten Stück, daß, wolle man Lessing's Henzi deswegen nicht zu den heroischen Trauerspielen rechnen, weil der Held kein König oder kein Fürst sei, auch Addison's und Gottsched's Cato nicht ferner zu dieser Klasse gerechnet werden dürfe. Und wie in der Wahl des Stoffs, so hält Lessing sich auch in der Art der dichterischen Behandlung mit ausgesprochener Bewußtheit noch streng an alle Förmlichkeiten der französischen Bühnengesetze, namentlich auch an das Gesetz der sogenannten drei Einheiten. Im ironischen Hinblick auf die durch Bork's Uebersetzung des Shakespeare'schen Julius Cäsar ausgebrochenen Streitigkeiten sagt Lessing zur Vertheidigung seines Entwurfs spottend, gewisse große Geister allerdings würden diese kleinen Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben, die anderen Anfänger aber in der Dichtkunst müßten sich denselben nun schon unterwerfen. Auch den Alexandriner hält Lessing hier unverändert fest, während er schon 1748 in dem Trauerspielfragment „Giangir oder der verschmähte Thron" wenigstens den Reim aus dieser Versart verbannt

hatte. Eine Neuerung ist „Henzi“ nur insofern, als der Stoff unmittelbar aus der Zeitgeschichte entlehnt oder, um die eigenen Worte Lessing's zu gebrauchen, gar so neu war; dies ist auch der einzige Punkt, gegen welchen sich Lessing vertheidigt. Ja, so sehr ist Lessing in dieser Zeit noch Gottschedianer, daß er in seiner „Tarantula“ eine ächt Gottsched'sche Parodie der Oper schrieb.

Den ersten Regungen abweichender Anschauung begegnen wir in der dramaturgischen Zeitschrift, welche Lessing als einundzwanzigjähriger Jüngling unter dem Titel: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Stuttgart bei Johann Benedict Metzler. 1750“ in Verbindung mit seinem Freund Mylius herausgab. In dieser Zeitschrift ist das emporstrebende Neue und das überlieferte Alte in sichtbarem Kampf; schließlich aber behauptet das Alte doch auch hier noch das Uebergewicht.

Besonders lehrreich tritt diese Doppelseitigkeit in der im October 1749 geschriebenen Vorrede hervor. Wie klar und scharf, wie herausfordernd kriegerisch wird hier bereits die Ausschließlichkeit der Nachahmung der Franzosen gerügt; das deutsche Theater sei dadurch zu einer Einförmigkeit gebracht, die man auf alle mögliche Art zu vermeiden sich hätte bestreben sollen! Zur Hebung dieser Einförmigkeit wird vor Allem auf die drei großen griechischen Tragiker und auf Aristophanes, Plautus, Terenz und den Tragiker Seneca verwiesen. „Von den Stücken der neueren Ausländer aber,“ fährt Lessing fort, „werden wir nur solche übersetzen, die in Deutschland bisher am wenigsten sind bekannt gewesen, und die man als Muster in ihrer Art ansehen muß. Wir werden besonders unser Augenmerk auf das englische und spanische Theater richten. Shakespeare, Dryden, Wicherley, Vanbrugh, Cibber, Congreve sind Dichter, die man fast bei uns nur dem Namen nach kannte, und gleichwohl verdienen sie unsere Hochachtung sowohl als die gepriesenen französischen Dichter. Ebenso ist es mit dem Lopez de Vega, Augustin Moreto.... und Andern.“ Ja, wir hören hier bereits jene bedeutungsvolle Aeußerung, welche zehn Jahre später in den Literaturbriefen so viel Aufsehen erregte: „Das ist gewiß, wollte der Deutsche in der dra-

matischen Poesie seinem eignen Naturelle folgen, so würde unsere Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen.“ Und Lessing setzt zu dieser Aeußerung hinzu: „Von unsern alten theatralischen Stücken haben Viele einen allzu verächtlichen Begriff. Es ist wahr, sie sind wenig regelmäßig, sie haben wenig von den Schönheiten, die itzt Mode sind; allein wer vielen von ihnen den Witz, das ursprünglich Deutsche und das Bewegende abspricht, der muß sie entweder nicht gelesen oder seinen Geschmack allzusehr verekelt haben.“ Wie nahe scheint Lessing schon seinem Ziel zu sein und wie weit entfernt von ihm ist er gleichwohl noch! Denkt man an jene berühmte Stelle in den Literaturbriefen, in welcher Lessing alle Verdienste Gottsched's um das deutsche Theater leugnet und mit dem trotzigen Uebermuth eines neuen Parteihauptes die tief einschneidende Behauptung aufstellt, es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte, so macht es einen seltsamen Eindruck, wenn Lessing in dieser Vorrede Gottsched an die Erfüllung seines Versprechens, eine Geschichte des deutschen Theaters zu schreiben, „mit unruhigem Verlangen“ erinnert, weil „Gottsched sehr geschickt dazu sein und seine Verdienste, die er unwidersprechlich um das deutsche Theater habe, dadurch zu ihrer vollkommenen Größe“ steigern würde. Diese schmeichelnde Anerkennung Gottsched's war von Seiten Lessing's durchaus nicht blos leere Höflichkeit. Mit dieser Anerkennung steht es im vollsten Einklang, wenn in derselben Vorrede die französische Lehre von den drei Einheiten nicht nur nicht im mindesten bezweifelt, sondern unter die ersten, selbst dem Schüler bereits bekannten Anfangsgründe der dramatischen Kunst gestellt wird. Und die Ausführung der Zeitschrift selbst verfolgt dieselbe Richtung. Das schlagendste Zeugniß des trotz einzelner Ketzereien noch immer vorwaltenden Gottschedianismus ist die Uebersetzung der dramaturgischen Abhandlungen Corneille's „von dem Nutzen und den Theilen des dramatischen Gedichts, von den Trauerspielen insbesondere und von den Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung“. Auch die berühmten Abhandlungen Lessing's über Plautus, welche zuerst in dieser Zeitschrift erschienen,

stehen noch durchaus innerhalb derselben Grenze der Anschauung. Plautus wird gegen den Vorwurf, die Einheit der Zeit verletzt zu haben, nicht, um ein Lessing'sches Wort zu gebrauchen, gerettet, sondern nur entschuldigt. Sagt Lessing (Lachmann-Muncker 4, S. 189), Plautus habe nur alsdann einige kleine Schönheiten aus dem Auge gesetzt, wenn er größeren und wesentlicheren Schönheiten habe Platz machen wollen, und setzt Lessing hinzu, daß ohne solche Freiheit man sich hundert Materien, die auf dem Theater von vortrefflicher Wirkung seien, abschneiden würde, so ist dies nicht ein Heraustreten aus den Schranken des französischen Classicismus, sondern Corneille selbst sagt vielmehr in einer jener von den Herausgebern der Beiträge (St. 2, S. 248) übersetzten Abhandlungen genau in demselben Sinn, der Gehorsam, den man den Regeln von der Einheit der Zeit und des Ortes schulde, spreche den Dichter zuweilen von dem Wahrscheinlichen, wenn auch nicht von dem Unmöglichen los. Noch drei Jahre später, im Jahr 1753, als Lessing bereits mit Gottsched in offenem Bruch lebte, glaubte Lessing doch noch so fest an die unbedingte Verbindlichkeit der drei Einheiten, daß er in einer Anzeige von Curtius' Uebersetzung der Aristotelischen Poetik (Bd. 5, S. 194) nicht die leiseste Bemerkung für die später in der Hamburger Dramaturgie so scharf verfochtene Thatsache hat, daß die französische Auffassung eine engherzige und verfälschte sei.

Namentlich ist es für den Entwicklungsgang Lessing's und des deutschen Dramas von höchster Wichtigkeit, mit Bestimmtheit hervorzuheben, daß Lessing's Shakespearekenntniß damals sicher noch nicht über die 1741 erschienene und in den Gottsched'schen Zeitschriften lebhaft besprochene Bork'sche Alexandrinerübersetzung des Julius Cäsar hinausging. Nicht nur wird in der Vorrede Shakespeare mit den englischen Dramatikern aus dem Zeitalter der letzten Stuart's und der Königin Anna noch ganz gegensatzlos zusammengestellt, sondern das erste Stück der Beiträge selbst bringt sogleich eine Besprechung der englischen Briefe Voltaire's, welche an Voltaire's Urtheil, daß Shakespeare zwar ein Geist voll Stärke und Fruchtbarkeit sei, daß er aber, ohne den geringsten Funken eines guten Geschmacks

und ohne die geringste Kenntniß der Regeln, das englische Theater verderbt habe, und daß erst Addison der erste Engländer gewesen, welcher ein gutes englisches Drama geschrieben, so gar keinen Anstoß nimmt, daß im Gegentheil in einer besonderen Anmerkung die Unparteilichkeit dieser englischen Briefe noch ganz ausdrücklich gerühmt wird. Freilich ist bekannt, daß Lessing nicht mit allen Ansichten seines Mitarbeiters Mylius einverstanden war und daß er daher schon nach den vier ersten Stücken die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters abbrach; aber wäre die abweichende Stellung zu Shakespeare unter diese Gründe der Trennung zu rechnen, so würde Lessing schwerlich versäumt haben, in der Darlegung dieser Gründe, welche er 1754 in der Vorrede der Theatralischen Bibliothek gab, einen so wichtigen Umstand ausführlich zur Sprache zu bringen. Und bedeutungsvoll ist es auch, daß noch hier in der „Bibliothek“ Lessing bei Besprechung von Thomson's Coriolanus mit keinem Wort auf Shakespeare hinweist.

Nunmehr aber kam für Lessing eine Zeit der wichtigsten Bildungsfortschritte. Wie Lessing mit seiner auf das Volle und Ganze angelegten Natur einst als Leipziger Student das Erlernen des Tanzens, Fechtens und Voltigirens für unerläßlich gehalten hatte, weil er meinte, daß Bücher ihn zwar gelehrt, für sich allein aber ihn nimmermehr zum Menschen machen würden, so blieb ihm sein ganzes Leben hindurch die Verbindung wissenschaftlicher und dichterischer Thätigkeit tief innerlichstes Bedürfniß. Das Epigramm: An den Herrn N. lautet: „Es freuet mich, mein Herr, daß ihr ein Dichter seyd. Doch seyd ihr sonst nichts mehr, mein Herr? Das ist mir leid.“ Und an Mendelssohn schreibt er 1757: „Ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts als gereimt habe, und ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts gethan, als daß er seinen Athem in ein Stück Holz mit Löchern gelassen; von solchen Alten zweifle ich sehr, ob sie Ihre Bestimmung erreicht haben.“ Wir finden daher Lessing eine Zeitlang auf durchaus anderen Gebieten beschäftigt. In Wittenberg schreibt er Nachträge und Berichtigungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon, versenkt sich in das Studium Bayle's und

der Reformationsgeschichte und verwendet diese Studien sofort zu jenen meisterhaften Abhandlungen, welche unter dem Namen der „Rettungen" bekannt sind, liest mit besonderer Vorliebe Horaz und Martial und wird eine Zeitlang ausschließlich Epigrammatiker; 1754 schreibt er sein berühmtes „Vademecum an Herrn Samuel Gotthold Lange", in welchem zum ersten Mal der Feuergeist Lessing'scher Kritik in seiner vernichtenden Unerbittlichkeit aufblitzt. Und wie triebkräftig war in diesem Ernst wissenschaftlicher Beschäftigung zugleich sein ästhetisches Urtheil erstarkt! Die Literaturberichte der Berliner Zeitung, welche Lessing vom Februar bis zum December 1751 und nach der einjährigen Unterbrechung seines Wittenberger Aufenthalts wieder vom December 1752 bis zum October 1755 leitete, zeigen in staunenerregender Weise, wie rasch und wie leicht sich der junge Kritiker jetzt über alle Verirrungen und Einseitigkeiten der herrschenden Schulen und Richtungen hinaushob; über Gottsched sowohl wie über die Schweizer, über die Ueberschwenglichkeit Klopstock's sowohl wie über die tändelnde Nichtigkeit der Anakreontiker, welcher er bisher selbst seinen Zoll entrichtet hatte.

Mitten unter dieser scheinbaren Entfremdung hatte Lessing, wie er in der Vorrede zur „Theatralischen Bibliothek" erklärt, seine Bemühungen um das deutsche Theater mit unveränderter treuer Hingebung fortgesetzt; wie aber hätte diese Vertiefung seines ganzen Wesens auf sie ohne die lebendigste Rückwirkung bleiben können? Um so mehr, als ihm in der That die Entwicklung des deutschen Theaterwesens selbst fördernd in die Hände arbeitete. Unter dem Aufschwung des neu erstarkten Bürgerthums hatte sich allmählich eine Erscheinung emporgehoben, deren Bedeutung dem aufmerksamen Beobachter zwingend entgegentrat. Es war die Comédie larmoyante, welche wir im zweiten Bande dieses Werks schon besprochen haben. Nachdem sie sich in Frankreich unter Marivaux, Destouches und Nivelle de la Chaussee herausgebildet hatte, fand sie in Deutschland aus denselben Stimmungen die entgegenkommendste Aufnahme, welche gleichzeitig auch dem eindringenden englischen und französischen Sitten- und Familienroman den breitesten Boden ebneten. Ueber-

blicken wir das von F. L. W. Meyer in Schröder's Leben (Th. 2, Abth. 2, S. 40. 51) mitgetheilte Verzeichniß der in den Jahren 1742—1767 in Hamburg gegebenen Vorstellungen und vergleichen wir damit das Repertoir, welches in Lessing's Dramaturgie urkundlich vorliegt, so erhellt auf's schlagendste, von welcher Anziehungskraft diese Dichtart auch für die deutschen Zuschauer war. Schon Gottsched und seine Schule hatten sich ihr nicht entziehen können; Gellert, dessen Sinnesweise von Hause aus mit ihr auf's innigste zusammentraf, ahmte sie nicht blos in eigenen Lustspielversuchen nach, sondern befürwortete und vertheidigte sie auch in einer sehr eingehenden Rede pro comoedia commovente, mit welcher er 1751 seine Leipziger Professur antrat, auf's wärmste. Zu dem rührenden Lustspiel der Franzosen traten die englischen Lustspiele, deren Uebersetzungen sich von Jahr zu Jahr mehrten, trat vor Allem auch das bürgerliche Trauerspiel George Lillo's und Edward Moore's, dessen Widerstreit gegen die Herkömmlichkeiten des französischen Klassicismus wir im ersten Bande dieser Literaturgeschichte charakterisirt haben, und trotz seiner künstlerischen Unzulänglichkeit die Gemüther um so tiefer ergriff, je inniger es den Gesinnungen und Anschauungen der moralischen Wochenschriften und der Richardson'schen Familienromane verwandt war. Es ist Thatsache, daß Lillo's Kaufmann von London bereits 1754 in Leipzig aufgeführt wurde (vergl. Bibliothek der schönen Wissenschaften 1757. Bd. 1, S. 162. Deutsche Monatschrift. 1798. Bd. 3, S. 291); ebenso erschien in den „Neusten Proben der englischen Schaubühne, Hamburg 1754“ eine Uebersetzung von Moore's Spieler. Diese Einwirkung des englischen bürgerlichen Trauerspiels war so mächtig, daß selbst Gottsched in der vierten Auflage seiner Kritischen Dichtkunst 1751 sich genöthigt sah, dieser Neuerung Rechnung zu tragen; ja Gottsched ist wohl der Erste gewesen, welcher nach Maßgabe des in Frankreich üblich gewordenen Namens der Tragédie bourgeoise den Namen „bürgerliches Trauerspiel“ in Deutschland einführte. Lessing irrt, wenn er in der Selbstanzeige des fünften und sechsten Bandes seiner Schriften spottet, daß Gottsched von so einem Ding, wie das bürgerliche Trauerspiel sei, nichts

wisse. Wie also mußte Lessing, welcher schon 1749 in der Vorrede der Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters ausgesprochen hatte, daß an den „itztlebenden" Franzosen viel Eigenthümliches und Abweichendes sei, und daß der deutsche Geschmack, wolle er seinem eigenen Naturell folgen, mehr in den englischen als in den französischen einschlage, von diesen Vorgängen angeregt werden? In diese Zeit fallen die ersten nachhaltigen Einwirkungen Diderot's, welcher schon 1748 in dem leichtfertigen Roman „Les bijoux indiscrets" die Unumstößlichkeit und Alleingiltigkeit des französischen Kanons auf's heftigste bekämpfte. Und in diese Zeit fallen auch die regen englischen Studien, welche Lessing mit seinen Freunden Nicolai und Mendelssohn betrieb. Wie sehr von Lessing diese Studien sogleich in die nächste Tagesbeziehung gestellt wurden, bezeugt die von ihm und Mendelssohn gemeinsam verfaßte Abhandlung über Pope als Metaphysiker und der mit Nicolai beabsichtigte Plan eines burlesken Heldengedichts auf Gottsched nach dem Muster von Pope's Dunciade und Butler's Hudibras.

Durch zwei große Unternehmungen bemächtigte sich Lessing dieser Bewegung und brachte sie zum epochemachenden Abschluß. Im Jahr 1754 begann er die Herausgabe der theatralischen Bibliothek, im Anfang des Jahres 1755 vollendete er Miß Sara Sampson, das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel.

Auch die theatralische Bibliothek, welche mit gestärkten Kräften und erweiterten Kenntnissen die kühn und vorschnell gegebenen Versprechungen der vormaligen „Beiträge" zu erfüllen sucht, denkt noch nicht an einen völligen Neubau; aber das alte Gebäude will sie erweitern. Es ist noch durchaus im Sinn des französischen Classicismus, wenn Lessing ausführlich die lateinischen Trauerspiele behandelt, welche unter dem Namen Seneca's bekannt sind, und bei Besprechung des „Herkules" das strenge Festhalten der Einheit der Zeit und des Ortes lobend hervorhebt oder, wo er es, wie im „Thyest", vermißt, empfindlich tadelt. In dem „Vorschlag für den heutigen Dichter" läßt er erkennen, daß ein sogenanntes regelmäßiges Stück ihm noch immer als höchste Aufgabe gilt. Die Abhandlung

über die Trauerspiele Thomson's rügt zwar den Mangel an Handlung und das Allzugedehnte der Monologe, an dem Bau selbst aber nimmt sie keinen Anstoß: sagt doch Lessing sogar noch im Jahr 1756 in seiner Vorrede zu einer von der Stralsunder englischen Gesellschaft ausgegangenen Uebersetzung dieser Trauerspiele (Muncker 7, 67), daß er nach seiner innersten Empfindung rede, wenn er auch in dieser Sphäre Thomson für einen der größten Geister halte! In der von Nicolai geschriebenen, aber von Lessing gebilligten und fortgesetzten „Geschichte der englischen Schaubühne", welche 1758 die theatralische Bibliothek brachte, wird noch immer Shakespeare's nur mit wenigen Zeilen gedacht. Gleichwohl ist der künstlerische Fortschritt der theatralischen Bibliothek gegen die vor vier Jahren abgebrochenen Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters ein sehr bestimmter und entscheidender. Dieser Fortschritt wird besonders in der ersten einleitenden Abhandlung ausgesprochen. Weder das Lustspiel, sagt diese Abhandlung, noch das Trauerspiel seien in jüngster Zeit von Neuerungen verschont geblieben. „Das erstere hat man um einige Staffeln erhöht, das andere um einige herabgesetzt.... Die erste Veränderung brachte dasjenige hervor, was seine Anhänger das rührende Lustspiel und seine Widersacher das weinerliche nennen; aus der zweiten Veränderung entstand das bürgerliche Trauerspiel; jene ist von den Franzosen und diese von den Engländern gemacht worden." Und wie stellt sich Lessing zu diesen eingreifenden Neuerungen? Das rührende Lustspiel wird in sehr enge Grenzen gewiesen. Offenbar hatte Lessing lange geschwankt, ehe er mit dieser Dichtart völlig ins Reine gekommen war. Im Jahr 1750 hatte er in den Anmerkungen zu Plautus „Gefangenen" (Bd. 4, S. 87) gespottet, man mache jetzt Trauerspiele zum Lachen und Lustspiele zum Weinen, und im Jahr 1753 hatte er umgekehrt in der Berliner Zeitung nicht nur die „Cenie" der Frau von Graffigny als ein Meisterstück gerühmt, sondern ausdrücklich hinzugefügt, die Kunstrichter möchten wider diese Art dramatischer Stücke einwenden, was sie wollten, das Gefühl der Leser und Zuschauer werde sie allezeit vertheidigen (Bd. 5, S. 168). Der Herausgeber der theatralischen Bibliothek hat diese

unsicheren Schwankungen überwunden. Nachdem er die Schutzrede Gellert's und die Angriffe Chassiron's mitgetheilt hat, schließt er die „Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele" mit den bedeutenden Worten ab, das Possenspiel wolle nur zum Lachen bewegen, das weinerliche Lustspiel wolle nur rühren, die wahre Komödie aber wolle Beides; also habe die weinerliche Komödie nur die Hälfte von dem Nutzen, welchen sich die wahre Komödie vorsetze, und selbst von dieser Hälfte gehe nur allzuoft nicht wenig ab; sie sei zwar Komödie, aber nur eine Untergattung. Dagegen stellte sich Lessing entschieden auf die Seite des bürgerlichen Trauerspiels. Die theatralische Bibliothek selbst ist allerdings auf diese Frage nach der Berechtigung desselben nicht so unmittelbar und ausführlich eingegangen wie auf die Lustspielfrage; Lessing wollte ebenda die Behandlung dieser Frage „auf einen andern Ort sparen". Aber es ist klar, welcher Ort gemeint war und in welchem Sinn diese kritische Erörterung geschehen sein würde. Lessing hatte die Absicht, seinem bürgerlichen Trauerspiel Miß Sara Sampson, das bereits in ihm keimte, eine rechtfertigende Vorrede vorauszuschicken. Die Billigung und Vertheidigung des bürgerlichen Trauerspiels aber war nichts anderes als die entschiedene Abwerfung der Zwingherrschaft der französischen Tragik.

Daher die im höchsten Sinn epochemachende Bedeutung der Miß Sara Sampson. Erst seit dieser Zeit ist Lessing in Wahrheit Lessing.

Miß Sara Sampson war die erste dichterische Durchführung der neuen Anschauungen und Grundsätze, die erste feste und siegreiche Besitznahme des neuen Standpunktes. Lessing schrieb Miß Sara Sampson in den ersten Monaten des Jahres 1755 in der ländlichen Zurückgezogenheit eines Gartenhauses in Potsdam; das Stück erschien bald darauf im sechsten Bande der Schriften.

Niemand wird sich jetzt über die undichterische Dürftigkeit des Grundmotivs täuschen. Lessing steht hier ebenso wie seine nächsten englischen Vorbilder noch durchaus in der Niederung des moralisirenden Rührstücks: die zahlreichen Beziehungen zum

„Kaufmann“, zu Congreve's „Betrügern“, aber auch zu Romanen wie Richardson's „Clarissa“ hat Erich Schmidt im Einzelnen aufgezeigt. In der gleichzeitig geschriebenen Vorrede zu Thomson's Trauerspielen will Lessing besonders deshalb lieber der Urheber des Kaufmanns von London als des sterbenden Cato sein, weil bei einer einzigen Vorstellung des ersteren auch von dem Unempfindlichsten mehr Thränen vergossen werden, als bei allen Vorstellungen des anderen auch von dem Empfindlichsten. Miß Sara Sampson ist die Leidensgeschichte eines jungen verführten Mädchens. Statt unsühnbarer tragischer Schuld nur ein sühnbarer Fehltritt. Die Katastrophe entspringt daher nicht mit innerer Nothwendigkeit; ein ganz fremdes Motiv, die rachsüchtige Eifersucht einer gekränkten Nebenbuhlerin, wird gewaltsam als Deus ex machina herbeigezogen. Es ist die schlechteste Art der Tragik, es ist eine Intriguentragödie. Dies giebt nicht nur dem ganzen Aufbau und dessen innerer Gliederung jene Unwahrscheinlichkeit und Willkür, welche schon die zeitgenössischen Beurtheiler rügten und gegen welche sich Lessing im vierzehnten Stück der Dramaturgie mit den Worten Voltaire's zu vertheidigen sucht, sein Kind sei zwar ungestalt, sonst aber befinde es sich ganz wohl; sondern, was schlimmer ist, auch die Gesammtwirkung wird peinigend, um nicht zu sagen, abstoßend. Diejenige Gestalt, die allein unsittlich und verworfen ist, eine giftmischende Buhlerin, erscheint als Verkörperung der sittlichen Gerechtigkeit, als strafende Nemesis; wahrlich, eine Verirrung des künstlerischen und sittlichen Gefühls, die unerklärlich wäre, wenn sie nicht ebenso wie die ähnliche Verirrung Gellert's im Leben der schwedischen Gräfin nur auf's neue die alte Wahrheit bewiese, daß die flache Absichtlichkeit moralisirender Endzwecke in Kunst und Dichtung immer und überall der Todfeind des wahrhaft Guten und Schönen ist. Darum ist dieses Stück jetzt unserer Empfindungsweise von Grund aus entfremdet, obgleich man neuerdings auf mehreren Theatern die Wiederbelebung versucht hat, um für virtuose Charakterdarstellerinnen die dankbare Rolle der Lady Marwood zu retten.

Wer aber Miß Sara Sampson nur aus der Vogelperspective

unserer Tage beurtheilt, ohne auf den geschichtlichen Zusammenhang ihrer Entstehung zu achten, vermag nicht die volle Tragweite dieses genialen Wurfs zu ermessen. Ein deutsches Trauerspiel ohne die Unterlage großer mythischer oder geschichtlicher Helden, ohne den steifen Pomp des Alexandriners, ohne die enge Begrenzung der althergebrachten drei Einheiten! Das Wagniß, die neuen englischen Muster, welche in diesem Krieg gegen den Zwang des französischen Classicismus bereits vorangegangen waren, als die ausschließlich maßgebenden zu betrachten, war eine so kühne und bedeutende Neuerung, daß Lessing offenbar grade auf diesen Umstand das Hauptgewicht legte. Die englischen Namen, welche Lessing für seine dramatischen Personen wählte, da doch die Fabel ohne die mindeste Veränderung ebenso gut in Deutschland spielen konnte; der springende Scenenwechsel, welcher durch den Haushalt des Stückes nicht nur nicht gefordert war, sondern oft sogar störend wirkt, erinnern an das Säbelrasseln eines jungen Soldaten, der zum ersten Mal den Säbel an seiner Seite trägt. Und doch beschränkt sich Lessing's That durchaus nicht blos auf das Verdienst, in Deutschland gethan zu haben, was kurz vorher einige Engländer in England gethan hatten. Mit der Sicherheit und Leichtigkeit des ächten Genies überschreitet er auch sogleich diese englischen Vorgänger selbst. Schon Danzel hat hervorgehoben, was für ein bewunderungswürdig genialer Zug Lessing's es war, daß er das unkünstlerisch Criminalgeschichtliche George Lillo's und Edward Moore's sogleich durchschaute und das bürgerliche Trauerspiel auf die Darstellung der unverrückbar festen Bande des sittlichen Familienlebens zurückführte, auf welche diese Kunstart ihrem innersten Wesen nach unverbrüchlich angewiesen ist. Und dies zu einer Zeit, da Lessing mit zielzeigenden Mustern wie Shakespeare's Othello und Romeo und Julia wohl noch ganz unbekannt war! Jedoch noch unendlich größer und bewunderungswürdiger ist die Genialität, mit welcher Lessing, noch ohne Shakespeare anders als aus vereinzelten und verstümmelten Bruchstücken zu kennen, bereits mitten in die volle Lebensfrische und Naturwirklichkeit der dramatischen Charakterzeichnung hineintrat. In

einzelnen seiner Personen, in der Zeichnung des Vaters, des Dieners, und vor Allem der Hauptheldin selbst, ist der Dichter der Miß Sara Sampson allerdings noch in jener unwahren und empfindelnden Schönmalerei befangen, welche so eben durch Richardson's Einfluß sich aller Herzen bemächtigt hatte; aber von welcher Lebendigkeit ist bereits Mellefont, dieser schwache, schwankende, widerspruchsvolle und doch leider so ächt moderne Mensch, dessen meisterhafte Charakteristik noch in Weislingen, Clavigo und ähnlichen Goethe'schen Charakteren vieltönig fortklingt, und von welcher dämonischen Kraft ist insbesondere Lady Marwood, in der feinen Individualisirung ihrer unbändigen Leidenschaftlichkeit von keinem späteren Dichter übertroffen und in der Gräfin Orsina von Lessing selbst kaum wiedererreicht! Bis zur tragischen Höhe einer Medea weiß der Dichter das verworfene Weib emporzuheben, wenn sie gegen das Leben des eigenen Kindes rast, um den Vater sich wiederzugewinnen. Hier dringt in das weiche Dämmerlicht des englischen Rührstücks ein Strahl ächter antiker Tragik hinein.

Urplötzlich war in der Geschichte der deutschen Tragödie eine gewaltige Umwälzung geschehen.

Christian Heinrich Schmid bezeichnet dieselbe in Reichard's Gothaischem Theaterkalender (1783. S. 89) treffend, wenn er sagt, man sei von dem Vorurtheil zurückgekommen, daß Helm und Diadem den tragischen Helden mache, man habe einsehen gelernt, daß das Trauerspiel mehr vermöge, als kalte Bewunderung zu erzeugen und frostige Sentenzen zu haranguiren. Natur und Wirklichkeit war auch der tragischen Dichtung wiedererobert.

Hoch überragte Lessing bereits alle Mitstrebenden, sowohl in der Schärfe des kritischen Blicks, wie in der muthigen Frische der dichterischen Gestaltungskraft.

Wir können unter den deutschen Dramatikern dieses Zeitalters drei Gruppen unterscheiden. Die erste Gruppe bestand aus den Nachzüglern des Gottschedianismus. Der Berühmteste derselben ist Johann Friedrich von Cronegk, der mit seinem „Codrus“ und mit dem Bruchstück seines christlichen Trauerspiels „Olint und

Sophronia" schnell zu großem Ansehen gelangte, von dem aber Lessing im ersten Stück der Dramaturgie doch mit vollem Recht sagt, sein Name gründe sich mehr auf Das, was er bei längerem Leben nach dem Urtheil seiner Freunde für die Bühne noch hätte leisten können, als auf Das, was er wirklich für sie geleistet habe. Die zweite Gruppe lehnte sich vorzugsweise an die Trauerspiele Young's, Thomson's, Otway's, Rowe's. Man ahmte diese Engländer nach, nicht, um wie Gottsched einst mit seiner Bearbeitung von Addison's Cato die Macht der französischen Tragik zu steigern, sondern um, wie Lessing selbst noch in seiner Vorrede zu Thomson's Trauerspielen sagte, in dieser Nachahmung zu zeigen, daß auch die gemessenste Regelmäßigkeit der Form doch Natur und Freiheit, Kenntniß des menschlichen Herzens und die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unseren Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen, nicht ausschließe. Es ist jener Standpunkt, auf welchem Christian Felix Weiße als tragischer Dichter sein ganzes Leben hindurch verharrte und von dessen vermeintlicher Höhe er sogar Shakespeare hofmeistern und übertreffen zu können meinte. Der Gewinn war nur ein Gewinn der äußeren Form. Im Anfang des Jahres 1758, zu derselben Zeit, da Johann Heinrich Schlegel das für die Geschichte des deutschen Dramas so wichtige Versmaß der reimfreien fünffüßigen Jamben zuerst in seiner Uebersetzung von Thomson's Sophonisbe anwendete, setzte auch Brawe in seinem geschichtlichen Trauerspiel „Brutus" auf Grund jener englischen Vorbilder dies Versmaß an die Stelle des bisher allein üblichen gereimten französischen Alexandriners; eine Neuerung, welche den Zeitgenossen so auffällig war, daß Lessing in einem Brief an Moses Mendelssohn vom 18. Februar 1758 sie mit Nachdruck hervorhebt. Und die dritte Gruppe endlich suchte dem kecken Wagniß Lessing's selbst nachzutrotten. Auf Miß Sara Sampson folgte sogleich eine rasch aufwuchernde Anzahl bürgerlicher Trauerspiele. Sie sind insgesammt nichts als dialogisirte Criminalgeschichten in der Weise George Lillo's; der tragische Conflict ist lediglich ein Zusammenstoß mit der Polizei. Der entscheidende Fortschritt, mit welchem Lessing grade in dieser Beziehung

seine englischen Vorgänger überschritten hatte, war an diesen Nachahmern wirkungslos vorübergegangen. Am abstoßendsten tritt dies sogleich im ersten Stück dieser Art hervor, welches schon 1755 erschien und sich auf der deutschen Bühne lange in Gunst erhielt, in dem bürgerlichen oder, wie es sich wegen der Verwerfung des Reims nannte, in dem prosaischen Trauerspiel des Schauspielers Christian Leberecht Martini „Rhynsolt und Sapphira". Der Stoff ist Gellert's Erzählung Rhynsolt und Lucia entnommen. Ein Minister läßt einen Unschuldigen hinrichten, blos weil er nach dessen schöner Frau trachtet; zuletzt wird er entlarvt und von seinem Fürsten bestraft. Und nicht besser ist auch das schon früher genannte Trauerspiel Brawe's „Der Freigeist", obgleich es unmittelbar unter Lessing's Augen entstand und neben Cronegk's Codrus von der Bibliothek der schönen Wissenschaften mit dem zweiten Preis gekrönt wurde. Ein schwachmüthiger junger Mensch wird von einem falschen Freunde zum Unglauben und endlich sogar zum Mord verleitet; aus Reue ersticht er sich. Auch „Lucie Woodwil" (1756) von Johann Gottlob Pfeil, „Die Lissabonner" (1758) von Lieberkühn, und eine Reihe anderer Stücke, über die A. Sauer in seiner Monographie über Brawe berichtet, bewegen sich in denselben niedrigen Motiven.

Kleine Naturen werden durch das Gefühl der Ueberlegenheit schlaff und eitel; große Naturen stecken sich ihre Ziele nur um so höher. Mit gesteigerter Kraft griff grade jetzt Lessing nach den verschiedensten Richtungen aus. Er wollte, wie er in der Vorrede zu den Fabeln 1759 sagte, auf diesem neugewonnenen Standpunkt seine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gut machen und endlich gar in Vergessenheit bringen.

Im Gedränge der vielseitigsten Beschäftigungen, in welche ihn seine unermüdliche Erkenntnißlust und zum Theil auch die äußere Noth des Lebens warf, gehörte doch nach wie vor sein tiefstes Sinnen und Denken der dramatischen Dichtung. Karl Lessing sagt in der Biographie seines Bruders (Bd. 1, S. 178) von dieser Zeit treffend: er schien nur zu philosophiren, um destomehr das Theater

veredeln zu können. Es ist für seine Stimmung überaus bezeichnend, wenn Lessing am 8. Juli 1758 an Gleim meldet, er schreibe Tag und Nacht, und sein kleinster Vorsatz sei jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen, als Lope de Vega; ein Jahr später, am 28. Juli 1759, setzt er hinzu, er sei unerschöpflich in Projecten zu Tragödien und Komödien, die er sich dann in Gedanken vorspiele, über die er in Gedanken lache und weine, sich auch selbst in Gedanken klatsche oder vielmehr seine Freunde, auf deren Beifall er am stolzesten sei, in Gedanken klatschen lasse. Eine große Anzahl dieser Pläne sind von Erich Schmidt jetzt ausführlich analysirt und beurtheilt worden; unter ihnen befindet sich auch „Das befreite Rom", aus dem 1758 der älteste Entwurf der „Emilia Galotti" hervorging, während eine Uebersetzung von Crisp's „Virginia" (nach Roethe's Nachweis) gleichfalls der Entstehung jenes Trauerspiels zu Gute kam.

Lessing studirte mit großer Vorliebe Goldoni, Otway und Wicherley, ja er ging bereits auf die Ueberlieferungen der heimischen Volksbühne zurück und ergriff zu dramatischer Behandlung die altbeliebte Faustsage, der er freilich durch die schließliche Rettung Faust's eine neue und freiere Wendung gab. Er vertiefte sich in die Gesetze und Begriffsbestimmungen der Aristotelischen Poetik und führte auf Anregung derselben mit seinen Freunden Nicolai und Mendelssohn, vom 31. August 1756 bis zum 14. Mai 1757, einen langen Briefwechsel über Ursprung und Natur der tragischen Empfindungen. Er durchdachte und übersetzte die so eben erschienenen dramaturgischen Abhandlungen Diderot's, von welchem er meinte, daß sich seit Aristoteles kein philosophischerer Kopf mit dem Theater abgegeben habe. Und zu diesen dichterischen und theoretischen Studien traten die mächtigen Eindrücke der Weltereignisse und Großthaten der ersten Jahre des siebenjährigen Krieges, welche nicht blos, nach Goethe's Ausdruck, dem Deutschen wieder nationalen Gehalt brachten, sondern auch zugleich eine völlige Umstimmung des dichterischen Formgefühls.

Was war daher natürlicher, als daß sich nunmehr auch die

letzten Fäden, welche Lessing noch an die Satzungen und Förmlichkeiten des französischen Classicismus geknüpft hatten, von Grund aus lösen? Wir sehen diese steigende Abneigung schon in den Abhandlungen Lessing's über das Wesen der Fabeldichtung; am durchgreifendsten aber erscheint sie in Allem, was Lessing damals auf das Theater Bezügliches dachte und sagte. Hat Schiller in einem bekannten Gedicht die Kunstidealität der französischen Tragik als des falschen Anstands prunkende Gebärde bezeichnet, so bezeichnet sie Lessing in der Vorrede zu Diderot's Theater in gleichem Sinn schon 1760 nur als kleine Anständigkeit, als handwerksmäßigen Zwang, als kalte Etikette, als mißverstandene Kunst. Um so mehr erwartet er von der neuen dramatischen Kunst Diderot's. Und er scheut das Paradoxon nicht, daß die Lehren dieses Franzosen in Deutschland Gehör finden müßten, „wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes *seine* Bühne hatte". Und Lessing täuschte sich hierin nicht; als er nach mehr als zwanzig Jahren eine neue Ausgabe veranstaltete, durfte er es aussprechen, daß Diderot mehr auf die Deutschen als die Franzosen gewirkt und grade die Eigenthümlichkeit des deutschen Drama's habe entwickeln helfen.

Aber weit tiefer noch wirkten auf Lessing die ewigen Urbilder aller ächten Tragik, Shakespeare und Sophokles.

Grade aus dieser wichtigen Zeit sind die Selbstbekenntnisse Lessing's leider äußerst karg; wir haben keinen Einblick in den Gang dieser ersten genaueren Shakespearestudien Lessing's. Gewiß aber ist, daß Lessing sogleich als die eigenste Größe von Shakespeare's gewaltiger Dichtung erkannte, daß sie fest und eigenartig auf der heimischen Volksbühne fuße und doch in dieser Ursprünglichkeit zugleich alle höchsten und idealsten Kunstforderungen erfülle, daß also hier in maßgebender Vollendung bereits erreicht sei, was das deutsche Drama auch seinerseits mit allen Kräften erstreben müsse.

Dies ist der Kern jener geharnischten Kriegserklärung gegen Gottsched, welche der berühmte siebzehnte Literaturbrief vom 16. Februar 1759 brachte. Hatte schon jene Vorrede, welche der zwanzig-

jährige Jüngling seinen Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters vorausschickte, die Ueberzeugung ausgesprochen, daß, wolle der Deutsche in der dramatischen Dichtung seinem eigenen Naturell folgen, unsere Schaubühne mehr der englischen als der französischen gleichen würde, so wurde nunmehr dieser Ueberzeugung die unmittelbarste Beziehung auf Shakespeare gegeben und der Wetteifer mit diesem als die unerläßliche Grundbedingung aller Reform aufgestellt. Gottsched, heißt es, habe der Schöpfer eines französirenden Theaters sein wollen, ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei; er hätte doch aber aus unseren alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen, daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt, daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirke als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte, daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde als die zu große Verwicklung. Der Umstand, daß Gottsched den Addison'schen Cato für das beste englische Trauerspiel gehalten, zeige deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen und damals keinen Shakespeare, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletcher gekannt habe, die er hernach aus Stolz auch nicht habe kennen lernen wollen. Lessing schließt mit den Worten: „Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unseren Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von besseren Folgen gewesen sein, als daß man sie mit Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an Jenem weit mehr Geschmack gefunden, und zweitens würde Jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von Diesen zu rühmen weiß; denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden. Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in

der mechanischen Einrichtung, und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben als Othello, als König Lear, als Hamlet. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerührt hätte als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwächliche Copie sie ist und von welchem der ganze Charakter des Orosmans entlehnt worden?" Eindringlicher und begeisterter hatte man noch nie die Herrlichkeit Shakespeare's gepriesen.

Mit diesen Shakespearestudien gingen in Lessing eine Zeitlang die begeistertsten Sophoklesstudien Hand in Hand. Man irrt, wenn man meint, die Lebensbeschreibung des Sophokles und die beabsichtigte und begonnene Erläuterung und Uebersetzung seiner Tragödien sei nur eine philologische Liebhaberei Lessing's gewesen. Lessing selbst bekennt (Muncker 8, 294), daß er zunächst durch die Aristotelische Poetik zu Sophokles zurückgeführt wurde. Und es liegen die unzweideutigsten Beweise vor, wie sehr es Lessing dabei auf unmittelbar dichterische Verwerthung abgesehen hatte. Weil die französische Tragik den Anspruch machte, die Nachbildung und Fortbildung der antiken Tragik zu sein, wollte Lessing, wie es Winckelmann so eben in der bildenden Kunst mit dem höchsten Erfolg gethan hatte, das Zerrbild durch die Enthüllung des Urbildes vernichten. Sophokles an die Stelle Corneille's setzen, hieß in Lessing's Augen nichts anderes als die wahre und ächte Natur wieder an die Stelle der gleißenden Unnatur setzen.

Nur von diesem Gesichtspunkt aus fällt die richtige Beleuchtung auf Lessing's Philotas, welcher im Anfang des Jahres 1759 erschien und dessen Abfassung, wie aus dem Briefwechsel Lessing's hervorgeht, mit diesen Sophokleischen Studien auf's genaueste zusammenhängt. Die hinreißende Mannhaftigkeit der Gesinnung, welche dieser

kleinen dramatischen Dichtung einen so unvergänglichen Reiz giebt, gehört der thatkräftigen Stimmung der ersten Jahre des siebenjährigen Krieges an. Und auch die Erfindung der Fabel knüpft sich unverkennbar noch an frühere Gedankenkreise Lessing's. Wird hier ein junger heldenmüthiger Königssohn dargestellt, welcher in der Kriegsgefangenschaft sich das Schwert in die Brust stößt, damit nicht seine Auslösung die Zurückgabe des gleich ihm gefangenen feindlichen Königssohnes und die Aufopferung errungener Siegesvortheile erfordere, so kann kein Zweifel sein, daß dieses Motiv dem gleichen Motiv der Sklavenauswechselung in Plautus' Gefangenen entsprungen ist; nur daß ihm hier eine tragische Wendung gegeben wird. Dieselbe Situation kehrt bei Lessing auch als Grundmotiv eines anderen freilich nur in den ersten Umrissen vorhandenen Trauerspielentwurfs „Kleonnis" (Muncker 3, 360) wieder, von dem die drei ersten Scenen, in fünffüßigen Jamben kräftig und gedrungen ausgeführt, uns vorliegen. Hier aber sollte der Hauptcharakter nicht der Sohn, sondern der um den Sohn trauernde Vater sein, gleichwie Ovid vom Aias sage, daß den unbesiegten Mann doch der Schmerz besiege. Die Ausführung des Philotas beruht durchweg auf Sophokleischen Einwirkungen, obgleich der Dichter durch die Einmischung lustiger Tonarten in die Hoheit des tragischen Stils (Scene 5) mit störender Geflissentlichkeit auch seine Bekanntschaft mit Shakespeare zu zeigen strebt. Ganz nach antiker Art ist die tragische Situation nicht eine erst im Verlauf der vorgeführten Handlung selbst entstehende, sondern eine unabänderlich gegebene, in ihrer Entstehung bereits vor den Beginn des Stücks fallende. Und nicht nur, daß der unbeugsame Trotz des Helden sehr bestimmt an Aias erinnert; die gesammte Charakterzeichnung ist der griechischen Tragik auf's sorgsamste nachgebildet. Einerseits allerdings das strengste Streben nach Naturwahrheit, so daß, wie einige Aufzeichnungen der Collectaneen (Lachmann 11, 362) darthun, der Dichter sogar nach geschichtlichen Aehnlichkeiten und Belegen seines Heldenjünglings ausspähte; andererseits aber das bewußteste Streben nach dem Großen, Wesenhaften, Typischen, nach Klarheit und Maß oder, wie

der Dichter selbst am 12. Mai 1759 an Gleim schrieb, nach tragischer Einfalt. Jeder Satz ist ein Epigramm. Es galt einen Protest gegen den Schwulst und die zierlichen kleinen Redensarten, welche, wie Lessing in einem anderen Brief an Gleim vom 31. März sich ausdrückte, das ganze Verdienst der französischen tragischen Poesie ausmachen.

Sicher war diese Hinweisung auf Sophokles und die alten Tragiker berechtigt. Aber leugnen läßt sich nicht, daß in dieser Nachahmung, wenn sie nicht auf der klarsten Erkenntniß des engen Zusammenhangs der griechischen Tragödie mit den griechischen Glaubensvorstellungen und des durch diesen Zusammenhang bedingten tiefgreifenden Unterschiedes antiker und moderner Tragik beruhte, eine sehr große Gefahr lag. Unter den hinterlassenen dramatischen Fragmenten findet sich ein Entwurf, der sehr bedenklich an die verrufenen Schicksalstragödien der Müllner und Houwald, Werner und Grillparzer erinnert. Es ist jener Entwurf, welcher die Ueberschrift „Der Horoskop“ (Muncker 3, 371) führt: man sieht deutlich die Nachbildung des Königs Oedipus. Einem Vater ist geweissagt worden, daß ihn sein Sohn tödten wird; der Sohn erfährt diese Weissagung; um ihr zu entgehen, will er sich erschießen; durch einen unglücklichen Zufall trifft der Schuß den Vater und tödtet diesen; darauf sucht auch der Sohn den Tod. Und dieser Entwurf steht nicht vereinzelt. Aehnlich sind einige Stoffmotive, die in den Collectaneen Lessing's (Lachmann 11, S. 390 u. 391) aufbewahrt sind. Das eine dieser „tragischen Subjecte“ aus der lateinischen Schrift des Olaus „de ritibus septentrionis“ entnommen, lautet in deutscher Uebersetzung etwa: Zwei Brüdern war in ihrer ersten Jugend von einem Wahrsager verkündet worden, daß sie dereinst an Wunden, welche sie sich gegenseitig beigebracht hätten, sterben würden; diesem Schicksal vorzubeugen, entflohen sie an die entgegengesetzten Enden des Erdkreises; erst als Greise kehren sie heim; ein Jeder glaubt den Andern längst gestorben; ohne sich zu kennen begegnen sie sich; ein Streit ihrer Hunde treibt sie selbst zum Kampf; alle Beide zum Tode verwundet, erkennen sie sich und sterben in

gegenseitiger Umarmung. Und das andere Motiv dieser Art ist das vierte der Reihe: „Mathildis, eine Schwester Edgar's, Königs von Schottland, hatte sich dem Klosterleben gewidmet. Heinrich I. verlangt sie zur Gemahlin. Sie weigert sich. Endlich aber wird sie von ihrem Bruder dazu gezwungen. Als sie sah, daß sie ihr Gelübde der Keuschheit brechen mußte, verwünschte sie alle ihre zu zeugenden Kinder. Und die Geschichte sagt, daß dieser Wunsch eingetroffen sei." Es ist schwerlich ein Zufall, daß diese Entwürfe und Motive unvollendet und unausgeführt geblieben sind; aber übersehen darf man trotzalledem nicht, daß Lessing, wenn auch vielleicht nur kurze Zeit, eine solche unmittelbare Uebertragung antiker Tragik für möglich gehalten hat.

Jetzt kam die Zeit des Breslauer Aufenthalts, welche von Vielen noch immer als eine Zeit zerstreuten Spieler- und Wirthshauslebens betrachtet wird, welche aber in Wahrheit für Lessing die entscheidende Zeit des letzten Bildungsabschlusses war. Im Trubel des Krieges und im Gewirr störender Schreibergeschäfte entstanden jene tiefsinnigen und unumstößlichen Forschungen über die höchsten künstlerischen Stilfragen, welche Lessing in seinem Laokoon niederlegte, bildeten und klärten sich aus dem Studium Spinoza's und der Kirchenväter jene freien und doch so gemüthsinnigen religiösen und philosophischen Ueberzeugungen und Grundsätze, welche später in Lessing's theologischen Streitigkeiten einen so großartigen Ausdruck fanden. Aber die rege Theilnahme für das Theater blieb ungeschwächt; ja der Sinn für das Volksthümliche und Naturwüchsige, und die Kraft, es dichterisch zu gestalten, wuchs und erstarkte sichtlich unter den bunten Bildern des bewegten Soldatenlebens, welche ihn rings umwogten.

Es entstand Minna von Barnhelm. Es war die erste deutsche dramatische Dichtung, welche nicht gemacht, sondern erlebt war.

„Wenn Minna von Barnhelm nicht besser als alle meine bisherigen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben;" so schrieb Lessing mitten im frischesten Schöpfungseifer am 20. August 1764 an Ramler. Der

Erfolg hat diese stolze Hoffnung bewahrheitet. Minna von Barnhelm ist unbedingt die vollendetste dichterische Leistung Lessing's. Die kecke Ursprünglichkeit dieses im schönsten Sinn eigenartig deutschen Lustspiels ist bis auf den heutigen Tag noch von keinem anderen deutschen Lustspiel wiedererreicht, geschweige übertroffen.

Unwillkürlich muß man des Goethe'schen Wortes gedenken, Minna von Barnhelm sei die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, von spezifisch temporärem Gehalt und deshalb von unberechenbar großer Wirkung. Die Literaturbriefe hatten, wie wir schon hörten, geklagt, daß die Deutschen in ihren Lustspielen noch immer fremden Sitten nachjagten, und noch 1766 suchte Löwen in seiner Geschichte des deutschen Theaters diesen Mangel dadurch zu entschuldigen, daß die deutschen Sitten in der That nur ein Gemisch fremder Artigkeiten und Laster seien; hier aber stand das eigenste Sein und Wesen, die unmittelbarste Gegenwart und Wirklichkeit, mit einer so herzgewinnenden Naturwahrheit und Lebensfrische vor Aller Augen, daß man getrost sagen kann, im deutschen Drama war bisher noch niemals solche Volksthümlichkeit gesehen worden. Was noch jetzt mit der Allgewalt unvergänglicher Monumentalität wirkt, wie mußte es die Zeitgenossen bis ins Tiefste ergreifen und packen! Die meisten Züge waren so durchaus dem nächsten Leben entnommen, daß sich die geschichtlichen Anlässe greifbar nachweisen lassen. Das Hauptmotiv des verfänglichen Contributionsvorschusses, durch welchen Tellheim Gefahr läuft, Glück und Ehre zu verlieren, war ein geschichtlich gegebenes. Aus einer vom Bürgermeister Neumann herausgegebenen Geschichte der Stadt Lübben in der Nieder-Lausitz erfahren wir, daß, als 1761 Friedrich der Große von dieser damals sächsischen Stadt zwanzigtausend Thaler Contribution binnen drei Tagen gefordert hatte, widrigenfalls er das ständische Landhaus in Brand stecken werde, der mit der Execution beauftragte Major von Marschall selbst diese Summe aus eigenen Mitteln vorschoß, weil sie die Stadt in so kurzer Zeit nicht beschaffen konnte. Auch zu dem Wachtmeister Paul Werner, der sich am Schluß des Stückes prophezeit, daß er dereinst

noch General werden werde, hatte, wie schon Danzel anführt, der General Paul Werner gesessen; französische Glücksritter, wie Ricaut de la Marlinière, schwindelten sich überall herum. Und doch wie streng sind in dieser lebensvollen Naturwirklichkeit alle höchsten Kunstgesetze festgehalten! Es ist bekannt, wie die Exposition der beiden ersten Aufzüge die stete Bewunderung Goethe's war; als junger Dichter suchte er in ihren Sinn und ihre Absichten einzudringen und sich nach ihr zu bilden, und noch als Greis stellte er im Gespräch mit Eckermann am 26. Juli 1826 sie nahe an die Exposition des Molière'schen „Tartüffe". Und dasselbe Lob gilt von dem dramatischen Bau des ganzen Stücks: mit jedem Schritt steigert sich die Spannung und Zuspitzung der dramatischen Gegensätze, und dabei ist eine Genauigkeit und Sorgfalt des Motivirens und eine Einfachheit und Uebersichtlichkeit des Plans, welche Lessing's genialen Kunstverstand in seiner glänzendsten Entfaltung zeigt. Zu immer erneuter Betrachtung aber fordert insbesondere die Art der Charakterzeichnung auf. Einerseits eine so behagliche Ausführlichkeit und eine so liebenswürdige Frische und Fülle der Kleinmalerei bis in die untergeordnetsten Charaktere, daß selbst mittelmäßige Darsteller sich dieser zwingenden Schärfe und Naturwahrheit der Individualisirung nicht entziehen können. Wie leibt und lebt dieser Tellheim mit seiner gemüthsweichen Hochherzigkeit und seinem unbeugsamen soldatischen Ehrgefühl, diese Minna mit ihrer mädchenhaften Munterkeit und innigen Liebestreue, dieser herabgekommene anmaßliche französische Abenteurer, dieses keck vorlaute Kammermädchen, der kurz angebundene, soldatisch derbe, aber unverwüstlich wackere Wachtmeister, der pudeltreue Diener, der kriechende neugierige habsüchtige Gastwirth! Glänzend ist hier die freie individualisirende Charakteristik des englischen Lustspiels durchgeführt worden, an welches auch die an Farquhars „The constant couple" sich anlehnende Liebesgeschichte erinnert. Andererseits aber klingen noch deutlich vernehmbar die festen Rollenfächer des Renaissancelustspiels durch, wenn auch in der vertieften Auffassung Diderot's, welcher die althergebrachten Masken zur dichterischen Spiegelung der verschiedenen Stände und Berufsarten

vergeistigen wollte. Die gradlinige Begriffsallgemeinheit der Molière'schen Kunstweise ist reizvoll durchbrochen, und doch ist das Zufällige und Persönliche gebunden und gehoben durch die stilvolle Begrenzung klarer und scharfbestimmter Umrisse.

Erst 1767 trat das schon vier Jahr zuvor begonnene Stück an die Oeffentlichkeit; die erste Bühne, die es betrat, war das Hamburger Nationaltheater, an dem Lessing selbst seit 1767 als Dramaturg thätig war. Das Unternehmen der „Hamburgischen Dramaturgie", welches im April 1767 begonnen und gegen Ostern 1769 abgeschlossen wurde, führte Lessing wieder zur dramatischen Kritik und Theorie zurück. Anfänglich war es Lessing's Absicht, ein kritisches Register von allen dargestellten Stücken zu halten und jeden Schritt zu begleiten, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers thun werde. Eitle Schauspielerempfindlichkeiten veranlaßten ihn, sich alsbald ausschließlich auf die Dichtung zu beschränken. Zuletzt drängte die unerwartete Unterbrechung der Darstellungen und das kurz darauf erfolgende jähe Scheitern dieses ersten deutschen Nationaltheaters, als welches sich die Errichtung einer stehenden Bühne in Hamburg angekündigt hatte, die dramaturgische Berichterstattung immer mehr und mehr auf das Gebiet der tiefgreifendsten allgemeinen Erörterungen. Die Dramaturgie wurde, wie sich der Verfasser am Schluß ausdrückt, etwas Anderes, aber wahrlich nichts Schlechteres. Spricht man von dem bahnbrechend Schöpferischen Lessing'scher Kritik, so hat man nächst dem Laokoon immer zuerst die Dramaturgie im Auge.

Hier vor Allem wurde jener große Kampf gegen die Starrheit der französischen Bühnensatzungen mit dem schweren Geschütz ächtester Wissenschaftlichkeit wiederaufgenommen und siegreich zu Ende geführt. Die Lebensseele der Dramaturgie ist die stolze Stimmung einer Zeit, welche so eben auch politisch den frechen Uebermuth der Franzosen gebändigt und gedemüthigt hatte. Der Kampf ist nicht mehr blos ein Kampf gegen das Ertödtende der sogenannten Regelmäßigkeit, gegen das Ungehörige und Willkürliche der angeblich aus dem Muster der Alten entnommenen sogenannten drei Einheiten; das

letzte Endergebniß ist vielmehr die vernichtende Wendung im achtzigsten Stück, daß „nicht allein wir Deutschen, sondern daß auch Die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, daß auch die Franzosen noch kein Theater haben".

Allerdings wird eine unbefangene Würdigung schwerlich in diese unbedingte Verwerfung der französischen Tragik einstimmen; wäre die französische Tragik in Wahrheit gar nichts anderes als Unnatur und Künstelei, wie wäre es möglich, daß auch heut, nach einem Jahrhundert der gewaltigsten staatlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen, Corneille und Racine im Herzen eines großen gebildeten Volkes noch immer ihre ungeschmälerte Geltung behaupten? (Vergl. H. Hettner: Die altfranzösische Tragödie; Kleine Schriften. Braunschweig 1884, S. 397 ff.) Aber Lessing, im tiefberechtigten Gegensatz gegen den auch noch immer fortherrschenden Gottschedianismus, konnte die französische Tragik nur als ein unter allen Umständen zu beseitigendes Hinderniß der eigenen volksthümlichen deutschen Entwicklung empfinden. Von Lessing in dieser Frage eine völlig parteilose Stellung verlangen heißt die Kühnheit des zornmüthig Handelnden durch die Gedankenbläße ruhiger Betrachtung abschwächen wollen.

Wieder war es, wie in den Literaturbriefen, das gewaltige Banner Shakespeare's, welches dem Ansehen der französischen Tragik entgegengestellt wurde. Indem Lessing im elften Stück die kindische Art, mit welcher Voltaire in seiner Semiramis die Geistererscheinung des Shakespeare'schen Hamlet nachgeahmt hatte, verspottet, sagt er, vor Shakespeare's Gespenst im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, gleichviel ob sie ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken; Shakespeare's Gespenst, so dünke uns, komme wirklich aus jener Welt, denn es komme zu feierlicher Stunde in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düsteren geheimnißvollen Nebenbegriffe, wann und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt seien, Voltaire's Geist dagegen sei nicht einmal zum Popanz gut, Kinder

damit zu schrecken, es sei der bloße verkleidete Komödiant, der nichts habe, nichts sage, nichts thue, was es wahrscheinlich machen könne, er sei das, wofür er sich ausgebe; Voltaire's Gespenst sei nichts als eine poetische Maschine, Shakespeare's Gespenst sei eine handelnde Person. Und ein anderes Mal, im fünfzehnten Stück, heißt es: „Die Liebe selbst hat Voltaire die Zayre dictirt, sagt ein Kunstrichter artig genug; richtiger hätte er gesagt, die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, und das ist Romeo und Julie von Shakespeare. Es ist wahr, Voltaire läßt seine Zayre ihr Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken; aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unser Herz einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird? Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistil der Liebe vortrefflich.... aber der beste Kanzlist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste.... Von der Eifersucht läßt sich ungefähr dasselbe sagen. Der eifersüchtige Orosman spielt gegen den eifersüchtigen Othello Shakespeare's eine sehr kahle Figur, und doch ist Othello offenbar das Vorbild des Orosman gewesen. Cibber sagt, Voltaire habe sich des Brandes bemächtigt, der den tragischen Scheiterhaufen Shakespeare's in Gluth gesetzt; ich hätte gesagt: eines Brandes aus diesem flammenden Scheiterhaufen, und noch dazu eines, der mehr dampft als leuchtet und wärmt.“ Und selten ist ein schöneres Wort über Shakespeare gesprochen worden, als wenn Lessing auf das naive Geständniß seines Jugendfreundes Christian Felix Weiße, daß er mit seinem Richard dem Dritten kein Plagium an Shakespeare begangen, im dreiundsiebzigsten Stück mit gutmüthiger Ironie antwortet: „Vorausgesetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule als ihm ein Vers abringen, das läßt sich auch vollkommen von Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein

Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: Ich bin Shakespeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben sie zu stellen; Shakespeare will studirt, nicht geplündert sein.... Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stück Shakespeare's keine einzige Scene, sogar keine einzige Tirade, die Herr Weiße so hätte brauchen können, wie sie dort ist. Alle auch die kleinsten Theile bei Shakespeare sind nach den großen Maßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläufiges Frescogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring."

Erst durch Lessing's Dramaturgie ist Shakespeare in Deutschland heimisch geworden.

Und neben dem Banner Shakespeare's, ja über demselben pflanzte Lessing im letzten Stück das Banner der Aristotelischen Poetik auf, welche er für ein ebenso unfehlbares Werk hielt als die Elemente Eutlid's, so daß namentlich die Tragödie sich von dieser Richtschnur keinen Schritt entfernen könne, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen. Man wird mit Lessing rechten müssen, ob die aus der Tiefe und Freiheit des modernen Geistes erwachsene Grundidee und Compositionsweise der Shakespeare'schen Tragödie in gleicher Weise von den Grundsätzen und Anschauungen der Aristotelischen Dichtlehre gedeckt werde wie die im griechischen Schicksalsglauben wurzelnde antike Tragik, welche Aristoteles bei seinen Begriffsbestimmungen unmittelbar im Auge hatte; in dieser unbedingten Gleichstellung liegt unverkennbar derselbe Mangel an Einsicht in den Unterschied des Antiken und Modernen, der sich in einigen dichterischen Versuchen Lessing's, die Sophokleische Art der tragischen Motivirung auch auf die moderne Tragik zu übertragen, so überraschend kund that. Aber für alle jene höchsten Gesetze, welche in dem tiefsten Wesen der Kunst selbst liegen und daher über die einzelnen Zeitunterschiede unwandelbar hinübergreifen, ist und bleibt die Aristotelische Dichtlehre das unumstößlich ewige und allgemeine Grundgesetzbuch der tragischen Kunst: wir wissen, mit

welcher Verehrung Goethe und Schiller zu diesem „Höllenrichter“ emporschauten.

Schon an sich wäre es daher eine der allerfruchtbarsten und erfolgreichsten Thaten Lessing's gewesen, daß er das richtige Verständniß der Aristotelischen Poetik wiedereröffnete und die sinnlosen Entstellungen, durch welche die Franzosen, um ihre eigene Schwächlichkeit zu rechtfertigen und zu beschönigen, sie, nach Lessing's Ausdruck, entkräftet und verstümmelt, gedeutelt und vereitelt hatten, mit vernichtender Entschiedenheit zurückwies, wenn es auch Lessing nicht so trefflich verstanden hätte, diese ewigen Gesetze sogleich in nächsten Tagesbezug zu stellen und unter ihrer Leitung das eben erstehende deutsche Drama durch alle Fährlichkeiten einer hochfluthenden und klippenreichen Gegenwart unbeirrbar sicher zu glücklichem Ziel zu führen. Die unnachsichtliche Strenge des begriffsmäßigen Denkers und die für die Wirkung der einzelnen Kunstmittel geschärfte Erfahrung des selbstthätigen Dichters stehen in der Dramaturgie in einer Uebereinstimmung und Wechselwirkung, wie ein gleiches zweites Beispiel nur die feinsinnigen Kunsterörterungen des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels bieten.

Die Franzosen, welche sich zur Begründung ihrer Satzungen und Förmlichkeiten unaufhörlich auf Aristoteles beriefen, durch Aristoteles selbst bekriegen, hieß im wörtlichsten Sinn ihnen den Boden unter den Füßen wegziehen. Und dabei war Lessing doch sehr weit von den Verirrungen Derer entfernt, welche mit der Erlösung von den Banden der verzerrten französischen Kunstidealität sich nun von allen Gesetzen künstlerischer Idealität erlöst meinten. Was Lessing über die Kunst der Charakterzeichnung, über Erfindung und Verflechtung der Handlung, über Strenge der Motivirung und über den Ausschluß alles Wunders in derselben, was er über das Verhältniß des geschichtlichen Trauerspiels zu den geschichtlichen Stoffen und über zahlreiche andere Fragen dieser Art sagt, sind goldene Sätze von ewigem Bestand; von ihnen zumeist gilt, was Schiller am 4. Juni 1799 an Goethe über die Dramaturgie schrieb, Lessing sei über Das, was die Kunst betreffe, am klarsten gewesen, habe am schärfsten und

zugleich am liberalsten darüber gedacht und das Wesentlichste, worauf es ankomme, am unverrücktesten ins Auge gefaßt. Ueber dem geschichtlichen Hauptzweck der Dramaturgie, über dem Vernichtungskampf gegen den französischen Classicismus, wird daher auch die Bekämpfung derjenigen Richtungen nicht vergessen, welche ihrerseits selbst bereits aus den Anregungen Lessing's hervorgegangen waren, das künstlerisch Maßvolle Lessing's aber sogleich wieder theils in das platteste Natürlichkeitsstreben herabzuziehen, theils in die wildeste Zügellosigkeit zu überstürzen drohten. Weil das bürgerliche Trauerspiel der Engländer, an welches sich Lessing zunächst angelehnt hatte, in Prosa geschrieben war, fehlte es nicht an Solchen, welche die Natürlichkeit der täglichen Unterhaltungssprache für durchaus unerläßlich und unbedingt bindend erachten: ließ sich doch später Engel in seiner Mimik sogar zu dem albernen Ausspruch verleiten, daß bei sonstiger Gleichheit des Verdienstes ein versifizirtes Drama weniger Gedicht sei als ein prosaisches. Lessing dagegen verkannte über der Berechtigung des bürgerlichen Trauerspiels niemals die Berechtigung der Tragödie des hohen Stils. In der Dramaturgie eifert er mehrfach, so im dreizehnten und im neunzehnten Stück, gegen das Vorurtheil, als ob der rhythmische Vers ein kindischer Zwang sei, dem sich der dramatische Dichter nicht zu unterwerfen brauche; und in Nathan dem Weisen wendet er selbst wieder den fünffüßigen Jambus an, wie er nach dem Vorgang Brawe's und Adolf Schlegel's denselben schon in seinem Trauerspielentwurf „Kleonnis" angewendet hatte. Und ungestümer und darum noch verderblicher war zugleich eine andere Einseitigkeit aufgetreten. Weil Shakespeare nichts von der tyrannischen Regelmäßigkeit der französischen Bühne hatte, wucherte jene zuchtlose Genialitätssucht auf, welche sich bereits in Gerstenberg's Ugolino so verhängnißvoll ankündigte und bald darauf in den Schöpfungen der hereinbrechenden Sturm- und Drangperiode alles geordnete Maß, mit welchem die Kunst steht und fällt, wild überfluthete und unterwühlte. Lessing dagegen, trotz seines leidenschaftlichen Kampfes gegen die französische Tragik, war durchaus nicht gemeint, mit der Schale zugleich den Kern wegwerfen zu wollen;

selbst dann nicht, wenn mit diesem Kern auch der Kunstgebrauch Shakespeare's in Widerspruch stand. Mit der Aeußerlichkeit der drei Einheiten, wie die Franzosen dieselben handhabten, hatte Lessing jetzt von Grund aus gebrochen; für das tiefe Kunstgefühl aber, aus welchem dieses Gesetz der drei Einheiten hervorgegangen war, und für die künstlerischen Vortheile, welche es gewährte, hatte Lessing ein offenes Auge behalten, obgleich die englische Bühne sie verbannt und verschmäht hatte. Wer unbefangen genug ist, sich einzugestehen, daß der springende Scenenwechsel der Shakespeare'schen Dramen, zumal jetzt, wo dieser Scenenwechsel mit unaufhörlichen störenden Coulissenveränderungen verknüpft ist, die für jeden ächten Kunstgenuß unerläßliche Ruhe und Stetigkeit auf's empfindlichste beeinträchtigt, wird aus vollster Seele die tiefe Wendung unterschreiben, welche Lessing diesem Gesetz der drei Einheiten in der Dramaturgie giebt, wenn er im sechsundvierzigsten Stück darauf hinweist, daß die Alten, welche nicht wie die Franzosen mit den Regeln sich nur abfanden, sondern sie wirklich beobachteten, in diesem Zwang der Einheit der Zeit und des Ortes, obgleich derselbe nicht aus dem unverbrüchlichen Wesen der Kunst selbst, sondern nur aus der Unbeweglichkeit des antiken Chors entstanden sei, doch den Anlaß gesehen hätten, „die Handlung selbst so zu simplifiziren, alles Ueberflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung war, welches sich grade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte". Wie mußte daher ein so feines und durchgebildetes Stilgefühl von den zwar genialen, aber völlig stillosen ersten dramatischen Ausgeburten der Sturm- und Drangperiode verletzt werden! Es ist rührend zu sehen, wie Lessing, der in den glänzendsten Feldzügen seiner Dramaturgie so tapfer und unermüdlich für die Wahrheit der Natur und für die Eigenmacht des Genies gegen falschen Regelzwang gekämpft hatte, nun gegen seine eigenen Anhänger zu Felde ziehen muß, um nicht das Richtige wieder durch verstandlose Uebertreibung gefährden zu lassen. Lessing sagt in der Schlußbetrachtung

der Dramaturgie: „Wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz anderen Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht; aber geblendet von diesem plötzlichen Strahl der Wahrheit prallten wir gegen den Rand eines anderen Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchem uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse, ja daß diese Regeln wohl gar Schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche. Und das hätte noch hingehen mögen! Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen und es überhaupt für Pedanterei zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkt, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst auf's neue für sich erfinden solle." Dieser neue Kampf Lessing's zog sich noch weit über den Schluß der Dramaturgie hinaus. Lessing lieh zwar seinem Aerger über das theatralische Unwesen, wie er die falsche Shakespearemanie des jungen Dichtergeschlechts in einem Brief an seinen Bruder vom 11. November 1774 nennt, nicht mehr öffentlich Worte; aber nicht blos, daß er die Dramen von Lenz und Klinger verwarf, sondern er hatte auch Lust „mit Goethe, trotz seinem Genie, worauf er so poche, anzubinden". Wie hätte Lessing, der im vierundzwanzigsten Stück der Dramaturgie so scharfsinnig auseinandergesetzt hatte, daß die Tragödie keine dialogisirte Geschichte sei, mit Goethe's Götz von Berlichingen zufrieden sein können? In Lessing's hinterlassenen Papieren (Lachmann 11, S. 748) findet sich die Bemerkung: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialoge bringt und das Ding für ein Drama ausschreit?" Die Anspielung auf Goethe's Götz ist unverkennbar.

Berühmt sind die spottenden Worte Lessing's, welche er in der Schlußbetrachtung der Dramaturgie ausspricht: „Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man

will! Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? Doch nein! ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverlässig besser machen, und doch lange kein Corneille sein, und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben als was Jeder thun kann, der so fest an Aristoteles glaubt wie ich." In diesen Worten ist die Grundrichtung und das letzte Ziel der Dramaturgie schlagend ausgesprochen. Lessing nahm es ganz ausdrücklich als sein Verdienst in Anspruch, den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne bestritten und gestürzt zu haben; aber mit der Aeußerlichkeit falscher Regel sollte nicht zugleich auch die Unverbrüchlichkeit der im Wesen der Kunst selbst liegenden Gesetze bestritten und gestürzt sein. Das Ziel der Dramaturgie war, an die Stelle der Gesetzgebung Corneille's die Gesetzgebung der Aristotelischen Poetik zu stellen; und selbst Shakespeare hat für Lessing nur insoweit Geltung, als er mit dieser Aristotelischen Gesetzgebung übereinstimmt.

Der Kritiker der Hamburger Dramaturgie wurde der Dichter der Emilia Galotti und Nathan's des Weisen.

Emilia Galotti, der Geschichte der römischen Virginia nachgebildet, gehört zu den frühesten Trauerspielplänen Lessing's. Ein erster Entwurf „Virginia" (Muncker 3, 359), stammt, wie wir schon erwähnten, nach Roethe's Nachweis aus dem englischen Drama von Samuel Crisp. Wenn hier einer der Sprechenden, Claudius sagt, daß die stürmische Leidenschaft des Decemvir Appius aller Vorstellungen spotte und daß weiter keine Wahl frei stehe als die Wahl der besten Mittel, Virginia durch Liebkosungen in seine Arme zu bringen, so mochte wohl an dieser Stelle dem Dichter die Gestalt Marinelli's bereits aufdämmern. Am 21. Januar 1758 schreibt Lessing seinem Freund Nicolai, daß behufs des von der Bibliothek der schönen Wissenschaften ausgesetzten dramatischen Preises ein junger Tragikus an einem Trauerspiel Emilia Galotti arbeite, dessen

Sujet eine bürgerliche Virginia sei. „Er hat nämlich", fährt Lessing fort, „die Geschichte der römischen Virginia von allem Dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgt. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne." Darauf lange Pause. In Hamburg aber legte Lessing, wie er später in einem Brief an Karl vom 10. Februar 1772 berichtet, auf's neue Hand an den alten Plan. Jedoch erst in Wolfenbüttel, im Herbst des Jahres 1771, gewann das Trauerspiel seine jetzige Gestalt, zu der wichtige Motive aus den Novellen des Matteo Bandello entnommen wurden. Am 25. Januar 1772 konnte Lessing seinem Bruder die Beendigung des Ganzen melden.

Noch bis auf den heutigen Tag bewährt dieses Trauerspiel seine unverwüstliche Anziehungskraft und wird sie für alle Zeit bewähren. Eine solche lebendige, naturwahre, fein individualisirende, bis in das Kleinste ausgeführte Charakterzeichnung war seit Shakespeare nicht mehr gewollt und erreicht worden. Charaktere wie Marinelli und die Gräfin Orsina, an Lebensfülle und packender Wahrheit von keinem späteren Dichter übertroffen, sind und bleiben die unerschöpflichen, ewig neuen Lieblingsaufgaben aller großen Charakterdarsteller; und von derselben Wahrheit und Lebendigkeit sind selbst die untergeordnetsten Nebenrollen. Ekhof, der als Odoardo den Gipfel seiner eigenthümlichen Künstlergröße erreichte, antwortete, als ihm Nicolai seine Bewunderung über das Ergreifende seiner Auffassung äußerte, wenn der Dichter so tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler wohl nachtauchen, bis er ihn findet. Von der knapp epigrammatischen und doch so individuell lebenswarmen Sprache meinte schon Karl Lessing in einem Brief an seinen Bruder (Bd. 13, S. 362), daß, wer sie nicht mit Richtigkeit und Nachdruck sprechen

könne, keine Anlage zum Theater habe. Und wie rasch und unaufhaltsam ist das Fortschreiten der dramatischen Handlung! Was Schröder (vergl. Meyer 1, 234) insbesondere von der Exposition rühmte, daß sie in allen einzelnen Zügen und Worten vollendet, abgewogen und erschöpfend sei, sogleich in Handlung übertrete, Alles vorbereite, Alles anmelde und doch Nichts verrathe, das gilt von der ganzen Composition ohne Unterschied. Von Scene zu Scene steigert sich die Spannung der dramatischen Gegensätze; sorgsam motivirt und doch überraschend lebendig. Es giebt vielleicht in der ganzen deutschen dramatischen Literatur kein zweites Stück, das sich von allen die dramatische Entwicklung hemmenden und verzögernden oder, wie sich die Kunstsprache ausdrückt, von allen episch retardirenden Motiven so fern hält wie Emilia Galotti.

Es war ein ganz richtiges Gefühl, wenn die Zeitgenossen sogleich nach dem ersten Erscheinen der Emilia Galotti allgemein von „Shakespeare-Lessing" zu sprechen pflegten. Obgleich Lessing, nach den Grundsätzen seiner Dramaturgie allem Unruhigen und Springenden abhold, die Einheit der Zeit so streng festhält, daß er, um sich gleichwohl freier bewegen zu können, die Handlung schon mit Tagesanbruch beginnen läßt und dabei die Unwahrscheinlichkeit nicht scheut, den Maler Conti schon am frühen Morgen bei dem Prinzen eintreten zu lassen, so mußte sich doch Allen unabweisbar das Bewußtsein aufdrängen, daß von jetzt ab mit den Ueberlieferungen der französischen Bühne für immer gebrochen sei.

Dazu der gewitterschwere politische Hintergrund. Noch nach der Vollendung seines Dramas nannte es Lessing in einem Brief an seinen Bruder vom 1. März 1772 eine „modernisirte, von allem Staatsinteresse befreite Virginia"; nichtsdestoweniger war ihm, indem er den alten Stoff auf moderne Verhältnisse übertrug und in dieser Uebertragung die vorausbestimmte Katastrophe aus verwandten Motiven ableiten mußte, seine Dichtung mit innerster Nothwendigkeit und, fast möchte man sagen, unwillkürlich der strafende Spiegel jener nichtswürdigen Gewaltthätigkeit und Verderbniß des Fürsten- und Hoflebens geworden, wie sie damals noch immer namentlich in

den kleineren deutschen Ländern schamlos ihr freches Wesen trieb. In allen Urtheilen der Zeitgenossen erklingt diese politische Saite auf's tiefste. Ramler meinte in seiner Anzeige der Emilia Galotti in der Berliner Zeitung, er habe Lust, an die Spitze dieses Stücks jene königlichen Worte zu schreiben: „Jetzt, Ihr Könige, öffnet Euer Herz, Ihr, die Ihr auf Erden richtet, laßt Euch belehren!" Herder erinnert an das alte „Discite justitiam moniti, Lernet durch diese Mahnung, Gerechtigkeit zu üben". Schröder erzählt, daß man in Braunschweig den Prinzen und die Gräfin Orsina auf den Herzog und die Marquise Branconi deutete, und daß die Hofpartei nichts versäumte, diese Beziehungen nach Kräften zu Lessing's Nachtheil auszubeuten. In Gotha wurde die Aufführung sogleich verboten.

Jedoch alle diesen hohen Vorzüge vermögen nicht, uns über die Schwäche des Grundmotivs hinüberzuheben. In Allem, was das dramatische Machwerk betrifft, war Lessing weit vorgeschritten über den Standpunkt seines ersten bürgerlichen Trauerspiels Miß Sara Sampson; aber seine Anschauung vom Wesen des Tragischen war noch durchaus dieselbe. Auch hier wieder wie in Miß Sara Sampson nicht ein Hinabsteigen in die geheimnißvollen Tiefen thatkräftiger Leidenschaft, sondern nur die Darstellung einer mitleidswürdigen Handlung, der Zusammenstoß weiblicher Reinheit und Unschuld mit der Uebermacht boshafter Verfolgung. Auch hier daher wieder nur eine Intriguentragödie. Die Intriguentragödie aber ist ihrer innersten Natur nach vom Wesen ächter Tragik ausgeschlossen. Die Aeußerlichkeit ihrer Motivirung besagt selbst, daß sie nicht innerlich nothwendige, ewige, allgemein menschliche Kämpfe und Gegensätze darstellt, sondern nur zufällige, rein persönliche, bei gutem Willen ausgleichbare. Die Intriguentragödie muß unausbleiblich veralten; losgelöst von den Zeitbedingungen, unter denen sie entstand, hat sie für den Zuschauer, welcher in andere Verhältnisse und Stimmungen eingetreten ist, die zwingende Ueberzeugungskraft verloren, durch welche die warme Theilnahme an dem Geschick der Unterliegenden bedingt ist. Ja, es liegt die Gefahr nahe, daß, indem der tragische Untergang des Helden nur durch äußerlich an-

gezettelte Intrigue herbeigeführt wird, das Recht als dem Unrecht oder, um in der moralisirenden Sprache des achtzehnten Jahrhunderts zu sprechen, die Tugend als dem Laster erliegend erscheint. An diesen unvermeidlichen Klippen der Intriguentragödie ist Lessing in Emilia Galotti ebenso wie in Miß Sara Sampson gescheitert.

So wenig ist der Tod Emilia's eine innere, unter allen Umständen unabwendbare Nothwendigkeit, daß der Dichter, um diese Katastrophe zu gewinnen, nicht ohne die allerärgerlichsten Gewaltsamkeiten auskommen konnte. Oder ist es nicht gewaltsam und den reinen dichterischen Eindruck störend, wenn zuletzt auf Emilia und die Reinheit ihrer jungfräulichen Empfindung ein die Theilnahme schwächender Makel fällt, der durch die vorausgegangenen Andeutungen einer Neigung zu dem Prinzen doch nur ungenügend motivirt ist? Emilia, von den Anfechtungen, welche sie erleidet, ergriffen, zittert vor sich selbst. Angstvoll ruft sie dem Vater zu: „Gewalt, wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts; Verführung ist die wahre Gewalt. Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für Nichts, ich bin für Nichts gut. Ich kenne das Haus Grimaldi; es ist das Haus der Freude. Eine Stunde unter den Augen der Mutter und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten! Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch!“ Und das Alles in dem Augenblick, da Appiani gemordet worden und ihre Seele für keinen anderen Gedanken und für keine andere Leidenschaft Raum haben sollte, als für den tiefsten Abscheu gegen den Prinzen! Und wie unnatürlich erscheint zumal die grause That des Vaters! Schon J. J. Engel hat in seinen noch immer sehr lesenswerthen Briefen über Emilia Galotti (Philosoph für die Welt. Stück 10—13) trefflich hervorgehoben, wie bedauerlich sich grade hier der Dichter schadete, als er die zwingende Thatsächlichkeit der Geschichte der römischen Virginia, wie sie von Livius erzählt wird, verließ und die Katastrophe, von ihren natürlichen Ursachen trennend, an eine durchaus andere Ver-

bindung von Umständen knüpfte. Dem Vater der Virginia war es unmöglich gemacht, den Wolf statt des Lammes zu erschlagen; wo aber lag die gleiche Unausweichlichkeit für den Vater Emilia's? Der Dichter selbst hat in jenen wühlenden Selbstgesprächen, welche in Odoardo kurz vor der entscheidenden That ruhelos auf- und abwogen, auf die Möglichkeit solchen Ausganges hingedeutet; und es gab kein anderes Hemmniß, dieses naturgemäße Motiv zum Austrag zu bringen, als die verfehlte Gesammtanlage des Stücks, welche nur eine Umbildung der Motive, nicht aber eine Umbildung der Katastrophe gestattete. Der Schluß der Emilia Galotti ist daher ebenso peinigend wie der Schluß der Miß Sara Sampson. Emilia wird erstochen, ihr Vater übergiebt sich den Gerichten; sie, die alle Beide nichts gefehlt und nichts verschuldet haben. Der Prinz dagegen, der Urheber all dieses Unglücks, geht frei aus; er beruhigt sein drängendes Gewissen und schreibt die Verantwortlichkeit seinem Höfling Marinelli zu. „Ist es", sagt er, „nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" Marinelli wird in die Verbannung geschickt. Wer aber steht dafür, daß er nicht sogleich wieder zurückberufen wird, sobald der Prinz seiner Hilfe zur Befriedigung ähnlicher Launen wieder bedarf? Das ist das grade Gegentheil von Dem, was der moralisirende Dichter gewollt hat, das ist der Sieg der Schuld über die Unschuld, des Verbrechens über die Tugend, das ist ein Verstoß gegen alle dichterische und sittliche Gerechtigkeit, gegen alles tragische, innerlich folgerichtige Schicksal.

Vom ersten Anbeginn erhob sich dieser Tadel, den auch die eifrigsten Vertheidiger des Stückes nicht zu widerlegen vermocht haben. Nicht blos Lessing's Gegner, wie Bodmer und Sulzer (vgl. Briefwechsel der Schweizer, herausgegeben von Körte. S. 422) rügten bereits diese Motivirung der Katastrophe, daß Emilia zu schwach sei, an ihre Tugend zu glauben, sondern, wie wir aus einem Briefe Nicolai's an Lessing (Bd. 13, S. 380) erfahren, auch viele Verehrer. Seit Mauvillon, Unzer, Engel, Claudius und Herder bis auf Börne ist dieser Vorwurf in den verschiedensten Wendungen wiederholt

worden. Schiller, dessen Kabale und Liebe doch so sichtlich der Emilia Galotti nachgebildet ist, hatte nach Goethe's Bericht „Ueber das deutsche Theater“ in seinen späteren Jahren gegen Emilia Galotti einen entschiedenen Widerwillen. Und so verehrend Goethe selbst meist von Emilia Galotti zu sprechen pflegt, so läßt doch auch er sich zuletzt in einem Brief an Zelter vom 27. März 1830 sogar zu der schroff übertreibenden Aeußerung hinreißen, dieses Stück sei freilich einst wie die Insel Delos aus der Gottsched-Gellert-Weiße'schen Wasserfluth aufgestiegen, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen, und habe einst das ganze junge Dichtergeschlecht erfreulich ermuthigt; auf dem jetzigen Grade der Kultur könne es aber kaum noch wirksam sein; untersuche man es genau, so hätten wir vor ihm nur den Respect wie vor einer Mumie. Es ist nicht blos das Streben nach äußerer geschichtlicher Treue, sondern das Gefühl, daß diese Dichtung nur aus ihrer eigensten Zeitatmosphäre die richtige Beleuchtung erhalte, wenn jetzt alle größeren Bühnen die Einrichtung getroffen haben, Emilia Galotti im Zeitcostüm des achtzehnten Jahrhunderts zu spielen. Und es war ein überaus feiner Zug Dawison's, wenn er als Marinelli in dem Augenblick, da er sein Verbannungsurtheil vernimmt, trostlos erschüttert in sich zusammenbrach. Dieses stumme Spiel des Darstellers ist durchaus naturwahr, denn der Höfling, dem sein Fürst sein Gott ist, ist vernichtet, wenn die Sonne der fürstlichen Gnade erbleicht; und zugleich ist es trefflich geeignet, das Gefühl der Empörung, das über der racheheischenden Leiche Emilia's im Zuschauer aufflammt, zu läutern und zu mildern.

Zwischen Emilia Galotti und Nathan dem Weisen liegen tiefbewegte kampfvolle Jahre.

Nathan der Weise ist das dichterische Ergebniß jener großen theologischen Streitigkeiten, durch welche der alte Rufer im Streit, wie man Lessing treffend genannt hat, auch der religiöse und philosophische Befreier der Deutschen wurde. Grade als sein Kampf mit Göze am vernichtendsten entbrannte, suchten die Braunschweiger Behörden, welche dem Wolfenbüttler Bibliothekar vorgesetzt waren,

die Fortführung des Kampfes zu hindern; Lessing ließ sich nicht beugen, er gab dem Kampf nur eine andere unerwartete Wendung. Am 11. August 1778 schrieb Lessing an seinen Bruder Karl: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird; aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat soviel man braucht; und da habe ich diese Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals träumen ließ. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines Stücks allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decameron des Boccaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, so daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen und ich gewiß den Theologen einen ärgeren Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten." Und am 6. September schrieb Lessing an Elise Reimarus: er wolle versuchen, ob man ihn auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens, noch ungestört werde predigen lassen. Mitten unter den härtesten Bedrängnissen, unter dem nachwirkenden Schmerz über den Verlust seiner trefflichen Frau, unter drückenden Nahrungssorgen und unter den unausgesetzten Angriffen erbitterter Schwarzröcke wurde die Dichtung in der unglaublich kurzen Zeit von wenig mehr als vier Monaten vollendet. Die Versification des ersten Aktes begann nach dem Bericht des erhaltenen Entwurfs (Muncker 3, 473) am 14. November 1778; im Mai 1779 war das Werk bereits gedruckt in den Händen der Freunde.

Man hat wohl davon gesprochen, daß dem Dichter die erste Anregung von Swift's Märchen von der Tonne gekommen sei. Swift's Märchen aber behandelt, wie im ersten Theil dieses Werks gezeigt ist, nur die drei christlichen Glaubensbekenntnisse und ist ausschließlich eine satirische Verspottung ihrer kirchlichen Lehrbegriffe; Lessing's Nathan der Weise dagegen behandelt die drei geschichtlich

wichtigsten Religionen und verlegt den Schwerpunkt aus dem Lehrbegriff in das sittlich werkthätige Handeln. Schon seit langer Zeit hatten die Ideen einer solchen Dichtung in Lessing gekeimt. Wie Lessing als Jüngling in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters (Muncker 4, 179) sagte, es lasse sich leicht zeigen, daß man wirklich die ernsthaftesten philosophischen Wahrheiten, ja selbst Religionsstreitigkeiten auf das Theater bringen könne und gebracht habe, so hatte er nicht nur in seinen Jugendlustspielen „Der Jude“ und „Der Freigeist“ bereits ähnliche Themata berührt, sondern in seiner „Rettung des Hieronymus Cardanus“ (Muncker 5, 310) sogar schon einen Streit zwischen Heidenthum, Judenthum, Christenthum und Muhamedanismus vorgeführt, dessen straff dramatische Haltung für den Dichter des Nathan äußerst bedeutsam ist. Der Entwurf des Drama's auf Grund der Boccaccio'schen Erzählung fällt, wie Lessing selbst seinem Bruder am 7. November 1778 mittheilte, unmittelbar nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise, in das Frühjahr 1776.

Es ist eine der größten Thaten des Lessing'schen Genius, mit welcher wunderbaren Kraft er aus dem tauben Gestein des überkommenen Motivs so lauteres Gold zu gewinnen wußte. Die Erzählung Boccaccio's, deren Ursprung sich bis auf einen jüdisch spanischen Dichter des elften Jahrhunderts zurückführen läßt, ist das Lob weltkluger Geistesgegenwart; eine listig gestellte Falle wird listig umgangen. Saladin, der mächtige Beherrscher des Orients, legt einem reichen Juden, von welchem er Geld erpressen will, die Frage vor, welche von den drei Religionen er für die wahre halte, die jüdische, die sarazenische oder die christliche; der Jude weicht geschickt aus durch die Hinweisung auf ein sinniges Gleichniß. In einer Familie sei es alte Satzung gewesen, daß Erbschaft und Vorrang immer demjenigen Sohn zufalle, dem der Vater bei seinem Tode einen von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbten Ring übergebe; einst aber habe ein Vater seine drei Söhne mit so durchaus gleicher Liebe geliebt, daß er von einem tüchtigen Meister noch zwei andere Ringe anfertigen ließ, von dem ächten nicht unterscheidbar; jetzt behaupte

ein jeder Sohn den ächten Ring zu besitzen, und doch könne der Streit nimmer entschieden werden. Dieses Gleichniß, welches bei Boccaccio nur Mittel war, machte Lessing zum eigensten Zweck. Und indem er in dasselbe alles Tiefste legte, was er über Religion empfand und dachte, und was eben jetzt im Gewühl seiner theologischen Streitigkeiten mit erneuter Stärke in sein Gemüthsleben getreten war, vertiefte er es zum Sinnbild seiner religiösen und philosophischen Grundanschauung, daß nicht der Glaube und der kirchliche Lehrbegriff, sondern einzig die sittliche Kraft, die Lauterkeit der Gesinnung, die werkthätige Liebe, das Wesen und Leben der Religion sei. „Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion", sagt Lessing im Entwurf einer beabsichtigten Vorrede (Lachmann 11, S. 535), „ist von jeher die meinige gewesen.... Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären, wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Licht darzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt, so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben." Lessing giebt dem ächten Ring die Wunderkraft, vor Gott und Menschen beliebt zu machen. Es ist der eigenste Kern des Gedichts, wenn der weise Richter, vor welchen die Söhne ihren Streit bringen, diesen zuruft:

„Nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch Jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube Jeder sicher seinen Ring
Den ächten! — — — Wohlan!
Es eifre Jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe Jeder von Euch um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei Euren Kindes-Kindeskindern äußern,

So lad ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich, und sprechen! —"

Wegen dieses tiefen und reinen Gedankengehalts hat man daher mit Recht Nathan den Weisen den dichterischen Abschluß der großen Aufklärungskämpfe und neben Goethe's Faust die eigenthümlichste deutsche Dichtung genannt. Es ist das hohe Lied von der Herrlichkeit der frei in sich selbst ruhenden Menschennatur, der Triumphgesang über die Erlösung des Geistes aus den Banden des Buchstabens, die lichte Botschaft der befreienden Toleranz- und Humanitätsidee. Die warme sonnenhelle Stimmung, welche über diesem Gedicht liegt, führte den Dichter mit derselben inneren Nöthigung zur weihevollen Erhebung rhythmischer Darstellung, mit welcher gleichzeitig auch Goethe von dem ersten in Prosa geschriebenen Entwurf seiner Iphigenia zum Rhythmus geführt wurde. Mit Nathan trat Lessing aus dem bürgerlichen Trauerspiel in die Tragödie des hohen Stils.

Lessing kannte die Schwierigkeiten, welche ein so vorwiegend gedankenhafter Inhalt fast unüberwindlich der dichterischen Behandlung entgegenstellt. „Wenn man sagen wird," bemerkte Lessing in jenem Entwurf einer Vorrede, „daß ein Stück von so eigener Tendenz nicht reich genug an eigener Schönheit sei, so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen; ich bin mir eines Zieles bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit Ehren bleiben kann."

Für Dichtungen, welche das kühne Wagniß unternehmen, nicht vom sinnlichen Einzelleben auszugehen und dieses zu allgemeingiltiger Idealität zu steigern, sondern umgekehrt für reine, aus Begriffen entstandene Gedanken erst nachträglich sinnliche Verkörperung zu suchen, ist es die entscheidende Lebensfrage, ob und inwieweit es ihnen gelingt, die Welt des Kopfes in eine Welt des Herzens, die Welt des beschaulichen Denkens in eine Welt des Willens und der Gesinnung zu verwandeln; Gehalt und Gestalt müssen so innig und naturnothwendig in einander verwachsen, daß der blos gedanken-

hafte Ursprung und Zweck in der Macht und dem Zauber der sinnlichen Lebensfülle völlig aufgeht. Das höchste Meisterwerk dieser geheimnißvollen Wandlung ist der erste Theil des Goethe'schen Faust, während der zweite Theil zugleich der sprechendste Beweis ist, wie selbst der tiefste Gehalt ohne dichterische Wirkung bleibt, wenn ihm die zwingende Thatsächlichkeit warmblütigen Lebens fehlt.

Wie also steht es in Nathan um die Charakterzeichnung, wie um die dramatische Handlung?

Die Charaktere zerfallen in zwei Gruppen. Die einen sind die Träger und Vertreter der freien Humanitätsreligion, die anderen die Bekenner der kirchlichen Offenbarungslehre. An der Spitze der ersten Gruppe steht Nathan, den Lessing hoch über den schlauen Melchisedek Boccaccio's emporgehoben hat, indem er, nach Erich Schmidt's Nachweis, ihm Züge des in einer anderen Novelle Boccaccio's auftretenden weisen Nathan geliehen hat. Nathan ist der Grund- und Eckstein der ganzen Dichtung. Er ist der ächte und rechte Mensch, das Urbild der höchsten, harmonisch in sich abgeschlossenen Lebensweisheit. Durch die harte Schule leidvoller Erfahrung hat sich Nathan zu einer Tiefe und Freiheit des Denkens, zu einer heiteren Milde der Gesinnung und zu einer lauteren und unerschütterlichen Seelengröße hindurchgerungen, welche das Einzelne und Vergängliche immer nur unter dem Spiegel der allgemeinen und ewigen Weltordnung betrachtet, welche unter dem Druck trennender Religionsunterschiede nur um so wärmer und inniger auf das unzerreißbar einende Band des rein und einfach Menschlichen dringt, welche gegen sich selbst die strengste Selbstverleugnung und darum gegen die Mitmenschen die unablässige Ausübung werkthätiger Liebe ist. Und neben Nathan steht Recha, als die weibliche Spiegelung derselben Anschauung und Gesinnung. Sie besitzt naiv, was bei Nathan bewußter Bildungsgewinn ist; unter Nathan's Leitung erwachsen, ist ihr die große Lehre, daß Ergebenheit in Gott von unserem Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt, die reine und klare Luft, in welcher sie von Jugend auf gelebt und gewebt hat. Leicht erregbar kann sie wohl auf Augenblicke den

Einflüsterungen fremder Bekehrungsversuche Gehör geben oder sich durch mächtig eingreifende Ereignisse wie durch ihre wundergleiche Errettung aus dröhendem Feuertod zu mädchenhafter Schwärmerei und Wundergläubigkeit hinreißen lassen; aber im tiefsten Grund steht ihr Wesen unbeirrbar fest; sie ist, wie Lessing im Entwurf (Muncker 3, 489) ihr Bild treffend bezeichnet, „ein unschuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, aber voll Gefühl des Guten und voll Furcht vor Gott“. Die Zeichnung Saladin's und Sittah's ist nur in Umrissen gehalten; aber alle Züge sind darauf berechnet, zu zeigen, daß sie im Menschen nur das Menschliche achten. Dem Juden Nathan und dem christlichen Tempelherrn erschließen sie sich mit gleicher Liebe; „ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse“ ist der Wahlspruch Saladin's; bitter klagt Sittah, daß der Stolz der Christen sei, Christen, nicht Menschen zu sein, daß nicht Christi Tugend, sondern nur Christi Name verbreitet werde. Und ebenso gehört Al Hafi, „der milde, gute, edle“ Derwisch, in diese Reihe. Obgleich nur episodisch behandelt und frühzeitig aus der dramatischen Verwicklung entlassen, ist er doch offenbar dazu bestimmt, die segensreiche Werkthätigkeit Nathan's nur um so heller ins Licht zu stellen; Nathan's Weg liegt im offenen Kampf mit dem Leben, Alhafi's Weg in der weltverachtenden Zurückgezogenheit stiller Beschaulichkeit; „am Ganges, am Ganges nur giebt's Menschen“. „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König!“ Die Charaktere der zweiten Gruppe sind nach den verschiedenen Richtungen gemodelt, welche Lessing im kirchlichen Gemeindeleben täglich vor Augen sah. Nur vier Personen, aber eine jede ein Typus. An der Spitze dieser zweiten Gruppe, so recht der Widerpart des weisen Nathan, steht der „dicke, rothe, freundliche“ Patriarch, der Mann der Hierarchie und des pfäffischen Fanatismus. Dem Sultan, dem er sich äußerlich unterwürfig zeigt, sinnt er Mord und Verrath, ein Bubenstück vor Menschen ist nicht auch ein Bubenstück vor Gott; den Juden Nathan will er verbrennen, denn es wäre besser, das verlassene Christenkind wäre im Elend umgekommen, als daß es im Hause des Juden er-

zogen wird; „mich treibt der Eifer Gottes lediglich, was ich zu viel thu, thu ich ihm". Sodann Daja, die gute aber befangene Christenseele, die an Nathan und Recha mit treuer Liebe hängt und die es doch in ihrem christlichen Hochmuth nicht verwinden kann, daß sie im Hause des Juden lebt; im stolzen Wahn, den einzig wahren Weg zu Gott zu wissen, hält sie es für ihre heiligste Pflicht, Jeden, der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken. Und wer kann im Templer, in dem hochherzigen muthvollen Jüngling, den die Religionskriege gelehrt haben, daß es nichts als fromme Raserei sei, seinen Gott als den vermeintlich besten eigensüchtig der ganzen Welt aufdrängen wollen, und der doch, sobald er dem Juden gegenübersteht, seinen Glaubensdünkel engherzig hervorkehrt und in der Meinung, der Jude wolle der Kirche ein Christenkind abwendig machen, in augenblicklicher Wallung sogar die Hilfe des Patriarchen nicht verschmäht, eine Hinweisung auf jene rationalistische Halbheit verkennen, welche zwar mit den Satzungen der strengen Kirchenlehre gebrochen hat, nichtsdestoweniger aber nicht frei ist von den Ketten, deren sie spottet? Mitten aus diesen Trübungen und Irrungen erhebt sich herzgewinnend die Gestalt des Klosterbruders, in seiner frommen Einfalt die schönste Verklärung schlichter Gläubigkeit; alle pfäffischen Ränke scharf durchschauend, in unverdorbener Natürlichkeit mit derselben thätigen Menschenliebe waltend wie Nathan auf der Höhe der Bildung. Diese Verbindung und Gegenüberstellung Nathan's und des Klosterbruders ist ein Meisterzug Lessing's.

Es heißt die Grundidee dieser Dichtung völlig verkennen, wenn man dem Dichter vorwirft, daß er dem schwarzen Bilde des christlichen Patriarchen nicht auch aus dem Islam und Judenthum gleiche Bilder pfäffischer Herrschsucht und Unduldsamkeit an die Seite gestellt habe. Es handelte sich nicht um die Darlegung der drei verschiedenen Religionen, sondern einzig und allein um den einfachen Satz, daß der Christ nicht schon darum, weil er Christ ist, besser als Andere sei; über den äußeren Religionsformen steht das unverrückbare ewige Sittengesetz, in dessen Bethätigung alle Menschen ohne Unterschied mit einander wetteifern sollen. Und nicht

minder unstatthaft ist der Vorwurf, das Gedicht sei nicht vollkräftig in die geschichtliche Treue eingegangen. Genug, daß das Zeitalter der Kreuzzüge geschichtlich nachweisbar für ähnliche Stimmungen und Ansichten ungezwungene Vergleichungspunkte bot; auch die Welt des Goethe'schen Faust ist nicht die Welt des alten Volksbuches. Genug, wenn diese Charaktere nicht als leblose rhetorische Masken erscheinen, sondern in der That die überzeugende Kraft und Lebenswärme naturwüchsiger und selbständiger Persönlichkeiten haben. Und grade nach dieser Seite hin hat Lessing seinen spröden Stoff mit wahrhaft überraschender Meisterschaft bewältigt. Börne's bekanntes Wort, Hamlet sei nicht das bewunderungswürdigste Werk Shakespeare's, aber Shakespeare sei am bewunderungswürdigsten im Hamlet, findet hier seine vollste Anwendung. Besonders farbensatt ist die Hauptgestalt Nathan's durchgebildet. Es ist die Schuld des Schauspielers, nicht die Schuld des Dichters, wenn sich in dieses hehre Bild etwas falsch Predigerhaftes mischt: mit der feinsten Kunst der Motivirung hat der Dichter überall dafür gesorgt, in Nathan das volle Gleichgewicht von Kopf und Herz darzustellen und die Fülle seiner Weisheit aus der Fülle seines warmen Gemüthslebens abzuleiten. Nathan ist in seiner Urbildlichkeit von einer Schärfe und Wahrheit der Individualisirung, daß sogar die Züge seiner jüdischen Stammeseigenthümlichkeit zwar gemildert, aber nicht verwischt sind.

Anders stellt sich das Urtheil über den Gang der dramatischen Handlung. Hier rächte es sich, daß Lessing, uneingedenk des goldenen Ausspruchs der Aristotelischen Dichtlehre (Kap. 6), welchen er selbst im siebenunddreißigsten Stück der Dramaturgie so scharf betont hatte, daß der Grundbestandtheil und die Seele der Tragödie einzig die Handlung, die in sich nothwendige und folgerichtige Verknüpfung der Begebenheiten sei, und daß nur durch diese die Charaktere ihr Dasein und ihre Wesensentfaltung erhalten, den umgekehrten Weg eingeschlagen und zu der bereits vorhandenen Idee und zu den aus diesen entwickelten Charakteren erst nachträglich, um seinen eigenen Ausdruck zu wiederholen, eine „interessante

Episode" erfunden hatte. Aeußerlich und episodenhaft ist die Handlung geblieben, die sich zum Theil auch an eine abenteuerliche Novelle des Boccaccio aus der Zeit Friedrich's II. anschließt. Die Idee der allgemeinen Menschenverbrüderung oder, wie Lessing sich in seinen gleichzeitigen Freimaurergesprächen ausdrückt, das durch die Unterschiede und Trennungen der verschiedenen Völker, Religionen und Stände verdunkelte und verkommene Bewußtsein des Alles umschlingenden Einheitsbandes, wenn auch an sich noch so wahr und hochherzig, war in ihrer überquellenden Allgemeinheit dramatisch unerfaßbar. Indem Lessing sie dennoch in die strenge Geschlossenheit der dramatischen, zumal der tragischen Kunstform zwängte, sah er sich auf den verfänglichen Ausweg gewiesen, dieser allgemeinen Menschheitsidee das unwirksame Miniaturbild einer über alle Unterschiede und Trennungen der Völker, Religionen und Stände übergreifenden Familieneinheit unterzuschieben. Keine Kunst hat vermocht, diese Unangemessenheit des Inhalts und seiner sinnlichen Erscheinung aufzuheben oder auch nur zu verdecken. Der schönheitsvolle Tempel hat nur ein ärmliches Nothdach, der hohe Stil fällt in die Genrebildlichkeit des Familiendramas. Und weil die Fabel der Handlung nur eine äußerlich aufgezwängte, nicht eine aus der treibenden Kraft und Nothwendigkeit der Idee und der Charaktere selbst entspringende ist, ist auch die Motivirung, die in Allem, was die Zeichnung der Charaktere betrifft, die höchste Bewunderung verdient, doch in Allem, was sich auf die Fortführung und den Abschluß der Handlung bezieht, von verletzender Willkür und Lockerheit. Aus dem Gebiet der Intriguentragödie, in welchem sich Miß Sara Sampson und Emilia Galotti bewegten, sind wir herausgetreten; ein um so breiterer Raum aber ist dem nicht minder bedenklichen Spiel des Zufalls gestattet. Das böse Gewissen dieser Aeußerlichkeit war es, welches Lessing, der in seiner Kunstlehre immer so scharf auf reine Gattungen drang, bestimmt hat, Nathan den Weisen nicht als Tragödie, sondern nur als dramatisches Gedicht zu bezeichnen. Und Schiller hatte denselben Mangel im Auge, als er in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung

die Bemerkung aussprach, ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen sein, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen, aber mit zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. B. Auerbach hat in einer lesenswerthen Abhandlung über Nathan den Weisen den Versuch gemacht, Lessing gegen diese Einwürfe zu rechtfertigen. Er leugnet nicht das Unbefriedigende des Schlusses und die vielen Unwahrscheinlichkeiten und Gewaltsamkeiten der Motivirung, aber er behauptet sie als durch die gewählte Kunstform selbst bedingt und gefordert, indem er für diese Dichtung den Namen und das Vorrecht eines phantastischen Märchenspiels in Anspruch nimmt. Aber wird durch diese Entschuldigung die Anklage nicht um so schärfer? Weder die Erzählung Boccaccio's noch die dramatische Fabel Lessing's können unter den Gesichtspunkt der Märchendichtung gestellt werden. Beide Erfindungen fußen auf streng thatsächlichem naturwirklichem Boden.

Nathan der Weise war die letzte dramatische Schöpfung Lessing's. Lessing erzählt in seinen Briefen von der Absicht, zum Nathan ein Nachspiel „Der Derwisch" zu dichten, in welchem er die Gestalt Al Hafi's und mit ihr den Faden des Stücks auf eine neue Art wieder aufnehmen und zu Ende bringen wollte. Ja, am 25. Mai 1779 schreibt er sogar an Elise Reimarus, er arbeite an einem „frommen Samariter, einem Trauerspiel von fünf Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi", in welchem der Levit und der Priester eine gar brillante Rolle spielen würden. Schwerlich waren diese Pläne mehr als erste flüchtige Gedanken. Dürfen wir aus der episodischen Gestalt Al Hafi's einen Schluß auf ein Stück ziehen, dessen Hauptgestalt Al Hafi gewesen wäre, so ist wahrscheinlich, daß dieses Stück der Träger jener großen Ideen werden sollte, welche Lessing später in seinen Freimaurergesprächen vortrug. Das Religionsdrama hätte ein politisches Seitenstück erhalten. Doch fehlen über Idee und Compositionsweise alle Andeutungen.

Was war durch Lessing für das deutsche Drama Großes und Gewaltiges geschehen!

Mensch sprach wieder zu Mensch. Die Stoffe waren aus der unmittelbarsten Gegenwart und Wirklichkeit geschöpft. In jeder Familie konnte sich die Tragödie Miß Sara Sampson's ereignen; viele verdiente Offiziere theilten damals das Schicksal Tellheim's; die Verwicklungen in Emilia Galotti waren ein treuer Spiegel deutschen Fürstenlebens vor der französischen Revolution; Nathan der Weise war das Evangelium der Liebe und Duldung, das der innerste Kern des gesammten Zeitalters war. Und noch wunderbarer und genialer war der tiefe Griff der Charakterzeichnung. Nicht mehr das starr Schematische, zu welchem der französische Classicismus die ruhige Einfachheit und Großheit der antik-plastischen Tragik verzerrt hatte, sondern das volle Hineintreten in jene verwickelten, in sich getheilten und von den mannichfachsten, einander oft widersprechenden Zwecken und Stimmungen getragenen Charaktere, in welchen die moderne Tragödie, wie sie ihren ersten und für alle Folgezeit vorbildlichen Ausdruck in Shakespeare gefunden hat, immer ihre tiefsten Motive und Wirkungen suchen muß, weil in dieser Verschiedenheit der Lebens- und Charakterentfaltung die Grundverschiedenheit des Antiken und Modernen überhaupt liegt. Von welcher frischen Naturwirklichkeit ist bereits Mellefont, von welcher dämonisch ergreifenden Kraft ist Marwood, ist die Gräfin Orsina, ist Marinelli, von welcher erquickend schönheitsvollen Heiterkeit ist Nathan; Charaktere, an welche man immer denken sollte, wenn man jenes bescheidene Wort Lessing's, daß er kein Dichter sei, gedankenlos nachsprechen hört! Dazu die Strenge der Motivirung, die Raschheit der Handlung, der scharfe geistreiche und doch so lebenswahre Dialog! Die Wirkung war eine so großartige und mächtige, daß fortan die Zwingherrschaft der verzopften französischen Renaissancetragödie für immer geschwunden war, ja daß sogar schon nach wenigen Jahrzehnten Goethe und Schiller sich gedrungen fühlten, gegen die wilden Uebertreibungen und Ueberstürzungen, zu welchen die Shakespearomanie ihrer eigenen Jugend die künstlerische Richtung und Einsicht Lessing's gemißbraucht hatte, wieder an das Maßvolle der französischen Bühne zu erinnern, ohne befürchten zu dürfen, daß mit dem

unvergänglich Schönen derselben zugleich auch ihre Unnatur und Verkehrtheit wiederkehre.

Und auch für unsere Schauspielkunst wurde Lessing schöpferisch und zielzeigend; nicht blos durch die feinen und sachkundigen Fingerzeige, welche alle seine dramaturgischen Zeitschriften auch dem darstellenden Künstler boten, sondern weit mehr noch durch die lebensvollen Aufgaben, welche seine Dichtungen an den Darsteller stellten. „Von nun an war der Schauspieler," wie Eduard Devrient in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst (Bd. 2, S. 126) treffend sagt, „von allem Herkömmlichen, von allen Kunstmustern unmittelbar wieder an die Natur gewiesen; er hatte Menschen, er hatte Leidenschaften, Schwächen und Tugenden darzustellen, Gedanken und Empfindungen auszusprechen, wie er sie kannte, wie er sie im eigenen Leben fand; die Geschichte des deutschen Herzens war Gegenstand seiner Kunst geworden; er brauchte die Natur nicht mehr durch ein französisch geschliffenes Glas zu betrachten, er sah ihr grade ins Auge; frei aus der bewegten Brust durfte der Schauspieler in deutscher Weise zum deutschen Zuhörer reden." Lessing ist auch der Vater unserer Ekhof und Schröder.

Dennoch hat die dramatische That Lessing's noch eine sehr bedeutende und verhängnißvolle Schranke.

Im Lustspiel hat Lessing das Höchste erreicht; im Trauerspiel steht er nicht auf gleicher Höhe. Die Schranke Lessing's ist, daß er die tiefe Bedeutung, welche in der modernen Tragödie der Begriff der tragischen Schuld hat, nicht fühlte, nicht kannte.

So groß die Bewunderung Lessing's für Shakespeare war und so unsterbliche Verdienste Lessing sich um die erste durchgreifende Einführung Shakespeare's in Deutschland erworben hat, in das innerste Compositionsgeheimniß Shakespeare's ist Lessing doch niemals gedrungen. Dieses eigenste Compositionsgeheimniß Shakespeare's besteht darin, daß er, aus dem vertieften Freiheitsgefühl der modernen protestantischen Weltanschauung erwachsen, durchweg mit allen überweltlichen Schicksalsmotiven, an welchen die antike Tragödie nach Maßgabe des antiken Schicksalsglaubens so reich ist, auf's schärfste

gebrochen hat und den tragischen Untergang des Helden immer nur als die naturnothwendige und unabwendbare Folge seiner tragischen Schuld behandelt und darstellt. Wir nennen die Shakespeare'sche Tragödie Charaktertragödie, weil in ihr Jeder seines Glückes Schmied ist, weil die Katastrophe immer nur aus der Schuld quillt, welche der Held mit seiner eigenwilligen, wenn auch aus den edelsten und berechtigtsten Beweggründen entspringenden Auflehnung und Ueberhebung gegen die Gesetze und Bedingungen der allgemeinen sittlichen Weltordnung auf sich geladen hat. Dieses innerste Wesen der Shakespeare'schen Charaktertragödie und deren tiefen Gegensatz gegen die antike Tragödie hat sich Lessing niemals zu klarer Erkenntniß gebracht. Lessing hat Shakespeare immer nur in seinem Gegensatz gegen den französischen Classicismus, nie in seiner eigensten Größe und epochemachenden Bedeutung betrachtet. Weil Lessing die antike Tragödie und die Tragödie Shakespeare's in gleichem Abstand von dem Zopf des französischen Classicismus erblickte, meinte er nun auch beide Arten der Tragik unter sich selbst übereinstimmend. Er erkannte nicht, daß die volksthümliche moderne Tragödie in der Art ihrer Motivirung durch die weite Kluft der antiken und modernen Weltanschauung auf das bestimmteste von der antiken Tragödie getrennt sei.

Lessing's Ansicht von der Natur der tragischen Schuld war die einseitig Aristotelische.

Aristoteles, der Theoretiker der antiken Tragödie, fordert zwar auch eine Schuld, sogar eine bedeutende; aber nicht in jenem tieferen Sinn, daß sie Grund und Hebel der gesammten tragischen Handlung sei, sondern nur als ein unverbrüchliches Bestandtheil der dramatischen Charakterzeichnung. Das dreizehnte Kapitel der Poetik, welches diesen Begriff entwickelt, wirft die Frage auf, wie die Natur des tragischen Schicksalswechsels beschaffen sein müsse. Zu diesem Behuf untersucht es zunächst, welche Fälle für die Tragödie unpassend und also von ihr auszuschließen seien. Die Antwort lautet, daß, da die eigenthümliche Art der Tragödie darin bestehe, mitleidenswerthe und furchtbare Ereignisse darzustellen, es erstens unstatthaft sei, vollendet

tugendhafte Männer als aus Glück in Unglück gerathend darzustellen, denn dies sei nicht mitleid- und furchterregend, sondern gräßlich und entsetzlich; zweitens sei es unstatthaft, lasterhafte Männer als aus Unglück in Glück gerathend darzustellen, denn dies sei das Untragischste von Allem, es errege nicht nur nicht unser Mitleid und unsere Furcht, sondern nicht einmal unsere allgemeine menschliche Theilnahme; und endlich drittens sei es unstatthaft, lasterhafte und durchaus schlechte Männer als aus Glück in Unglück gerathend darzustellen, denn spreche hier zwar unsere menschliche Theilnahme, so spreche doch weder unser Mitleid, das sich nur dem unverdient Unglücklichen, noch unsere Furcht, die sich nur einem uns Aehnlichen zuwende. Und aus diesen Verneinungen zieht Aristoteles den Schluß, daß, wenn weder der durchaus Tugendhafte noch der durchaus Lasterhafte ein passender tragischer Held sei, nur der zwischen Beiden in der Mitte Stehende übrigbleibe. Der tragische Held müsse an sich groß und edel, aber doch mit irgendeiner Schuld (ἁμαρτία) behaftet sein: denn ohne eine solche ἁμαρτία wäre der Umschlag vom Glück zum Unglück nur ein μιαρόν, d. h. wäre der Eindruck seines Leidens nur marternd und peinigend. Die ἁμαρτία der Aristotelischen Poetik ist also nur ein Vergehen, nur eine Verirrung, ein Fehltritt; einzig deshalb gefordert, weil die Tragödie nur mittlere und gemischte Charaktere brauchen kann, damit der Zuschauer in deren Geschick sich selbst erkenne, mit ihnen leide und in diesem Mitgefühl von der Furcht erschüttert werde, es könne ihm Gleiches begegnen. Nirgends findet sich bei Aristoteles die tiefere Wendung, die Katastrophe aus dieser Schuld selbst wie die Wirkung aus der Ursache ableiten zu wollen. Hätte Aristoteles den Begriff der tragischen Schuld in diesem tieferen Sinn gekannt und anerkannt, wie hätte er seine berühmte Definition der Tragödie (Kap. 6, 2) nur auf die durch Erregung von Mitleid und Furcht bewirkte homöopathische Heilung solcher Gemüthseffecte beschränken können? Er würde die sittliche Versöhnung und Erhebung, die im Untergang des Schuldigen liegt, die Freude über den Sieg der unverrückbaren Weltordnung bestimmter und nachdrücklicher betont haben; und zwar

um so mehr, je offener seine Absicht war, der engherzigen Ansicht Plato's, als wirke die Tragödie verweichlichend und entsittlichend, mit seiner Lehre entgegenzutreten.

Gleich Aristoteles kennt auch Lessing die tragische Schuld immer nur als Gegenmittel und Abwehr des Gräßlichen und Schrecklichen, nur als beiherspielendes Verschulden, nur als Fehltritt. Daher auch bei Lessing nirgends die leiseste Spur von der Einsicht in die Nothwendigkeit der festen und ursächlichen Verbindung von Schuld und Katastrophe. Zwar scheint es, als sei Lessing in jenem denkwürdigen Briefwechsel, welchen er in ringender Jugendzeit monatelang mit Moses Mendelssohn und Nicolai über das Wesen der Tragödie führte, einmal dem tieferen Schuldbegriff der modernen Tragödie nahegekommen. Am 18. December 1756 schreibt er an Mendelssohn: „Warum diese ἁμαρτία, wie sie Aristoteles nennt? Etwa, weil der tragische Held ohne sie vollkommen sein würde und das Unglück eines vollkommenen Menschen Abscheu erweckt? Ich glaube, die einzig richtige Ursache gefunden zu haben; sie ist diese: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, sein Charakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine in dem anderen nicht gegründet wäre und wir jedes von diesen zwei Stücken besonders denken würden." Allein diese aufblitzende Ahnung des richtigen Sachverhältnisses blieb bei Lessing ohne Folge und Durchbildung. Nicht nur, daß die Beispiele, welche Lessing in jenem Brief anführt, noch höchst verworren, und zum Theil sogar völlig ungehörig sind; sondern, was das Seltsamste ist, Lessing hat sich später nie wieder dieses keimkräftigen Gedankens erinnert. Selbst bei solchen Gelegenheiten nicht, wo in der wissenschaftlichen Begründung und Anwendung desselben das letzte lösende Wort lag. Wenn Corneille die untragische Wirkung seines Polyeucte mit dem Einwurf vertheidigt, „daß es sich zuweilen zutragen könne, daß ein sehr tugendhafter Mann verfolgt wird und auf Befehl eines Anderen umkommt, der nicht lasterhaft genug ist, unseren Unwillen allzusehr zu verdienen, indem er in der Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betreibt, mehr Schwachheit als Bosheit zeigt," so rügt Lessing nicht, daß in

einem solchen Fall die tragische Nothwendigkeit und also auch die tragische Erhebung fehle, sondern er sagt im zweiundachtzigsten Stück der Dramaturgie, daß der Gedanke, es könne Menschen geben, die ohne alles Verschulden unglücklich werden, schon an und für sich selbst so gräßlich sei, daß ihn die Heiden so weit als möglich zu entfernen gesucht hätten. „Und wir," fährt er fort, „wir wollten ihn nähren und durch Schauspiele bestätigen, wir, die wir durch Religion und Vernunft von der Unrichtigkeit und Gotteslästerlichkeit desselben überzeugt seien?"

Einzig aus diesem Mangel an Einsicht in die veränderte Stellung und Bedeutung der tragischen Schuld in der antiken und modernen Tragödie ist die überraschende Thatsache zu erklären, daß Lessing in jenen tiefsinnigen allgemeinen theoretischen Erörterungen des zweiten Theils der Dramaturgie, welche kein neuerer Aesthetiker unternehmen würde und unternehmen könnte, ohne immer und immer wieder auf Shakespeare hinzuweisen, niemals das Bedürfniß empfunden hat, die Haupttragödien Shakespeare's einer ähnlich eingehenden Betrachtung und Zergliederung zu unterwerfen, wie er in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters die Gefangenen von Plautus und in der Theatralischen Bibliothek sogar einige sehr mittelmäßige Trauerspiele der römischen Kaiserzeit betrachtet und zergliedert hatte.

Daher jenes tastende Hinübergreifen nach antikisirenden Schicksalsmotiven; daher auch das unkünstlerische Festhalten an der Aeußerlichkeit der Intriguentragödie in Miß Sara Sampson und Emilia Galotti; daher auch das lose Gefüge der Composition in Nathan dem Weisen. Dem Dichter, dem der tragische Hintergrund des antiken Schicksals fehlte, und der sich doch ebensowenig zum Bewußtsein erhoben hatte, daß die moderne Tragödie dafür des Schicksals Sterne in der eigenen Brust zu suchen habe, war keine andere Art der tragischen Verwicklung zugänglich als die Verwicklung der Intrigue oder des Zufalls. War doch schon Euripides, welcher, losgelöst von den bindenden Glaubensvorstellungen der Volksreligion, in ähnlichen schwan-

kenden Mittelzuständen lebte, mehrfach denselben Fehlern anheimgefallen!

Und daher auch in Lessing noch jener störende Beigeschmack moralisirender Endzwecke, von welchen sich Keiner erlösen kann, dem die Tragödie nichts als die Darstellung einer rührenden und mitleidswürdigen Handlung ist. Besonders seine Besprechung von Favart's Soliman im dreiunddreißigsten bis fünfunddreißigsten Stück der Dramaturgie ist hierfür bezeichnend. Allerdings ist Lessing zu künstlerisch feinfühlig, als daß er Zweck und Wirkung der Tragödie in eine ganz bestimmte einzelne moralische Lehre und Nutzanwendung setzen möchte, ja er meint sogar einmal übereifrig, dem dramatischen Dichter sei es gleichgültig, ob sich aus seiner Fabel eine allgemeine Lehre folgern lasse oder nicht; aber im innersten Kern ist doch auch ihm jene Reinigung der Leidenschaften, von welcher Aristoteles spricht, nicht die befreiende und versöhnende Erhebung, welche aus dem Anschauen des Sieges der unverrückbaren sittlichen und vernünftigen Weltordnung quillt, sondern nur, wie er im achtundsiebzigsten Stück sagt, die Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten. In dieser Betrachtungsweise zeigt sich dasselbe moralisirende Zöpfchen, das Lessing in den Nacken schlug, als er (Bd. 12, S. 420) für Goethe's Werther ein lehrhaftes Schlußcapitel, je cynischer, desto besser, verlangte.

Es war ein wichtiger und nothwendiger Fortschritt über Lessing hinaus, als endlich auch in Deutschland jene tiefere Erfassung der tragischen Schuld als des Urgrundes aller tragischen Verwicklung und Versöhnung erwachte, welche die Charaktertragödie im Sinn Shakespeare's als die einzig berechtigte Kunstform moderner Tragik begriff und verwirklichte.

Auch kein Anderer unter den Zeitgenossen Lessing's hatte für diese wesentlichste Seite Shakespeare's ein Auge. Weder Wieland, der erste deutsche Uebersetzer Shakespeare's, noch Gerstenberg, dessen „Etwas über Shakespeare" in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur das Beste ist, was neben Lessing damals

in Deutschland über Shakespeare geschrieben wurde; selbst nicht Herder.

Erst Goethe und Schiller haben das Wesen der Shakespeare'schen Tragödie wiedergefunden.

b. Lessing's Laokoon.

Genau zu derselben Zeit, als Lessing seine Miß Sara Sampson schrieb und mit dieser ersten Einführung des bürgerlichen Trauerspiels in Deutschland bereits auf's wirksamste die Schranken der französischen Tragik durchbrach, hatte Lessing's großer Zeitgenosse, Johann Joachim Winckelmann, in seiner ersten Schrift, in den „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", auch im Gebiet der bildenden Künste den Ausschweifungen der Rococokunst auf das entschiedenste den Krieg angekündigt. Der einzige Weg, groß, ja, wenn möglich, unnachahmlich zu werden, sei die Nachahmung der Alten, derselbe Weg, welchen einst auch Michel Angelo, Raffael und Poussin eingeschlagen.

Vor dem letzten Ziel aber war Winckelmann dennoch stehen geblieben. Die Unnatur und freche Leidenschaftlichkeit der verwilderten Formengebung hatte er bekämpft und in dieser wieder die Idee des hohen Stils, die Empfindung für edle Einfalt und stille Größe erweckt; aber an der herrschenden Compositionsweise, namentlich an der verderblichsten Verirrung derselben, an dem eitlen und hohlen Allegorienwesen, an der überwuchernden Personification allgemeiner und abgezogener Begriffe hatte er keinen Anstoß genommen. Ja, erwachsen in der Aesthetik Bodmer's und Breitinger's und in der Schule Oeser's, eines der allerärgsten Allegoristen, hatte Winckelmann derselben sogar auf's wärmste das Wort geredet. Es scheint nicht widersprechend, meint Winckelmann in jener ersten Schrift, daß die Malerei ebensoweite Grenzen haben könne als die Dicht-

kunst, und daß es folglich dem Maler möglich sei, dem Dichter zu folgen, so wie es die Musik zu thun im Stande ist. Auch nachdem Winckelmann sein großartiges Werk der alten Kunstgeschichte vollendet hatte, schrieb er noch eine besondere Anweisung zum geschickten Allegorisiren.

Dieser Hang der bildenden Kunst zur Allegorie war nur das entsprechende Gegenstück des Hanges der Dichtkunst zur beschreibenden Malerei, welcher nach dem Vorbild Pope's und Thomson's soeben auch in Deutschland durch Haller und Brockes, Kleist und Geßner eine fast ausschließliche Herrschaft gewonnen hatte. Dort will die bildende Kunst die Gedankenweite der Dichtung, hier will die Dichtung das Schilderungsvermögen der bildenden Kunst erobern; dort sollte die bildende Kunst die ganze weite Sphäre der Poesie füllen, hier sollte die Poesie sich in die engeren Schranken der bildenden Kunst zwängen.

Beide Verirrungen stammten aus durchaus gemeinsamer Wurzel. Je mehr im Lauf der letzten Jahrhunderte alles lebendige Kunstgefühl erstorben war, um so haltloser hatten sich auch die Grenzen, durch welche die einzelnen Künste nach der Verschiedenheit ihrer Darstellungsmittel unüberspringbar von einander getrennt sind, verwischt und verschoben. Jene blendende Antithese des griechischen Dichters Simonides, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei, war der Wahlspruch und die Grundanschauung aller ästhetischen Lehrbücher.

Es ist das unsterbliche Verdienst und die im höchsten Sinn epochemachende Bedeutung jener tiefgreifenden Untersuchungen, welche Lessing während der arbeitsvollen Breslauer Jahre unter dem Titel „Laokoon" zusammenfaßte, dieser verderblichen Verwirrung für immer ein Ende gemacht zu haben.

Lessing selbst hat diese scharfe Grenzscheidung der Dichtung und der bildenden Künste sehr bestimmt als den vornehmsten Endzweck seines Laokoon bezeichnet. Dem Haupttitel „Laokoon" fügte er scharf bedeutsam den erläuternden Nebentitel „Ueber die Grenzen der Malerei und der Poesie" hinzu. Und sogleich die Vorrede führt

aus, daß es lediglich das einseitige Betonen der Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der Poesie und der bildenden Kunst gewesen, welches in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt habe, „indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedicht, ohne überlegt zu haben, in welchem Maß sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden". Und der erste Entwurf dieser Vorrede, welcher sich in Lessing's Nachlaß erhalten hat, sagt (Bd. 11, S. 141) noch ausdrücklicher: „Es dürfte sich wohl der Mühe verlohnen, die Medaille auch einmal umzukehren, und die Verschiedenheit zu erwägen, die sich zwischen der Dichtkunst und der Malerei findet, um zu sehen, ob aus dieser Verschiedenheit nicht Gesetze folgen, die der einen und der anderen eigenthümlich sind und die eine öfters nöthigen, einen ganz anderen Weg zu betreten als ihre Schwester betritt, wenn sie wirklich den Titel einer Schwester behaupten und nicht in eine eifersüchtige nachäffende Nebenbuhlerin ausarten will."

Auf der Höhe dieses Standpunktes ist Lessing's Laokoon das unumstößliche Grundbuch der künstlerischen Stillehre geworden; insofern nämlich der wichtige Begriff des künstlerischen Stils nicht blos geschichtlich das in künstlerischen Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit und Volksthümlichkeit bedeutet, sondern zugleich technisch das Erkennen und Einhalten der den einzelnen Kunstarten durch die Natur ihres Darstellungsmaterials gestellten Forderungen und Bedingungen.

Obgleich Lessing in diesen Untersuchungen absichtlich jede feste systematische Form verschmähte, weil, wie er spottend sagte, an systematischen Büchern die Deutschen keinen Mangel hätten, so ist doch der behagliche, bald dahin bald dorthin ablenkende Gang des scheinbar ziellosen Spaziergängers ein sehr geregelter und überdachter. Wir unterscheiden deutlich drei scharfmarkirte Einschnittspunkte.

Der erste Ausgangspunkt ist die Frage: Wie steht es um jene

allgemein angenommene Gleichheit und Uebereinstimmung der Dichtung und der bildenden Kunst überhaupt?

Zur Beantwortung dieser Frage wird ein bestimmter einzelner Fall hervorgehoben. Woher die Abweichungen in der Darstellung der Laokoonssage zwischen Virgil und dem Bildner der Laokoonsgruppe? Wenn Winckelmann, sagt Lessing, zur Erklärung der Thatsache, daß der Laokoon des Bildwerks nicht ein schreckliches Geschrei erhebt, wie Virgil von seinem Laokoon singt, sondern nur ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, auf Sophokles' Philoktet verweist, um zu zeigen, daß die ächte griechische Kunst in der Darstellung des körperlichen Schmerzes nie die Würde heroischer Seelengröße überschritten habe, so ist diese Erklärung unrichtig. Auch bei Sophokles leidet Philoktet mit lautem Wehgeschrei; der ganze dritte Aufzug ist erfüllt mit solchen jammernden Ausrufen, mit abgebrochenem Stöhnen. Und ebenso schreien die Helden Homer's laut auf vor Schmerz: nicht blos die weichliche Venus, sondern auch der eherne Mars, wenn er die Lanze des Diomedes fühlt. Außer dem Philoktet läßt Sophokles auch den sterbenden Herkules klagen, winseln, weinen und schreien; und wahrscheinlich wird Sophokles auch den Laokoon nicht stoischer als den Philoktet und Herkules geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch; es erweckt Bewunderung, aber Bewunderung ist ein kalter Affect, dessen unthätiges Staunen jede wärmere Leidenschaft ausschließt. Wenn also das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes nach der alten griechischen Denkungsart gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann, so müssen wir für die Thatsache, daß der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht beibehielt, sondern vom Dichter, der dieses Geschrei mit bestem Vorsatz ausdrückte, seinerseits ebenso mit bestem Vorsatz abwich, nach einem anderen Grund suchen. Dieser Grund der verschiedenen Auffassungs- und Behandlungsweise aber liegt in der Verschiedenheit der Künste selbst. Für den bildenden Künstler, der für das Auge arbeitet, ist körperliche Schönheit höchstes Gesetz; für den Dichter, der seine Gestalten nicht sinnlich sichtbar darstellt, ist körperliche Schönheit ohne alle Bedeutung. Wenn Virgil's

Laokoon schreit, wem fällt es dabei ein, daß dieses Schreien ein weites Oeffnen des Mundes voraussetzt und daß dieses weite Oeffnen des Mundes häßlich ist? Genug, daß das „clamores horrendos ad sidera tollit" ein erhabener Zug für das Gehör ist, mag er doch für das Gesicht sein, was er will. Noch mehr. Der bildende Künstler kann für seine Darstellung immer nur einen einzigen Augenblick wählen; er muß sich daher sorgsam hüten, daß dieser festgehaltene Augenblick nicht etwas Abstoßendes oder gar Widernatürliches sei; der Dichter ist an solche karge Augenblicklichkeit nicht gebunden, er nimmt jede seiner Handlungen bei ihrem Ursprung auf und führt sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschaft; würde ein einzelner Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, so wird dieser Zug in der Dichtung doch entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet oder wird durch das Folgende so gemildert und vergütet, daß er seinen Einzeleindruck verliert und in der Verbindung die trefflichste Wirkung thut. Virgil's Laokoon schreit; aber dieser schreiende Laokoon ist eben Derjenige, welchen wir bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben; wir beziehen sein Schreien nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf die Unerträglichkeit seines Leidens. Und grade in dieser Vermehrung und Vertiefung der Motive hat Sophokles am meisterhaftesten seine Kunst gezeigt. Hilflos und einsam und in dieser hilflosen Einsamkeit nicht mehr seines Körpers mächtig, soll Philoktet auch noch seines Bogens beraubt werden, des einzigen, der ihm sein kümmerliches Leben erhalten mußte; aber in aller dieser Verzweiflung hat der Schmerz doch seine Augen nicht so vertrocknet, daß sie ihm keine Thränen über das Schicksal seiner alten Freunde gewähren könnten, hat der Schmerz ihn doch noch nicht so mürbe gemacht, daß, um von ihm befreit zu werden, er seinen Feinden vergeben und sich zu ihren eigennützigen Absichten mißbrauchen lassen möchte. Wo hat der bildende Künstler die Mittel, solcher Hoheit der Motive nachzukommen?

An diese Erörterung schließt sich die zweite Frage Lessing's. Ist eine sehr bedeutende Verschiedenheit in der Auffassungs- und

Behandlungsweise der Dichtung und der bildenden Künste unleugbar, und zwar eine Verschiedenheit, die aus dem innersten Wesen der Kunst selbst entspringt, wie steht es dann insbesondere um die von dem allgemeinen Zeitvorurtheil behauptete Gleichheit und Uebereinstimmung der sogenannten poetischen Gemälde mit den Gemälden des bildenden Künstlers? Hatten Addison und Spence Recht, wenn sie die alten Dichter am besten dadurch zu erklären meinten, daß sie überall die allerunmittelbarste Bezugnahme derselben auf die alten Bildwerke nachzuweisen strebten? Und hatte Graf Caylus, der berühmte französische Kunst- und Alterthumskenner, Recht, als er die Brauchbarkeit der Dichter für den Maler unbedenklich zum Probirstein ihres dichterischen Werthes machte, und also die Rangordnung der Dichter einzig nach der Anzahl der Gemälde, welche sie dem bildenden Künstler darboten, bestimmte?

Grade Homer, an welchen Caylus vorzugsweise die bildenden Künstler verweisen wollte, ist die schlagendste Widerlegung dieser vermeintlichen Gleichheit und Uebereinstimmung der dichterischen und der bildnerischen Gemälde. Wenn Homer's Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von seiner Ilias und Odyssee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus daraus vorgeschlagen, würden wir wohl aus diesen Gemälden, selbst wenn sie von der Hand des allervollkommensten Meisters wären, ich will nicht sagen, von dem ganzen Dichter, sondern selbst nur von seinem malerischen Talent uns den hohen Begriff bilden können, den wir itzt von ihm haben? Bei Homer kommen Gemälde vor, welche dem Bildner oder Maler gar keinen oder doch nur höchst ungünstigen Stoff geben; und umgekehrt zieht der Bildner oder Maler oft die fruchtbarsten Motive aus solchen Stellen, in denen der Dichter selbst kein Gemälde hat. Was folgt hieraus? Ein Gedicht kann sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, und hinwiederum ein anderes kann sehr malerisch und dabei dennoch nicht ergiebig für den Maler sein. Das verlorene Paradies Milton's ist darum nicht weniger ein großes Gedicht, weil es dem bildenden Künstler wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deswegen ein

Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Künstler beschäftigt hätte. Man läßt sich blos von der Zweideutigkeit des Worts verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetisches Gemälde ist nicht nothwendig das, was in ein wirkliches Gemälde verwandelt werden kann, sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden als der Worte des Dichters, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näherbringt, dessen das Gemälde des bildenden Künstlers besonders fähig ist. Was wir poetische Gemälde nennen, nannten die Alten glücklicher, weil weniger dem Mißverständniß ausgesetzt, Phantasieen.

Und nun zuletzt die dritte und wichtigste Frage. Woran also liegt es, daß manche poetische Gemälde, selbst von sichtbaren Gegenständen, die doch dem Dichter und Maler gemein sind, sich für den Maler unbrauchbar zeigen, und hinwiederum manche Gemälde der bildenden Kunst ebenso unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Der unumstößliche Satz, mit welchem Lessing diese Frage im sechzehnten Abschnitt beantwortet, lautet: „Wenn es wahr ist, daß die Malerei (oder, wie wir sagen würden, die bildende Kunst) zu ihren Nachahmungen oder Darstellungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber die Worte der Sprache, d. h. artikulirte Töne in der Zeit, wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen, so können nebeneinandergeordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die nebeneinander oder deren Theile nebeneinander existiren, aufeinanderfolgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander oder deren Theile aufeinander folgen. Gegenstände, die nebeneinander oder deren Theile nebeneinander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei. Gegenstände, die aufeinander oder deren Theile aufeinander folgen,

heißen überhaupt Handlungen; folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie. Doch alle Körper existiren nicht allein im Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblick ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper. Auf der anderen Seite können Handlungen nicht für sich bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen. Die Malerei kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird. Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht."

Mit diesen scharfsinnigen Begriffsbestimmungen war, um mit Goethe zu sprechen, das so lange mißverstandene „Ut pictura poesis" beseitigt. Die Gipfel der bildenden und redenden Künste erschienen getrennt, wie nah auch ihre Basen zusammenstoßen mochten.

Es ist eine überraschende, aber eine unzweifelhafte geschichtliche Thatsache, daß der Grundgedanke des Lessing'schen Laokoon, die scharfe Betonung des verschiedenartigen Darstellungsmaterials der Dichtung und der bildenden Kunst, nicht von Lessing selbst, sondern von Moses Mendelssohn stammt. Mendelssohn hatte bereits in den „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften", welche er 1757 zuerst in der Bibliothek der schönen Wissenschaften veröffentlichte, darauf hingewiesen, daß, weil die bildenden Künste sich nicht, wie die Dichtkunst, der willkür-

lichen Zeichen der Buchstaben, sondern der natürlichen und sinnlichen Zeichen bedienen, sie ihrer innersten Natur nach nur auf sinnlich ausdrückbare Gegenstände beschränkt seien, und daß, weil Maler und Bildhauer nicht wie der Dichter, ihre Gegenstände als eine Folge nacheinander, sondern als ein einheitliches Zusammen nebeneinander darstellen, sie die ganze Handlung in einen einzigen Gesichtspunkt versammeln und denjenigen Augenblick wählen müssen, welcher ihrer Absicht am günstigsten ist. Lessing selbst hat aus dieser Thatsache kein Hehl gemacht; er war sich dieser Anregung auf's dankbarste bewußt. Die hinterlassenen ersten Entwürfe des Laokoon bezeugen, wie sorgsam Lessing grade mit Mendelssohn die im Laokoon verhandelten Fragen durchsprach und wie bereitwillig er einzelne von Mendelssohn gemachte Aenderungsvorschläge in die letzte Bearbeitung aufnahm. Aber Lessing's unentreißbares Verdienst bleibt es, daß er zuerst und er allein es verstand, aus dem todten Gestein den zündenden Funken zu schlagen. Bei Mendelssohn laufen die Grenzlinien nach wie vor unterschiedslos durcheinander. Die Allegorie bleibt bei ihm noch so durchaus unangefochten, daß er meint, auch die allersubtilsten Gedanken und abstractesten Begriffe könnten auf der Leinwand dargestellt werden, wenn anders der Künstler unnöthige Spitzfindigkeit vermeide; und ebensowenig durchschaut Mendelssohn die Unzulänglichkeit der beschreibenden Dichtung. Lessing dagegen erkannte vom ersten Anbeginn die fruchtbare Nutzanwendung, welche in diesem Gedanken liege. Wenn Lessing im Laokoon erzählt, daß Kleist sich auf sein beschreibendes Gedicht vom Frühling am wenigsten eingebildet und daß nur sein frühzeitiger Tod ihn verhindert habe, demselben eine ganz andere Gestalt zu geben, so kann diese Unterredung Lessing's mit Kleist über das Wesen der beschreibenden Dichtung nur in den Winter 1757—1758, welcher beide Freunde in Leipzig vereinigte, also nur kurz nach dem Erscheinen von Mendelssohn's Abhandlung fallen. Ja, die Abhandlung Lessing's über die Fabel, welche 1759 erschien, fordert bereits, daß, was die Fabel erzähle, eine Handlung, d. h. eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen, sein müsse; denn eine Veränderung

oder auch mehrere Veränderungen, die nur nebeneinander bestehen und nicht aufeinander folgen, seien nicht zureichend; es sei eine untrügliche Probe, daß eine Fabel schlecht sei und daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdiene, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen lasse.

Die zur beabsichtigten Fortsetzung des Laokoon gehörigen Aufzeichnungen bezeugen, wie sehr Lessing bedacht war, diese Haupt- und Grundbegriffe allmählich auf alle wichtigsten Stilfragen auszudehnen. Nicht blos die redende und bildende Kunst, sondern auch die Musik, sogar die Tanzkunst, sollte bis zu einem gewissen Grad in den Kreis der Untersuchung gezogen werden.

Naturbegabung und Bildungsgang Lessing's aber bedingten es, daß der Schwerpunkt seiner Betrachtungen nichtsdestoweniger auf die Seite der Dichtung fiel.

Und zwar betrachtet seinem nächsten Zweck gemäß der vorliegende erste Theil vorerst nur das verschiedene Verhalten der Dichtung und der bildenden Kunst in der Darstellung sinnlich sichtbarer Gegenstände. Hier war die Gefahr stilloser Vermischung am drohendsten und am verbreitetsten.

So ist die Untersuchung über die Unterschiede der Dichtung und der bildenden Kunst zunächst nur eine Untersuchung über die Unterschiede der dichterischen und bildnerischen Gestaltenmalerei; erstens der verschiedenen Art und Natur und zweitens des verschiedenen Umfangs derselben.

Erstens. Ueber die Art und Natur der dichterischen Schilderung sinnlich sichtbarer Gegenstände.

Weil im Gegensatz zum räumlichen Nebeneinander der bildnerischen Darstellung die fortschreitende Sprache des Dichters ein zeitliches Nacheinander oder, mit anderen Worten, weil die Zeitfolge das Gebiet des Dichters sowie der Raum das Gebiet des Malers ist, muß die dichterische Gestaltenmalerei eine wesentlich andere sein als die bildnerische. Was in der bildenden Kunst das Auge mit einmal übersieht, kann uns der Dichter nur merklich langsam, nur nach und nach, zuzählen, und oft geschieht es, daß wir bei dem

letzten Zuge den ersten schon wieder vergessen haben. Man lese die herrlichsten Naturschilderungen in Haller's Alpen. Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunst und Natur malt; malt, aber ohne alle Täuschung malt. Wer der Meinung ist, die dichterische Beschreibung einer Blume könne mit der Nachahmung eines Huysum wetteifern, muß seine Empfindung nie befragt haben oder sie vorsätzlich verleugnen wollen. Solche Verse mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schön recitiren lassen; für sich allein sagen sie wenig oder gar nichts. Ich höre in jedem Wort den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernt zu sehen. Schon Horaz sagt, daß, wenn der poetische Stümper nicht weiter könne, er anfange, einen Hain, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu malen; Pope sah als gereifter Mann auf die malerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit großer Geringschätzung zurück. Und wie mit diesen Naturschilderungen ist es mit der Schilderung körperlicher Schönheit. Wenn der Dichter Beiwort auf Beiwort häuft, um den Eindruck sinnlicher Gestalt oder körperlicher Schönheit in mir hervorzurufen, so dünkt mich, ich sehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber alle auf der anderen Seite von selbst wieder herabrollen; was für ein Bild hinterläßt dieser Schwall von Worten? Selbst Ariost ist in der Schilderung seiner bezaubernden Alcina in diesen Fehler verfallen. Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nacheinander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit als Schönheit gänzlich; er fühlt es, daß diese Elemente nach einander geordnet unmöglich die Wirkung haben können, die sie nebeneinander geordnet haben, daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Aufzählung auf sie zugleich zurücksenden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewährt, daß es über die menschliche Einbildung geht, sich vorzustellen, was dieser Mund und diese Nase und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Compo-

sition solcher Theile erinnern kann. Es giebt nur ein einziges Mittel, die Schilderung sinnlicher Gegenstände und körperlicher Schönheit auch dem Dichter zu ermöglichen. Homer hat für ein Ding gewöhnlich nur einen Zug; ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Desto genauer geht er ein in die Schilderung des Abfahrens, Landens, Ausladens. Auch wo es Homer um das bloße Bild eines Gegenstandes zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur nebeneinander sehen, in seinem Gemälde ebenso natürlich aufeinander folgen und mit dem Fluß der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Das heißt mit anderen Worten, jenes Mittel besteht in dem Kunstgriff, den Widerstreit, welcher zwischen dem räumlichen Nebeneinander und zwischen dem zeitlichen Nacheinander oder, wie sich Lessing ausdrückt, zwischen dem Coexistirenden des Körpers und zwischen dem Consecutiven der Rede stattfindet, auszugleichen. Es gilt, das Coexistirende in ein Consecutives zu verwandeln und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen; es gilt, um eine von Lessing in den Entwürfen zum Laokoon (Bd. 11, S. 127) einmal gebrauchte Bezeichnung desselben Gedankens hinzuzufügen, die sichtlichen Eigenschaften in Bewegungen aufzulösen. Homer zeigt sich in der Schilderung des Schildes des Achilles, in welcher wir nicht den Schild, sondern den göttlichen Meister sehen, wie er Zug um Zug den Schild verfertigt, als ein großer, Virgil in der Schilderung des Schildes des Aeneas, in welcher er von der Feinheit seines Vorbildes abwich, als ein schlechter Dichter. Geschieht diese Uebertragung aus den Darstellungsbedingungen der einen Kunst in die Darstellungsbedingungen der anderen bei Homer in der Schilderung körperlicher Gegenstände überhaupt, so natürlich noch vielmehr in der Schilderung körperlicher Schönheit. Nirgends ergeht sich Homer in einer umständlicheren Schilderung der Schönheit Helena's, obgleich das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena

gebaut ist: aber eben derselbe Homer, welcher sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheiten so geflissentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß Helena weiße Arme und schönes Haar gehabt, eben derselbe Dichter weiß demohngeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der Alles weit übersteigt, was die bildende Kunst in dieser Hinsicht zu leisten im Stande ist. Als Helena in die Versammlung der Aeltesten des trojanischen Volks trat, sprach einer der ehrwürdigen Greise zum anderen, daß ein Weib von solcher Schönheit wohl werth sei, daß um sie die Troer und die wohlbeschienten Achaier so viel Blut und so viel Thränen erleiden; was Homer nicht nach seinen Bestandtheilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und Ihr habt die Schönheit selbst gemalt! Und ein anderer Weg, auf welchem die Dichtung die Kunst in der Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholt, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt; Reiz ist Schönheit in Bewegung und eben darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. Alles, was in Ariost's Schilderung der Alcina gefällt, ist Reiz. Der Eindruck, den ihre Augen machen, kommt nicht daher, daß sie schwarz und feurig sind, sondern daher, daß sie mit Holdseligkeit um sich blicken, daß Amor sie umflattert und seinen ganzen Köcher aus ihnen abschießt; ihr Mund entzückt, nicht weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwei Reihen auserlesener Perlen umschließen, sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches ein Paradies auf Erden eröffnet, weil er es ist, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes Herz erweichen; ihr Busen bezaubert, weniger weil Milch und Elfenbein und Aepfel uns seine Weiße und sanfte Rundung vorbilden, als vielmehr weil wir ihn sanft auf und nieder wallen sehen, wie die Wellen am äußersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See bestreitet. Lessing schließt diese Erörterung mit den Worten: „Ich bin versichert, daß lauter solche Züge des Reizes in ein oder zwei Stanzen

zusammengedrängt, weit mehr thun würden als jene fünf, in welche sie Arioſt zerſtreut und mit kalten Zügen der ſchönen Form, viel zu gelehrt für unſere Empfindungen, durchflochten hat."

Zweitens. Ueber den Umfang der dichteriſchen Schilderung ſinnlich ſichtbarer Gegenſtände.

Die Darſtellung der ſinnlich ſichtbaren Gegenſtände iſt dem Dichter nicht verſchloſſen, nur die Art der Darſtellung iſt eine andere. Was aber den Umfang der dichteriſch darſtellbaren ſichtbaren Gegenſtände anlangt, ſo iſt dieſer ein entſchieden größerer als der Umfang der bildneriſchen Darſtellbarkeit. Die körperliche Schönheit hat Homer nicht geſchildert, aber im Therſites die äußerſte Häßlichkeit. Warum war ihm bei der Häßlichkeit vergönnt, was er bei der Schönheit ſo einſichtsvoll ſich ſelbſt unterſagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit durch die aufeinanderfolgende Aufzählung ihrer Beſtandtheile nicht ebenſowohl gehindert, wie die Wirkung der Schönheit dadurch gehindert wurde? Gewiß: aber grade hierin liegt die Rechtfertigung Homer's. Weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erſcheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird und gleichſam in ihrer Wirkung Häßlichkeit zu ſein aufhört, wird ſie dem Dichter brauchbar; wenn auch nicht als Selbſtzweck, ſo doch als Mittel zur Erreichung anderer Zwecke. Die körperliche Häßlichkeit dient zur Steigerung des Lächerlichen, wenn ſie, wie im Therſites, im Widerſpruch mit der Idee ſteht, die er von ſeiner eigenen Wichtigkeit hegt; die körperliche Häßlichkeit dient zur Steigerung des Schrecklichen, wenn ſie, wie in Shakeſpeare's Richard dem Dritten, einen Teufel in einer Geſtalt zeigt, die allein der Teufel haben ſollte. Ja in dieſem Sinn kann ſelbſt das Ekelhafte in der dichteriſchen Darſtellung Eingang finden. Vorſtellungen der Würde und des Anſtandes mit dem Ekelhaften in Contraſt geſtellt, werden lächerlich; Beiſpiele dieſer Miſchung ſind bei Ariſtophanes in Menge. Und was wir das Gräßliche nennen, iſt nichts als ein ekelhaftes Schreckliches, das dem Dichter erlaubt iſt; vorausgeſetzt, daß er es verſteht, in der Vorführung deſſelben nicht blos abſtoßend zu wirken, ſondern unſer

Mitleid rege zu machen. Die bildende Kunst dagegen muß das Ekelhafte unter allen Umständen vermeiden; es verliert in einer sichtbaren Nachahmung von seiner Wirkung ungleich weniger als in einer hörbaren.

Hier werden diese feinsinnigen Begriffsbestimmungen von Lessing abgebrochen.

Es ist ein schwerer Verlust, daß Lessing nicht Zeit und Stimmung gefunden hat, in der beabsichtigten Fortsetzung über diese engen Grenzen der dichterischen Gestaltung sinnlich sichtbarer Gegenstände hinauszugehen. Es ist kein Zweifel, daß, hätte sich der Laokoon zur Untersuchung auch der anderen zwischen der Dichtung und der bildenden Kunst obwaltenden Stilunterschiede erweitert, ganz besonders auch der größere Reichthum und die größere Tiefe betont worden wäre, welche die Dichtung in der Darstellung menschlicher Gemüthskämpfe vermöge ihres innerlicheren und beweglicheren Darstellungsmaterials vor der bildenden Kunst voraus hat. Diese größere Inhaltstiefe als einen entscheidenden Vorzug der Dichtung deutet Lessing bereits in diesem ersten Theil an, wenn er im vierten Abschnitt mit Beibehaltung der Baumgarten'schen Schulsprache sagt, daß dem Dichter in seiner Nachahmung das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit offenstehe und daß daher die sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zur Schönheit wird, nur eines von den geringsten Mitteln sei, durch die er uns für seine Gestalten zu gewinnen wisse; und es ist ganz im Sinn und Ton des Laokoon, wenn Lessing in seinem gleichzeitig geschriebenen letzten Beitrag zu den Literaturbriefen vom 27. Juni 1765 die deutschen Dichter tadelt, daß sie zu sehr in die Gemälde der leblosen Natur, in Scenen von Schäfern und Hirten verliebt seien und darüber vergäßen, poetische Raffael's, d. h. Maler der Seele zu werden. Und ebenso liegt ein bestimmtes Zeugniß vor, daß Lessing sodann auch die Stilunterschiede, durch welche die einzelnen Dichtarten selbst wieder infolge ihrer verschiedenen Darstellungsmittel scharf von einander getrennt sind, fest hervorgehoben und dargestellt haben würde. In einem Brief an Nicolai vom 26. März 1769 (Bd. 12, S. 225),

welcher für das Verständniß des Lessing'schen Laokoon von großer Wichtigkeit ist, schreibt Lessing: „Die Poesie muß schlechterdings ihre willkürlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben suchen; und nur dadurch unterscheidet sie sich von der Prose und wird Poesie. Die Mittel, wodurch sie dieses thut, sind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Sylbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichnisse u. s. w. Alle diese Dinge bringen die willkürlichen Zeichen den natürlichen näher, aber sie machen sie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich sind alle Gattungen, welche sich nur dieser Mittel bedienen, als die niederen Gattungen der Poesie zu betrachten; und die höchste Gattung der Poesie ist diejenige, welche die willkürlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das ist aber die dramatische; denn in dieser hören die Worte auf, willkürliche Zeichen zu sein und werden natürliche Zeichen willkürlicher Dinge. Daß die dramatische Poesie die höchste, ja die einzige Poesie ist, hat schon Aristoteles gesagt, und er giebt der Epopöe nur insofern die zweite Stelle, als sie größtentheils dramatisch ist oder sein kann. Der Grund, den er davon angiebt, ist zwar nicht der meinige; aber er läßt sich auf den meinigen zurückführen und wird durch diese Zurückführung auf den meinigen vor aller falschen Anwendung gesichert."

Wie gewaltig aber hat Lessing's Laokoon auch als Bruchstück gewirkt! Wir haben die ausdrücklichen Selbstbekenntnisse Goethe's und Wieland's, wie sehr sie sich in ihrer dichterischen Auffassungs- und Behandlungsweise durch diese scharfen Begriffsbestimmungen Lessing's gefördert sahen; seit wir Lessing's Laokoon besitzen, sagt Vischer treffend, gehört der Satz, daß der Dichter nicht malen soll, in das ABC der Poesie. Und nicht blos die tändelnden Naturschilderungen der beschreibenden Dichtung hatten den Todesstoß erhalten: erst jetzt wußte man überhaupt wieder, was wahre Poesie sei, und lernte strenge Maßstäbe anlegen. Die höchste Anerkennung des Lessing'schen Laokoon hat Herder in der Form einer Anklage ausgesprochen. „Ich zittere", meinte er in den Kritischen Wäldern (Zur schönen Literatur und Kunst. Bd. 13, S. 209), „vor dem

Blutbade, das die Behauptung, Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie, unter alten und neuen Poeten anrichten muß: von Tyrtäus bis Gleim, und von Gleim wieder nach Anakreon zurück, von Ossian zu Milton und von Klopstock zu Virgil wird aufgeräumt, der lehrhaften, der malenden, der idyllischen Dichter nicht zu gedenken."

Nicht in gleicher Weise ewig und allgemein bindend ist die zweite Seite des Lessing'schen Laokoon, die Betrachtung der bildenden Kunst.

In dem ausgeführten ersten Theil des Laokoon wird die bildende Kunst weit knapper als die Dichtung behandelt, obgleich er zunächst von der bildenden Kunst seinen Ausgang nimmt und den Kampf gegen die Allegoristerei für eine seiner vornehmsten Absichten erklärt. Dagegen enthalten grade nach dieser Seite hin die hinterlassenen Entwürfe der beabsichtigten Fortsetzung die beachtungswerthesten Vorstudien.

Lessing ist auch in allen Fragen der bildenden Kunst untrüglich und abschließend, wo ein denkender Kopf und künstlerische Feinfühligkeit ausreicht: jedoch wo das Auge als Auge sprechen muß, wo jene ungeheure Kluft sich geltend macht, welche nach Goethe's Ausdruck zwischen allem Literarischen, ja selbst zwischen dem Höchsten, was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, zwischen Poesie und Rhetorik einerseits und zwischen der bildenden Kunst andererseits liegt, da wird Lessing unsicher und schwankend und bleibt in der Manierirtheit seiner Zeitgenossen befangen oder wird höchstens der Nachbeter Winckelmann's, welcher in der genialen Einseitigkeit seiner antiken Natur keine andere Kunst als die antike bestehen lassen wollte.

Das höchste Stilgesetz aller bildenden Kunst hat Lessing mit unwiderleglicher Schärfe ausgesprochen. Weil die bildende Kunst, im Unterschied gegen die willkürlichen Zeichen und Darstellungsmittel der Sprache der Dichtung, natürliche Zeichen und Darstellungsmittel hat, kommt Alles darauf an, daß sie innerhalb des durch diese natürlichen Zeichen Darstellbaren verharre und, wie sich Lessing in der Vorrede ausdrückt, nicht willkürliche Schriftart werde.

„Ich behaupte", sagt Lessing in einem jener Entwürfe (Bd. 11, S. 163), „daß nur das die Bestimmung einer Kunst sein kann, wozu sie einzig und allein geschickt ist, und nicht das, was andere Künste ebensogut, wenn nicht besser können, als sie. Ich finde bei dem Plutarch ein Gleichniß, das dieses sehr wohl erläutert. Wer, sagt er, mit dem Schlüssel Holz spellen und mit der Axt Thüren öffnen will, verdirbt nicht sowohl beide Werkzeuge, als daß er sich des Nutzens beider Werkzeuge beraubt." Und Seite 157 zieht Lessing aus diesem Vordersatz folgende entscheidende Folgerungen: „Prosaische" (d. h. das eigenste Wesen ihrer Kunst verkennende) „Maler sind Diejenigen, welche die Dinge, die sie nachahmen wollen, nicht dem Wesen ihrer Zeichen anmessen. 1. Ihre Zeichen sind nebeneinanderstehend: welche folglich Dinge, die aufeinander folgen, damit vorstellen. 2. Ihre Zeichen sind natürlich; welche folglich sie mit willkürlichen vermischen, die Allegoristen 3. Ihre Zeichen sind sichtbar; welche folglich nicht durch das Sichtbare das Sichtbare, sondern das Hörbare oder Gegenstände anderer Sinne vorstellen wollen. Erläuterung: the enraged Musician von Hogarth."

Am häufigsten kommt Lessing in der Darlegung dieser Stilgesetze auf die Frage der Allegorie zurück; nicht nur, weil diese Frage dem Zweck seines Buches am nächsten lag, sondern weil in der That Zeitalter von vorwiegender Verstandesbildung am meisten dieser Verirrung der Allegorie, d. h. der spitzfindigen Einzwängung allgemeiner und abgezogener Begriffe in die Form sinnlicher Einzelgestalt, ausgesetzt sind. Lessing will zwar die Allegorie (Bd. 11, S. 129) nicht unter allen Umständen verwerfen, „insofern die Kunst dadurch auf den Geschmack der Schönheit zurückgeführt und von dem wilden Ausdruck abgehalten werden kann"; aber aufs entschiedenste mißbilligt er alle allzu weitläufigen Allegorieen, da dieselben alle Zeit dunkel seien. Es ist seltsam, von Lessing sogar Raffael's Schule von Athen in die Klasse der Allegorie gestellt zu sehen; aber ein goldenes Wort für alle Künstler bleibt es, wenn Lessing im elften Abschnitt des Laokoon sagt: „Von dem ersten Blicke

hanget die größte Wirkung ab, und wenn uns dieser zu mühsamem Nachsinnen und Rathen nöthigt, so erkaltet unsere Begierde gerührt zu werden; um uns an dem unverständlichen Künstler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wenn er die Schönheit dem Ausdruck aufgeopfert hat. Wir finden sodann gar nichts, was uns reizen könnte, vor seinem Werk zu verweilen; was wir sehen, gefällt uns nicht, und was wir dabei denken sollen, wissen wir nicht."

Es ist wahrlich nicht Lessing's Schuld, wenn auch später wieder viele selbst den gefeiertsten bildenden Künstler auf der vermeintlichen Höhe tiefsinniger Gedankenbildung in die von Lessing so scharf bekämpfte Unart eitlen Allegorieenkrams zurückfielen, welche sie freilich, da die Allegorie in verdienten Verruf gekommen war, jetzt mit dem anspruchsvollen Namen künstlerischer Symbolik beschönigten. Und wie ganz anders noch als gegen Hogarth's Musikanten würde Lessing auch gegen jene andere Unart neuester Illustrationskunst geeifert haben, welche nicht müde wird, im Malen unmalbar dichterischer Stoffe wie des Goethe'schen Fischerknaben und der Mignon und der ebenso unmalbaren Uhland'schen Balladen immer und immer wieder ihren stillosen Dilettantismus zur Schau zu tragen.

Gehen wir aber näher auf die künstlerischen Einzelheiten ein, so zeigt sich überall, daß Lessing in Sachen der bildenden Kunst ohne lebendige Anschauung, ja wohl auch ohne warme Empfänglichkeit war.

Um die Zeit, als Lessing an seinem Laokoon arbeitete, schrieb Nicolai an Hagedorn, daß Lessing in der Beurtheilung der Malerei nicht von der Erfahrung ausgehe und keine Kunstwerke betrachte; und dieselbe Klage wiederholte Nicolai in den Anmerkungen, welche er der Herausgabe der Lessing'schen Briefe beifügte. Und in der That beziehen sich die Collectaneen Lessing's, insoweit sie das Gebiet der bildenden Kunst berühren, überall nur auf die biographische Künstlergeschichte, nicht auf die in sich selbst ruhende Kunstgeschichte; ja sogar Lessing's italienisches Reisetagebuch giebt über Italiens Kunstwerke nur höchst flüchtige Andeutungen, während es doch auf

Bibliotheken und andere Merkwürdigkeiten ausführlicher eingeht. Wo Lessing über einzelne Kunstwerke urtheilt, wird man selten geneigt sein, sein Urtheil zu unterschreiben. Wir wollen mit ihm nicht rechten über seine völlige Verkennung der gothischen Baukunst, in welcher er (Bd. 11, S. 516) nichts als „ungeheure Massen von Stein, ohne Geschmack oder wenigstens in einem sehr kleinen Geschmack aufgethürmt" erblickt; das Verständniß der Gothik lag damals außerhalb des Gesichtskreises Aller. Aber auch die Sixtinische Madonna bezeichnet Lessing (S. 370) als nicht „in der besten Manier Raffael's" gemalt; was um so verwunderlicher ist, da doch bereits Winckelmann in seiner ersten Jugendschrift mit der lautesten Bewunderung dieses herrlichen Werks vorangegangen war.

Lessing selbst sagt im sechsundzwanzigsten Abschnitt: „Blos aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über kurz oder lang zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet." Leider hat sich auch an Lessing die Wahrheit dieses Ausspruchs gerächt. Jener hohle Idealbegriff, welcher seit der Zeit der italienischen Manieristen sich der gesammten neueren Kunstanschauung bemächtigt hatte, tritt bei Lessing noch weit störender als bei Winckelmann auf. Das Ideal der Schönheit, welches er als das höchste Gesetz der bildenden Kunst bezeichnet, ist ihm, wie er im zweiten Abschnitt des Laokoon ausdrücklich sagt, nur die Nachahmung oder, wie man jetzt sagen würde, die Darstellung schöner Körpergestalten. Die Stimmung und Empfindung des Künstlers, welcher schön schafft, weil er schön denkt, der Gehalt und die innere Poesie der Idee des Kunstwerks, kommt bei ihm nirgends in Rechnung. Die Schönheit der bildenden Kunst ist ihm lediglich Umschreibung schöner Linien.

Dies zeigt sich schon in der Art und Weise, wie Lessing die Plastik betrachtet. Sein plastisches Ideal ist starr und ungeschichtlich. Lessing macht so wenig den Versuch, nach dem Vorgang Winckelmann's die verschiedenen plastischen Werke der Alten in verschiedene Stilepochen zu sondern, daß er vielmehr Alles, was seinem starren Idealitätsbegriff widerspricht, aus dem idealen Reich der Kunst aus-

scheidet und dem für gottesdienstliche oder andere angeblich außerhalb der Kunst liegende Zwecke und Bedürfnisse arbeitenden Handwerk zuweist; eine Gewaltsamkeit, die nicht blos den Laokoon, sondern ganz besonders auch die Antiquarischen Briefe entstellt.

Noch empfindlicher aber zeigt sich dies in Lessing's Betrachtung der Malerei.

Welch ein seltsamer Widerspruch mit seiner eigenen Grundanschauung, wenn Lessing, der so fein und scharf die Stilunterschiede der Dichtung und der bildenden Kunst hervorhebt, nun unter diesen bildenden Künsten selbst so durchaus gar keinen Unterschied kennt, daß er sogar schon auf dem erläuternden Nebentitel des Laokoon „Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie" den Begriff der Malerei unbedenklich für den Allgemeinbegriff der bildenden Kunst überhaupt gebraucht! Die Gesetze und Bedingungen der Plastik sind ihm ohne alle Einschränkung oder Erweiterung auch die Gesetze und Bedingungen der Malerei. Hatte die neuere Plastik bisher ausschließlich unter der Uebermacht der Malerei gestanden, so stellte Lessing nicht nur, wie Winckelmann und dessen Freund Raffael Mengs, die Malerei umgekehrt unter die entschiedene Uebermacht der Plastik, sondern er zog auch die nothwendigen Folgesätze dieser Ansicht mit einer Unerbittlichkeit der Logik, wie der frischere Natur- und Kunstsinn Winckelmann's in diesem Umfang es nimmer gebilligt hätte.

Bereits im ersten Theil des Laokoon ist diese ungehörige Vermischung des Bildnerischen und Malerischen klar erkennbar. Sowohl Garve in der einsichtigen Recension, welche er 1769 im ersten Stück des neunten Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek von diesem ersten Theil gab, wie Nicolai in einem Brief an Hagedorn rügten sie als verderbliche Einseitigkeit. In den Entwürfen des zweiten und dritten Theils aber tritt sie noch viel schroffer hervor.

Was soll man sagen, wenn aus dieser einseitig plastischen Anschauungsweise heraus Lessing so sehr Verächter der Farbe ist, daß er sogar einmal (S. 135) wünscht, die Kunst mit Oelfarben zu malen möchte lieber gar nicht erfunden sein?

Und wie engherzig zumal ist Lessing's Urtheil über die einzelnen Gattungen der eigenartig malerischen Erfindung und Darstellung! Lessing verwirft die Landschaftsmalerei gänzlich, denn in offenbarer Verwechselung der Landschaft mit der Vedute meint er, (Bd. 11, S. 140) der Landschaftsmaler ahme Schönheiten nach, die keines Ideales fähig seien; er arbeite blos mit dem Auge und mit der Hand, und das Genie habe an seinem Werk wenig oder gar keinen Antheil. Lessing verwirft das Genre; er erwähnt im zweiten Abschnitt des Laokoon beifällig, daß die Alten einen Maler, der „mit allem dem Fleiße eines niederländischen Künstlers das Kleinleben dargestellt habe, mit dem Namen des Kothmalers" verspottet hätten. Lessing verwirft ebenda das Porträt; denn obschon, wie der Maler Conti in Emilia Galotti so schön auszuführen weiß, das Porträt ein Ideal zulasse, so müsse doch die Aehnlichkeit das Ideal überwiegen; das Porträt sei nicht das Ideal eines Menschen überhaupt, sondern nur das Ideal eines gewissen Menschen. Ja, Lessing verwirft sogar grade die höchsten Gattungen der Historienmalerei. „Die eigentliche Bestimmung einer schönen Kunst," sagt Lessing (S. 139), „kann nur Dasjenige sein, was sie ohne Beihilfe einer anderen hervorzubringen im Stande ist; dieses ist bei der Malerei die körperliche Schönheit." „Um körperliche Schönheiten von mehr als einer Art zusammenbringen zu können, fiel man," fährt Lessing fort, „auf das Historienmalen. Der Ausdruck, die Vorstellung der Historie, war nicht die letzte Absicht des Malers; die Historie war blos ein Mittel, seine letzte Absicht, mannichfaltige Schönheit, zu erreichen. Die neuen Maler machen offenbar das Mittel zur Absicht. Sie malen Historie, um Historie zu malen, und bedenken nicht, daß sie dadurch ihre Kunst nur zu einer Hilfe anderer Künste und Wissenschaften machen, oder wenigstens sich die Hilfe der anderen Künste und Wissenschaften so unentbehrlich machen, daß ihre Kunst den Werth einer primitiven Kunst gänzlich dadurch verliert." In einem Brief an Nicolai vom 26. März 1769 setzt zwar Lessing zu diesen befremdenden Bemerkungen erläuternd hinzu, daß er weit entfernt sei, die Wirkung der historischen Malerei

bezweifeln oder gar aus der Welt verbannen zu wollen; er wolle nur behaupten, in Historienbildern sei der Maler weniger Maler als in Stücken, in welchen die Schönheit seine einzige Absicht sei. Wer jedoch wird sich an solchem Zugeständniß genügen lassen?

Ist aber weder Landschaft noch Genre noch Porträt noch Historie Wesen und Bestimmung der Malerei, was bleibt? Die Malerei soll sich nur auf die Darstellung einer einzelnen körperlichen Idealschönheit, höchstens auf die Zusammenstellung von zwei oder drei solcher Idealgestalten beschränken. Diese Anschauung, unstreitig den Pompejanischen Bildern entnommen, hat seit der Entdeckung des großen Mosaikgemäldes der sogenannten Alexanderschlacht, sogar innerhalb der alten Malerei selbst, die glänzendste Widerlegung gefunden.

Indeß inmitten dieser übertriebenen und einseitigen Behauptungen birgt sich doch eine Mahnung von bleibendem Werthe für den Maler; die Mahnung, seine Kunst nicht in bequemer Weise einer gegebenen historischen Ueberschrift oder gar einem ganzen Texte als bloße Illustration dienen zu lassen, sondern vielmehr nur zu malen, was sich thatsächlich mit rein malerischen Mitteln darstellen läßt, was sich daher aus sich selbst erklärt und keines erläuternden Wortes bedarf. In diesem Sinne sind Lessing's Gedanken von der nächsten Generation, von den „Weimarischen Kunstfreunden", aufgenommen und in Goethe's „Propyläen" maßvoll und in praktischer Beschränkung dargelegt worden.

Es ist unkritisch, sich die Mängel des Lessing'schen Laokoon verhehlen zu wollen. Der Laokoon bleibt trotzalledem eine der stolzesten und unvergänglichsten Thaten des deutschen Geistes. Die Herrlichkeit der Haupt- und Grundbegriffe bleibt unerschüttert. Unsere klassische Dichtung ist an ihnen emporgewachsen; und wir Nachgeborenen haben, angesichts so mancher gleißenden Tagesverirrung, doppelt und dreifach Ursache, immer und immer wieder bei ihnen in die Schule zu gehen.

Die Literaturbriefe, die Dramaturgie, der Laokoon; man weiß nicht, welchem dieser drei Werke der Vorrang gebührt, wenn man Lessing's Kritik eine schöpferische nennt.

Und was für ein Zauber der Form! Die Kritik selbst ist ein schönheitsvolles Kunstwerk geworden.

Wie reizvoll abwechselnd und doch wie klar durchsichtig ist die Composition; wie scheinbar willkürlich nach Laune und Zufall bald hierhin bald dorthin abschweifend, und doch wie bewußt und sicher immer wieder zur Einheitlichkeit des Grundgedankens zurückkehrend! Wilhelm von Humboldt hat es versucht, diese Compositionsweise in seiner Schrift über Goethe's Hermann und Dorothea nachzuahmen; die Nachahmung ist der schlagendste Beweis für die Unnachahmlichkeit des Urbilds. Das eigenste Compositionsgeheimniß Lessing's liegt darin, daß die Ideen uns nicht als fertige mitgetheilt werden, sondern daß sie sichtbar erst vor unseren Augen entstehen, daß wir sie auch in uns selbst erleben. Schon Garve sagte, der Laokoon sei mehr eine Geschichte der Lessing'schen Meditationen als das bloße Resultat derselben; noch treffender sagt Herder, Lessing's Schreibart sei der Stil eines Poeten, d. h. eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern der uns vordenket; wir sehen sein Werk werdend wie den Schild des Achill bei Homer.

Lessing's letzte kunsttheoretische Untersuchung und zugleich die unmittelbarste Frucht des Laokoon war die unvergleichliche Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769), in welcher, um Goethe's treffendes Wort zu gebrauchen, das Schöne seinen höchsten Triumph feierte, und die Unform eines klappernden Gerippes, sowie das Häßliche jeder Art, für immer aus dem Reich der Kunst verwiesen wurde.

Diese Abhandlung schließt mit den tiefempfundenen Worten: „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen; es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt." Diese Worte waren der bedeutsame Vorklang einer neuen Lebensepoche Lessing's. Die letzten Jahre Lessing's gehörten nicht mehr der Kritik der Kunst und Dichtung, sondern der Kritik der religiösen und philosophischen Bildung und Denkart.

c. Lessing's theologische Schriften.

Die Luft, in welcher Lessing seine Knabenjahre verlebte, war das schlichte und fromme Walten eines evangelischen Pfarrhauses. Der Vater hatte seine milde, aber durchaus rechtgläubige Gesinnung auch schriftstellerisch durch eine Uebersetzung Tillotson's, eines englischen Vertheidigers des Christenthums, bethätigt.

Als aber der Knabe zum Jüngling erwachsen war, wie hätte er, der unabhängige und strebende Geist, den bedingenden Grund und Kern aller menschlichen Bildungskämpfe, wie hätte er seine Religion nur als einen Zufall seiner Geburt und Erziehung, nur als etwas von seinen Aeltern auf Treu und Glauben Angenommenes prüfungslos auf sich beruhen lassen mögen? Zumal im achtzehnten Jahrhundert, dessen tiefstes und leidenschaftlichstes Anliegen die religiösen Dinge waren wie uns die politischen?

Wir unterscheiden in dem religiösen und philosophischen Entwicklungsgang Lessing's zwei Epochen; eine Epoche des Werdens und eine Epoche der abgeschlossenen Reife. Die Breslauer Zeit, so entscheidend in seiner künstlerischen Bildung, ist auch hier die entscheidende Wendung.

Schon früh hatte er, wie er sich selbst ausdrückt, klüglich zu zweifeln begonnen. Die theologischen Modeschriften wurden von ihm auf's eifrigste gelesen. Je bündiger ihm der Eine das Christenthum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward er; je muthwilliger und triumphirender es der Andere zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte er sich, es wenigstens in seinem Herzen aufrechtzuerhalten. Wo war der Ausweg aus diesem Labyrinth?

Offenbar ist ein großer Theil jener berühmten Rettungen, welche Lessing während seines Aufenthalts in Wittenberg schrieb, aus dieser Bedrängniß entstanden. Der junge Denker suchte zunächst in der Geschichte der Religion den erlösenden Aufschluß, welchen er in den auf- und abwogenden dogmatischen Streitigkeiten der nächsten Gegen-

wart nicht finden konnte. Es ist der durchgreifende Grundgedanke dieser auf die Reformationsgeschichte bezüglichen Rettungen, die unbedingte Freiheit des Prüfens und Forschens zu wahren. Namentlich unterwirft die Rettung des Cardanus das Christenthum bereits einer Vergleichung mit dem Judenthum und dem Muhamedanismus, welche unwillkürlich an Nathan den Weisen erinnert. „Was ist nöthiger als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Ueberzeugung ohne vorhergegangene Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eigenen Religion schon zureiche; daß es nicht nöthig sei, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen." (Muncker 5, 319.)

Nichtsdestoweniger hatte sich Lessing doch auch jetzt schon zugleich an das Dogmatische selbst gewendet. Wir besitzen bereits aus dieser Zeit einige religionsphilosophische Bruchstücke, deren Bedeutung um so größer ist, da sie unbelauschte Selbstgespräche sind, welche erst nach seinem Tod in die Oeffentlichkeit kamen. Die verschiedenartigen Standpunkte, welche in ihnen hervortreten, bezeugen, wie selbständig und folgerichtig fortschreitend seine inneren Wandlungen waren.

Das erste dieser Bruchstücke führt die Ueberschrift „Das Christenthum der Vernunft" (Bd. 11, S. 604). Dieses Bruchstück, dessen Entstehung in das Jahr 1753 fällt, versucht, den christlichen Glaubenssatz von der Dreieinigkeit philosophisch zu begründen. Es ist der Standpunkt der sogenannten speculativen Theologie, wie derselbe durch Leibniz so verlockend angebahnt und durchgeführt war; der Glaube soll zum Wissen erhoben und durch dieses gerechtfertigt werden. Mit diesem Standpunkt ist es übereinstimmend, wenn die Rettung des Cardanus, die in den Jahren 1752 oder 1753 geschrieben ist, an ihrem Helden lobend hervorhebt, daß derselbe zu klug gewesen, die Aufopferung der Vernunft unter dem Joch des Glaubens zu fordern, daß er aber trotzalledem nicht auf die andere

Seite ausgeschweift sei, unserer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft für sich allein nicht hätte kommen können, absprechen zu wollen.

Lessing hat an diesen sophistischen Fechterkunststückchen der speculativen Theologie, welche später wieder durch Schelling und Hegel zu unverdientem Ansehen gelangt sind, nicht lange Genüge gefunden. Aus dem Briefwechsel, welcher bei Gelegenheit des von Lessing herausgegebenen Leibniz'schen Aufsatzes gegen Wissowatius zwischen Moses Mendelssohn und Lessing im Frühjahr 1774 geführt wurde, erhellt, daß Mendelssohn, als Jude von Hause aus gegen solche Beweisart sehr zweiflerisch, an dieser Umkehr Lessing's einen sehr wesentlichen Antheil hatte.

Und das zweite Bruchstück sind die herrlichen „Gedanken über die Herrnhuter" (Bd. 11, S. 22); in Inhalt und Form zum Schönsten gehörend, was Lessing jemals geschrieben hat. Sein Bruder, der es aus dem Nachlaß herausgab, versetzte es in das Jahr 1750, und Erich Schmidt ist neuerdings ihm gefolgt, während Danzel besonders wegen des Ausdrucks „Weltweisheit in einer Nuß", der auf Schönaich's „Aesthetik in einer Nuß" (1754) zu deuten scheint, es erst dem Jahr 1755 zuweisen wollte.

Es ist hier dasselbe fröhliche Gewahrwerden der eigenen Kraft, das Lessing's gleichzeitigen kritischen und dichterischen Bestrebungen einen so unendlichen Reiz giebt; es ist die Zeit seines ersten tiefgreifenden Kampfes gegen die Gewaltherrschaft des französischen Classicismus, die Zeit seines ersten bürgerlichen Trauerspiels Miß Sara Sampson.

Wer sieht nicht das verächtliche Zurückblicken auf die theologisirenden Spielereien seines früheren Aufsatzes über das Christenthum der Vernunft, wenn hier Lessing spottet, die jetzigen Zeiten seien, solle er sagen, so glücklich oder so unglücklich, eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht zu haben, daß man kaum noch mit Mühe und Noth die eine von der anderen unterscheiden könne, während doch zu bedenken sei, daß dadurch die eine die andere nur schwäche, indem diese den

Glauben durch Beweise erzwingen und jene die Beweise durch den Glauben unterstützen solle? Vom Glauben und von der Theologie dringt Lessing nunmehr ausschließlich auf das werkthätige und ausübende Christenthum. Besonders darum haben die Herrnhuter trotz ihrer kleinlichen und eng pietistischen Ursprünge seine herzliche Theilnahme, weil er meint, daß sie mit Hintansetzung aller theologischen Zänkereien lediglich diese schlichte Werkthätigkeit wiederherzustellen bestrebt seien.

Bei solchen Ansichten konnte auf die Dauer der offene Bruch mit der Offenbarung nicht ausbleiben. Lessing vollzog diesen Bruch schon damals. „Aus Eifer für die natürliche Religion," sagt Mendelssohn in Rückblick auf jene Jahre, „wollte Lessing fortan keine geoffenbarte neben ihr dulden; er glaubte alle Lichter auslöschen zu müssen, um die völlige Beleuchtung ungetheilt aus dem Licht der Vernunft ausströmen zu lassen."

Einerseits daher der leidenschaftliche Krieg, welchen jetzt Lessing in den Literaturbriefen gegen die Behauptung der Schriftsteller des nordischen Aufsehers führt, daß Sittlichkeit und Rechtschaffenheit ohne kirchliche Gläubigkeit unmöglich sei; es ist der alte Kampf für die Unabhängigkeit der Moral vom Dogma. Und andererseits die durchaus andere Richtung, welche fortan seine Religionsforschung einschlägt. Wer das Christenthum als geoffenbarte Religion verneint, hat die Aufgabe, das Wunder seiner Entstehung und seiner Macht und allgemeinen Verbreitung aus natürlichen geschichtlichen Gründen zu erklären.

Diese Aufgabe hat sich Lessing in einem Bruchstück gestellt, das die Ueberschrift „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion" (Bd. 11, S. 607) führt, und das, wie auch Hebler (Lessingstudien. S. 36) hervorhebt, unzweifelhaft in diese Zeit fällt. Dieses Bruchstück geht unbedenklich von der Voraussetzung aus, einen Gott zu erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen und auf diese würdigsten Begriffe in allen unseren Handlungen und Gedanken Rücksicht zu nehmen, das sei der vollständige Inbegriff aller natürlichen Religion, zu welcher jeder Mensch nach dem Maß seiner

Kräfte verbunden sei. Dieses Maß der Kräfte und Einsichten sei aber verschieden. Als daher eine gemeinsame Staatsreligion nöthig geworden, habe man sich über gewisse Sätze und Begriffe einigen und diesem Uebereinkommen dieselbe Wichtigkeit beilegen müssen, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch sich selbst hatten. Man habe aus der Naturreligion eine positive Religion gemacht, wie aus dem Naturrecht ein positives Recht. Die beste geoffenbarte oder positive Religion sei also diejenige, welche die wenigsten, nur äußerlich vereinbarten Zusätze zur natürlichen Religion enthalte und die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränke. Das heißt mit anderen Worten, Lessing nimmt zur positiven Religion genau dieselbe Stellung ein wie die englischen und französischen Freidenker; die positive Religion ist auch ihm eine rein menschliche Erfindung und Einrichtung. Jedoch mit dem tiefgreifenden Unterschied, daß diese Erfindung und Einrichtung hier nicht als schlauer und eigensüchtiger Priestertrug erscheint, sondern als unumgängliche politische Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit.

An dieses Bruchstück schließt sich sowohl nach seinem inneren Gedankengang wie nach der Zeit seiner Abfassung folgerichtig ein anderes Bruchstück an, das der Entwurf einer sehr gründlich angelegten Untersuchung „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion“ (Bd. 11, S. 64) ist. Die Beweisführung sucht zu zeigen, daß diese Fortpflanzung und Ausbreitung auf durchaus natürlichem Wege, ohne Wunder, lediglich durch den Verfall des Heidenthums und Judenthums, und durch die Macht der Schwärmerei, welche auf diesem Boden die triebkräftigste Empfänglichkeit gefunden, erfolgt sei. Diese Schrift ist wahrscheinlich um das Jahr 1760 entstanden; dies beweisen die vielfachen Hinweisungen auf Sophokles, mit dessen Leben und Wirken sich Lessing grade damals sehr angelegentlich beschäftigte. Aber der Anschauungsweise dieser Schrift ist Lessing immer treugeblieben. Als Lessing Gibbon's Geschichte des römischen Reichs kennen lernte, war er besonders über dessen geschichtliche Darstellung der Ausbreitung der christlichen Religion erfreut.

Um das Jahr 1763 beginnt die zweite Epoche in der philosophischen Bildungsgeschichte Lessing's. Seine Forschungen über die ersten christlichen Jahrhunderte hatten ihn zu dem Studium der Kirchenväter geführt. Gleichzeitig aber ergriff ihn das Studium Spinoza's auf's tiefste; wahrscheinlich ist der theologisch-politische Tractat die Brücke gewesen, welche ihn zu dem Hauptwerk Spinoza's hinüberleitete.

Zwei Aufsätze aus jener Zeit bekunden, wie eifrig Lessing sogleich auf die Grundfragen Spinoza's einging. Der eine behandelt das Verhältniß von Gott und Welt, der andere das Verhältniß von Leib und Seele. Es ist bezeichnend, daß beide Aufsätze wieder an Lessing's philosophischen Freund Moses Mendelssohn gerichtet sind.

Der erste Aufsatz (Bd. 11, S. 111) führt die Ueberschrift „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott"; eine Ueberschrift, welche vielleicht von dem ersten Herausgeber, Karl Lessing, herrührt. Es ist eine Begründung des Spinozismus, deren Art und Sprache darauf berechnet war, auch Diejenigen, welche noch innerhalb der Wolff'schen Philosophie standen, von der Unabweislichkeit desselben zu überzeugen. „Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott," sagt Lessing, „erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann." Man nenne die Wirklichkeit die Ergänzung der Möglichkeit, so muß doch in Gott als dem vollkommensten Wesen ein Begriff dieser Ergänzung sein; ist aber ein Begriff derselben in ihm, so ist die Sache selbst in ihm, so sind alle Dinge in ihm selbst wirklich. Und zwar hebt diese Wirklichkeit in Gott die Wirklichkeit außer Gott auf. Sonst müßte die Wirklichkeit außer ihm etwas haben, was sie von der Wirklichkeit in seinem Begriff unterscheidet, d. h. es müßte in der Wirklichkeit außer ihm etwas sein, wovon Gott keinen Begriff hat. Eine Ungereimtheit! Ist aber in dem Begriff, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, Alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen, so sind beide Wirklichkeiten Eins, und Alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott. Oder man sage, die Wirklichkeit eines Dinges sei der Inbegriff aller möglichen Be-

stimmungen, die ihm zukommen können; muß nicht dieser Inbegriff auch in der Idee Gottes sein? Folglich ist dieses Urbild das Ding selbst, und sagen, daß das Ding auch außer diesem Urbild existire, heißt das Urbild desselben auf eine ebenso unnöthige als ungereimte Weise verdoppeln. Es ist klar, daß Lessing mit dieser Beweisführung auch zugleich alle Folgerungen Spinoza's theilt. Wer die Unmöglichkeit beweist, daß die Welt außer Gott, beweist zugleich die Unmöglichkeit, daß Gott außer der Welt sei. Es ist die Verneinung Gottes als einer bewußten, über und außer der Welt stehenden selbständigen Persönlichkeit. Unbegreiflich, wie Mendelssohn im vierzehnten Abschnitt der Morgenstunden mit Rücksicht auf diesen Aufsatz sagen konnte, daß Lessing einen außerweltlichen Gott, nur nicht eine außergöttliche Welt habe.

Das zweite spinozistische Denkmal dieser Zeit ist jener merkwürdige Brief, welchen Lessing am 17. April 1763 an Mendelssohn schrieb. Er bekämpft die Annahme, welche Mendelssohn in seinen Philosophischen Gesprächen ausgesprochen hatte, als sei die Leibniz'sche Lehre von der prästabilirten oder vorherbestimmten Harmonie zwischen Leib und Seele im Grunde auch die Lehre Spinoza's. Leibniz, sagt Lessing, will durch seine Harmonie das Räthsel zweier so verschiedener Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen; Spinoza hingegen sieht nichts Verschiedenes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre; nach Spinoza stimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele blos deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil die Seele nichts als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Und Lessing ist bei dieser rein geschichtlichen Darlegung nicht stehen geblieben. Der Brief selbst bricht allerdings hier ab; vielleicht aus Scheu, gegen Mendelssohn mit der vollen Meinung rückhaltlos herauszutreten. Aber der erste Entwurf dieses Briefes, welcher sich ebenfalls (Bd. 11, S. 112) erhalten hat, sucht die Verschiedenheit beider Ansichten durch ein Gleichniß zu erläutern. Zwei Wilde erblicken zum ersten Mal ihr Bildniß in einem Spiegel. Das Bild in dem Spiegel, sagen

Beide, macht eben dieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht sie in der nämlichen Ordnung; folglich, schließen Beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes und die Folge der Bewegungen des Körpers sich aus einem und demselben Grunde erklären lassen. Lessing hat nun zwar auch hier das Gleichniß nicht weiter fortgeführt, aber mit Recht meint Danzel (Lessing. Bd. 2, Abth. 2, S. 112), daß die Art, wie es Lessing fortgeführt haben würde, nichtsdestoweniger außer Zweifel sei. „Der Eine wird sagen, mein Körper bewegt sich für sich selbst und das Bild im Spiegel ebenfalls, sie sind aber durch eine verborgene Macht so eingerichtet, daß sie übereinstimmen müssen, und der Andere wird behaupten, es finde nur eine Bewegung statt, die man nur zweimal an verschiedenen Orten erblicke; die erstere Ansicht wird dem Leibnizianismus, die andere dem Spinozismus entsprechen." Es ist unverkennbar, auf wessen Seite sich die Wage neigt. Der Wilde, der die Ansicht Spinoza's vertritt, erklärt die Sache nach dem wahren Sachverhalt; der andere bringt eine unwahrscheinliche Theorie vor. Man muß sehr voreingenommen sein, wenn man sich gegen das Schlagende dieser Ausführung sträuben will. Lessing hat in der „Erziehung des Menschengeschlechts" dasselbe Gleichniß wiederholt. Er sagt im dreiundsiebzigsten Abschnitt: „Freilich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen; aber wenn denn nun dieses Bild Alles, Alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe, würde es sodann auch noch eine leere Vorstellung oder nicht vielmehr eine wahre Verdoppelung meines Selbst sein?"

In diesen Grundanschauungen hat Lessing sein ganzes Leben hindurch verharrt. Nachdem später durch die Gesammtausgabe der Leibniz'schen Werke von Dutens und durch das Erscheinen der Neuen Versuche über den menschlichen Verstand seine Aufmerksamkeit sich auf's neue zu Leibniz zurückgelenkt hatte, bemerken wir allerdings insofern eine Hinneigung zur Leibniz'schen Monadenlehre, als er, namentlich in seinem Aufsatz, „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" (Bd. 11, S. 458) eine allgemeine Beseeltheit

der Welt bis in ihre kleinsten Theile annimmt; aber in seiner innersten Wurzel ist sein pantheistisches Denken von diesen Leibniz'schen Einflüssen doch so wenig berührt, daß Lessing im Gegentheil sich zu der Meinung berechtigt glaubt, Leibniz selbst sei im Herzen dem Spinozismus zugethan gewesen.

Wir nehmen daher keinen Anstand, in diesem Sinn Lessing einen Spinozisten zu nennen, wenn anders von dem Bekenntniß eines bestimmten philosophischen Systems bei einem Denker gesprochen werden kann, der von sich sagte, daß sein Credo in keinem Buch stehe, und der es in keiner Weise auf eine vollständige und folgerichtig durchgebildete Schulphilosophie abgesehen hatte.

Es war zum großen Theil selbst noch ein Nachklang jener von Lessing bekämpften Anschauungsweise, welche von Spinoza wie von einem „todten Hunde" redete, wenn lange Zeit hindurch Verehrer Lessing's es für Ehrenpflicht hielten, die Urkundlichkeit des berühmten Gesprächs, welches Lessing mit Jacobi am 6. und 7. Juli 1780 über Spinoza führte, zu verdächtigen. Jacobi hat das Gespräch in seinen „Briefen über die Lehren des Spinoza" mitgetheilt. Die ganze Art der Dialektik, ja die Art der einzelnen Redewendungen ist so entschieden Lessingisch, wie Jacobi, an dessen persönlicher Ehrenhaftigkeit zu zweifeln ohnehin nicht der mindeste Grund vorliegt, sie nimmer hätte erfinden können. Und es heißt sich die Sache doch gar zu bequem machen, die spinozistischen Aeußerungen Lessing's dadurch beseitigen zu wollen, daß man sie für neckende Ironie ausgiebt, welche Lessing angewendet habe, um, wie man sich ausdrückt, Jacobi auszuholen.

In einem Brief vom 24. October 1785, den Zöppritz im ersten Bande seiner Sammlung „Aus Jacobi's Nachlaß" herausgegeben hat, tadelt Elise Reimarus, die vertraute Freundin Lessing's, zwar die Veröffentlichung dieses Gesprächs; aber sachlich anerkennt und bestätigt sie es.

Es ist in jenem Gespräch Nichts enthalten, was nicht auch in Lessing's Schriften enthalten wäre. Nur ist das unbelauschte mündliche Gespräch herausfordernder und rückhaltsloser.

Hatte nicht bereits auch jene in Breslau geschriebene Abhandlung „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott“ auf's unzweideutigste die Einheit und gegenseitige Durchdringung von Gott und Welt gepredigt? Wo ist also das Befremdende, wenn Jacobi erzählt, Lessing habe das Ἓν καὶ πᾶν, das Ein und All, als den Inbegriff seiner Theologie und Philosophie, als seinen philosophischen Wahlspruch, an eine Wand des Gleim'schen Gartenhauses in Halberstadt geschrieben? Auch Herder (Aus Herder's Nachlaß Bd. 2, S. 251) bezeugt das Vorhandensein dieser Inschrift. Und ist es denn befremdend und neckend ironisch, oder ist es nicht vielmehr die ganz unabweisliche Schlußfolgerung aus jenen Sätzen der Breslauer Abhandlung, wenn Lessing in der Erklärung der Weltordnung sich Alles hübsch natürlich ausgebeten haben will und daher, ganz in Uebereinstimmung mit Spinoza, das Entstehen und Bestehen der Welt nur aus wirkenden Ursachen, nicht aber aus Zweckursachen, d. h. aus bewußten Endabsichten ableitet, sondern es ausdrücklich als ein menschliches Vorurtheil bezeichnet, daß wir unsere elende Art, nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode ausgeben, und immer nur den Gedanken als das Erste und Vornehmste betrachten und aus diesem Alles herleiten wollen?

Und haben wir nicht ebenso das vollgiltige Zeugniß, daß Lessing auch jene andere Folge der Spinozistischen Grundanschauung, die Leugnung der menschlichen Willensfreiheit, sich zur klarsten Einsicht gebracht hatte und diese Leugnung ohne allen Vorbehalt theilte? Einer der wenigen Vertrauten, welchen Lessing seine philosophischen Ueberzeugungen und Gesinnungen ganz enthüllte, scheint Karl Wilhelm Jerusalem gewesen zu sein, jener unglückliche Jüngling, welcher durch Goethe's Werther so berühmt geworden ist. Als Lessing 1776 die „Philosophischen Aufsätze“ Jerusalem's herausgab, fügte er einem derselben, welcher im Sinn Spinoza's ausführte, „daß wir die Lehre von der Freiheit nicht behaupten können, ohne die ersten Gründe aller unserer Erkenntniß über den Haufen zu stoßen“, folgende Bemerkung (Bd. 10, S. 6) bei: „Der dritte Aufsatz zeiget, wie wohl der Verfasser ein System gefaßt hatte, das

wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist und das gewiß weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt, Belohnung und Strafe in diese Grenzen eingeschränkt; was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist —, was wir nicht brauchen, weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen, Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte als das Gefühl seines Gegentheils nimmermehr machen kann. Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirkt, wie viel willkommener sind sie mir als die kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viele Fehltritte noch thue, was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet und mich darum nicht minder dem Zufall unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat?" Ja, Lessing setzt hinzu, daß dieses System nicht blos von Seiten der Moral, sondern auch gegen jede Einwendung der Speculation geborgen sei, wenn man nur diese Einwendung durch ein zweites, gemeinen Augen ebenso befremdendes System — Lessing meinte die Seelenwanderung — zu heben wisse. Ebensowenig wie es zweifelhaft ist, daß unter jenem System, welches als gefährlich verschrieen werde und in Wahrheit durchaus nicht gefährlich sei, das System Spinoza's gemeint ist, ebensowenig ist es zweifelhaft, daß hier die unbedingteste Verneinung des freien Willens oder, wie sich die philosophische Sprache ausdrückt, der Determinismus gepredigt wird. Auch im Kreise seiner Hamburger Freunde bekannte sich Lessing offen zu dieser Ansicht. Wo also ist das Befremdende, wo die neckende Ironie, wenn Lessing auch in jenem Gespräch mit Jacobi ausspricht, daß er keinen freien Willen begehre, und mit Anspielung auf den bekannten Augsburger Reichstagsschluß diesen Ausspruch in die Worte kleidet, er bleibe ein ehrlicher

Lutheraner und behalte „den mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung", daß kein freier Wille sei?

Jacobi, der Glaubensphilosoph, war gekommen, sich bei Lessing Hilfe gegen Spinoza zu holen. Angesichts der überraschenden Entdeckung, daß Lessing selbst Spinozist war, wollte er ihn wieder zur Fahne des Glaubens bekehren; Lessing aber meinte, einen so kühnen Sprung dürfe er seinen alten Beinen und seinem schweren Kopf nicht mehr zumuthen. Und als Jacobi sich rühmte, Spinoza zu kennen, wie ihn nur Wenige gekannt haben möchten, erwiderte Lessing: „Dann ist Ihnen nicht zu helfen, werden Sie lieber ganz sein Freund; es giebt keine andere Philosophie als die Philosophie Spinoza's."

Bezeichnete sich Lessing als Spinozist, so wollte er seine religiöse und philosophische Grundanschauung als eine wesentlich pantheistische bezeichnen.

Auf der Höhe dieser pantheistischen Anschauung aber konnte Lessing weder mit der christlichen Rechtgläubigkeit noch mit der herrschenden Aufklärungstheologie ferner Etwas gemein haben.

Einzig von diesem Gesichtspunkt fällt auf die theologischen Schriften Lessing's die richtige Beleuchtung.

Ueber diese theologischen Schriften Lessing's hat sich eine besondere reichhaltige Literatur gebildet. Wie schon zu Lessing's Lebzeiten auch seine nächsten Freunde die so verschiedenartigen und nicht selten einander widersprechenden Aeußerungen Lessing's nicht zu erklären und auf ihre innere Einheit zurückzuführen wußten, so gehen auch heut noch die Beurtheilungen derselben weit auseinander; und zuletzt begnügen sich Viele mit der Aushilfe, Lessing selbst sei zu einem eigentlichen inneren Abschluß nicht gekommen, sondern habe seine theologischen Kämpfe immer nur als gymnastische Geistesübung betrachtet.

Wie? Lessing, dieser klarste Kopf, in seiner religiösen Ueberzeugung unklar? Lessing, dieser ehrlichste und sachlichste Charakter, grade hier, wo er sein Schwert am freudigsten und am tödtlichsten schwingt, nichts als ein eitler Klopffechter? Es giebt keine andere

Lösung, als daß wir in Lessing zwischen einer geheimen zurückgehaltenen und zwischen einer öffentlichen, in mannichfachen Herablassungen und Anbequemungen sich bewegenden Lehre unterscheiden. Gleich Leibniz hatte auch Lessing eine esoterische und eine exoterische Lehre.

Die theologischen Schriften Lessing's sind nur exoterische Darstellungen, welche das letzte esoterische Geheimniß zwar andeuten, aber nicht aussprechen.

Lessing selbst hat dafür gesorgt, Denjenigen, der Augen hat, zu sehen, über diese bewußte und absichtliche Doppelstellung nicht im Dunklen zu lassen. Zwar noch 1770 in seiner Schrift über Berengarius bezeichnete es Lessing als unumgängliche Pflicht, die Wahrheit ganz oder gar nicht zu sagen; aber einige Jahre darauf, nachdem er selbst auf den lauten Tagesmarkt der theologischen Streitigkeiten getreten war, bereits 1773 in seiner Schrift über die Ewigkeit der Höllenstrafen, rühmt er an Leibniz in den verschiedensten Wendungen, daß dieser willig sein System bei Seite geschoben und einen Jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen gesucht habe, auf welchem er ihn gefunden. Lessing setzt bedeutsam hinzu, Leibniz habe darin nur das gethan, was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrag zu thun gepflegt; er habe eine Klugheit beobachtet, für die freilich die neuesten Philosophen zu weise geworden. Und im achtundsechszigsten Abschnitt der „Erziehung des Menschengeschlechts" ruft Lessing aus: „Hüte Dich, Du fähigeres Individuum, der Du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte Dich, es Deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was Du witterst oder schon zu sehn beginnest." Ebendaselbst tadelt er an den Schwärmern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, daß sie den göttlichen Erziehungsplan übereilen und ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung urplötzlich zu Männern machen zu können glaubten. Und im zweiten Freimaurergespräch spricht Falk das tiefbedeutende Wort: „Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt." Aus einem Brief von Elise Reimarus

wissen wir, daß Lessing es auch an seinen Freunden rügte, wenn sie mit ihren freisinnigen und abweichenden Meinungen zu frei herausgingen.

Lessing hat nie etwas gegen seine Ueberzeugung gesagt, er wollte nicht heucheln und täuschen; „denn das wäre", sagt Lessing in dem Aufsatz über „Leibniz von den ewigen Strafen", „ein wenig zu arg und ließe sich schlechterdings mit keiner didactischen Politik, mit keiner Begierde, Allen Alles zu werden, entschuldigen". Aber Lessing hat nicht Alles gesagt, was er dachte. Den Rüstigen gab er einzelne Fingerzeige, überließ ihnen aber, den Weg selbst zu finden; und die Lahmen und Bequemen führte er nicht den kürzesten Weg, sondern den ebensten.

Daher zuweilen das scheinbare Zurückgehen Lessing's auf die Sätze der alten Rechtgläubigkeit, über welches seine Berliner Freunde so erstaunt und verstimmt waren. Was konnte er, der Pantheist und Spinozist, dem die Einsicht in die unbedingte Unvereinbarkeit der Religion und Philosophie tiefste Erkenntniß war, was konnte er, der klare und freie Denker, der, wie in der Kunst, so auch in der Religion und Philosophie gegen alle unentschiedene Vermischung und Abschleifung der Gegensätze den entschiedensten Widerwillen hegte, was konnte er, der schon als Jüngling in seinem Aufsatz über die Herrnhuter die modische Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit, in welcher man nur mit Mühe und Noth die eine von der anderen unterscheiden könne, eine verkehrte Art, das Christenthum zu lehren, genannt hatte, was konnte Lessing gemein haben mit jener halbwüchsigen Vermittlungstheologie, welche auf allen Kanzeln von dem innigen Bande des Glaubens und der Vernunft predigte, welche die Vernunft einschläferte, indem sie sie zu erheben meinte, welche die Philosophie auf's neue zur Magd der Theologie erniedrigte? Diese Theologie war ihm Herkules im Rock der Omphale, da doch der Weiberrock auf dem nervichten Leib überall platze. Was konnte Lessing gemein haben mit dem sogenannten „vernünftigen Christenthum", von dem er in seinem Nachwort zu Reimarus Fragment „Von Duldung der Deisten" ironisch urtheilt: „Schade nur,

daß man so eigentlich nicht weiß, wo ihm die Vernunft noch wo ihm das Christenthum sitzt."

Zwei Gründe bestimmten Lessing, unter diesen Umständen sich lieber auf die Seite der alten als der neumodischen Theologie zu stellen, so fest und offen er auch jederzeit jede tiefere Uebereinstimmung mit der Orthodoxie ablehnte. Der erste Grund seines Verfahrens liegt in den Worten (Bd. 8, S. 326): „Je gröber der Irrthum, desto kürzer der Weg zur Wahrheit." In diesem Sinn schreibt Lessing am 20. März 1777 an seinen Bruder Karl, daß er nur darum die alte orthodoxe Theologie der neueren vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstand offenbar streite und diese ihn lieber bestechen möchte; er vertrage sich mit seinen offenbaren Feinden, um gegen seine heimlichen desto besser auf seiner Hut sein zu können. Und dies ist auch der Sinn jener berühmten Worte eines anderen Briefes vom 2. Februar 1774: „Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern; aber was thut man nun? Man reißt die Scheidewand nieder und macht uns, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen.... Meines Nachbars Haus droht ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen wie meines eigenen." Als Mendelssohn von Lavater's zudringlichen Bekehrungsversuchen belästigt wurde, feuerte ihn Lessing in einem Brief vom 9. Januar 1771 an, mit aller möglichen Freiheit und mit allem nur ersinnlichen Nachdruck aufzutreten; da er ja allein so sprechen und schreiben könne, während andere ehrliche Leute den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwand, es neu zu unterbauen, befördern könnten. Und der zweite Grund seiner scheinbaren Hinneigung zur Orthodoxie war das erneute Studium der Leibniz'schen

Schriften, welches auf's neue in ihm die Ueberzeugung geweckt und genährt hatte, daß die religiösen Glaubenssätze eine Vorahnung der Vernunftwahrheit und darum auch eine brauchbare pädagogische Vorstufe für dieselbe seien. Lediglich in diesem pädagogischen Sinn ist es zu verstehen, wenn Lessing in dem eben angeführten Briefe an Mendelssohn schrieb, daß er nicht erst seit gestern besorge, mit der Wegwerfung gewisser Vorurtheile ein wenig zu viel weggeworfen zu haben, was er werde wiederholen müssen. „Soll die Welt", schreibt Lessing am 25. Mai 1777 an seinen Bruder, „mit Unwahrheiten hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren, ebensogut dazu als neue." Und noch bestimmter hatte er bereits am 2. Februar 1774 an denselben geschrieben: „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen anderen Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigene Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anderes, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie als Mistjauche gegen unreines Wasser?... Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm; Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie als sich das alte anmaßt." Es dünkte Lessing besser, eine unphilosophische Sache philosophisch zu vertheidigen als unphilosophisch verwerfen

und reformiren zu wollen; er wollte ruhig den Aufgang der Sonne erwarten, und die Lichter brennen lassen, so lange sie wollen und können, statt die Lichter auszulöschen, und erst, nachdem sie ausgelöscht seien, wahrzunehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden oder wohl gar andere Lichter wieder aufstecken müsse.

Angesichts dieser Stellen ist Lessing's Verhältniß zur Orthodoxie durchaus klar. Es gilt von Lessing selbst, was er in dem schon erwähnten Aufsatz an Leibniz rühmt, daß derselbe zwar bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen genommen habe, daß er aber in der festen Ueberzeugung, keine Meinung könne angenommen sein, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, er wohl oft die Gefälligkeit gehabt habe, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelungen, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen; er habe sein Feuer nicht im Kiesel verborgen, sondern aus Kiesel Feuer geschlagen. Und es ist überaus bezeichnend, wenn Lessing sogleich hinzusetzt (Bd. 9, S. 162): „Ich gebe es zu, daß Leibniz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch ganz anders darüber würde ausgedrückt haben; allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. . . . Vielmehr bin ich überzeugt und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibniz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen lassen, ja gar sie lieber noch mit neuen verstärkt hätte, weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriff, in dem sie so mancher Theologe nimmt; aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriff noch mehr Wahres liege als in den ebenso rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung; und nur dies bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun als mit den letzteren zu wenig."

Man wird fragen müssen, ob es nicht doch zur Einführung der neuen Denkweise und zur Vorbereitung der Gemüther für die volle und ganze Erkenntniß der Vernunftwahrheit im Grunde zweckmäßiger war, wenn Reimarus, der Wolfenbüttler Fragmentist, und mit ihm die gesammte deutsche Aufklärungsphilosophie das alte Gebäude lieber ganz abtragen wollte, während Lessing es vorzog, es nur allmählich und, wie ihm dünkte, äußerlich fast unmerklich abzutragen. Die Wirkung seiner Taktik war nur, daß, wie Nicolai einmal an Lessing schreibt, die Theologen meinten, er sei ein Freigeist, und die Freigeister, er sei ein Theologe. Aber gewiß ist, daß es völlig ungereimt ist, von einer vermeintlichen Umkehr Lessing's zum Christenthum zu sprechen. Treffend sagt K. Schwarz in seiner lehrreichen Schrift über Lessing als Theologe (S. 40): „Man hat gewöhnlich nur die conservative Stellung Lessing's zum alten Glauben in diesen Stellen erkannt, allein dies ist offenbar nur die eine Seite des Gedankens; die andere ist die, daß, wenn er einmal anfange aufzuklären, er eine ganz andere, eine viel radicalere Methode einschlagen werde; er erkennt die Orthodoxie nur deshalb so unparteiisch an, weil er so völlig über sie hinaus ist, viel mehr als Diejenigen, welche als ihre Gegner gelten."

Und daher andererseits zugleich überall die vollste Wahrung der freien Forschung, die rückhaltloseste Bekämpfung jeder pfäffischen Beschränktheit, welche sich den unverbrüchlichen Rechten des Denkens feindlich entgegenstellt.

Lessing hat allerdings den hergebrachten Sprachgebrauch, die fortschreitende Erkenntniß der Wahrheit als eine fortschreitende Fortbildung und Vertiefung des Christenthums selbst zu bezeichnen, jederzeit beibehalten. „Das Christenthum," sagt er in seiner herrlichen „Parabel" (Bd. 10, S. 126), „geht seinen ewigen allmählichen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten nicht aus ihrer Bahn; aber die Sekten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonne und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkt verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen

Stockung." Aber eben darum dringt er nur um so schärfer auf die Unterscheidung der Bibel und der Religion, auf die Unterscheidung der christlichen Religion, wie sie ungewiß und vieldeutig die Kirchenlehre sei, und der Religion Christi, wie Christus als Mensch sie erkannte und übte und wie sie Jeder mit ihm gemein haben könne und solle. Es ist der Grundgedanke aller seiner theologischen Streitschriften, daß die Bibel zwar die Urkunde, aber nicht die Grundlage oder gar das Maß des Christenthums sei; der Buchstabe sei nicht der Geist; die Bibel enthalte zwar die Religion, aber sie sei nicht die Religion.

Von diesem Standpunkt aus entwarf Lessing im Winter 1777—1778 seine „Neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet", von welcher er selbst am 25. Februar 1778 an seinen Bruder schrieb, daß er in dieser Art noch nie etwas Gründlicheres und Sinnreicheres geschrieben habe. Er machte in ihr die Frage nach dem Ursprung der biblischen, namentlich der neutestamentlichen Bücher in derselben Weise zum Gegenstand seiner Forschung, wie er einige Jahrzehnte zuvor die Frage nach den Ursachen der Fortpflanzung und Verbreitung des Christenthums zum Gegenstand seiner Forschung gemacht hatte.

Diese Schrift, obgleich unvollendet, ist eine der wichtigsten Schriften Lessing's. Sie wurde grundlegend für die Zukunft der protestantischen Theologie, denn sie war der erste und zugleich keimkräftigste Versuch, die Entstehung der Evangelien geschichtlich zu begreifen. Wenn Lessing die Evangelien auf ein hebräisches Urevangelium zurückführte, welches unter den Judenchristen, den sogenannten Nazarenern, aus den Nachrichten der Apostel und aller Derer, welche mit Christus in Verbindung gelebt hatten, entstanden war, so hat auch die neuere Wissenschaft eine derartige Schrift als eine Hauptquelle der Evangelien erkannt. Und mit Schärfe erkannte Lessing auch schon den wesenhaften Unterschied zwischen den Evangelien der sogenannten Synoptiker, Matthäus, Lucas und Marcus einerseits, und dem Evangelium des Johannes andererseits, als den Unter-

schied der historischen, menschlichen und der speculativen, göttlichen Auffassung Christi.

Gewaltiger aber noch als diese rein wissenschaftliche Thätigkeit wirkten die zermalmenden Streitschriften, in welchen Lessing mit langverhaltenem und darum nur um so leidenschaftlicherem Zorn gegen die Meute der Pfaffen und Zionswächter losbrach.

In seiner Abneigung gegen die Aufklärungstheologen hatte er sich oft genug mit der Täuschung getragen, daß die alte Orthodoxie im Grunde tolerant sei; nach der Herausgabe der Wolfenbüttler Reimarus-Fragmente aber (1777) erfuhr Lessing sattsam, daß die Orthodoxie des achtzehnten Jahrhunderts noch ebenso tobend und verfolgungssüchtig war wie die Orthodoxie des siebzehnten, und daß sie selbst die böswilligsten Mittel nicht abwies, wenn es galt, dem lästigen Störenfried an Ehre, Amt, Gut und Blut zu gehen. Es half Lessing nichts, daß er weit entfernt war, den ganzen Inhalt der Fragmente als seine eigene Meinung anzunehmen, daß er ja nur das Werk eines andern an's Licht gebracht hatte. Für seine Vertheidigung freilich war dieser Sachverhalt sehr förderlich und günstig. Er durfte mit Recht darauf hinweisen, daß es für die protestantische Theologie nur ein Vortheil sein könne, wenn sie durch die scharfen Angriffe des Ungenannten aufgefordert würde, die zahlreichen Probleme, die er angepackt hatte, tiefer als bisher zu erörtern. Er durfte es mit Recht als einen Fortschritt auch im Sinn der Religion preisen, wenn man auf diesem Wege dahin gelangte, die Autorität des Bibelbuchstabens zu stürzen und sich darauf zu besinnen, daß das Christenthum schon bestanden habe, ehe die Bibel vorhanden war. Er durfte nicht weniger es als einen religiösen Fortschritt rühmen, wenn man den geistigen Kern des Christenthums vermöge solcher Forschung von den unbeweisbaren historischen Thatsachen ablöste, die seine Wahrheit beweisen sollten, und wenn man sich zu der Einsicht erhob, daß „zufällige Geschichtswahrheiten niemals der Beweis nothwendiger Vernunftwahrheiten“ sein können. Er durfte endlich, da selbst der katholische Lehrbegriff ihm in seiner Vertheidigung an einzelnen Punkten zu Statten kam, gegenüber dem

einseitig konfessionellen Standpunkt eines Göze in der „Parabel“ daran mahnen, nicht über den verschieden gezeichneten Grundrissen das Gebäude selbst zu vergessen, und sogar persönlich konnte er, seiner lauteren und duldsamen Gesinnung bewußt, das Christenthum seines Gegners in den Schatten stellen, dessen zelotische Wuth auf den Hamburger Kanzeln nicht das Gebet missen wollte: „Schütte Deinen Grimm über die Heiden, die Dich nicht kennen.“ In vollem Maße nutzte Lessing diese Vortheile aus. Edler und kräftiger ist nie die deutsche Sprache gesprochen worden als in den theologischen Streitschriften Lessing's. Lessing steht mit seiner ganzen Person ein; „wenn der Mensch“, sagt Lessing, „bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf, wenn und wo darf er es denn?“ Der freiste Mann Deutschlands war auch der witzigste und tapferste. Bis in alle Tiefen wurde das deutsche Volksgemüth erregt. Und es ist das lauteste Ehrenzeugniß für diese schönste Charakterthat Lessing's, daß die Göze von heut ihn unter den höflichsten Verbeugungen gegen seine „Theaterlogik“ und seinen „Theaterstil“ noch eben so tief innerlich hassen und schmähen, wie die Göze von damals.

Wo aber lag das Ziel?

Die Antwort ist das herrliche Büchlein „Die Erziehung des Menschengeschlechts“. Es erschien 1780; als Bruchstück aber (§. 1—53) war es bereits 1777 dem vierten „Beitrag zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel“ beigegeben.

Auch die letzten Zweifel, daß Lessing der Verfasser dieser Schrift sei, sind durch die von Wattenbach (Zum Andenken Lessing's. S. 25, 26) veröffentlichten Briefe der Familie Reimarus beseitigt. Wenn Lessing am 25. Februar 1780 an seinen Bruder schrieb, daß er diese Schrift nie für seine Arbeit erkennen werde, so ist der Grund dieser Verleugnung wohl einzig und allein in dem Umstand zu suchen, daß er hier offener mit seinem eigensten Glaubensbekenntniß herausgetreten war, als er es sonst in seiner bedächtigen Vorsicht zu thun pflegte. Allerdings ist auch hier der innerste

esoterische Kern noch mit sehr viel äußerlicher exoterischer Hülle umkleidet und überschleiert. Was als natürlich fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts gedacht werden soll, wird als übernatürliche, von Gott selbst nach bestimmten weisen Planen und Absichten geleitete Erziehung dargestellt. Aber man braucht sich nur auf denselben Standpunkt zu stellen, auf welchem der Verfasser steht, und man erblickt, wie der Vorbericht andeutet, nicht nur den Gang, wie sich der menschliche Verstand bisher entwickelt hat, sondern auch, wie er sich noch ferner entwickeln soll. Jenes Ideal eines vollkommenen Elementarbuches, welches von Lessing in dieser Schrift selbst aufgestellt wird, daß es Vorübungen, Anspielungen und Fingerzeige geben müsse, aus welchen sich die noch zurückgehaltene Wahrheit wie aus einem Keim emportreiben lasse, und daß kein Wort in ihm enthalten sein dürfe, das den Weg zu dieser erschweren oder versperren könnte, ist hier in der glänzendsten Weise erreicht.

Nicht um den Offenbarungsbegriff, wie man gemeint hat, handelt es sich in dieser Schrift. Die Offenbarung, von welcher hier Lessing spricht, giebt dem Menschengeschlecht nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde, sie giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher und leichter; Lessing selbst aber sagt in den Bemerkungen zu Reimarus' Fragment „Ueber die Unmöglichkeit einer Offenbarung" treffend, wer aus seiner Religion die über die menschlichen Begriffe hinausgehenden Lehren auspolirte, hätte so gut wie gar keine Offenbarung, denn was wäre eine Offenbarung, die nichts offenbarte? Und auch nicht um die Unsterblichkeitslehre, wie man gemeint hat, handelt es sich in dieser Schrift. Diese Schrift nimmt nur darum von der Unsterblichkeitslehre ihren Ausgang, weil sie in ihrer ersten Hälfte ursprünglich jenem Wolfenbüttler Fragment beigefügt war, das die Erkenntniß von der Unsterblichkeit der Seele als unbedingtes Erforderniß jeder übernatürlichen geoffenbarten Religion bezeichnet und darum die Geoffenbartheit der alttestamentlichen Religion verneint hatte. Der Grundgedanke dieser Schrift ist nicht ein religiös dogmatischer, sondern ein religiös sittlicher.

Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts ist eine Entwicklungsgeschichte oder, wie Hegel sich ausdrücken würde, eine Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins der Menschheit. Das Judenthum ist das erste Zeitalter, das Alter der Kindheit. „Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezogenen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner anderen, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.“ „Noch konnte Gott seinem Volk keine andere Religion, kein anderes Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete; denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht.“ Das Christenthum ist das zweite Zeitalter, das Knabenalter. Nicht mehr durch Hoffnung und Furcht zeitlicher Belohnung und Strafe, sondern durch edlere und würdigere Beweggründe sollte das in der Ausübung der Vernunft weitergekommene Geschlecht geleitet werden. „Es war Zeit, daß ein anderes, wahres, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne. Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit.“ War es auch bei manchen anderen Völkern schon vor ihm eingeführter Glaube, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft werden, so waren es doch nur solche Handlungen, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft Strafe hatten; eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten. Noch aber steht ein drittes Zeitalter bevor, das Mannesalter. Ist auch das Christenthum höher als das Judenthum, wird es sogar von Vielen, wie vom Knaben sein Elementarbuch. für das Non plus ultra aller Erkenntniß gehalten, so hat doch auch das Christenthum mit dem Judenthum noch „die Eigennützigkeit des menschlichen Herzens“ gemein, welche auf Lohn und Strafe achtet, sei es hier oder dort. Das dritte Zeitalter ist das Zeitalter der völligen Aufklärung und derjenigen Reinigkeit des Herzens,

welche die Tugend um ihrer selbst willen liebt. „Oder", ruft Lessing mit edelster Begeisterung aus, „soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! ... Nein! sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, und nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind.... Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird." Es ist jenes Wort Spinoza's: „Beatitudo non est virtutis praemium, sed ipsa virtus; die Seligkeit ist nicht die Belohnung der Tugend, sondern die Tugend selbst ist Seligkeit."

Der Tiefe des Grundgedankens geschieht kein Eintrag, wenn Lessing zuletzt die seltsame Wendung nimmt, diesen geschichtlichen Fortschritt nicht blos der Menschheit, sondern auch jedem Einzelnen zugutkommen zu lassen, und daher in diesem stufenweisen Entwicklungsgang eine neue Bestätigung für die den ältesten Vorstellungen der Menschheit entstammende und von ihm schon früh ergriffene Idee der Seelenwanderung findet.

Wie unendlich hoch steht Lessing über der Sittenlehre der gleichzeitigen Popularphilosophen! Die Tugend ist nicht blos Pflicht, sondern ist innerste Wesensbethätigung und tiefste Selbstbefriedigung. Das neue Evangelium ist die Verwirklichung des reinen und freien Menschenthums, der großen Idee der Humanität.

Hier wurzelt das Testament Johannis: „Kindlein, liebet Euch"; hier wurzelt die hohe und milde Lebensweisheit Nathan's.

Und hier wurzeln vor Allem auch die unvergleichlichen Freimaurergespräche.

Mit welchem Auge Lessing die staatlichen Zustände der ihn umgebenden Wirklichkeit betrachtete, ist hinlänglich bezeugt. Das klassische „Gespräch über die Soldaten und Mönche" (Bd. 11,

S. 612), stellt die Soldaten, als die Beschützer des Staats, und die Mönche, als die Stützen der Kirche, auf völlig gleiche Linie; „wenn der Landmann", sagt einer der Sprechenden, „seine Saat von Schnecken und Mäusen vernichtet sieht, was ist ihm dabei das Schreckliche? daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse, oder daß es der Schnecken und der Mäuse so viele giebt?" Und noch deutlicher spricht Lessing seine Ansicht in einem Bruchstück „Deutsche Freiheit" (Bd. 11, 1. S. 382) aus. Gegenüber den Parteigängern des aufgeklärten Despotismus steht Lessing auf der Seite Justus Möser's. Lessing sagt: „Daß in den ältesten Zeiten, von welchen Tacitus schreibt, die Könige und Herzöge der Deutschen ohne Zuziehung des Volks nichts Wichtiges unternehmen durften, ist eine ausgemachte Sache; ebenso ausgemacht ist es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen wurden, z. B. wenn neue Steuern aufgelegt oder Kriege beschlossen werden sollten. Dies hat Strube in seiner Abhandlung von den Landständen fast von allen Provinzen Deutschlands bewiesen und belegt. Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto schlechter und sklavischer. Denn warum sollten nicht auch noch heutigen Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor zweihundert oder dreihundert Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit zweihundert oder dreihundert Jahren sehr verändert und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Wenn aber das geschieht; sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unseren Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen rechtsprechen?" Und nachdem Lessing die Errichtung der stehenden Heere, die Bevorzugung des Adels durch Steuerfreiheit und durch Verleihung hoher Civil- und Militairämter, das Emporkommen der Landesherrlichkeit über die verminderte Macht des Kaisers als die hauptsächlichsten Ursachen des Verfalls der Landstände angeführt hat, schließt er:

„Aber sind alle diese Ursachen nicht selbst Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Uebung zum rechten Gebrauch wird?“

Gleichwohl stand Lessing auch in seinem reifsten Lebensalter den ausschließlich politischen Anliegen fern. Er hatte keine Einsicht in die Natur politischen Handelns und politischer Kämpfe. Als die französischen Aufklärer mit lauter Begeisterung dem nordamerikanischen Freiheitskrieg zujauchzten, als Männer wie Klopstock begeistert in diesen Jubel einstimmten, hatte Lessing nur die kühle Bemerkung, was Blut koste, sei gewiß kein Blut werth.

Auf dem Wege ruhiger und stetiger Bildung glaubte Lessing den Menschen durch die Vernunft zur Tugend, durch die Tugend zur Freiheit und Gleichheit führen zu können; ein Gedanke, welchen auch Schiller mitten unter den Stürmen der französischen Revolution in den Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen wieder aufnahm.

In den Freimaurergesprächen, besonders im zweiten, ist dieses höchste Ziel ausgesprochen. Nicht, als ob Lessing in den Freimaurern, wie sie waren und wie sie sind, in der That die arbeitenden Werkmeister der großen Menschheitsidee gesehen hätte; aber im Spielzeug der Kinder erblickte er die Waffen, welche einmal die Männer mit eiserner Hand führen würden.

„Die Staaten,“ sagt das wichtigste dieser Gespräche, „vereinigen die Menschen, damit durch diese Vereinigung und in derselben jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats . . . jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenige einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei, anders nichts“. Dennoch könne auch die beste Staatsverfassung nicht verhindern, daß viele einzelne Menschen durch sie nichts an ihrer Glückseligkeit gewönnen. Ja, selbst aus dieser besten Staatsverfassung müßten sogar mit innerster Nothwendigkeit

Dinge entspringen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig seien. Auch die beste Staatsverfassung sei trennend, ein Staat könne nicht die ganze Menschheit umfassen: der Staat müsse sich also in Einzelstaaten zertheilen, deren ein jeder sein eigenes Sonderinteresse habe. Und sei an sich selbst schon das Mittel, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, zugleich die Menschen trennend, so komme noch dazu, daß viele von diesen Einzelstaaten ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Ein Staat, mehrere Staaten; mehrere Staaten, mehrere Staatsverfassungen; mehrere Staatsverfassungen, mehrere Religionen. Und nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theile und trenne, die bürgerliche Gesellschaft setze ihre Trennung auch in jedem ihrer Theile gleichsam bis ins Unendliche fort; der Staat sei nicht denkbar ohne Verschiedenheit der Stände. Auch wenn alle Glieder an der Gesetzgebung Antheil hätten, so könnten sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil; es werde vornehmere und geringere Glieder geben. Auch wenn anfangs alle Besitzungen des Staats gleich vertheilt wären, Vermögensungleichheit würde sogleich wieder entstehen; es würde reichere und ärmere Glieder geben. Diese Uebel des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft seien vorhanden und seien unvermeidlich; dennoch sei die bürgerliche Gesellschaft in ihrem Wesen unanfechtbar. Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß einzig in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann, so wäre sie auch bei weit größeren Uebeln noch zu segnen. Wer des Feuers genießen wolle, müsse sich den Rauch gefallen lassen. Aber müsse man nicht trachten, diese Uebel zu mindern? Weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich sei, dürfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Sei es also nicht recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft

hinwegwären und genau wüßten, wo Patriotismus aufhörte, Tugend zu sein? Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, die dem Vorurtheil ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen? Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendete und welche bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelte? Und so erkennt Lessing es als Aufgabe, die unvermeidlichen Uebel des Staats zu heben. Ueber dem Bürger und Religionsbekenner der Mensch, über der bürgerlichen Gesellschaft die Menschheit!

Wir, die wir durch harte politische Kämpfe hindurchgegangen sind und mit unserem tiefsten Lieben und Hassen jetzt mitten in diesen Kämpfen stehen, wir werden nimmer die Meinung Lessing's theilen, wenn er den Staat und die bürgerliche Gesellschaft nur als nothwendiges Uebel, nicht als tiefste menschliche Wesensbedingung betrachtet. Wir suchen die Erfüllung der menschlichen Bestimmung nicht über und außer dem Staat, sondern im Staat selbst. Nicht verschwimmendes Weltbürgerthum, sondern freies Zusammenschließen freier Staaten.

Aber das Ziel selbst hat Lessing mit einer Wärme des Gemüths und mit einer Weite seherischen Blicks gezeichnet, daß, wenn die Geschichte auch andere und großartigere Wege wählt und wählen wird, als Lessing innerhalb seiner staatlich engen Zeitbildung zu ahnen vermochte, die Arbeit aller Geschichte doch nur darin bestehen kann, sich dem Ideal dieser allgemeinen Menschen- und Völkerverbrüderung, d. h. der Verwirklichung des Evangeliums der reinen und freien Humanität immer mehr und mehr anzunähern.

Der hehre Tempel, welchen Lessing in der Erziehung des Menschengeschlechts, im Testament Johannis und in Nathan dem Weisen errichtet hatte, erhielt durch die Freimaurergespräche seine krönende Spitze.

Sie waren die letzte Schrift Lessing's. Unter schweren Leiden, im Gefühl des nahen Todes, hat sie Lessing geschrieben. Sie erschienen 1780. Am 15. Februar 1781 starb er.

Hoffmann von Fallersleben feierte Lessing bei festlicher Gelegenheit mit den schönen Worten:

Dank Dir,
Der Du unter den erhabenen
Längstbegrabenen
Ein Meister, den Kranz gezeiget den Meistern
Und die Pfade gebahnt hast unsern Geistern!
Du
Der Kunsterscheinungen
Kenner und Richter,
Der Wissensmeinungen
Prüfer und Sichter,
Du Schrecken aller Perrückengesichter,
Der Wahrheit Verfechter,
Der Schönheit Wächter!
Dein sei in Lieb und Dankbarkeit
Heut' gedacht und allezeit!

In Lessing laufen alle Strahlen seines großen Zeitalters zusammen. Indem er sein Zeitalter zum Abschluß brachte, wurde er der Grund- und Eckstein der Zukunft. „Vormals im Leben ehrten wir Dich als einen der Götter, Nun Du todt bist, herrscht über die Geister dein Geist."

Sechstes Kapitel.

Bildende Kunst und Musik.

Raffael Mengs. Oeser. Angelica Kaufmann. Ph. Hackert. Chodowiecki. — Gluck. J. A. Hiller. J. Haydn.

Dem Kunstforscher ist es ein unendlicher Reiz, den steten Parallelismus der einzelnen Künste immer auf's neue zu beobachten. Je nach der Gunst oder Ungunst der Zeitverhältnisse überwächst wohl die eine Kunst zuweilen die andere; in der einen Kunst entfaltet sich zu voller Blüthe, was in der anderen knospenhaft verschlossen bleibt. Aber die Richtungen und Grundgedanken, welche die Kunstentwicklung eines Zeitalters bedingen und beherrschen, sind in allen Künsten durchaus dieselben.

Grade in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts tritt dieser Parallelismus sehr deutlich hervor.

Was war die treibende Kraft aller jener gewaltigen Bewegungen, welche der deutschen Dichtung im Zeitalter Friedrich's des Großen einen so raschen und nachhaltigen Aufschwung brachten? Weil durch die welterschütternden Thaten und Ereignisse des siebenjährigen Krieges die deutsche Nation wieder lebendiges Selbstgefühl gewonnen, weil sich endlich wieder aus der Verkümmerung langer Jahrhunderte ein sittlich tüchtiges und gebildetes Bürgerthum erhoben hatte, suchte sich auch die deutsche Dichtung den Fesseln der französischen Kunstformen zu entwinden und strebte nach einem Stil, der künstlerisch ideal und nichtsdestoweniger zugleich der natürliche

Ausdruck des eigensten Volksnaturells sei. Klopstock, Wieland, Lessing rangen alle nach demselben Ziel, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen und mit sehr verschiedenem Erfolg.

Und auch die bildende Kunst und Musik dieses Zeitalters steht genau innerhalb desselben Entwicklungskampfes; die bildende Kunst noch mit sehr unzulänglichen Kräften, die Musik bereits an das Höchste hinanreichend.

Von ganz Europa wurde als der bedeutendste Maler des Jahrhunderts Anton Raffael Mengs gepriesen. Er war am 12. März 1728 in Außig, einem böhmischen Städtchen an der sächsischen Grenze, geboren. Sein Vater Ismael Mengs, von Geburt ein Däne, war sächsischer Hofmaler. Raffael Mengs, obgleich ununterbrochen mit Dresden und dem sächsischen Hof in nächster Beziehung stehend, lebte größtentheils in Rom und als Hofmaler Karl's III. in Madrid. In Rom ist er am 29. Mai 1779 gestorben.

Betrachtet man die wunderbare Lebendigkeit und feine Durchbildung der in der Dresdener Galerie befindlichen Pastellbildnisse, welche Raffael Mengs als Jüngling malte, so möchte man fast bedauern, daß der Künstler später dieses Gebiet verließ und sich an alle höchsten Aufgaben der Historienmalerei wagte, denen seine Kraft nicht in gleicher Weise gewachsen war. Denn so allgemeine Bewunderung die Altargemälde in der katholischen Kirche zu Dresden, die großen Frescomalereien in Rom, besonders der „Parnaß", die Versammlung Apoll's und der Musen, in der Villa Albani, die zahlreichen Werke in Spanien, bei den Zeitgenossen erregten, die Nachwelt kann diese Bewunderung nicht theilen. Die Zeitgenossen meinten es als Lobspruch, wenn sie Mengs den philosophischen Maler nannten; auch die Grabschrift, welche ihm Ritter Azara, der spanische Gesandte in Rom, sein begeisterter Freund und Verehrer, im römischen Pantheon neben der Grabstätte Raffael's setzte, feierte ihn als pictor philosophus. Die Nachwelt weiß, daß das Philosophische dieses Meisters nur darin besteht, daß er, ohne tiefere Genialität, wenn auch vom ernstesten Kunststreben erfüllt, dürftige,

einer trockenen Reflexion entsprungene Grundsätze und Regeln, über deren Schranken seine schöpferische Thätigkeit nicht hinauszugehen wagte, in kunstwissenschaftlichen Schriften auseinandersetzte. Die bildende Kunst ist ihm wesentlich nur ein eklektisches Zusammenstellen der vermeintlich höchsten Idealformen. Allerdings findet er diese Idealformen auch in der Natur, aber in der Erscheinung nur stückweise verstreut, so daß sie von dem Künstler gesammelt werden müssen. Ihm ergiebt sich die Schönheit nicht als die Frucht des tiefsten Erfassens und der verständnißvollsten Wiedergabe der Natur, sondern sie ist ihm das Ergebniß der Zusammensetzung ausgewählter Theile. Und so ist auch die Schönheit eines Kunstwerks ihm nicht das Resultat der inneren Vollendung eines völlig durchgebildeten Ganzen, sondern eine besondere Eigenschaft, die sich in der richtigen Auswahl und dem harmonischen Zusammenstimmen der einzelnen Theile erweist. Diese an bestimmte Formen gebundene Schönheit fand er in höchster, für alle Zeit maßgebender Entwicklung, besonders in der antiken Skulptur; deshalb stellte er auch die Malerei, namentlich Zeichnung und Composition, durchaus unter die Uebermacht der Plastik, unter die Gesetze und Bedingungen statuarischer Strenge und Geschlossenheit. Auch die antike Malerei schien ihm von den plastischen Vorbildern durchaus abhängig und daher mustergültig. Demgemäß zeigt besonders der berühmte Parnaß der Villa Albani, wie Mengs immer nur auf's emsigste bestrebt war, den Herkulanischen und Pompejanischen Bildern, welche eben damals in überwältigender Fülle an das Tageslicht traten, nachzueifern; auf diesen Grund der Antike sollten sich sodann die Errungenschaften der großen italienischen Renaissancekunst setzen. Was Wunder also, daß bei dieser Aeußerlichkeit des Machens seine Werke zwar fehlerfrei, geschickt und tüchtig, oft sogar von bewunderungswürdiger Feinheit der Modellirung, in ihrem innersten Kern aber ohne Leben und Empfindung, ohne Frische und Ursprünglichkeit sind? Raffael Mengs ist ein warnendes Beispiel für alle Künstler, welche einzig in der Schönheit der Form Grund und Ziel der Kunst sehen, da doch die schöne Form nur das

nothwendige Mittel zum Ausdruck schöner Gedanken und Empfindungen ist.

Gleichwohl behauptet Raffael Mengs in der Geschichte des künstlerischen Stils eine sehr beachtenswerthe Stellung. Nicht ohne Grund wurde sogar ein Winckelmann so durchaus von ihm gefangen genommen. Raffael Mengs ist nicht groß durch das, was er leistete, sondern durch das, was er andeutete und vorbereitete. Mit seinem festen Dringen auf Reinheit und Großheit der Form, mit seiner begeisterten Hinweisung auf die Ideale der Antike und der italienischen Renaissance, zugleich mit seiner entschiedenen Forderung gewissenhaften Naturstudiums bekämpfte er den Barock- und Rococostil ganz in derselben nachdrücklichen Weise, wie ihn Winckelmann mit seiner Kunstgeschichte, wie ihn Klopstock und Lessing in der Dichtung bekämpften. Auch haben Mengs' Schriften, auf die Ausbildung der Kunsttheorie unserer klassischen Epoche einen weitgehenden Einfluß geübt. Lessing's Vorarbeiten zur Fortsetzung des „Laokoon" lassen ihn deutlich erkennen, und Goethe's Kunstbetrachtung wie die seines beständigen Mitarbeiters Heinrich Meyer geht in wichtigen Punkten von Mengs' Gesichtspunkten aus. Wenn Goethe als wesentliche Stufen: Naturnachahmung, Manier, Stil unterscheidet, so arbeitet er mit Mengs'schen Begriffen, die freilich durch ihn unvergleichlich vertieft und gereinigt worden sind.

Was sich neben Mengs an aufstrebender Kraft regt, steht weiter hinter ihm zurück. Adam Friedrich Oeser (1717—1799), zuerst in Dresden, sodann in Leipzig, verdankt es besonders seiner Verbindung mit Winckelmann und Goethe, daß sich sein Name im Gedächtniß der Nachwelt erhalten hat; an sich ist er in Erfindung, Zeichnung und Farbe einer der allerärgsten Manieristen und Allegoristen. Auch die unbedingten Verehrer des Winckelmann'schen Kunstideals täuschten sich schon bei Oeser's Lebzeiten über seine Unzulänglichkeit nicht. Und dasselbe Urtheil gilt auch von Angelica Kaufmann, der einst so viel Gefeierten (1742—1807). Sie strebt nach Reinheit und Anmuth der Form; aber sie vermag die zarte und feine Empfindung, die ihr eigen ist, in dieser Form nicht aus-

zudrücken, weil es ihr an Naturwahrheit fehlt; und so erscheinen ihre Werke nicht selten flach, süßlich und sentimental. Philipp Hackert (1737—1807), obgleich nur Vedutenmaler, hatte den Vortheil, daß ihm die großen Motive aus der Umgegend von Rom, Tivoli, Frascati und Albano ganz von selbst den Ton der großen heroischen Landschaft an die Hand gaben; aber Hackert hat nie verleugnen können, daß er seine wichtigsten Bildungsjahre in Paris verlebt hatte. Er hat kein Herz für das Wildwüchsige und Ursprüngliche, er kennt die Natur nur unter der Zucht der französischen Gartenscheere; er ist ohne Empfindung und ohne Kenntniß des charakteristisch Individuellen, Alles geht bei ihm nur auf äußerlich Schematisches, auf Sauberkeit und Gewandtheit des Machwerks.

So gewiß daher diese Zeit auch für die bildende Kunst eine beginnende Wendung zum Besseren war, so war sie doch nur eine sehr unzulängliche Uebergangsstufe. Was hatte diese kalte und mit allerlei zopfigen Nachklängen vermischte Formengebung in Wahrheit mit der Antike zu thun? Und wie fremd und äußerlich stand sie dem Denken und Empfinden der eigenen Zeit und Volksthümlichkeit gegenüber, dessen tiefster und schönheitsvollster Ausdruck zu sein das Wesen aller ächten Kunstidealität ist! Dies ist der Grund, warum sich bald darauf einerseits unter Asmus Carstens jene reinere, ausschließlich auf die ächt griechische Kunst gehende Formenrichtung herausbildete, welche in Thorwaldsen und Schinkel ihre unvergänglichsten Blüthen getrieben hat, und warum sich andererseits auch wieder dieser Richtung nach kurzer Frist eine neue Richtung gegenüberstellte, welche in dem Zurückgreifen auf die christliche Kunst des deutschen und italienischen Mittelalters die tiefere Empfindungsweise der heimisch volksthümlichen Religion und Denkart zu wahren suchte. An diesem gährenden Durcheinander blos äußerlich angelernter Richtungen leiden wir noch heut.

Inzwischen fehlte es schon damals nicht an einzelnen Künstlern, welche, unbeirrt von den hochfliegenden Ansprüchen jenes einseitigen Antikisirens, bereits keck in die eigenste Gegenwart und Wirklichkeit griffen. Es ist kein Meister von so großartiger und durchschlagender

Kraft unter ihnen, wie der Dichtung in Lessing zu Theil wurde: aber es sind Künstler von achtungswerther Tüchtigkeit.

Anton Graff aus Winterthur (1736—1813), seit 1766 in Dresden, malte mit großer Sicherheit der Zeichnung und mit glücklicher Kraft der Farbe Bildnisse, die zwar nicht die feine Gentilezza haben, durch welche uns die Bildnisse der großen Meister des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts entzücken, welche aber durch scharfen Blick für das Charakteristische, durch geistreiches Erfassen der Individualität einen hohen Rang einnehmen. Graff's Bildnisse sind von geschichtlicher Stimmung getragen, es liegt Monumentalität in ihnen.

Der bedeutendste und wirksamste Künstler volksthümlicher Richtung aber war Daniel Nicolaus Chodowiecki. Mit seinem feinfühligen und behenden Grabstichel hat er die unerschöpflichste und lebendigste Chronik des deutschen Kleinlebens jener Zeit geschrieben.

Ist es zufällig, daß dieser große Seelenmaler des deutschen Bürgerthums der Zeitgenosse Minna von Barnhelm's und der ersten deutschen bürgerlichen Trauerspiele war?

Chodowiecki war am 16. October 1726 zu Danzig geboren; seit 1743 aber lebte er in Berlin, woselbst er am 7. Februar 1801 starb. Ursprünglich Miniaturmaler, hat er sich auch in seinen Stichen und Radirungen vorzugsweise nur in Darstellungen kleinen Formats bewegt; in größeren Darstellungen, obgleich er ein fein charakterisirender Porträtzeichner war, versagt ihm die Kraft und er wird geschmacklos und zopfig. Sämmtliche Kupferstiche Chodowiecki's hat Wilhelm Engelmann 1857 herausgegeben, und es läßt sich aus dieser Sammlung unschwer erkennen, auf welchem Gebiet die wahrhafte Begabung des Künstlers lag. Chodowiecki begann mit Stoffen aus der nächsten Gegenwart und Wirklichkeit, mit Schilderung des behaglich schlichten Kleinbürgerthums, mit Scenen aus dem siebenjährigen Krieg und aus der Geschichte Friedrich's des Großen. Und in diesem Gebiet ist er immer am vorzüglichsten geblieben. Seine „Wallfahrt nach Buchholz", seine „Heirathsanträge", seine „Frauenbeschäftigungen", seine „Steckenpferdreiterei" und ähnliche Blätter

dieser Art sind von einem unvergleichlich frischen und kecken Blick für das Malerische, von der unbefangensten Lust und Freude am Wirklichen, von unverwüstlicher Laune, von fein ironischem, aber immer gutmüthigem Spott; die Zeichnung ist von geistsprühender Lebendigkeit, der Ton trefflich zusammengehalten.

Es ist kein Wunder, daß es Chodowiecki übel vermerkte, wenn man ihn mit Hogarth verglich; Chodowiecki ist dichterischer als Hogarth, weil er nicht so einseitig satirisch ist. Bald wurde er der von allen Buchhändlern gesuchte Illustrator der beliebtesten Dichtungen, Romane, Kalender und Almanache. Manches Flüchtige und Oberflächliche ist in diese Illustrationen mitunterlaufen; aber nie hat Chodowiecki in dieser betriebsamen Vielgeschäftigkeit sein Naturell und seine Kunst verleugnet. Es bezeichnet den Kreis seiner Darstellungen, wenn wir die bekanntesten der von ihm illustrirten Bücher nennen. Es waren Minna von Barnhelm und die Fabeln und Erzählungen Lessing's, Sebaldus Nothanker und die Anekdoten Friedrich's des Großen von Nicolai, Gellert's Erzählungen, Sophiens Reise, Hippel's Lebensläufe, Pestalozzi's Lienhard und Gertrud, Goethe's Werther und Hermann und Dorothea, Schiller's Kabale und Liebe, die Luise von Voß, der Deserteur von Sedaine, Voltaire's Candide, Rousseau's Heloise, der Don Quixote, der Prediger von Wakefield, Richardson's Clarissa, Smollet's Peregrine Pickle, Sterne's empfindsame Reise. Auch wo er sich an Dichtungen höheren Stils wagt, wie an Shakespeare's Hamlet und Macbeth und an Goethe's Götz, erfaßt er nur die genrehaften Motive. Und nie sind seine Illustrationen nur unselbständig dienend, so daß sie erst durch die beigesetzten erklärenden Textworte Verständniß erhalten müßten, sondern sie sind freie und selbständige Kunstwerke, klar und deutlich in sich, voll eigenen Lebens und Ausdrucks. Freilich liegt auch in Chodowiecki noch unsäglich viel Zopfiges; aber es ist das Zopfige der Trachten und Sitten seines Zeitalters. Innerhalb dieses Zopfes ist Chodowiecki von entzückender Frische und Naivetät.

Höchst eigenthümlich spiegeln sich die in der bildenden Kunst auf- und abwogenden Grundsätze und Geschmacksrichtungen auch in

der den bildenden Künsten so nah verwandten Landschaftsgärtnerei. Auch hier derselbe Kampf gegen den französischen Classicismus, und mit demselben halben Erfolg.

Mit dem Eindringen der englischen Literatur bürgerte sich in Deutschland zugleich der englische Gartenstil ein. Der französische Stil, wie er sich nach dem Vorbild der großartigen Schöpfungen Lenotre's durch ganz Europa verbreitet hatte, wollte die Natur durch die Kunst völlig überwinden; er war wesentlich Architektur, auf die Erdfläche übertragen. Der englische Stil dagegen, durch Pope und Addison angeregt und durch Kent und Brown künstlerisch ausgeführt, will die volle Freiheit und Ungebundenheit der Natur wahren. Er will der Natur nachhelfen und sie verschönen, setzt aber nach Art aller ächten Kunst sein eigenstes Wesen in die Verleugnung der Kunst; er will wieder Natur sein, aber ideale Natur. Der erste englische Garten in Deutschland war der Garten in Schwöbber bei Hameln an der Weser, 1750 vom Freiherrn Otto von Münchhausen angelegt; kurz darauf entstand der englische Garten in Hannover und zu Marienwerder bei Hannover; die schönste Anlage aber im neuen Stil war der Garten zu Harbke bei Helmstedt, vom Berghauptmann von Veltheim mit großem Aufwand ausgeführt. Die Einwirkung Rousseau's brachte den Sieg und die allgemeinste Verbreitung. Und doch blieb auch die Kunst der Landschaftsgärtnerei wieder auf halbem Wege stehen und verdarb sich das richtig erkannte Ideal sofort wieder durch die kleinlichsten und abgeschmacktesten Spielereien. Gleichwie der bildenden Kunst das äußerliche Zusammenstellen aller höchsten Idealformen als letztes Ziel galt, so meinte auch die Gartenkunst, wie sich der beste damalige deutsche Theoretiker derselben, Christian Cajus Laurenz Hirschfeld, Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften in Kiel, in seiner „Theorie der Gartenkunst“ (Bd. 1, S. 145) ausdrückt, „die Schönheiten, welche die Natur in ihren Landschaften verstreut, auf einen einzigen Platz sammeln und durch harmonische Vereinigung mit Gegenständen, die der Kunst gehören, den Eindruck der Natur erhöhen zu müssen“. Auf eine Fläche von wenigen

Morgen wurden künstliche Berge, Hügel, Grotten, Felsen, Seen, Wasserfälle dicht zusammengedrängt. Und ganz besonders trat diese Ueberladung in der architektonischen Staffage hervor. Ist allerdings für größere Parkanlagen die Belebung durch Gebäude unerläßliches Erforderniß, weil erst im Gebäude sich die Nähe des Menschen ankündigt, so müssen doch Architektur und Landschaftsgärtnerei durchaus Hand in Hand gehen und sich zur innigsten Einheitlichkeit der Wirkung zusammenschließen. Die Gartenkunst des achtzehnten Jahrhunderts aber verirrte sich nicht nur in die Bizarrerie der chinesischen Pavillons, welche der von Sir William Chambers eingeführte sogenannte chinesisch-englische Gartenstil sehr begünstigte, sondern warf alle Arten von Gebäuden aller Zeiten und Völker, Obelisken, Tempel mit korinthischen Säulen, Rotunden, römische Grabmale, gothische Kirchen und Burgruinen, türkische Moscheen und chinesische Häuschen, Statuen, Urnen und Vasen bunt und wirr durcheinander. Dazu sentimentale Inschriften, welche dem Lustwandelnden die Empfindungen aufzwangen, welche er bei jeder Scenerie empfinden sollte. Der berühmte Garten von Wörlitz bei Dessau, 1768—1770 von den Gärtnern Schoch und Neumark angelegt, und eine Reihe anderer zum Theil bereits verfallener, zum Theil jetzt wesentlich umgeformter Gärten jener Zeit geben noch heute lebendiges Zeugniß von dieser wunderlichen Mischung reinen Naturgefühls und empfindelnder Künstelei.

Auch jetzt wieder ist die Musik den anderen Künsten weit überlegen.

Sie schafft bereits vollendete Meisterwerke, wo die bildende Kunst, ja selbst die Dichtung, nicht über ringende Anfänge hinausreicht.

Doch auch für das Aufstreben der Musik waren durchaus dieselben Gedanken und Richtungen bestimmend und durchgreifend, wie für das Aufstreben der gleichzeitigen Kunst und Dichtung.

In der Kirchenmusik hatten Sebastian Bach und Händel einen Stil geschaffen, welcher volksthümlich deutsch und zugleich im höchsten Sinn künstlerisch ideal war. Das musikalische Drama dagegen

ſtand noch ausſchließlich unter der Obmacht der Italiener. Der Schwerpunkt der Geſchichte der deutſchen Muſik im ſiebenten und achten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts liegt ganz in derſelben Weiſe im Kampf gegen den Barock- und Rococoſtil der italieniſchen Oper, wie der Schwerpunkt der gleichzeitigen Geſchichte der Dichtung und Malerei im Kampf gegen den Barock- und Rococoſtil der franzöſiſchen Dichtung und bildenden Kunſt liegt. Und auch in der Muſik iſt der Kampf ein allen Kunſtgattungen gemeinſamer. Dieſelbe Zeit, welche die erſte große deutſche Oper ſchuf, ſchuf auch die volksthümlich deutſche Operette oder, wie man ſie damals treffend nannte, das deutſche Singſpiel, ſchuf auch die Kunſtform der neueren Symphonie.

Gluck's That iſt es, das muſikaliſche Drama hohen Stils in Wahrheit erſt erſchaffen zu haben.

Chriſtoph Wilibald Gluck, am 2. Juli 1714 zu Weidenwang, einem Dorf bei Neumarkt in der Oberpfalz, geboren, ſeit 1754 Kapellmeiſter am Wiener Hoftheater, hatte bereits eine große Anzahl italieniſirender Opern geſchrieben, als er 1762 mit „Orpheus und Eurydice“, 1767 mit der „Alceſte“ auftrat. Die Grundſätze, von welchen er bei der Compoſition der Alceſte geleitet wurde, hat Gluck ſelbſt mit ſtolzem Freimuth in jenem berühmten Widmungsſchreiben ausgeſprochen, mit welchem er 1769 die Partitur dem Großherzog von Toscana überreichte. Dieſes Schreiben iſt eine geharniſchte Kriegserklärung gegen die ſchnörkelhafte und effecthaſchende Entartung des italieniſchen Operngeſanges, welchem alle wirklich dramatiſche Geſtaltung und Charakteriſtik völlig abhanden gekommen war. Der Componiſt, ſagt Gluck, müſſe nicht der Eitelkeit der Sänger fröhnen, ſondern die Muſik zu ihrer wahren Beſtimmung zurückführen, die darin beſtehe, die Dichtung zu unterſtützen, um den Ausdruck der Gefühle und die Kraft der Situationen zu verſtärken, ohne die Handlung zu unterbrechen oder durch unnütze Verzierungen zu entſtellen. „Ich habe“, fährt Gluck fort, „mich demnach gehütet, den Gang der Handlung zur unpaſſenden Zeit durch ein Ritornell zu ſtören, oder einer Paſſage, in welcher der Sänger die Beweglichkeit

seiner schönen Stimme zeigen will, den Ausdruck zu opfern. Ich bin der Meinung, daß die Ouvertüre den Zuhörer auf den Charakter der Handlung vorbereiten und ihm den Inhalt derselben andeuten soll, daß die Instrumente immer nur im Verhältniß mit dem Grade der Leidenschaften angewendet werden müssen; ich verwendete einen großen Theil meiner Bemühungen auf die Erzielung einer edlen Einfachheit und vermied es daher auch, auf Kosten der Klarheit mit Schwierigkeiten zu prunken; ich habe niemals auf die Erfindung eines neuen Gedankens irgendeinen Werth gelegt, wenn er nicht von der Situation selbst herbeigeführt und dem Ausdruck angemessen war.“ Und ganz in demselben Sinn sagt Gluck in einem anderen Brief, daß die Stimme, die Instrumente, alle Töne, selbst die Pausen, nach dem einzigen Zweck des Ausdrucks streben müßten; die Uebereinstimmung zwischen den Worten und dem Gesange müsse von der Art sein, daß weder das Gedicht auf die Musik, noch die Musik auf das Gedicht gemacht zu sein scheine.

Nur langsam konnte die gewaltige Reform Boden gewinnen. Alceste in ihrer ersten ursprünglichen Gestalt war noch zu einseitig lyrisch; und den durch die Italiener verwöhnten Zeitgenossen war solche strenge Erhabenheit fremd. Gluck's Genius aber entfaltete sich immer mächtiger. In Paris, wohin Gluck seinen Kampfplatz verlegt hatte und wo er 1774 „Iphigenia in Aulis“, 1777 „Armida“, 1779 „Iphigenia in Tauris“ unter glänzendstem Erfolg zur Aufführung brachte, entbrannte der Kampf zwischen deutscher und italienischer Musik als der leidenschaftliche Kampf der Gluckisten und Piccinisten. Und schon als Gluck am 15. October 1787 zu Wien starb, war kein Streit mehr, daß Gluck der Schöpfer und zugleich für alle Zeiten einer der urgewaltigsten Meister der musikalischen Tragödie sei.

In der Tiefe und Folgerichtigkeit der dramatischen Charakterzeichnung, in der Wahrheit und Kraft des Ausdrucks, in der Schärfe der musikalischen Declamation hat Gluck den Späteren den Weg gezeigt; in der sicheren Empfindung für das einfach Große und Hoheitsvolle, in der großartigen Entfaltung heroischen Menschen-

daseins, die uns durchweg an die feierliche Erhabenheit der griechischen Tragik gemahnt, ist Gluck bisher nicht wieder erreicht worden.

Es war das Gefühl innigster Gesinnungsverwandtschaft, wenn Gluck und Klopstock für einander die innigste gegenseitige Verehrung hegten. Gluck verhält sich zu Klopstock und den Klopstockianern, wie Karl Maria von Weber zu den Romantikern; die Musiker erfüllten und vollführten auf's herrlichste, was die Dichter zwar auch erstrebten, aber über stammelnde Anfänge nicht hinausbrachten. Gluck's Compositionen seiner Oden wurden von Klopstock auf's höchste geschätzt und immer mit Sehnsucht erwartet. Und noch auffallender ist die Verwandtschaft Gluck's mit Raffael Mengs, obgleich keine Kunde vorhanden ist, daß jemals der Eine von dem Anderen Kenntniß genommen. An künstlerischer Genialität ragt Gluck über Raffael Mengs ebenso weit und noch weiter als über Klopstock hinaus; Gluck schafft tief innerlich für seine Heroen eine ursprüngliche eigene Sprache, wo Mengs nur altbekannte Typen ganz äußerlich wiederholt und zusammenstellt. Beide Künstler aber stehen durchaus innerhalb desselben Formprincips. Wie bei Mengs die unbedingte Unterordnung der Selbständigkeit der Malerei unter die Gesetze und Grenzen der Plastik, so bei Gluck die gleiche Unterordnung der Selbständigkeit der Musik unter die Gesetze und Grenzen der Charakteristik der Dichtung. Wie bei Mengs das eigenartig Malerische fehlt, so fehlt bei Gluck das eigenartig Musikalische der Polyphonie, das lebensvolle dramatische Zusammen und Gegeneinander der verschiedenen Stimmen und Charaktere. Es ist der Grundzug aller kunstgeschichtlichen Entwicklung, daß der herbe Stil dem schönen Stil vorangeht.

Und nicht minder triebkräftig und erfolgreich als die musikalische Tragödie war die Fortbildung des deutschen Singspiels. Die Keime desselben hatten sich schon vor dem siebenjährigen Kriege geregt; wie natürlich also, daß eine Zeit, welche das bürgerliche Trauerspiel und das nationale Lustspiel und die trefflichen Genrezeichnungen Chodowiecki's entstehen sah, ihm auf's freudigste entgegenkam!

Als Koch, der berühmte Theaterprincipal, 1764 die durch den

siebenjährigen Krieg unterbrochenen Vorstellungen in Leipzig wieder aufnahm, griff er auch sogleich nach dem Singspiel zurück, mit welchem er bereits 1752 lohnenden Erfolg gehabt hatte.

Standfuß, der Componist jener ersten Singspiele: „Der Teufel ist los“, „Der stolze Bauer Jochem Tröbs“ und „Der lustige Schuster“, war 1756 in den traurigsten Umständen im Spital zu Hamburg gestorben. Koch wendete sich daher an Johann Adam Hiller (1728—1804). Dieser legte jenen älteren Stücken neue Melodieen unter, und machte kurz darauf mit der Composition von Schiebeler's Lisuart und Dariolette einen selbständigen Versuch dieser Art. Eben damals aber hatte Christian Felix Weiße, welcher bereits Standfuß die Texte geliefert hatte, für das Singspiel wieder neue Theilnahme gewonnen. Auf einer Reise in Paris war Weiße, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, von Favart's komischen Operetten mit ihren leicht faßlichen und singbaren Chansons auf's lebhafteste angezogen worden; er hegte den Wunsch, das in seinen früheren Singspielen Begonnene nach seinen erneuten Erfahrungen fortzubilden. So entstand bald durch Koch's Vermittelung zwischen Hiller und Weiße das fruchtbarste Bündniß. Koch drängte zu immer neuer Arbeit. Jedes Jahr schrieb Hiller ein neues Singspiel; sein Honorar betrug für jedes Stück fünfzig Thaler.

Hiller's Bedeutung für die Geschichte des deutschen Singspiels wurde grundlegend für alle Zukunft. Obgleich Hiller, ein Schüler Hasse's und Graun's, nur ungern auf die Beschränkung einging, welche ihm die dürftigen Gesangskräfte der Koch'schen Truppe auferlegten, lebte er sich doch in diese Beschränkung so tief und liebevoll ein, daß er in ihr sein eigenstes Wesen und seine erfolgreichste Wirksamkeit fand. Im Leben krank und hypochondrisch, war Hiller gleichwohl in seiner Kunst kerngesund, voll froher Laune und muthwilliger Derbheit; unerschöpflich an natürlichen, gesangreichen, anmuthigen, klar faßlichen und darum ächt volksthümlichen Melodieen. Von Bühne zu Bühne wandernd und durch Clavierauszüge in allen Ständen und Familien verbreitet, sind diese Lieder schnell allgemeinbeliebte Volksweisen geworden und haben nicht wenig dazu beigetragen,

den Sinn für das Volkslied zu wecken. Bis tief in unser Jahrhundert hinein haben sich einzelne dieser Singspiele Hiller's, vor Allem „die Jagd" auf unseren Bühnen erhalten. Den Gesetzen des Dramas entsprechen sie nicht; es sind Lieder und wieder Lieder, ohne alles Ensemble. Aber diese Lieder selbst üben zum Theil noch immer ungeschwächt ihren eigenthümlichen Zauber.

Das Singspiel war der treuherzige Ausdruck des deutschen Volksgemüths; fröhlich, scherzhaft und doch so schlicht und innig, so ganz in der idyllischen Lust deutschen Kleinlebens befriedigt. Daher auch die wohlthuende Erscheinung, daß unter den zahlreichen Nachahmungen, die sogleich von allen Seiten auftauchten, fast nirgends sich Uebertreibung oder flache Modetändelei einschleicht, sondern ein jeder neue Meister immer nur wieder eine neue Spiegelung derselben kernhaften Grundstimmung ist. Unmittelbar aus der Schule Hiller's erstehen in Norddeutschland Reese, André, Benda, Schweitzer, Reichardt, Stegmann. In Wien waren bereits lange vor Hiller selbständige Anfänge vorhanden gewesen: schon 1752 war Haydn zum komischen Singspiel geführt worden. Jetzt aber erhob sich unter der anregenden Rückwirkung Hiller's dort die Pflege des Singspiels auf's neue. In Karl Ditters von Dittersdorf's ewig jugendfrischem „Doctor und Apotheker" und „Hieronymus Knicker" zeigt das Wiener Singspiel seine anmuthigste und keckste Entfaltung. Ihm folgten Schenk mit dem unvergleichlichen „Dorfbarbier", Kauer mit dem Donauweibchen.

Wohl fehlte es nicht an ernsten Männern, die diesem leichten Spiel nur mit Unbehagen zusahen. Ramler klagt in einem Brief an Knebel, daß die komische Oper alle Tragödie und Komödie verdränge: Boie stimmt in dieselbe Klage ein: auch von Lessing werden ähnliche mißmuthige Aeußerungen erzählt. Aber es führen viele Wege zum Himmelreich. Das deutsche Drama ist trotzdem groß geworden. Und aus dem deutschen Singspiel ist Mozart's „Belmonte und Constanze oder die Entführung aus dem Serail" hervorgegangen.

Und gleichzeitig mit der deutschen Oper und Operette entwickelte sich auch die deutsche Instrumentalmusik.

Kein anderes Volk hat eine Kunst der Instrumentalmusik wie das deutsche.

Als die deutsche Lyrik in der weitpauschigen Odendichtung Klopstock's und seiner Nachahmer noch sehr steif und unbeholfen einherschritt, als in der deutschen Lyrik der unmittelbare Gefühlsausdruck noch überall durch die breiteste Lehrhaftigkeit niedergehalten und unterdrückt wurde, so daß selbst der Dichter der preußischen Grenadierlieder für seine frisch aus dem Leben gegriffene kriegerische Stimmung den Volkston nur noch höchst unzulänglich finden konnte, schuf Haydn bereits seine unsterblichen Clavierſonaten, Symphonieen und Quartette.

Franz Joseph Haydn, am 31. März 1732 zu Rohrau in Nieder-Oestreich geboren, war eine Zeitlang durch die Schule der Italiener gegangen; hauptsächlich aber hatte er sich nach dem Vorbild Philipp Emanuel Bach's gebildet. Seit 1761 Kapellmeister des Fürsten Esterhazy, lebte Haydn teils in Eisenstadt, teils in Wien. Seinen höchsten Triumph feierte er 1798 in der Kaiserstadt mit der Aufführung der „Schöpfung". Am 31. Mai 1809 starb er, nachdem seine Werke im schönsten Sinn des Wortes populär geworden und trotz höherer Leistungen, die sie in den letzten Jahrzehnten übertroffen hatten, in der Schätzung der Mitwelt nichts verloren hatten.

Riehl hat in seiner geistvollen Charakteristik Haydn's vortrefflich hervorgehoben, wie sich in Haydn die großen und raschen Bildungsfortschritte der Kunstgeschichte seiner Zeit deutlicher und schärfer ausgeprägt haben, als in irgendeinem anderen Künstler. Seine Anfänge, obgleich bereits von sprudelnder Erfindungskraft, sind in der Empfindung noch eng und kleinbürgerlich, in der Behandlung noch hart und herb. Aber wie das deutsche Leben selbst, so wächst auch Haydn von der Zeit des siebenjährigen Krieges bis zur französischen Revolution immer mächtiger an Pathos und lyrischem Schwung: sein Gesichtskreis wird weiter und bestimmter, die Formen werden milder, phantasievoller, abgerundeter; die Instrumentation, zuerst noch knapp und kahl, wird, zum Theil durch die Rückwirkung

Mozart's, reicher und glänzender, oft sogar überreich. Nennt man Haydn den Schöpfer der neueren Instrumentalmusik, so hat dies den tiefgreifenden Sinn, daß er zuerst ihre Kunstformen festgestellt hat.

Was von der ganzen Zeit in allen Kunstgattungen erstrebt wurde, die innigste Versöhnung und Durchdringung des Künstlerischen und Volksthümlichen, von Haydn war es in vollster Mustergiltigkeit erreicht. Auch innerhalb der höchsten Kunstgestaltung ist Haydn ein durch und durch naiver Meister geblieben. Aufgewachsen unter kernigen Volksliedern, welche sein Vater und seine Mutter, schlichte Handwerksleute, allabendlich zur Harfe sangen, und welche so tief in das Herz des Knaben gedrungen waren, daß er sie als Greis noch auswendig wußte, hat Haydn immer und überall, auch in seinen glänzendsten Leistungen, jenen frischen und innigen Naturton, der sich unwiderstehlich die Herzen erobert. Wir lächeln, wenn wir in Dittersdorf's Selbstbiographie lesen, daß die Zeitgenossen Haydn mit Gellert verglichen; aber dieser Vergleich beweist nur, wie tief man von Anbeginn das ächt Deutsche und Volksthümliche Haydn's empfand. Nicht mit Gellert's, sondern mit Goethe's Lyrik ist Haydn's Musik zu vergleichen; so ganz und gar hat sie dieselbe schlichte Natürlichkeit, dieselbe Frische und bezaubernde Anmuth. Treuherzig und in tiefster Seele vergnügt und fröhlich, ist Haydn oft voll der muthwilligsten Späße und Scherze; aber immer zart und innig, immer voll Maß und Schönheit.

Der Frühlingshauch einer neuen Zeit liegt über Haydn's Schöpfungen.

Auf Gluck und Haydn folgen Mozart und Beethoven, auf Klopstock und Lessing folgen Goethe und Schiller.

BINDING SECT. NOV 1 6 1982

PN
754
H45
1881
T.3
Buch 1-2
c.1
ROBA